This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

4 06

יהוה

Ps CXIX.
JOH XVII.
17
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
εστι
כדברך
הבינני
ΑΚΡΟΤΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.

136.105
~~#6~~ ~~51~~

Erziehungslehre

von

Fr. H. Chr. Schwarz,

Doctor der Theologie und Philosophie, Großherz. Badenscher Geheimer Kirchenrath und ord. Professor der Theologie zu Heidelberg.

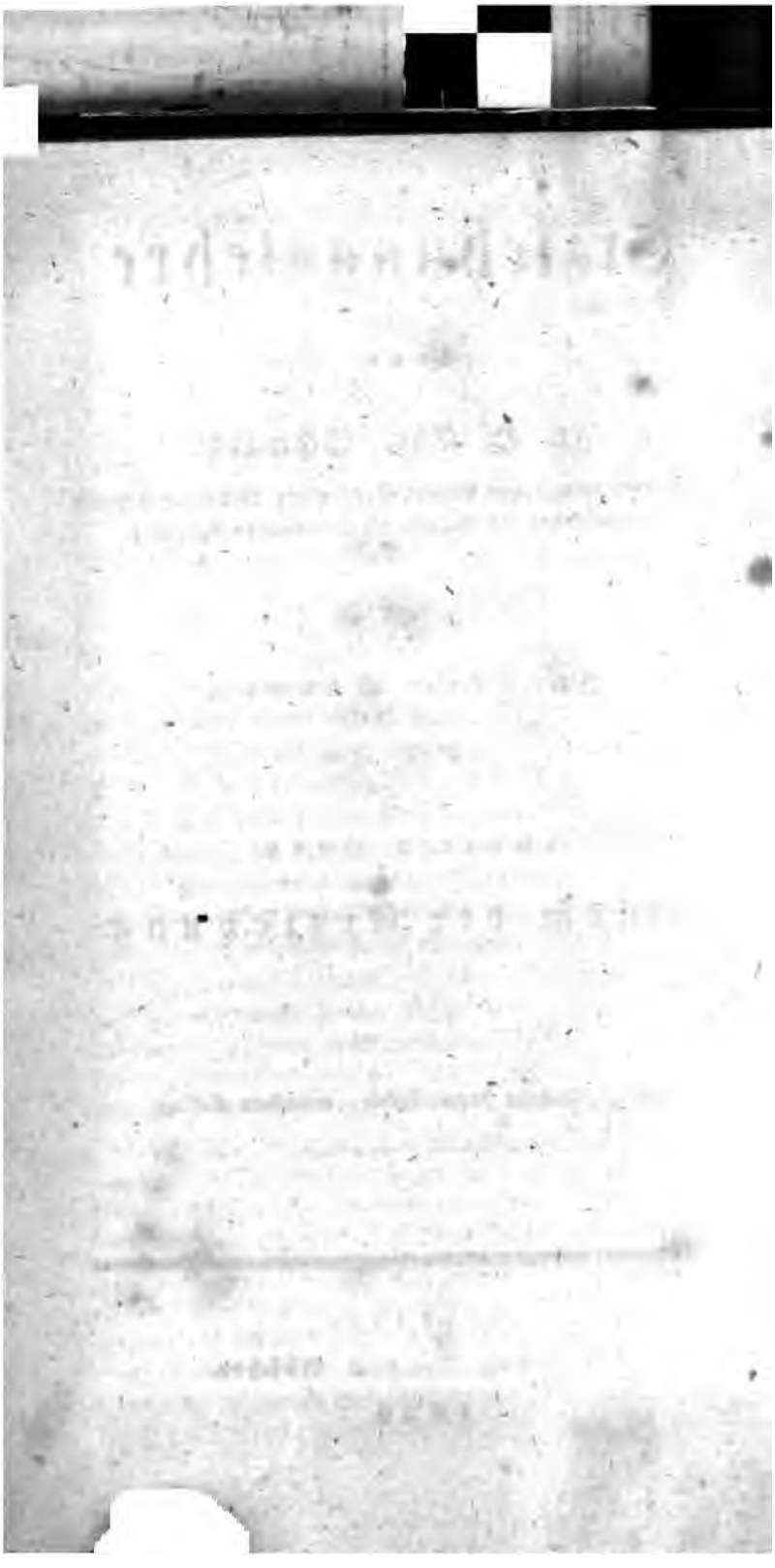
In drei Bänden.

Zweiter Band.

System der Erziehung.

Zweite, durchaus umgearbeitete, verbesserte Auflage.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen.
1829.



Einleitung.

Erster Abschnitt.

Erziehung des Menschen überhaupt.

1. Ihr Begriff.

Die Geschichte der Erziehung spricht uns den Begriff derselben aus, den wir in wenigen Worten ausdrücken: Die Erziehung ist die sich entwickelnde Menschheit. Deutlicher gedacht sagen wir damit: 1) sie ist das Werk der göttlichen Vorsehung, denn es ist das Walten der ewigen Weisheit, von welchem das Menschengeschlecht Daseyn, Fortdauer und Vollendung hat; 2) sie ist die Entwickelung des Göttlichen in dem Menschen, denn der ewige Geist erschuf ihn nach seinem Ebenbilde, und darin gab er ihm sein Wesen; 3) sie ist eine aus sich selbst hervorgehende Entwickelung, denn der endliche Geist erwächst als freies Wesen, indem er seine Kraft aus dem Kleinsten des Keimes bis ins Unendliche hin entfaltet; 4) sie ist Entwickelung der Menschheit, die durch ihre Individuen hindurchgeht, in der Zeitfolge neben und nach einander, von den Eltern auf das Kind, von Generation zu Generation, von Volk auf Volk, vom Ganzen auf den Einzelnen, und von diesem wieder aufs Ganze, von der Vorwelt auf die Nachwelt bis aufs Unabsehbare hinaus, denn die Menschheit ist kein abstractes

Begriff, ſie lebt in unzähligen Menſchen, die nach den Geſetzen des Raumes und der Zeit und der geiſtigen Kraft als ein großer Organiſmus zu einem Ganzen zuſammenwirken und ſich ins Unendliche fortbewegen. Faſſen wir dieſe Momente alſo beſtimmt zuſammen, ſo geben wir zum Voraus den Begriff der Erziehung: ſie iſt die durch ihre Individuen hindurch aus ſich ſelbſt ihr Göttliches unter Gottes Waltung entwickelnde Menſchheit *).

2. Ihre Nothwendigkeit.

Auch dieſe iſt durch die Geſchichte bewieſen. Denn von Anfang ſind Kinder erzogen worden und ſie werden es immerfort, und überall und noch ehe man darüber denkt, ob es nöthig ſey oder nicht **). Es liegt ein Naturgeſetz zum Grunde, und es gebietet auch unſerer

*) Von zwei genialen Schriftſtellern ſetzen wir, als vorläufig, folgende Winke hierher: J. P. Fr. Richter, (Levana) „Zum Ziele der Erziehungskunſt, das uns vorher klar und groß vorſtehen muß, ehe wir die beſtimmten Wege dazu meſſen, gehört die Erhebung über den Zeitgeiſt. Nicht für die Gegenwart iſt das Kind zu erziehen, denn dieſe thut es ohnehin unaufhörlich und gewaltſam, ſondern für die Zukunft, ja oft noch wieder die nächſte.“ G. Forſter, (Anſichten v. Rhein): „Es iſt eine leichte Kunſt, Maſchinen aus Menſchen zu ſchnitzen, aber die menſchliche Natur in ihrer Würde zu laſſen, und Kräften, die eine höhere Hand ſchuf, und in die einzelnen Keime legte, zu ihrer vollkommnen Entwickelung behülflich zu ſeyn, anſtatt ihnen Feſſeln anzulegen: — das iſt die große Kunſt, wozu die wenigſten Erzieher Geduld, Billigkeit und Selbſtverläugnung genug beſitzen. Anſtatt den Zögling den freien Gebrauch ſeiner Anlagen zu lehren, wollen ſie immer nur, daß er ſie nach ihrer Art gebrauchen ſoll. Ich behaupte ſogar, daß wenn ein ſolches Unding, wie ein vollkommnes Syſtem möglich wäre, die Anwendung deſſelben bei der Pädagogik für den Gebrauch der Vernunft dennoch gefährlicher als jedes andre werden müßte.“

**) Witzig und geiſtreich auf das Rechte hinführend fängt die Levana an Cap. 1. „Wichtigkeit der Erziehung, Cap. 2. Schulrede gegen ihren Einfluß, Cap. 3. Schulr. für denſelben.“

Freiheit als Gottes Gesetz. Denn wie alles Gesetzliche Allgemeinheit und Nothwendigkeit in sich schließt, so bringt auch hier nicht nur die menschliche Natur es mit sich, daß immer das jüngere Geschlecht auf irgend eine Weise in seiner Entwickelung auferzogen wird, sondern die Vernunft macht es auch zum Gegenstande des Nachdenkens, und zur heiligen Pflicht, daß das auf die beste Weise geschehe.

1) Physisch nothwendig ist die Erziehung, denn sie macht sich von selbst. So wie das Kind geboren ist, so ist es von diesen Eltern und unter diesen Einflüssen geboren, und erwächst unter diesen Umgebungen, Anregungen, Einwirkungen u. s. w. und so wird es gerade dieser Mensch, und von andern Eltern und unter andern Umständen von Zeit, Ort, Einfluß ꝛc. ist ein anderer Mensch geworden. Auch bedarf das Kind von seiner Geburt an des Schutzes, der Nahrung, der Pflege, also wenigstens der mütterlichen Versorgung, um nur leben zu können. Wenn also auch gar nichts absichtlich geschieht, so geschieht doch viel von selbst, und schon das ist Erziehung; ja sie ist auch da, wo anscheinend gar nichts, außer der Lebenserhaltung geschieht, weil da die Vernachlässigung nur anderer Einwirkung Raum macht, wornach das Kind sich entwickelt. Dahin gehören die Beispiele von Menschen, die unter Thieren, oder ohne menschliche Gesellschaft erwachsen sind. Daß die Natur erzieht, sehen wir übrigens an allem, was sie hervorbringt. Sie treibt das Gewächs zu seiner Entfaltung unter dem Einflusse von Nahrung, Luft, Licht u. s. w. und mit organischer Aneignung dessen, was eindringt; sie zieht die Pflanze aus dem Keime herauf, sie zieht durch ihre verborgene Macht den Baum in die Höhe. Daher entlehnen wir auch aus dem schönen Gewächsreiche den Ausdruck auferziehen, um ihn für das edelste Wesen der Erde und dessen edelste Thätigkeit zu einer höheren Bedeutung zu erheben. Und so bezeichnen wir

wie das Hervorgehen der wachsenden Theile in der Pflanze, auch das Hervorbringen der Kraft in dem Kinde als ein Entwickeln und Entfalten.

Und daß selbst die Natur durch etwas erzieht, das dem Bewußtseyn und der Absicht in den Erzeugern nahe kommt, beweisen die Thiere, vielleicht alle der vollkommneren Art, manche augenscheinlich. Der Singvogel läßt sich hören, und „wie die Alten sungen, zwitscherten die Jungen;" vielfach bemerkt man, wie einer seinen Gesang andern nachbildet. So kreiset der Raubvogel über dem Neste, wenn die Jungen flügge sind, damit sie ihre Flügel zum Aufschwunge versuchen. Das Thier auf der Erde führt seine Jungen, sobald sie können, heraus, geht, läuft, springt ihnen vor, lehrt sie spielend etwas erhaschen, läßt sie ihre Nahrung suchen und finden. Selbst der Löwe scheint nur unter den Löwen sein rechtes Gebrülle zu lernen, wie man aus dem schwächeren der im Behälter aufgezogenen schließen will. Noch mehr beweiset die sogenannte Thiersprache ein absichtliches Wirken der Thiere in ihrer Art auf einander, wornach sie sich gegenseitig bestimmen und also auch ihre Kräfte entwickeln und üben. So erzieht schon die Natur durch Trieb und dunkles Bewußtseyn; und so ein Mensch den andern, die Eltern nothwendig das Kind.

Aber in dem Menschen erzieht auch die Freiheit, die Vernunft, die Pflicht, und das nach einer höheren Nothwendigkeit. Die Natur führt ihn zum Bewußt- und Freiwerden, und hiermit gewinnt er Willkühr, Absicht, zweckmäßige Thätigkeit. Der blinde Trieb der Kindheit verwandelt sich in Selbstbewußtseyn, und unter der Einwirkung vernünftiger Wesen zum Gebrauche der Vernunft, zur Besonnenheit, zum Denken, Erkennen, Fühlen, Wollen, Handeln. Und so wird jeder nur unter Menschen Mensch. Aber er wird es nur in dem Grade vollkommner, als er von solchen umgeben ist, die gebildeter sind, und ihn vernünftiger erziehen, wenn auch

noch nicht gerade mit abſichtlichem, doch mit eindringendem Einfluſſe. Weil nun das die Beſtimmung eines jeden einzelnen Menſchen iſt, daß er zur möglichſten Vollkommenheit, zur Gottähnlichkeit gelange, und weil dieſes nur unter der erziehenden Einwirkung von andern geſchehen kann, weil es ferner die Beſtimmung der Eltern iſt, in ihrem Kinde ein Kind Gottes zu warten, zu pflegen, zu bilden, und ſo ihren Naturtrieb zu vergeiſtigen, und in eine vernünftige Befolgung des göttlichen Willens zu verklären, und weil endlich jeder Menſch in ſeinem Einfluſſe auf den andern ſelbſt ſeine Gottähnlichkeit beweiſen ſoll, dieſes aber nicht beſſer als durch die Erziehung des heranwachſenden Geſchlechts zu derſelben Beſtimmung geſchehen kann: ſo erkennen wir es als Gottes heiligen Willen, daß das Kind erzogen, als eine Erhebung des Naturgeſetzes in das Freiheitsgeſetz, daß die Jugend zur vernünftigen Bildung entwickelt, als eine große Pflicht der Menſchheit gegen ſich ſelbſt, daß ſie von Geſchlechte zu Geſchlechte im Ganzen und Einzelnen durch Einſicht und Abſicht zu ihrer Vollkommenheit durch ſich ſelbſt angeregt und angeleitet werde. So liegt uns denn die moraliſche, oder geheiligte Nothwendigkeit der Erziehung unbezweifelt vor. Wer nach weiteren Beweiſen fragt, mag ſich nur die Begriffe Beſtimmung, Menſchheit, Gottes Geſetz deutlich machen, und wer dann noch jene Nothwendigkeit nicht anerkennt, müßte folgerichtig auch die Idee der Gottähnlichkeit aufgeben. Bis weiter hinauf geht hier nicht unſere Lehre; wir ſetzen alſo dieſe Idee voraus, und den in derſelben begründeten Glauben, auch an die Möglichkeit der Erziehung. Dieſe ſpricht ſich ohnehin auch in unſerer inneren, wie in der geſammten äußeren Erfahrung aus, welche durch die uns vorliegende Aufgabe, ſo Gott will, vermehrt und beſtätigt werden ſoll.

Hiernach zeigt ſich, wie den Menſchen die Natur und die Freiheit erzieht, indem jene in dieſe ein- und

übergeht, wie sich also unser vorläufiger Begriff der Erziehung erklärt, als die durch sich selbst in ihren Individuen sich entwickelnde Menschheit, die nämlich so zur Vernunft, Freiheit, Gottähnlichkeit, und das durch Gottes Geist gelangt, und hierin zur höchsten Bildung eben recht frei und recht aus sich selbst, aus ihrem wahren Wesen zu ihrer unendlichen Würde fortschreitet *).

3. Ihre Verschiedenheit.

Sobald man zu dem Nachdenken gekommen ist, um für einen gewissen Zweck den jungen Menschen zu erziehen, so sucht man auch die Mittel, welche die dienlichsten seyn möchten, und es wird ein absichtliches Geschäft. Werden Zweck und Mittel folgerichtig für die Erziehung durchdacht, so ergiebt sich ein eignes Verfahren in derselben. Es lassen sich hiernach mehrere Erziehungsarten auffinden, welche sich hauptsächlich nach dem Erziehungszwecke bestimmen. Um nicht ins Unendliche zu gehen, erwähnen wir nur die folgerichtigen, und unter diesen diejenigen, welche etwas bewirken wollen, das aus dem Menschenleben hervorgeht. Sie lassen sich am einfachsten classificiren, wenn wir vorerst die einseitigen von den allseitigen abtrennen, und so dann weiter nach einem in den Natur liegenden Theilungsgrunde. Die einseitigen suchen entweder das Einzelne,

*) Kant, Pädag. v. Anf. „Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß.“ J. P. Fr. Richter, Lev. Vorr. „Ueber die Erziehung schreiben, heißt beinahe über alles auf einmal schreiben. — Alle Kräfte, womit die Völker arbeiten und glänzen, waren früher als Keime unter der Hand des Erziehers dagewesen.“ — Kant, Anthropol. (S. 321; auch Pädag. S. 22 fg.) setzt das Erziehen in Cultiviren, Civilisiren, Moralisiren, und erinnert, daß der, welcher erziehen soll, immer selbst noch der Erziehung bedürfe, daß also immer Abweichungen und Einlenkungen in diesem Geschäfte statt finden.

das Individuum, oder das Allgemeine, die Erziehungsweise für Mehrere, wo nicht für Alle. Jene theilen sich hiernach weiter ab, ob man das Kind zum Zwecke an sich macht, oder zum Mittel für etwas anders; diese sind verschieden je nach dem Ziele, das man mehr oder weniger allgemein dem heranwachsenden Geschlechte vorsteckt. Wir könnten auch nur geradezu die Geschichte befragen, doch ziemt es sich den Ueberblick so zu ordnen, daß uns kein System von einiger Bedeutung entgehe; und bei näherer Betrachtung finden sich eben auch nicht sehr viele.

I. Die einseitigen Erziehungsweisen.

A. Für den einzelnen Zögling.

a) Das Kind wird als Mittel behandelt.

Diese Weise der Erziehung hat schon den Namen Abrichtung, und hiermit ihr Urtheil erhalten. Der Mensch wird da wie ein Thier angesehen, und wie der Hund dressirt. Allerdings kann der Zweck, so verwerflich er auch ist, vollständig erreicht werden, eben darum, weil er auf etwas Einzelnes losgeht, und diesem alle Kraft des Kindes aufopfert. Daher lassen sich auch hier Regeln geben, wie für die Hunde-, Pferde-, Falken-Abrichtung, wie für die Blumisterei, das Baumbeschneiden ꝛc., die so sicher sind, wie alles, was sich auf richtige Naturbeobachtung gründet; und das gemeine Volk weiß dieses recht gut, gleichsam instinctmäßig zu treffen. Denn da wird doch der Knabe und das Mädchen so geschickt zugerichtet, wie es keine höhere Erziehung vermag; nicht nur zu den Hausarbeiten, sondern auch zu allerlei Thun und Treiben, zum Schwatzen, Betteln, Lügen, Stehlen u. s. w., und wir dürfen nicht blos an die Sparta-

aiſchen Knaben denken, welche das diebiſche Erſchnappen und Verheimlichen als Nationaltugend erlernten*), ſondern auch an die heutige Jugend insbeſondere in großen Städten, wo Lug und Betrug doch als Laſter anerkannt ſind**). Die Pagenerziehung, deren wir bei den Perſern und Römern gedachten***), war gerade nicht beſſer, wenn gleich ſcheinbarer, und auch ſie erſcheint uns in jetziger Zeit unter verfeinerten Formen. Kommen die Abrichter zu deutlichen Grundſätzen, ſo wiſſen ſie ihre Kunſt ſo zu lehren, daß es nicht fehlen kann, z. B. gebt dem Kinde nichts zu eſſen, gebt ihm Schläge, bis es ſeinen Dienſt geleiſtet, dann gebt ihm etwas für ſeine Gaumen- oder ſonſt Sinnenluſt †), bis es euch alles recht macht; oder ſucht ſein Talent zu der Sache zu ermuntern und zu üben, flößt ihm Ehrgeiz ein u. dgl. m., und ſo fahrt mit Feſtigkeit fort, nach einiger Zeit wird das alles zu des Kindes Natur, und ihr werdet euch über ſeine Geſchicklichkeit verwundern. Solche Kunſtverſtändige lachen auch gewöhnlich über die Thorheit derer, welche beſſer für die Kinder zu ſorgen meinen, und doch meiſt ihren Zweck verfehlen.

Der Bauer erzieht ſo ſeinen Knaben zum Pfluge,

---

*) Geſch. d. E. I. S. 289.

**) In London leben, nach einem Berichte des Geiſtlichen am Newgate-Gefängniß, an 15,000 Knaben, zwiſchen 8—12 Jahren vom Diebſtahle, (alſo ungefähr der vierte Theil aller Knaben dieſes Alters in London!) — das ſetzt doch eine ſorgfältige Abrichtung voraus. Und erfahren wir nicht auch Aehnliches bei Bettelkindern unter uns, die ſo mißbraucht werden? — So iſt es auch mit Kindern bei Seiltänzern u. dgl. herumziehenden Leuten, welche oft ſogar geſtohlen ſind.

***) Geſch. d. E. I. unter jenen Völkern.

†) Man möchte hier auch das Beiſpiel des unglücklichen Heinrichs IV. des Deutſchen Kaiſ. anführen, den zuerſt der Erzbiſch. von Cölln durch Härte, dann der Erzb. von Bremen durch Sinnlichkeitsdienſt zurichtete. So wurde der junge Dion (Corn. Nep. Dion 4.) verdorben. Aber wie viel giebt es der feineren Beiſpiele!

der Schuster zum Leisten, der Schreiber zur Feder, und so geht es bis in die höheren Stände hinauf *), wo es den Eltern nur darum zu thun ist, daß ihnen die Kinder nützen, dem Vater der Knabe zum Handdienste, der Mutter das Mädchen zum Hausdienste. Das ist die gemeinste Erziehungsweise, und man wird vergeblich dagegen predigen oder schreiben, so lange sie in das ganze Leben verflochten bleibt. Wie es z. B. bei den alten Aegyptern war, hatte sie wenigstens nicht diesen Widerspruch mit unsern edleren Grundsätzen.

b) — als Zweck.

Wer etwas mehr auf sein Kind hält, will doch, daß etwas aus ihm werde; er will ihm wohl. Nun kommt es darauf an, was er für dessen Bestes hält, ob ein Wohlleben, oder gutes Fortkommen in der Gesellschaft, oder Trefflichkeit. So giebt es da dreierlei Erziehungsweisen, die nicht zu rechnen, wo man sie vermischt und alles haben will, aber darum nichts recht erreicht.

1) „Ich lasse mein Kind seiner Jugend froh werden, sie ist ja die Rosenzeit des Lebens, und vor allem sie werde nicht verloren. Ich sorge nur dafür, daß es keinen Schaden nimmt, gebe ihm die nöthige Gewöhnung und Anweisung, daß es an Leib und Seele gesund bleibe, und denke darauf, wie ich ihm Vermögen erwerbe oder eine Lage verschaffe, in welcher es einst nach seinem Vergnügen leben kann. Mögen Andere sich abmühen mit allerlei Ideen für ihre Kinder, und diese quälen mit vielem Lehren und Moralisiren; das alles hilft doch nichts und ich fahre so am besten mit meiner Erziehung." Das ist die Sprache, die freilich nicht gerade laut wird, aber in der Art, wie die Kinder der Reichen und Vornehmen meist behandelt werden, sich genugsam äußert. Tritt da

*) I. S. 136. 150.

etwa ein Hauslehrer ein, so hat er mit jedem Tage neue Ursache sich zu betrüben, da er doch irgend etwas Besseres aus den Kindern bilden möchte, und da seine Vorstellungen vielleicht gut, aber mit stillem Lächeln aufgenommen, nicht aber befolgt werden, denn die Eltern wissen zu gut, was sie wollen, und die Kinder lassen sich das zu gern gefallen *).

2) Eltern, Vormünder, und wer nur Kinder zu versorgen hat, also auch die Vorsteher von Waisenhäusern u. dgl., haben nichts angelegentlicheres zu thun, als daß die Söhne und Töchter in der Welt ein gutes Fortkommen finden, oder, wie man sagen pflegt, ihr Glück machen. Was will man auch anders? Die Schriftsteller haben ihre hochfliegenden Ideen, und so träumen sich die, welche ihnen folgen, eine Welt, wie sie nicht ist, und ihre Kinder, die sie darnach erziehen, machen sie nur unglücklich. Gescheidte Leute denken anders und fangen es klüger an; sie gewöhnen ihr Kind für die Menschen, wie sie nun einmal sind, und lehren sie den Forderungen, welche das Leben an sie macht, so entsprechen, daß sie in alle Verhältnisse, in welche sie eintreten, und die man ihnen so gut wie möglich verschafft, auch gut einpassen, und also eine Harmonie in der menschlichen Gesellschaft gewinnen, welche vernünftiger ist, als jene schwärmerische einer längst verschollenen Zeit der Pythagoräer und Andrer. Jeder Mensch lebt in seiner

*) Doch lasse man nicht das Gute unbeachtet, welches in dem Frohsinne des Kindes besser zu gedeihen pflegt als in dem entgegengesetzten Klima. „Und was ist Wärme für das Menschenküchlein? Freudigkeit. — Sollen sie etwas anders haben? Einen traurigen Mann erduld' ich, aber kein trauriges Kind. — Denkt euch ein Kind, das zum Blutgerüste geführt würde; oder seht einen Schmetterling nach dem Ausreißen seiner Vierflügel kriechen als Raupe: so fühlt ihr, was ich meine. — — Heiterkeit ist zugleich Boden und Blume der Tugend, und ihr Kranz. — Die lieben Kinder sollen ihr Paradies bewohnen ꝛc." Levana.

Zeit, und man kann ihm und seiner Umgebung keine größere Wohlthat beweisen, als wenn man ihn dafür erzieht, daß er darin unangefochten, bequem, glücklich zu leben wisse *).

Diese Denkart erfährt man insbesondere in der Classe der Gebildeten, höheren oder niederen Standes; es ist die der civilisirten Cultur. Darum können auch Lehrer und Erzieher darauf rechnen, daß sie mit derselben überall am ersten ihr Glück machen. Sie erscheint übrigens in vielfachen Formen, bald gemeiner, bald vornehmer, wie sie sich nach der Verschiedenheit der Lebensweise, der Nationen, der Verfassungen, der Stände u. s. w. gestaltet. Man möchte sie wohl als die dermalige Europäische Erziehungsweise bezeichnen. Die pädagogischen Schriften der neueren Zeit sind auch meist darauf berechnet, und selbst solche, die einen höheren Gesichtspunkt haben, werden von dem größeren Publicum doch meist für jene Zwecke benutzt, welches auch darum, weil sie mehr enthalten als das Gewöhnliche, recht gut geschehen kann.

3) Wer aber etwas Höheres sucht, wird die Anlagen des jungen Menschen erforschen und ihn frühe genug zu der Bestimmung führen, worauf ihn dieselben hinweisen, und so wird er denselben zu seiner Trefflichkeit möglichst ausbilden. Das läßt sich auch recht gut bewirken, wenn man die Mittel verständig wählt, und beharrlich anwendet. So sehen wir Musiker, Maler, Gelehrte dieses oder jenes Faches, Sprachgeübte, Handfertige, und in diesem oder jenem geschickte Leute aus den Händen von Erziehern kommen, die auf das einfache Ziel nur ernstlich losgehen. Ja selbst solche Beispiele fehlen nicht, wo der junge Mensch wider seine Natur zu einer gewis-

*) Savoir vivre; savoir faire; darin faßt die Französische Lebenspraxis auch eine Menge von Erziehungsmaximen zusammen.

ſen Vollkommenheit gebracht zu ſeyn ſcheint*). Das iſt wohl im gemeinen Leben meiſt der Fall, wo man etwa noch jenen höheren Zweck vor Augen hat. Der Knabe muß häufig das Fach wählen, das gerade dem Vater gefällt, und worin er ſchon zum Voraus ſeinen Sohn ſich hervorthun ſieht; des Vaters eigene Eitelkeit iſt oft dabei im Spiele, ehrenwerth iſt er aber dann, wenn er dem Talente, das in ihm ſelbſt durch ungünſtige Umſtände unterdrückt worden, in ſeinem Sohne Genüge zu leiſten glaubt.

Welche Art von Vortrefflichkeit auch beabſichtigt ſeyn mag, ſo verwechſele man ſie nur nicht mit jener ächten, auf welche die allſeitige Erziehung alles Ernſtes dringt. Der Unterſchied iſt, daß die einſeitige nicht ſowohl auf den Wink der Natur achtet, als vielmehr einer Liebhaberei dient, manchmal ſogar des Kindes ſelbſt; und, mag ſie ſich ſogar mit dem Grundſatze beſchönigen, daß es beſſer ſey, Eins recht zu erſtreben, wäre es auch nicht das Rechte, als in Vielerlei die Kraft zu zerſplittern, ſo geht ſie doch nicht auf den Grund und das Weſen der wahren Bildung ein. Auch beweiſet ſie ſich gewöhnlich taub gegen die Erinnerungen der Lehrer. Auf jeden Fall iſt es aber eine Cultivirung der edleren Art.

B. Für die Geſellſchaft.

Die Erziehung erweitert ſich aber auch auf eine Vielheit der jungen Leute, die ſich zuſammen finden, auch wohl auf das ganze heranwachſende Geſchlecht, welches

*) Invita Minerva; vielleicht aber mehr anſcheinend, indem das wirkliche Talent vielleicht von dem Zöglinge ſelbſt aus Trägheit oder Zerſtreuungsſucht oder Widerſpenſtigkeit u. dgl. zurückgehalten worden. Das mochte wohl der Fall bei Raphael Mengs geweſen ſeyn, den ſein Vater durch Schläge und andere ſolche Mittel zum Erlernen der Malerei zwang, und der ein großer Künſtler wurde, welcher den Vater übertraf.

durch sie zu einer gewissen Denk- und Lebensweise gebracht werden soll. Zwar lassen sich die vorhergehenden Systeme in ihren Mitteln so ziemlich mit diesen verbinden, insofern die Einzelnen das Gemeinsame der Gesellschaft theilen, aber der Gesichtspunkt ist hier doch ganz anders, und verändert auch sehr das Verfahren. Wir haben hier weiter so abzutheilen: das Gemeinsame, wozu das Kind erzogen wird, ist entweder eine bestimmte Gesellschaft, oder es ist etwas der Menschheit an sich. Im ersteren Falle kann das Kind erzogen werden für das Haus, für den Staat, für die Kirche, oder für diese drei Vereine zugleich. Beispiele dieser Verfahrungsarten sehen wir in dem Patriarchalischen Leben, in der Nationalerziehung alter Völker, in der klösterlichen des Mittelalters, und in der späteren der Jesuitenschulen, und zwar theils für die einfachen Vereine, theils für mehrere zugleich; von letzterer Art bei den Israeliten und alten Aegyptern. Aber erst die vollendete Idee der Erziehung kann uns hierin befriedigen. Daher stellen wir weiter nicht solche Systeme auf, noch weniger die, wo man Kinder für andere beliebige Verbindungen erziehen will, welches ohnehin das Schlechte und Nichtige an der Stirne trägt und nichts anderes ist, als ein Abrichten. Was uns aber als eigenes System hierin vorsteht, ist die wahre Volks- und National-Erziehung, welche jedoch keine einseitige ist, und also in der Folge von uns genauer betrachtet werden muß.

Das Allgemeine, für welches man erziehen will, kann auch jenes der zweiten Art seyn, und hiervon haben wir jetzt zu reden. Es liegt in dem, was man in der Menschheit vorzugsweise als die dem jungen Geschlechte zukommende ansieht. Das ist nun immer eine Beziehung, in welcher dasselbe heranwachsen soll, entweder die zu Gott, insbesondere die christliche, oder zu dem menschlichen Geiste da, wo er als ideal erscheint, oder zu dem wirklichen Menschenleben, also entweder als Pietät, oder

Humanität, oder Realität; und so haben wir genau jene drei Systeme, mit welchen sich die Geschichte der neueren Zeit in ihrer ersten Periode schloß. Hier bleibt uns nur noch übrig, sie in ihrer Strenge aufzustellen, gesetzt sie wären auch nie so in der Wirklichkeit vorgekommen. Wir lassen sie nach den bekannten Benennungen folgen.

a. Das pietistische Erziehungssystem.

Das Kind gehört Gott an, bringt aber einen bösen Hang mit auf die Welt, und ist also von Gott abgewandt. Die Erziehung soll es zu ihm zurückführen. „Was heißt Kinderzucht? Eine heilige, priesterliche Methode, den Kinderseelen von ihrer Wiege an nichts anderes wissen zu lassen, als daß sie für den Heiland da sind, und ihre ganze Glückseligkeit darin besteht, wenn sie Ihn kennen, Ihn haben, Ihm dienen, mit Ihm umgehen, und ihr größtes Unglück, waserlei Art von Ihm getrennt zu seyn. Daher der Kinder größte Strafe die seyn muß, nicht beten, nicht singen, nicht in die Stunden gehen dürfen, und sonst nicht gestraft werden; eine Fühlung im Gemüthe haben, daß man schlecht stehe, ohne ein Gefühl im äußeren Menschen, daß mans übel habe" *). Einen eigenen Willen darf der Mensch nicht haben, sondern dem göttlichen soll er sich ganz unterwerfen, also brich dem Kinde seinen Willen, er ist von Natur böse, damit der Geist Gottes ihn umschaffe, die Wiedergeburt so frühe als möglich, und der neue Mensch in ihm erstehe, der nach Gott geschaffen ist; aber wache fortwährend über den jungen Menschen, lehre ihn selbst über

*) Zinzendorf, theol. Bedenken 1742. Man kann dieses Verfahren nicht tiefer und folgerichtiger angeben; verstehe man nur z. B. das letztere, die Strafweise. — Wie dagegen die neuere und neueste Ansicht von der Unschuld des Kindes und der himmelreinen Herrlichkeit der menschlichen Natur contrastirt, wissen wir wohl. Ob man aber mit dieser Ansicht besser erzogen hat?

sich wachen, und führe ihn zur strengen Selbsterkenntniß seiner nie ganz ausgetilgten Sündhaftigkeit, zur Selbstverläugnung und zur Ergreifung der Gnade.

Eine folgerichtige Erziehung verlangt dabei äußere Einrichtungen, um von allem Zerstreuenden und den weltlichen Sinn Reizenden entfernt zu halten, um in frommer Gesellschaft der Gleichgesinnten zu leben, so auch zu lernen, und um die besondere und gemeinsame Andacht zu üben, u. s. w. A. H. Franke hatte das im Waisenhause zu Halle (Anfangs) mit psychologischer Jugendkenntniß ausgeführt, Zinzendorf in einer größeren Weise zu Herrnhuth, in dessen Anstalten aber diese Seelenkunde langehin vermißt, und in neueren Verbesserungen erst benutzt wurde. Alle diese Anstalten haben durch den Erfolg die sichere Wirksamkeit dieser Erziehungsweise dargelegt, aber auch die Nachtheile, die kaum zu vermeiden sind, bemerken lassen. Heuchelei, und nicht blos Kopfhängerei, mönchisches, linkisches Wesen, geistlicher Stolz, und Verbildung bis zur Carricatur sind die Folgen eines allzufolgerichtigen Verfahrens in der Denkart, welche aus dem völlig willenlosen Kinde ein Gotteskind zu machen wähnt *).

*) Schon Augustinus konnte dahin führen, indem er sagt: „die Seele hat sich im Körperlichen befangen, und begehrt oder verabscheut nur dasjenige heftig, was vermöge der Außenwelt auf sie einfließt; auch kennt sie nicht mehr ihr inneres Wesen; sie bedarf also Unterricht und Zucht.“ Wenn man dieses weiter ins Mönchische treibt, wie z. B. der edelsinnige Vincentius von Beauvais, so kommt man eben so irre, als wenn man die neuplatonischen Ansichten von dem Gefängnisse der Seele zur Grundlage der Erziehung machen wollte. Die Verbesserungen der klösterlichen Erziehung, wie wir sie z. B. von Gaert Groote rühmten, zeigen, wie man früher diese Abirrungen fühlte, und die Freigeisterei, welche auf die pietistische Schule folgte, beweiset, wie solches Extrem leicht in sein entgegengesetztes umschlägt. Nichts ist wichtiger, als eine psychologische Behandlung der Kinderseele, welches Franke besser einsah als seine Nachahmer. Denn ist es wahr, was Young

Aufs Aeußerste getrieben, würde diese Erziehungsweise dem Kinde seine Natur ausziehen wollen, um ihm eine fremde einzusetzen, ihm also gar keinen frohen Augenblick gönnen, denn je mehr Kampf, desto mehr Gewinn, das Rosenlicht, das doch der Herr der Natur der Jugend zuströmen läßt, ihnen verfinstern, grausam jede seiner Freuden in Qual vergiften, überall nur mit Züchtigungen kommen, nie mit dem Sonnenblicke der Liebe, ihm die Erde zum Jammerthale machen, den Zögling in einen Züchtling, und also in einen widerspenstigen, sklavischen, tückischen, bitteren, lügenhaften, gleißnerischen Menschen verkehren, wo es ihr nämlich gelingen sollte, und nicht Gott es besser mit dem armen Kinde fügte. Hiermit legt sich die Unnatürlichkeit dieses Systems völlig vor Augen, sein Widerspruch mit seinem Zwecke.

b. Das humanistische Erziehungssystem.

Die Menschheit trägt ihr Wesen in dem Geiste, dieser aber hat seine Vollendung in den Geisteswerken der Griechen und Römer erreicht, welche also auch das höchste Bildungsmittel für uns bleiben. Dort sind die Idealien niedergelegt, auf welche die spätere Zeit immerfort zurückschauen muß, wenn sie nicht sinken soll, und wie der Künstler bei jenen classischen Völkern seine ewigen Muster findet, so der, welcher seinen Geist zur höchsten Stufe entwickeln will. Das kann aber nur vermittelst der Sprache geschehen. Ueberhaupt ist die Sprache der

---

in seinen Thoughts of Night (ch. 3.) hart genug sagt: „Gott hat allen andern Wesen außer sich selbst den scheußlichen Anblick erspart, ein nacktes Menschenherz zu sehen;“ wie dürften sich es Menschen erlauben, dem Kinde in seiner Seele das Teufelsbild vorzuhalten? Das müßte ärger das ganze Leben verfinstern, als ein ganzes Heer von Gespenstern, und doch würde es nicht zur Selbsterkenntniß, sondern zum tiefsten Unwahrseyn führen, also gerade dem bösen Feinde das Kind zuweisen.

einzige Weg der Vernunft, und je mehr Sprachen man erlernt, desto mehr wird uns in dem Inneren aufgeschlossen*). So dient auch schon das Studium unserer Muttersprache. Denn im Sprechen prägt sich der Begriff aus, und in diesem lebt der Geist als in dem Seinigen, weßhalb das Wort sein Abbild ist, und in dem Worte eine Welt gewonnen wird. Die Sprache ist das Geheimniß der Bildung. Aber keine Sprache in der Welt kann dem Geiste einen solchen Reichthum aufschließen, als jene beiden classischen; sie führen also am sichersten und tiefsten in die Humanität ein, und ihre Erlernung ist die beste Erziehung der Jugend**).

---

*) Wie der Ostgothische König Dietrich sich naiv soll geäußert haben, da er vier Sprachen verstand, er habe vier Geister in sich. Man erzählt aber auch diese Anekdote, natürlich gebildeter, von Karl V.

**) Melanchthon, theils nach dem Geiste seiner Zeit, theils aus der damals noch neuen und großen Erfahrung der wiederhergestellten alten Literatur, nannte die humanistischen Lehrer Praeceptores Germaniae; ihm selbst gebührte dieser Ehrenname vor allen, und er hat ihn erhalten. Die Einseitigkeit trat indessen immer stärker hervor, und so entstanden die Streitigkeiten über den Vorzug der Alten und Neuen, wovon in unserer Geschichte geredet worden (Perrault. Swift.). Aus anderm Grunde hat man in neuerer Zeit gegen den Humanismus gesprochen, nämlich ausgehend von der Meinung eines Fortschreitens, welches sich von allem Alten losmachen müsse, und dahin nunmehr gekommen sey, daß die Quelle des Alterthums nicht mehr einströmen dürfe, sondern die reinere unserer aufgeklärteren Zeit, und daß jedes Volk sich aus sich selbst und aus seiner Sprache bilden müsse, wie ja die Griechen auch gethan; so sey das Nibelungenlied jetzt statt des Homers zum Schulbuche zu machen; u. dgl. m. Einige Aeußerungen von Pestalozzi gegen den Verf. dieses lassen vermuthen, daß seine Denkart dieser nahe kam. „Man solle," meinte er, „ja die Jugend die großen Menschen des Alterthums nicht blos sehen lassen, sondern machen, daß aus ihr auch solche Menschen werden, die Alten aber seyen auf ganz anderm Wege so classisch geworden, als man es in unsern Schulen treibe." So persiflirte er das Modewerden des Griech. Studiums zu Paris, (1810): „sie werden die Antiken

aiſchen Knaben denken, welche das diebiſche Erſchnappen und Verheimlichen als Nationaltugend erlernten *), ſondern auch an die heutige Jugend insbeſondere in großen Städten, wo Lug und Betrug doch als Laſter anerkannt ſind **). Die Pagenerziehung, deren wir bei den Perſern und Römern gedachten ***), war gerade nicht beſſer, wenn gleich ſcheinbarer, und auch ſie erſcheint uns in jetziger Zeit unter verfeinerten Formen. Kommen die Abrichter zu deutlichen Grundſätzen, ſo wiſſen ſie ihre Kunſt ſo zu lehren, daß es nicht fehlen kann, z. B. gebt dem Kinde nichts zu eſſen, gebt ihm Schläge, bis es ſeinen Dienſt geleiſtet, dann gebt ihm etwas für ſeine Gaumen- oder ſonſt Sinnenluſt †), bis es euch alles recht macht; oder ſucht ſein Talent zu der Sache zu ermuntern und zu üben, flößt ihm Ehrgeiz ein u. dgl. m., und ſo fahrt mit Feſtigkeit fort, nach einiger Zeit wird das alles zu des Kindes Natur, und ihr werdet euch über ſeine Geſchicklichkeit verwundern. Solche Kunſtverſtändige lachen auch gewöhnlich über die Thorheit derer, welche beſſer für die Kinder zu ſorgen meinen, und doch meiſt ihren Zweck verfehlen.

Der Bauer erzieht ſo ſeinen Knaben zum Pfluge,

---

*) Geſch. d. E. I. S. 289.

**) In London leben, nach einem Berichte des Geiſtlichen am Newgate-Gefängniß, an 15,000 Knaben, zwiſchen 8—12 Jahren vom Diebſtahle, (alſo ungefähr der vierte Theil aller Knaben dieſes Alters in London!) — das ſetzt doch eine ſorgfältige Abrichtung voraus. Und erfahren wir nicht auch Aehnliches bei Bettelkindern unter uns, die ſo mißbraucht werden? — So iſt es auch mit Kindern bei Seiltänzern u. dgl. herumziehenden Leuten, welche oft ſogar geſtohlen ſind.

***) Geſch. d. E. I. unter jenen Völkern.

†) Man möchte hier auch das Beiſpiel des unglücklichen Heinrichs IV. des Deutſchen Kaiſ. anführen, den zuerſt der Erzbiſch. von Cölln durch Härte, dann der Erzb. von Bremen durch Sinnlichkeitsdienſt zurichtete. So wurde der junge Dion (Corn. Nep. Dion 4.) verdorben. Aber wie viel giebt es der feineren Beiſpiele!

der Schuster zum Leisten, der Schreiber zur Feder, und so geht es bis in die höheren Stände hinauf *), wo es den Eltern nur darum zu thun ist, daß ihnen die Kinder nützen, dem Vater der Knabe zum Handdienste, der Mutter das Mädchen zum Hausdienste. Das ist die gemeinste Erziehungsweise, und man wird vergeblich dagegen predigen oder schreiben, so lange sie in das ganze Leben verflochten bleibt. Wie es z. B. bei den alten Aegyptern war, hatte sie wenigstens nicht diesen Widerspruch mit unsern edleren Grundsätzen.

b) — als Zweck.

Wer etwas mehr auf sein Kind hält, will doch, daß etwas aus ihm werde; er will ihm wohl. Nun kommt es darauf an, was er für dessen Bestes hält, ob ein Wohlleben, oder gutes Fortkommen in der Gesellschaft, oder Trefflichkeit. So giebt es da dreierlei Erziehungsweisen, die nicht zu rechnen, wo man sie vermischt und alles haben will, aber darum nichts recht erreicht.

1) „Ich lasse mein Kind seiner Jugend froh werden, sie ist ja die Rosenzeit des Lebens, und vor allem sie werde nicht verloren. Ich sorge nur dafür, daß es keinen Schaden nimmt, gebe ihm die nöthige Gewöhnung und Anweisung, daß es an Leib und Seele gesund bleibe, und denke darauf, wie ich ihm Vermögen erwerbe oder eine Lage verschaffe, in welcher es einst nach seinem Vergnügen leben kann. Mögen Andere sich abmühen mit allerlei Ideen für ihre Kinder, und diese quälen mit vielem Lehren und Moralisiren; das alles hilft doch nichts und ich fahre so am besten mit meiner Erziehung." Das ist die Sprache, die freilich nicht gerade laut wird, aber in der Art, wie die Kinder der Reichen und Vornehmen meist behandelt werden, sich genugsam äußert. Tritt da

*) I. S. 136. 150.

etwa ein Hauslehrer ein, ſo hat er mit jedem Tage neue Urſache ſich zu betrüben, da er doch irgend etwas Beſſeres aus den Kindern bilden möchte, und da ſeine Vorſtellungen vielleicht gut, aber mit ſtillem Lächeln aufgenommen, nicht aber befolgt werden, denn die Eltern wiſſen zu gut, was ſie wollen, und die Kinder laſſen ſich das zu gern gefallen *).

2) Eltern, Vormünder, und wer nur Kinder zu verſorgen hat, alſo auch die Vorſteher von Waiſenhäuſern u. dgl., haben nichts angelegentlicheres zu thun, als daß die Söhne und Töchter in der Welt ein gutes Fortkommen finden, oder, wie man ſagen pflegt, ihr Glück machen. Was will man auch anders? Die Schriftſteller haben ihre hochfliegenden Ideen, und ſo träumen ſich die, welche ihnen folgen, eine Welt, wie ſie nicht iſt, und ihre Kinder, die ſie darnach erziehen, machen ſie nur unglücklich. Geſcheidte Leute denken anders und fangen es klüger an; ſie gewöhnen ihr Kind für die Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, und lehren ſie den Forderungen, welche das Leben an ſie macht, ſo entſprechen, daß ſie in alle Verhältniſſe, in welche ſie eintreten, und die man ihnen ſo gut wie möglich verſchafft, auch gut einpaſſen, und alſo eine Harmonie in der menſchlichen Geſellſchaft gewinnen, welche vernünftiger iſt, als jene ſchwärmeriſche einer längſt verſchollenen Zeit der Pythagoräer und Andrer. Jeder Menſch lebt in ſeiner

*) Doch laſſe man nicht das Gute unbeachtet, welches in dem Frohſinne des Kindes beſſer zu gedeihen pflegt als in dem entgegengeſetzten Klima. „Und was iſt Wärme für das Menſchenküchlein? Freundigkeit. — Sollen ſie etwas anders haben? Einen traurigen Mann erduld' ich, aber kein trauriges Kind. — Denkt euch ein Kind, das zum Blutgerüſte geführt würde; oder ſeht einen Schmetterling nach dem Ausreißen ſeiner Vierflügel kriechen als Raupe: ſo fühlt ihr, was ich meine. — — Heiterkeit iſt zugleich Boden und Blume der Tugend, und ihr Kranz. — Die lieben Kinder ſollen ihr Paradies bewohnen ꝛc.“ Levana.

Zeit, und man kann ihm und seiner Umgebung keine größere Wohlthat beweisen, als wenn man ihn dafür erzieht, daß er darin unangefochten, bequem, glücklich zu leben wisse *).

Diese Denkart erfährt man insbesondere in der Classe der Gebildeten, höheren oder niederen Standes; es ist die der civilisirten Cultur. Darum können auch Lehrer und Erzieher darauf rechnen, daß sie mit derselben überall am ersten ihr Glück machen. Sie erscheint übrigens in vielfachen Formen, bald gemeiner, bald vornehmer, wie sie sich nach der Verschiedenheit der Lebensweise, der Nationen, der Verfassungen, der Stände u. s. w. gestaltet. Man möchte sie wohl als die dermalige Europäische Erziehungsweise bezeichnen. Die pädagogischen Schriften der neueren Zeit sind auch meist darauf berechnet, und selbst solche, die einen höheren Gesichtspunkt haben, werden von dem größeren Publicum doch meist für jene Zwecke benutzt, welches auch darum, weil sie mehr enthalten als das Gewöhnliche, recht gut geschehen kann.

3) Wer aber etwas Höheres sucht, wird die Anlagen des jungen Menschen erforschen und ihn frühe genug zu der Bestimmung führen, worauf ihn dieselben hinweisen, und so wird er denselben zu seiner Trefflichkeit möglichst ausbilden. Das läßt sich auch recht gut bewirken, wenn man die Mittel verständig wählt, und beharrlich anwendet. So sehen wir Musiker, Maler, Gelehrte dieses oder jenes Faches, Sprachgeübte, Handfertige, und in diesem oder jenem geschickte Leute aus den Händen von Erziehern kommen, die auf das einfache Ziel nur ernstlich losgehen. Ja selbst solche Beispiele fehlen nicht, wo der junge Mensch wider seine Natur zu einer gewis-

*) Savoir vivre; savoir faire; darin faßt die Französische Lebenspraxis auch eine Menge von Erziehungsmaximen zusammen.

sen Vollkommenheit gebracht zu seyn scheint*). Das ist wohl im gemeinen Leben meist der Fall, wo man etwa noch jenen höheren Zweck vor Augen hat. Der Knabe muß häufig das Fach wählen, das gerade dem Vater gefällt, und worin er schon zum Voraus seinen Sohn sich hervorthun sieht; des Vaters eigene Eitelkeit ist oft dabei im Spiele, ehrenwerth ist er aber dann, wenn er dem Talente, das in ihm selbst durch ungünstige Umstände unterdrückt worden, in seinem Sohne Genüge zu leisten glaubt.

Welche Art von Vortrefflichkeit auch beabsichtigt seyn mag, so verwechsele man sie nur nicht mit jener ächten, auf welche die allseitige Erziehung alles Ernstes dringt. Der Unterschied ist, daß die einseitige nicht sowohl auf den Wink der Natur achtet, als vielmehr einer Liebhaberei dient, manchmal sogar des Kindes selbst; und, mag sie sich sogar mit dem Grundsatze beschönigen, daß es besser sey, Eins recht zu erstreben, wäre es auch nicht das Rechte, als in Vielerlei die Kraft zu zersplittern, so geht sie doch nicht auf den Grund und das Wesen der wahren Bildung ein. Auch beweiset sie sich gewöhnlich taub gegen die Erinnerungen der Lehrer. Auf jeden Fall ist es aber eine Cultivirung der edleren Art.

B. Für die Gesellschaft.

Die Erziehung erweitert sich aber auch auf eine Vielheit der jungen Leute, die sich zusammen finden, auch wohl auf das ganze heranwachsende Geschlecht, welches

*) Invita Minerva; vielleicht aber mehr anscheinend, indem das wirkliche Talent vielleicht von dem Zöglinge selbst aus Trägheit oder Zerstreuungssucht oder Widerspenstigkeit u. dgl. zurückgehalten worden. Das mochte wohl der Fall bei Raphael Mengs gewesen seyn, den sein Vater durch Schläge und andere solche Mittel zum Erlernen der Malerei zwang, und der ein großer Künstler wurde, welcher den Vater übertraf.

durch ſie zu einer gewiſſen Denk- und Lebensweiſe gebracht werden ſoll. Zwar laſſen ſich die vorhergehenden Syſteme in ihren Mitteln ſo ziemlich mit dieſen verbinden, inſofern die Einzelnen das Gemeinſame der Geſellſchaft theilen, aber der Geſichtspunkt iſt hier doch ganz anders, und verändert auch ſehr das Verfahren. Wir haben hier weiter ſo abzutheilen: das Gemeinſame, wozu das Kind erzogen wird, iſt entweder eine beſtimmte Geſellſchaft, oder es iſt etwas der Menſchheit an ſich. Im erſteren Falle kann das Kind erzogen werden für das Haus, für den Staat, für die Kirche, oder für dieſe drei Vereine zugleich. Beiſpiele dieſer Verfahrungsarten ſehen wir in dem Patriarchaliſchen Leben, in der Nationalerziehung alter Völker, in der klöſterlichen des Mittelalters, und in der ſpäteren der Jeſuitenſchulen, und zwar theils für die einfachen Vereine, theils für mehrere zugleich; von letzterer Art bei den Iſraeliten und alten Aegyptern. Aber erſt die vollendete Idee der Erziehung kann uns hierin befriedigen. Daher ſtellen wir weiter nicht ſolche Syſteme auf, noch weniger die, wo man Kinder für andere beliebige Verbindungen erziehen will, welches ohnehin das Schlechte und Nichtige an der Stirne trägt und nichts anderes iſt, als ein Abrichten. Was uns aber als eigenes Syſtem hierin vorſteht, iſt die wahre Volks- und National-Erziehung, welche jedoch keine einſeitige iſt, und alſo in der Folge von uns genauer betrachtet werden muß.

Das Allgemeine, für welches man erziehen will, kann auch jenes der zweiten Art ſeyn, und hiervon haben wir jetzt zu reden. Es liegt in dem, was man in der Menſchheit vorzugsweiſe als die dem jungen Geſchlechte zukommende anſieht. Das iſt nun immer eine Beziehung, in welcher daſſelbe heranwachſen ſoll, entweder die zu Gott, insbeſondere die chriſtliche, oder zu dem menſchlichen Geiſte da, wo er als ideal erſcheint, oder zu dem wirklichen Menſchenleben, alſo entweder als Pietät, oder

Humanität, oder Realität; und so haben wir genau jene drei Systeme, mit welchen sich die Geschichte der neueren Zeit in ihrer ersten Periode schloß. Hier bleibt uns nur noch übrig, sie in ihrer Strenge aufzustellen, gesetzt sie wären auch nie so in der Wirklichkeit vorgekommen. Wir lassen sie nach den bekannten Benennungen folgen.

a. Das pietistische Erziehungssystem.

Das Kind gehört Gott an, bringt aber einen bösen Hang mit auf die Welt, und ist also von Gott abgewandt. Die Erziehung soll es zu ihm zurückführen. „Was heißt Kinderzucht? Eine heilige, priesterliche Methode, den Kinderseelen von ihrer Wiege an nichts anderes wissen zu lassen, als daß sie für den Heiland da sind, und ihre ganze Glückseligkeit darin besteht, wenn sie Ihn kennen, Ihn haben, Ihm dienen, mit Ihm umgehen, und ihr größtes Unglück, waserlei Art von Ihm getrennt zu seyn. Daher der Kinder größte Strafe die seyn muß, nicht beten, nicht singen, nicht in die Stunden gehen dürfen, und sonst nicht gestraft werden; eine Fühlung im Gemüthe haben, daß man schlecht stehe, ohne ein Gefühl im äußeren Menschen, daß mans übel habe" *). Einen eigenen Willen darf der Mensch nicht haben, sondern dem göttlichen soll er sich ganz unterwerfen, also brich dem Kinde seinen Willen, er ist von Natur böse, damit der Geist Gottes ihn umschaffe, die Wiedergeburt so frühe als möglich, und der neue Mensch in ihm erstehe, der nach Gott geschaffen ist; aber wache fortwährend über den jungen Menschen, lehre ihn selbst über

*) Zinzendorf, theol. Bedenken 1742. Man kann dieses Verfahren nicht tiefer und folgerichtiger angeben; verstehe man nur z. B. das letztere, die Strafweise. — Wie dagegen die neuere und neueste Ansicht von der Unschuld des Kindes und der himmelreinen Herrlichkeit der menschlichen Natur contrastirt, wissen wir wohl. Ob man aber mit dieser Ansicht besser erzogen hat?

sich wachen, und führe ihn zur strengen Selbsterkenntniß seiner nie ganz ausgetilgten Sündhaftigkeit, zur Selbstverläugnung und zur Ergreifung der Gnade.

Eine folgerichtige Erziehung verlangt dabei äußere Einrichtungen, um von allem Zerstreuenden und den weltlichen Sinn Reizenden entfernt zu halten, um in frommer Gesellschaft der Gleichgesinnten zu leben, so auch zu lernen, und um die besondere und gemeinsame Andacht zu üben, u. s. w. A. H. Franke hatte das im Waisenhause zu Halle (Anfangs) mit psychologischer Jugendkenntniß ausgeführt, Zinzendorf in einer größeren Weise zu Herrnhuth, in dessen Anstalten aber diese Seelenkunde langehin vermißt, und in neueren Verbesserungen erst benutzt wurde. Alle diese Anstalten haben durch den Erfolg die sichere Wirksamkeit dieser Erziehungsweise dargelegt, aber auch die Nachtheile, die kaum zu vermeiden sind, bemerken lassen. Heuchelei, und nicht blos Kopfhängerei, mönchisches, linkisches Wesen, geistlicher Stolz, und Verbildung bis zur Carricatur sind die Folgen eines allzufolgerichtigen Verfahrens in der Denkart, welche aus dem völlig willenlosen Kinde ein Gotteskind zu machen wähnt *).

---

*) Schon Augustinus konnte dahin führen, indem er sagt: „die Seele hat sich im Körperlichen befangen, und begehrt oder verabscheut nur dasjenige heftig, was vermöge der Außenwelt auf sie einfließt; auch kennt sie nicht mehr ihr inneres Wesen; sie bedarf also Unterricht und Zucht.“ Wenn man dieses weiter ins Mönchische treibt, wie z. B. der edelsinnige Vincentius von Beauvais, so kommt man eben so irre, als wenn man die neuplatonischen Ansichten von dem Gefängnisse der Seele zur Grundlage der Erziehung machen wollte. Die Verbesserungen der klösterlichen Erziehung, wie wir sie z. B. von Gaert Groote rühmten, zeigen, wie man früher diese Abirrungen fühlte, und die Freigeisterei, welche auf die pietistische Schule folgte, beweiset, wie solches Extrem leicht in sein entgegengesetztes umschlägt. Nichts ist wichtiger, als eine psychologische Behandlung der Kinderseele, welches Franke besser einsah als seine Nachahmer. Denn ist es wahr, was Young

Aufs Aeußerſte getrieben, würde dieſe Erziehungsweiſe dem Kinde ſeine Natur ausziehen wollen, um ihm eine fremde einzuſetzen, ihm alſo gar keinen frohen Augenblick gönnen, denn je mehr Kampf, deſto mehr Gewinn, das Roſenlicht, das doch der Herr der Natur der Jugend zuſtrömen läßt, ihnen verfinſtern, grauſam jede ſeiner Freuden in Qual vergiften, überall nur mit Züchtigungen kommen, nie mit dem Sonnenblicke der Liebe, ihm die Erde zum Jammerthale machen, den Zögling in einen Züchtling, und alſo in einen widerſpenſtigen, ſklaviſchen, tückiſchen, bitteren, lügenhaften, gleißneriſchen Menſchen verkehren, wo es ihr nämlich gelingen ſollte, und nicht Gott es beſſer mit dem armen Kinde fügte. Hiermit legt ſich die Unnatürlichkeit dieſes Syſtems völlig vor Augen, ſein Widerſpruch mit ſeinem Zwecke.

b. Das humaniſtiſche Erziehungsſyſtem.

Die Menſchheit trägt ihr Weſen in dem Geiſte, dieſer aber hat ſeine Vollendung in den Geiſteswerken der Griechen und Römer erreicht, welche alſo auch das höchſte Bildungsmittel für uns bleiben. Dort ſind die Idealien niedergelegt, auf welche die ſpätere Zeit immerfort zurückſchauen muß, wenn ſie nicht ſinken ſoll, und wie der Künſtler bei jenen claſſiſchen Völkern ſeine ewigen Muſter findet, ſo der, welcher ſeinen Geiſt zur höchſten Stufe entwickeln will. Das kann aber nur vermittelſt der Sprache geſchehen. Ueberhaupt iſt die Sprache der

---

in ſeinen Thoughts of Night (ch. 3.) hart genug ſagt: „Gott hat allen andern Weſen außer ſich ſelbſt den ſcheußlichen Anblick erſpart, ein nacktes Menſchenherz zu ſehen;“ wie dürften ſich es Menſchen erlauben, dem Kinde in ſeiner Seele das Teufelsbild vorzuhalten? Das müßte ärger das ganze Leben verfinſtern, als ein ganzes Heer von Geſpenſtern, und doch würde es nicht zur Selbſterkenntniß, ſondern zum tiefſten Unwahrſeyn führen, alſo gerade dem böſen Feinde das Kind zuweiſen.

einzige Weg der Vernunft, und je mehr Sprachen man erlernt, desto mehr wird uns in dem Inneren aufgeschlossen*). So dient auch schon das Studium unserer Muttersprache. Denn im Sprechen prägt sich der Begriff aus, und in diesem lebt der Geist als in dem Seinigen, weßhalb das Wort sein Abbild ist, und in dem Worte eine Welt gewonnen wird. Die Sprache ist das Geheimniß der Bildung. Aber keine Sprache in der Welt kann dem Geiste einen solchen Reichthum aufschließen, als jene beiden classischen; sie führen also am sichersten und tiefsten in die Humanität ein, und ihre Erlernung ist die beste Erziehung der Jugend**).

---

*) Wie der Ostgothische König Dietrich sich naiv soll geäußert haben, da er vier Sprachen verstand, er habe vier Seister in sich. Man erzählt aber auch diese Anekdote, natürlich gebildeter, von Karl V.

**) Melanchthon, theils nach dem Geiste seiner Zeit, theils aus der damals noch neuen und großen Erfahrung der wiederhergestellten alten Literatur, nannte die humanistischen Lehrer Praeceptores Germaniae; ihm selbst gebührte dieser Ehrenname vor allen, und er hat ihn erhalten. Die Einseitigkeit trat indessen immer stärker hervor, und so entstanden die Streitigkeiten über den Vorzug der Alten und Neuen, wovon in unserer Geschichte geredet worden (Perrault. Swift.). Aus anderm Grunde hat man in neuerer Zeit gegen den Humanismus gesprochen, nämlich ausgehend von der Meinung eines Fortschreitens, welches sich von allem Alten losmachen müsse, und dahin nunmehr gekommen sey, daß die Quelle des Alterthums nicht mehr einströmen dürfe, sondern die reinere unserer aufgeklärteren Zeit, und daß jedes Volk sich aus sich selbst und aus seiner Sprache bilden müsse, wie ja die Griechen auch gethan; so sey das Nibelungenlied jetzt statt des Homers zum Schulbuche zu machen; u. dgl. m. Einige Aeußerungen von Pestalozzi gegen den Verf. dieses lassen vermuthen, daß seine Denkart dieser nahe kam. „Man solle," meinte er, „ja die Jugend die großen Menschen des Alterthums nicht blos sehen lassen, sondern machen, daß aus ihr auch solche Menschen werden, die Alten aber seyen auf ganz anderm Wege so classisch geworden, als man es in unsern Schulen treibe." So persiflirte er das Modewerden des Griech. Studiums zu Paris, (1810): „sie werden die Antiken

Wer das zum Aeußerſten ausführt, hält hauptſächlich auf das Grammatiſche, und ſtatt daſſelbe zur Bedingung für das Philologiſche zu machen, wendet er es herum und macht dieſes zum Mittel für jenes. „Denn," ſagt er, „nur ſchulgerechtes Einlernen übt den Schüler zum Eindringen, und nur durch den Buchſtaben, ſelbſt im buchſtäblichen Sinne, dringt er wirklich ein. Auch iſt das die wahre Uebung der ſittlichen Kraft*). Auf dem dornigen Wege der Grammatik erſtarkt die jugendliche Seele, um den Geiſt der Alten zu erfaſſen, ſonſt iſt und bleibt alles Spielerei oder eitler Schein. Mag denn auch immer der Knabe ſeine Plage fühlen, deſto beſſer**), das Feuer ſtählt das Eiſen; mag auch das Aemuliren und Certiren Haß erwecken, wer recht haßt, beweiſet Charakter***), und darin iſt mehr Gutes als in eurer Weichheit und Freundlichkeit; mag auch der Knabe in dieſe oder jene Unart gerathen, das geſchieht auf anderem Wege auch, und er wird doch beſſer wie die andern, denn er lebt in dem Herrlichſten, was der menſchliche Geiſt nur je aufgeſtellt hat." Wollte man entgegnen: „Alſo haltet ihr einen Grammatikalfehler für die größte Sünde?" ſo würde der ſteife Schulrector antworten: Rem acu tetigisti.

---

in Porzellanfigürchen zum Aufputzen verwandeln!" und er wollte nicht, daß Knaben ſchon zu den Claſſikern geführt würden. Man ſieht hier unter einem gegründeten Tadel doch die Tendenz durchblicken, welche die Bildung in reiner Entwicklung des jetzigen Menſchen ſucht.

*) Niethammer, Streit des Philanthrop. und Human., welches Werk wir in dem vor. Th. wie billig rühmlich anführten, neigt ſich doch ſo ziemlich auf dieſe Seite. Gern ſtimmen wir jedoch in das Urtheil der Vorr. zur 2ten Aufl. der Levana ein: „Seiner ſchönen Feindſchaft gegen die jetzige Zeit, welche durch Naturgeſchichten, Bertuchiſche Bilderbücher, und andre Sachregiſter des Auges die Lehrſtuben zu Alpen macht, wo die Pflanze mager und klein, und deren Blume übergroß getrieben wird." —

**) Per aspera ad astra.

***) Exempla (hujus odii) sunt odiosa.

Daß hiermit die Einſeitigkeit ſich offenkundig macht, und daß ſie ſich auch geſchichtlich in Pedantiſmus, in den bitteren Controverſen um Lesarten u. dgl. gezeigt hat, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

c. Das philanthropiſtiſche Erziehungsſyſtem.

Das Menſchenleben iſt nun einmal, wie es iſt, und wir müſſen uns ſo gut wie möglich hinein finden. Will man es durch Erziehung verbeſſern? — wohl! Aber dann thue man es nur auf die rechte Weiſe, und wolle die Welt weder mit Frömmlingen noch mit Alterthümlern bevölkern, was man doch kaum in einem Schulzimmer vermag. Die Jugend werde alſo für ihre Zeit und Umgebung, damit allerdings auch für eine beſſere Zukunft erzogen; denn wir ſind ja im raſchen Fortſchreiten begriffen. Vieles Wiſſenswürdige liegt uns ſchon vor, vieles wird noch in unſern Kindern reifen; ſie ſollen ſich aufs Beſte der Früchte bemächtigen, welche in dem Reichthume von Kenntniſſen bereits gewonnen ſind, und immer neue im Leben gewinnen, auch ſelbſt hervorbringen lernen. Iſt wirklich Böſes in dem Menſchen, ſo kann es nur im Unverſtande und in der Unwiſſenheit liegen; die Aufklärung iſt alſo das einzige Mittel, um überall zu beſſern. Der Weg zum Herzen geht nur durch den Kopf; dieſen bauet nur bei der Jugend an, und lehrt ſie ſelbſt denken, dann wird es beſſer werden!

Das war die Predigt in den Kirchen wie auf den Gaſſen ſeit Baſedows Zeiten. Anfangs hielt man noch an einer gewiſſenhaften Erlernung des vorhandenen Materials, bald aber gab man einem anderen Zweige dieſer Erziehungsweiſe das Uebergewicht. Jene wollten überall nur Sachkenntniſſe, und lehrten daher dieſe nur recht zu vertheilen, damit der Zögling während ſeiner Lernzeit ſie ſich alle aneigne. Denn alle Kenntniſſe, ohne Unterſchied, ſind gut, ſind Wahrheiten und müſſen alſo ſchon an ſich

nützen; nur sie haben reellen Werth. Laßt nur die jungen Leute Realien erlernen, so viel sie nur können, so werdet ihr sie zu aufgeklärten, guten, nützlichen Menschen auf dem richtigen Wege bilden. So sprachen die meisten Erziehungslehrer jener Zeit*). Doch fühlten manche das Unabsehbare aller dieser Atome**), der sogenannten Kenntnisse, und folgerichtiger wählten sie nur die nützlichen aus, indem sie ihrer Erziehungsweise das Gemeinnützige zum Ziele steckten. „Der Erfinder des Spinnrades ist mehr werth als der Dichter der Ilias" ***).

*) Das ist die durch das Campische Revisionswerk hindurch gehende Theorie; der Titel schon enthält die Anmaßung eines Obergerichts über geschlossene Akten — und das der Erziehung!

**) Trapp, Vers. einer Pädag., suchte anschaulich darzulegen, wie viel zu lernen, und wie alles in Portionen zu vertheilen sey; für die Sprachen bleibe kaum einige Zeit übrig, und jede, die der Zögling erlernen solle, sey ein Hinderniß mehr für den Unterricht und die Erziehung zum Bessern. Giebt man nur 1 Jahr für die dürftigen Anfangsgründe einer Sprache, so bedarf man, da doch etwa 6 Sprachen müssen erlernt werden, dafür schon 6 Jahre; und nimmt man die Schulzeit zu 10 Jahren an, so bleiben nur 4 J. für die Realien, und deren sind es doch so viele! Wären es auch nur 10 Fächer von Sachkenntnissen, so käme nicht einmal ½ J. auf Ein Fach; man bedenke also! Gesetzt, ihr gebt dem Sprachunterrichte wöchentlich 32 Stunden, so sind das jährlich 1600 St. und, die 6 Jahre hindurch zusammen 9600 Stunden; eine verlorne schöne Zeit in dem schönsten Lebenstheile, denn es kommt doch dabei für die Sprachen nur etwas höchst dürftiges heraus. Dagegen werden dann den so wichtigen Realien nur 640 Stunden jährlich, also wenn man sie auch den 10 Jahren zutheilt, 6400 St. vergönnt, so daß auf jede Wissenschaft wöchentlich nur 1¼ St. und im ganzen Schulverlaufe nur 64 Stunden kommen. — Diese Atomistik hatte ein Seminarlehrer in der neueren Zeit noch völlig zugespitzt, da er den Unterricht nach Portionen (in Dosen? oder Ellen?) vertheilte, auf den Tag 20, und nun rechnete, wie viel kommen auf das Jahr, die Feiertage abgezogen? Facit: 600 Portionen!

***) So Campe. Obgleich Salzmann in diese Erziehungsweise im Ganzen eingetreten war, so ist doch bei ihm alles gemil-

Noch folgerichtiger wurde dieſe Gemeinnützigkeit der Kenntniſſe auf das leichtere und veranſchaulichte Erlernen derſelben, und ſo weiter auf die Geſetze der Seelenlehre zurückgeführt, und ſo kam man auf die Bildung der Seelenkraft ſelbſt, theils als Vermögen der Anſchauung, theils als Verſtand. Jeder Zögling werde rein aus ſich ſelbſt entwickelt. So ſpricht der Peſtalozzianiſmus. Die formale Bildung, die eigentliche negative Erziehung, iſt die wahre, und gehört der Aufklärung an.

Aber noch folgerichtiger wird dieſes alles, wenn man auf den tiefſten Grund des Geiſtes zurückgeht, alſo auf die Willensthätigkeit. Dieſe laſſe man dem Kinde frei, und das vom früheſten an. Denn nur durch Freiheit kommt Freiheit. Und darin allein erwächſt Sittlichkeit, Charakter, Verſtand und Aufmerkſamkeit, kurz alles, was eine vernünftige Erziehung bezweckt; nur dann bringt man nichts Fremdes in das Kind, nur dann entwickelt es ſich rein aus ſich ſelbſt, und gewinnt ſein wahres Selbſt, und nur dann wird die Jugend für die Welt und die fortſchreitende Aufklärung erzogen, und das als ein nach Leib und Seele geſundes und kräftiges Geſchlecht *).

---

dert, und das Beſte der Mangel an Conſequenz dieſer Einſeitigkeit; ſein Blick ins Leben war freier und reiner.

*) Verſchiedene Syſteme ſind aus derſelben Wurzel erwachſen, und ſie bekämpfen ſich ſelbſt, in wiefern ſie nicht ganz folgerichtig ſind, einen Rouſſeau Baſedow, und dieſen Peſtalozzi. Gegen ſie alle ſpricht Niethammer, Streit des Philanthr. u. Hum. ſehr gründlich, bald mehr gegen dieſe, bald mehr gegen jene Form; z. B. „Sodann, haben wir denn mit unſerm Allesleruen den böſen Dämon des Pedantiſmus wirklich ausgetrieben, oder iſt er nicht mit mehr als ſieben andern böſen Geiſtern zurückgekehrt? Der Männer Pedantiſm. wurde ſonſt doch noch durch der Frauen unverkünſteltes Gemüth und ihren freien Sinn gemildert: aber jetzt?“ — und wie die Sucht, die Kinder recht bei Zeiten vernünftig zu machen, gerade das Entgegengeſetzte bewirkt, iſt trefflich entwickelt S. 279 fgg. — Die ſchlimmſte Folge dieſer Erziehungsweiſe zeigt ſich noch in dem Widerwillen, womit die Ju-

Wirklich ſieht man das alles einzeln ausgeführt, aber die abentheuerlichen oder eingebildeten, die anmaßenden, oberflächlichen, ausſchweifenden Jünglinge ſind genugſam als die Opfer dieſes heilloſen Syſtems erſchienen. Stellen wir ſeinen Grundſatz nackt hin, ſo heißt er: die größte Sünde iſt der Unverſtand; je mehr der Menſch denkt und die Welt kennt, deſto vortrefflicher iſt er; das höchſte Ziel der Bildung iſt die Klugheit.

Vielleicht iſt gerade dieſes in unſerer Zeit ſo ziemlich das herrſchende Syſtem. In England, Frankreich, Deutſchland und andern Ländern oder auch nur Städten auf gleicher Culturſtufe legt es ſich ziemlich laut unter der gebildeteren Claſſe vor, ja dieſe wird ſogar meiſt hiernach ſo genannt. Nur iſt man ſelten ſtreng conſequent, und wir ſetzen ein Gott ſey Dank hinzu. Die Schärfen ſchleifen ſich im Leben ſelbſt ab, und in den meiſten Gemüthern mildern ſich die Grundſätze, ſchon durch das Vielfache, was auf die Erzieher ſelbſt immerfort einſtrömt, und ſie gewiſſermaßen noch erzieht. Daher neutraliſirt ſich ſo vieles in ihrer Wirkſamkeit, daß man der Erziehung, nämlich dieſer, mit allem Rechte eine Unmacht zuſchreibt. Sie zeigt aber dagegen ihre ſtarke, mitunter traurige Macht, in dem Grade als man ein Syſtem ſtreng befolgt, und je niedriger dieſes iſt, um ſo gewaltiger. Wir ſehen, daß diejenigen, welche Kinder dreſſiren, faſt durchaus das erreichen, was ſie wollen, ſchon weniger diejenigen, welche ſie cultiviren,

---

gend Zurechtweiſungen verachtet, wie ſelbſt jene von einem Joh. v. Müller bei wenigen, außer ſeinem Bruder, Eingang gefunden: „Beſcheidenheit, mein Freund, Beſcheidenheit iſt die ſchönſte der Tugenden eines Jünglings; unternimm nicht zu früh dieſe wichtigen Dinge zu beurtheilen, traue deinen Einſichten nicht allzuviel, und ſprich nie anders als mit Ehrfurcht von allem, was ſich auf Religion bezieht.“ — So laſen wir vor etwa 30 Jahren in der Vorrede eines jungen angehenden Schriftſtellers: „ich kenne nicht die Beſcheidenheit, dieſe Scheintugend!“

doch gewöhnlich auch ſie, noch weniger aber diejenigen, welche nach einem der drei angegebenen Syſteme ſie für etwas Allgemeines bilden, d. h. ſie civiliſiren, zwar unter dieſen die Philanthropiſten, vornehmlich die der neueſten egoiſtiſchen Formen noch am erſten. Aber wir bemerken auch bei etwas tieferem Blicke, daß das, worauf ſie zur Erreichung ihres Zweckes am meiſten rechnen können, in einem jener einſeitigen Geſichtspunkte beſteht.

II. Unbeſtimmte Erziehungsweiſen.

Im gemeinen Leben nun vermiſcht ſich alles, und es iſt eine der ſeltenſten Erſcheinungen, wo man auf eine jener Verfahrungsweiſen in irgend einer beſtimmten Form trifft; ſchon ſelten genug in unſerer abgeſchliffenen Culturwelt, wenn eine etwas hervorſteht*). Was

*) Wir können das nicht beſſer zeigen, als mit der witzigen und wahren Schilderung der Levana (1. B. S. 55.) „Wenn man die heimliche Uneinigkeit z. B. eines gewöhnlichen Vaters als einen Studienplan und Lectionskatalog der ſittlichen Ausbildung ans Licht zöge — ſo würde er etwa ſo lauten: „in der erſten Stunde muß dem Kinde reine Moral geleſen werden, von mir oder dem Hofmeiſter,“ in der 2ten: „mehr unreine od. angewandte auf eignen Nutzen,“ in der 3ten: „ſiehſt du, daß es dein Vater ſo macht?“ in der 4ten: „du biſt noch klein, dieß aber ſchickt ſich nur für Erwachſene,“ in der 5ten: „die Hauptſache iſt, daß du einmal in der Welt fortkommſt und etwas wirſt im Staate,“ in der 6ten: „nicht das Zeitliche, ſondern das Ewige beſtimmt die Würde des Menſchen,“ in der 7ten: „darum erdulde lieber Unrecht und liebe,“ in der 8ten: „wehre dich aber tapfer, wenn dich einer angreift,“ in der 9ten: „tobe nicht zu ſehr lieber Junge,“ in der 10ten: „ein Knabe muß nicht ſo ſtill ſitzen,“ in der 11ten: „du mußt deinen Eltern mehr folgen,“ in der 12ten: „und dich ſelber erziehen.“ So verſteckt ſich der Vater durch den Stunden- und Poſtwechſel ſeiner Grundſätze die Unhaltbarkeit und Einſeitigkeit derſelben.“ — Und ſo ſehen wir denn auch dieſe 12 Klimakterien des Tages, wie ſie auch mögen durch einander laufen, mit dem Tode

ſchroff einſchreitet, bringt durch, was in alles hineinrankt, wird ein Spiel der Wellen, und ſo iſt es mit der modernen Erziehung. Es fließt alles mit dem Strome dahin. Darin ſind denn auch die Einwendungen, die man gegen die Wirkſamkeit der planmäßigen macht, nur allzuſehr gegründet, aber das ſollte uns vielmehr zu dem wahren und feſten Syſteme hinweiſen, das in hoher Einfalt aus alter Zeit in die ganze noch werdende Menſchheit fortwirkt und bleibend bildet.

Wenn man das in einer ſogenannten negativen Erziehung finden wollte, welcher man die poſitive gegenüber ſtellte, ſo war man ſchon darin irre, daß man Untrennbares ſchied. Denn das that nur die Abſtraction, und griff daher im Leben alles falſch. So wenig nämlich irgend eine Kraft blos von einer negativen Seite, d. i. in ſich ſelbſt zurückgezogen, beſteht, oder von einer blos poſitiven Seite, d. i. nur aus ſich herauswirkend, und nicht auch von außen ergriffen, und ſo wie die Phyſiker nur von zwei ſolchen Polen einer Kraft reden: ſo iſt auch keine Erziehung möglich, welche durch Nichtsthun, durch Nichteinwirken auf das Kind daſſelbe bilden möge, ſo wenig als die, welche durch Allesthun, durch ein immerfort abſichtlich einſtrömendes Bilden das Kind geſtalten will, obgleich bald dieſer bald jener Pol vorherrſchen mag*). Wäre jenes möglich, ſo würde aus dem Kinde

---

ſolcher Erziehung endigen. — Jenes ganze Cap. gehört hierher, da es weiter von der „ſo oft und ſchnell wechſelnden Regentſchaft der Halbgötter,“ von dem Erziehen der Kinder „zu ſchönen Steh-Maſchinen, zu Seelen-Weckern, welche man ſo lange nicht auf das Rollen und Tönen ſtellt, als man Ruhe begehrt,“ von dem Abrichten zu Spinn-Rechenmaſchinen ꝛc. u. dgl. bürgerlichen Brauchbarkeit mit tiefblickenden Winken redet.

*) Wir laſſen auch hier die Levana das Rechte in ihren deutungsreichen Worten ſagen (S. 62.): „Eine rein-negative Erziehung, wie die Rouſſeauſche nur zu ſeyn ſcheint, widerſpräche ſich und der Wirklichkeit ſo ſehr, als ein organiſches Leben voll Wachs-

ein selbstständiger, von allen andern, ja von Gott und der Welt losgerissener Gigant, der seine Positivität zwischen Himmel und Erde entwickelte. Das wäre das höchste Ziel für das obige egoistische Erziehungssystem; man legt es daher der Rousseauschen Idee vorzugsweise bei, und die neueste Zeit hat sich ihm zugeneigt, obgleich auch bei edleren Pädagogen aus Opposition gegen das arge Treiben mancher positiven Erzieher *). Denn diese wollen alles in oder aus dem Zöglinge machen, ihm wo möglich ihr Ebenbild einprägen, und gelänge es ihnen, alle junge Leute zu Abdrücken ihres Modells zu formen, was würde aus der Welt werden **)? Der Herr der Natur und der Menschheit hat dafür besser gesorgt. Alles dieses Thun und Treiben ist eitel. Nur mögen diejenigen, welche die negative Erziehung anpreißen, bedenken, daß sie den positiven Theil derselben dem Zufalle, den Natur-

---

thum und Reizmittel; sogar die wenigen eingefangenen wilden Waldkinder genossen positive Erziehung von den reißenden und fliegenden Thieren um sich her. Nur der Kinder-Sarg könnte eine negative Winkel- und Fürstenschule und Schulpforte vorstellen."

*) So hat der Verf. dieses manche kennen gelernt, und auch mitunter das Gelingen ihres mehr negativen Erziehens selbst gesehen. Auch erzählte ihm einst Niemeyer ein Beispiel von einer adeligen Familie, wo man die Kinder gehen ließ, und er selbst Augenzeuge war, wie sie vor den Gästen das Fleisch vom Tische nahmen und unter dem Tische verzehrten; und es gab gute Menschen. Fast dasselbe sah der Verf. dieses, und das sogar eine Plünderung des Tisches mit Leckereien, heimlich, an fremdem Orte, und — dennoch zeichneten sich diese Kinder, nachdem sie zu gesunden und kräftigen Menschen erwachsen waren, auch als gute, rechtliche, verständige aus. Solche Erfahrungen sind das Kreuz der Erziehungslehrer, wenn man die von dem Mißrathen der Kinder, welche man nach dem durchdachtesten Plane behandelt, entgegensetzt. Aber folgt daraus das Nichtsthun? Erkenne man doch überall das Einseitige.

**) „Jeder will den andern nach seinem Ebenbilde erziehen;" rügt Göthe (Meist. Lehrjahre). Dasselbe Herder: „Nur Dreischrittsleher in der Menschenkenntniß wollen Alles nach Einer Theorie, Alles nach Einer Form behandelt haben."

trieben des Kindes, ſo daß in der Regel da nur die Leidenſchaften ihr freies Spiel treiben, und alſo dem böſen Principe ohne weiteres überlaſſen. Kommt nun doch etwas Gutes heraus, ſo ſind ſie das wahrlich am wenigſten ſich ſelbſt ſchuldig, es ſey denn wie der Müßiggänger, der das große Loos gewinnt, ſie ſind es vielmehr der guten Natur ihres Kindes, ſie ſind es dem Glücke ſchuldig, und mögen es Gott verdanken. Eben ſo mögen es die, welche poſitiv alles Mögliche thun, es nicht ihrem Verdienſte zuſchreiben, wenn ihr Kind nicht allzufolgſam, kraftlos, ein Schwächling wird *).

Die Unklarheit über den wahren Zweck der Erziehung in ſeiner Vollſtändigkeit hat noch einige andere Syſteme hervorgebracht, welche zwar die geſellſchaftliche Beſtimmung des Zöglings nicht außer Augen ſetzen, aber ihn doch auf andere Art vereinzeln, ſo daß ſie ihn nach den Gemüthsvermögen ꝛc. gleichſam zerſtückeln; eine Folge der modernen Pſychologie, die aber zu gutem Glücke ſchnell veraltet iſt **); zum Theil auch einer einſeitigen Anſicht mancher Aerzte. Denn um von den letzteren

*) So ſingt Pindarus: „Wer Gelerntes nur hat, iſt ein ſchwächlicher Mann.“

**) J. Fr. Herbart, Pſychologie als Wiſſenſch. II. 1827. S. 534. „Erſcheint einmal der menſchliche Geiſt als ein Aggregat von Seelenvermögen, ſo muß die Lehre von der Bildung derſelben auch ein Aggregat von Rückſichten, von Bedenklichkeiten und Warnungen, von Rathſchlägen allerlei Art werden; bei denen man fürchtet, eins über dem andern zu vergeſſen oder zu verletzen, und nirgends ſolche Stützen findet, auf die man ſich mit einiger Zuverſicht lehnen könnte.“ Daher nennt dieſer Philoſoph, der auch in der Reihe der vorzüglichen pädagog. Schriftſteller ſteht, die Seelenvermögen in ſolcher Beziehung „Undinge“ und redet vorher von der falſchen Wirkung der Pſychologie auf die Pädagogik, welcher ſie ihre Seelenvermögen, und damit das ſinnloſe Problem aufdrang, die einzelnen Vermögen ſowohl als deren Geſammtheit zu ſtärken, und mit allerlei Fertigkeiten auszurüſten. So ungefähr wie man die Gliedmaßen ꝛc. (S. 528 fg.)

zuerſt zu reden, ſie geht von dem Grundſatze aus, daß der Geiſt und ſomit der ganze Menſch hauptſächlich von dem Körper abhänge, und das auch in der Entwickelung von Kindheit auf. Geſundheit, Stärke, Gewandtheit des Leibes, dieſe drei Stücke des körperlichen Wohlſeyns, ſeyen alſo vor allem in Bedacht zu nehmen, und ſo lange die geiſtige Thätigkeit dieſem Gedeihen im Wege ſtehe, müſſe man die jungen Leute nur phyſiſch erziehen. Manche Aerzte äußerten ſich nun weiter dafür, daß bis zum zurückgelegten 14ten Lebensjahre noch von keinem Schullernen die Rede ſeyn dürfe. Schwerlich iſt jedoch wohl jetzt noch irgend einer der Meinung, da man beſſer bedenkt, daß eine ſo naturgemäße geiſtige Erregung, wie ſie in der neueſten Methode liegt, ſogar der Geſundheit zuſagt, und daß der Körperkraft über die Geiſteskraft das Uebergewicht geben, ſo viel heißt, als durch Uebertraft der Thierheit die Menſchheit zerſtören. Sowohl phyſiſch als moraliſch erfolgt daraus Unheil. Selbſt die Alten, namentlich die Spartaner, ſuchten den Leibesübungen ein Gegengewicht zu geben, daß ſie nicht in wildes Weſen ausſchlügen *).

*) Daher die μουσικὴ neben der γυμναστικὴ, ſ. I. S. 252. 297. 298. 316. 368. und weiter in den ausdrücklichen Lehren Platons ꝛc. gegen das θηριῶδες der Athleten. Und Heinrich der Finkler ſuchte die verwilderte Körperkraft ſeiner Deutſchen durch den geiſtigen Einfluß der Geſetzlichkeit und Ehre in ſeinem Turnierweſen zu zügeln. Allerdings rief die mönchiſche Erziehung vom entgegengeſetzten Extreme zu dieſem auf, nicht minder die Verweichlichung einer neueren Zeit in der Franzöſiſchen, welche man durch lächerliche Anekdoten perſiflirte, z. B. wie es einem Profeſſor der Rhetorik zu Paris immer übel geworden, wenn er an eine ſchöne Stelle Homers kam. Rouſſeau's einer Satz: Plus le corps est foible, plus il commande: plus il est fort, plus il obeït; un bon serviteur doit etre robuste, muß nur in ſeinem Sinne verſtanden, und durch den andern erklärt werden, welcher vereinigt haben will: la force du corps et celle de l'ame, la raison d' un sage et la vigueur d' un athlete. (Mens sana in corpore sano, und beides im Höchſten.)

Die Seelenvermögen hat man in Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft abgetheilt, und hiernach nicht nur beſondere Regeln für die Behandlung eines jeden derſelben angegeben, ſondern auch bald dieſes, bald jenes in der Erziehung vorgezogen, wenigſtens der Zeit nach *). Aber auch ſchon dieſes widerſprach der tieferen Seelenlehre, indem es durch abſtracte Begriffe zerſpaltete, was die Natur in höchſter Einfachheit vereinigt hat. Nicht minder iſt die Zerſpaltung des Gemüths in ſeine drei Vermögen, da man ſie in das Leben einführen wollte, dieſem wie der Wiſſenſchaft, z. B. in der Sittenlehre, nachtheilig geworden. So meinten denn auch viele Eltern und Erzieher noch immer, daß man vorzugsweiſe auf das Gefühl halten müſſe, während andre nur auf Bildung des Verſtandes, noch andere auf Moraliſirung des Willens dringen. „Iſt ja das Gefühl das Erſte, Wichtigſte, Heiligſte!“ ſagen die erſten; „Nein, entgegnen die andern, nur durch den Kopf geht der Weg zum Herzen.“ — „Ueberſeht nur nicht die Willenskraft, von welcher beides und alles im Menſchen anhebt!“ rufen die dritten; und jede Meinung ließ ſich zu einer ſcheinbaren ausmalen. Die Hauptſache führt ſich auf die oben angegebnen Erziehungsſyſteme zurück, beſonders was das Willens- und das Erkenntnißvermögen betrifft; wir hören hier nur noch auf die erſte Meinung. „In dem Gefühlvermögen bewegt ſich das wahrſte und innerſte Leben; Luſt oder Unluſt legen die Begehrung an, dieſe die Neigung, dieſe die Geſinnung; iſt jene rein und edel, ſo iſt es die ganze Seele. Nichts geht ja doch über ein gutes Herz. Wird alſo aus ſchönen Seelen der Blüthen-

*) J. H. G. Heuſinger, Verſ. e. Lehrb. d. Erz. 1795 iſt in dieſe Abtrennung gerathen, indem er die erſte Jugendperiode dem Sinne, die 2te dem Verſtande, die 3te der Vernunft zugewieſen, welches nur Mißbegriffe veranlaßt, denn ſchon in Sinn und Gefühl ſoll das Kind zu einem verſtändigen und vernünftigen Weſen gebildet werden.

ſtaub in die reine Kinderſeele bringen, dann wird dieſe auch zum Denken des Wahren, zum Wollen des Guten befruchtet, und ein lichtes Leben erſchließen. Das Gefühl iſt die Knoſpe, der Gedanke die Blüthe, die Handlung die Frucht. Das Göttliche im Gefühl iſt die Liebe *); ohne ſie iſt auch das Handeln kalt und ſchlecht, das Denken falſch und leer. Das fromme Gefühl iſt alſo der Geiſt der wahren Erziehung." — Nach einer andern Anſicht iſt es das Gefühl für das Schöne, und die äſthetiſche Erziehung iſt die einzige, welche zum Ziele der Menſchheit führt **). — Nur erinnert zu bald das un-

*) Der liebenswürdige Erziehungslehrer in der Levana läßt überall das Göttliche der Liebe bilden, und zwar nicht ohne einen gewiſſen Glauben an die Unverdorbenheit der menſchlichen Natur. Das bringt ihn ſogar zu folgender Ueberſchätzung vorerſt von Rouſſeau's Emile (Vorr. zur 1ten Aufl.) „In keinem Erziehungswerke vorher war Ideal und Beobachtung (?) ſo reich und ſchön verbunden, als in dem ſeinigen. Er wurde ein Menſch (?), dann leicht ein Kind (?), und ſo rettete und deutete er die kindliche Natur. Baſedow wurde ſein geiſtiger (?) Verleger und Ueberſetzer (?) in Deutſchland, dieſem Lande der Pädagogopädieen — der Erziehung zu kindlichen Erziehern — und der Kinderliebe, und Peſtalozzi iſt nun der ſtärkende Rouſſeau des Volks." Selbſt ſein ſchöner und fruchtbarer Gedanke von dem Idealmenſchen (I. S. 66 fgg.) „der in einem Anthropoſitäen auf der Erde ankommt, und welchem man nur die Steinrinde von vielen Gliedern wegzubrechen habe, daß ſich die übrigen ſelber befreien können, dieß iſt oder ſey Erziehung;" muß berückſichtigt werden, wenn man das Kind nicht einſeitig ſehen und nicht — verziehen will.

**) Schiller iſt der erſte Sprecher und in gewiſſem Sinne Erfinder dieſer Idee. Seine Briefe über die äſthet. Erziehung erſchienen zuerſt in den Horen, 1ter Jahrg. Er nimmt 3 Grundtriebe an: Sachtrieb, Formtrieb, Spieltrieb; der erſte iſt der niedere, der 2te der höhere, der 3te der vermittelnde, alſo auch der bildende. Dieſen nun beſchäftigt und erhebt das Schöne; man gebe alſo das Kind ſchon von der Wiege an mit ſchönen Formen, u. ſ. w. Allein ganz überſehen iſt da vorerſt die Entwicklung der Natur, nach welcher das Kind erſt ſpäterhin fähig iſt, das Schöne als Schönes zu faſſen; wird ja doch dieſer Sinn vorzugsweiſe dem

artige Weſen des Menſchenkindes, daß dieſe wie jene eine Erziehung nur unter Paradieſeskindern wäre. Denn gerade die man ſo zu liebevollen, reinen edlen Menſchen bilden will, werden gewöhnlich am meiſten ſelbſtſüchtig, und dann entweder herriſch, widerſpenſtig, auch wohl boshaft, oder weichlich, gleißneriſch, unwahr, eingebildet, u. ſ. w. *)

Wohin wir uns etwa ſonſt noch wenden mögen, um die rechte Erziehung zu finden, ſo werden wir auf die Vereinigung des Guten, was nur einſeitig ſeinen Werth verliert, zurückgewieſen und alſo leicht zu einer Vorliebe für eine Nationalerziehung wie bei den Alten gebracht. Aber das führt ebenfalls leicht auf Irrwege für unſere Zeiten und Völker. So iſt es auch, wenn wir das Heil blos in der Familienerziehung ſuchen. Allerdings führt uns dieſe richtiger. Denn wie in der Natur das väterliche und das mütterliche Princip zu aller Bildung zuſammen wirkt, ſo auch für das Menſchenkind. Das kindliche Gefühl wird da auf die natürlichſte Weiſe ein frommes, und eröffnet die heranwachſende Kraft ſowohl der Religion in deren himmliſcher Einfalt, als der Cultur, in deren jetziger Vielſeitigkeit.

---

höheren Lebensalter zugeſchrieben, wo die Ruhe und Kälte ihn ganz frei läßt, wie bei einem Sokrates. Aber die Verwilderung des Sachtriebes, d. i. der Genußſucht ꝛc., iſt noch ein weiteres heilloſes Uebel dieſer einſeitigen Behandlungsweiſe. Wir haben des äſthetiſchen Geſchwätzes, ſogar von Knaben, genug in unſern Zeiten gehört, und der Dünkel anmaßender Halbgebildeten, welche mit ihren Lobpreißungen der Schauſpiele, der Sängerinnen ꝛc. oder Kritik, auch der Dichter, ſelbſt alle Zeitungen füllen, hat eben keine tröſtlichere Zeit gebracht, und den Begriff der Bildung vielmehr niedergehalten und verfälſcht.

*) Auch in dieſem Hinblicke theilten wir im 1ten B. (Geſch. d. Erz.) S. 102 fg. die Verſe aus den Perſ. Dichtern Firduſſi u. Hatifi mit, wo in ſchönen Bildern zugleich dieſe Wahrheit ausgeſprochen wird; nicht das Land oder der Pfau des Paradieſes vermag den ſchlechten Baum oder das ſchlechte Ei zu verwandeln.

Die elterliche Bildung geht alsdann auf das Kind über, und bringt es um ſo weiter für ſeine weltbürgerliche Beſtimmung. Sind nur die Eltern, wie ſie ſeyn ſollen, ſo kann es an der beſten Erziehung der Kinder nicht fehlen, und ſo iſt dieſe allerdings in der häuslichen zu ſuchen *).

Aber iſt nicht die ſittliche Erziehung die höchſte, die einzig wahre? Wohl; nur fragt ſich, welche iſt ſie? die Spartaniſche? die Pythagoräiſche? die Atheniſche? die Iſraelitiſche? die mönchiſche? die humaniſtiſche? die Philanthropiſtiſche? ꝛc. ꝛc. Jede will es ſeyn; ſogar vielleicht die der Diebswinkel in London, oder der Dreſſirinſtitute hier, da, dort. Das Wahre iſt, daß nur diejenige den Namen der ſittlichen verdiene, welche die wahrhaft bildende iſt; und dieſe eben ſuchen wir **). Wer ſie

*) Das erkennen auch die neueſten Erziehungsſchriften mehr und mehr an; vornehmlich gehört dahin die Levana; z. B. I. S. 51. „Vater, Mutter, Geſchwiſter und ein Paar Zu-Menſchen ſind des Kindes fortbildende Welt und Form.“

**) Man glaubte damit abzukommen, wenn man die Pädagogik von der Ethik begründen ließ; aber da möchte leicht der Fall auch umgekehrt gelten, namentlich nach den ehemaligen Moralſyſtemen. Wir erinnern nur an Schleiermacher, Grundlin. einer Kritik der bisher. Sittenl. 1803, worin der ſcharfe Kritiker unter anderm nicht unrichtig bemerkt (S. 458.) „Auch läßt ſich leicht weiſſagen, daß wenn ein ſolcher ꝛc. eine von dieſen abgeleiteten Wiſſenſchaften einzeln bearbeiten wollte, wie jetzt Schwarz angefangen hat mit der Erziehungslehre, er entw. von ſelbſt ꝛc. nicht eine ſtreng wiſſenſchaftliche Form wählen wird, oder dieſe nicht wird feſthalten können, ſondern ſich genöthigt ſehen, bei jedem einzelnen Gegenſtande und vielleicht öfter in die Ethik zurückzugehen, und dieſe ſelbſt zerſtückelt mit hervorzubringen“ — Wer die Beſtimmung des Menſchen zum Principe macht, hat recht, aber eben ſie wollen wir erforſchen. Auf hohle Phraſen von Freiheit, Recht, Pflicht, Schicklich, Sittlich ꝛc. antworten wir übrigens: ländlich, ſittlich! „Einem jeden dünken ſeine Wege rein, aber Jehovah macht das Herz gewiß“ ꝛc. Sprüchw. 16, 2. und Joh. 8, 36. — Wir verweiſen auf den 2ten B. der 1ten Aufl. dieſer Erziehungslehre,

in der christlichen sucht, der wird sie wohl finden; sie ist es, welche wir darlegen wollen; denn sie einigt das Persönliche des Kindes mit dem, was das Haus und die Nation, ja die ganze Menschheit verlangt.

Die Geschichte legt es offenkundig dar, wie mit dem Christenthume ein neues, und das höchste, also einzig wahre, Bildungsprincip eingeführt worden; es liegt in der Erlösung des Menschengeschlechts, durch die göttliche Heilsanstalt. Das führt nun zwar unmittelbar darauf, daß der Erzieher von dem Verderben des menschlichen Herzens ausgehen, und das Kind als ursprünglich sündhaft behandeln müsse, aber es nimmt doch auch etwas Gutes in ihm an, und eine Wirksamkeit des göttlichen Geistes, in deren Dienste die Erziehung stehen solle, indem sie sorgfältig der Entwicklung der reinen Natur folgt. Und so weiset die theologische Ansicht ebenfalls auf die psychologische zurück, und es hat sich sowohl die finstre Erziehung der Pietisten, als die liberale der Egoisten und Rationalisten, jede in ihrer Einseitigkeit, von nachtheiligem Erfolge gezeigt. Wir finden auch unter der Jugend der Christen darin gerade keinen Unterschied, ob sie von Augustinianern oder Pelagianern erzogen worden, sondern es kam nur übrigens auf die Behandlung an. Alle empfehlen Selbsterkenntniß, und selbst Rousseau verlangt von dem Erzieher sowohl als von dem Zöglinge mehr Demuth, als es das Zeitalter hören mochte

Auch schließt die christliche Erziehung jene Geistesbildung in sich, welche wir an den Griechen bewundern und erhöht sie noch; denn was schwingt höher den Geist in sein wahres, ewiges Leben, als das Christenthum?

---

die Bestimmung des Menschen, in Briefen an erziehende Frauen, welches Buch der Verf. auch noch jetzt als vorbereitende Lectüre zu dem vorliegenden der 2ten Aufl. ansieht.

In ſeiner Richtung der Gottähnlichkeit ſtets bewegt und bewegend, treibt er zu der Wiſſenſchaft, der Kunſt, den reinſten Idealen mit der ſtärkſten Kraft. Der Glaube des Chriſten hält feſt an dem Ewigen, in ihm lebt die Treue fort und fort, und aus ſeinem ewig friſchen Stamme erſchließt die Menſchheit ihre unverwelklichen Blüthen. Wie? das zu erforſchen iſt unſere Aufgabe.

Von welchem Religionsglauben auch der ſeyn mag, der erziehen will, als ein heiliges Geſchäft wird er es doch übernehmen, und alſo gewiſſenhaft ſich darüber belehren, was in demſelben zu thun oder nicht zu thun ſey. Solchem erbietet ſich denn dieſes Buch in ſeiner weiteren Lehre als Führer.

in der chriſtlichen ſucht, der wird ſie wohl finden; ſie iſt es, welche wir darlegen wollen; denn ſie einigt das Perſönliche des Kindes mit dem, was das Haus und die Nation, ja die ganze Menſchheit verlangt.

Die Geſchichte legt es offenkundig dar, wie mit dem Chriſtenthume ein neues, und das höchſte, alſo einzig wahre, Bildungsprincip eingeführt worden; es liegt in der Erlöſung des Menſchengeſchlechts, durch die göttliche Heilsanſtalt. Das führt nun zwar unmittelbar darauf, daß der Erzieher von dem Verderben des menſchlichen Herzens ausgehen, und das Kind als urſprünglich ſündhaft behandeln müſſe, aber es nimmt doch auch etwas Gutes in ihm an, und eine Wirkſamkeit des göttlichen Geiſtes, in deren Dienſte die Erziehung ſtehen ſolle, indem ſie ſorgfältig der Entwicklung der reinen Natur folgt. Und ſo weiſet die theologiſche Anſicht ebenfalls auf die pſychologiſche zurück, und es hat ſich ſowohl die finſtre Erziehung der Pietiſten, als die liberale der Egoiſten und Rationaliſten, jede in ihrer Einſeitigkeit, von nachtheiligem Erfolge gezeigt. Wir finden auch unter der Jugend der Chriſten darin gerade keinen Unterſchied, ob ſie von Auguſtinianern oder Pelagianern erzogen worden, ſondern es kam nur übrigens auf die Behandlung an. Alle empfehlen Selbſterkenntniß, und ſelbſt Rouſſeau verlangt von dem Erzieher ſowohl als von dem Zöglinge mehr Demuth, als es das Zeitalter hören mochte

Auch ſchließt die chriſtliche Erziehung jene Geiſtesbildung in ſich, welche wir an den Griechen bewundern und erhöht ſie noch; denn was ſchwingt höher den Geiſt in ſein wahres, ewiges Leben, als das Chriſtenthum?

---

die Beſtimmung des Menſchen, in Briefen an erziehende Frauen, welches Buch der Verf. auch noch jetzt als vorbereitende Lectüre zu dem vorliegenden der 2ten Aufl. anſieht.

3.

Das Bilden der Natur ist Raum erfüllendes Darstellen durch Schöpfungskraft, d. i. das Erzeugen und Entwickeln der Kraft nach ihrem Urbilde, das als Idee in Gott, dem unendlichen Geiste, gedacht wird.

4.

Das Bilden der Kunst ist das Darstellen einer Wirksamkeit in der Kraft, welches durch einen endlichen Geist geschieht.

5.

Der bildende endliche Geist ist selbst ein Werk des unendlichen, d. i. der höchsten Vernunft und Weisheit.

6.

Gott allein schafft, und bildet also von Grunde aus. Alles Gebilde, was nicht Göttliches enthält, ist nichtiger Schein, Wahn, Götzendienst, und muß wieder verschwinden. Das Göttliche ist allein das Ewige, und nur in ihm verwirklicht sich die Idee.

7.

Je mehr unser Bilden göttlich ist, d. i. je mehr es nach dem Urbilde der Kraft, durch die Natur, nach dem erkannten göttlichen Willen geschieht, desto mehr wahre, bleibende Bildung wird bewirkt.

8.

Der Anfang, worin eine Kraft entsteht, ist die Erzeugung; sie ist uns, wie alles Erste, unbegreiflich. Die Natur erzeugt, und so bringt sie die Naturwesen hervor, und durch sie andere, gleichartige.

9.

Die erzeugte Kraft wird auch entwickelt von der Natur; und so wie die Menschen als Naturwesen ihres

Gleichen erzeugen, ſo haben ſie auch Theil an der Entwicklung des Erzeugten. Aber als Gottähnliche Weſen entwickeln ſie die göttliche Idee in demſelben, in ſoweit das Göttliche in ihnen ſelbſt wirkt. Dieſes iſt das Bilden im engern Sinne, wie wir es hier verſtehen.

10.

Alle Bildung einer Kraft bezieht ſich alſo auf eine Entwicklung ihrer Natur. Dieſe geſchieht zwar ohne jene, doch nur bis auf einen gewiſſen Grad: jene iſt unmöglich ohne dieſe, da ſie in einer Einwirkung auf dieſe beſteht, wornach dieſe in einer beſtimmten Weiſe, nämlich zur Darſtellung der Idee, erfolgt. Sie muß alſo genau dem Entwicklungsgange der Natur nachgehen. Daher muß die Pädagogik vorerſt von der Pſychologie und Anthropologie Unterricht nehmen.

11.

Die Kraft wirkt aus ſich ſelbſt; durch die Bildung erhält ſie eine beſtimmte Wirkſamkeit.

12.

In der Reihe der Naturdinge finden wir die Kräfte von verſchiedenem Grade, wie ſie aus ſich ſelbſt wirken; manche ihrer Natur nach mehr, manche weniger. Jene ſind auf einer höheren Stufe. Je mehr eine Kraft aus ſich ſelbſt wirkt, d. h. je weniger ſie einer andern Naturkraft angehört, und je weniger ſie ſich alſo leidend verhält, deſto höher ſteht ſie, und je mehr ſie ihre Wirkſamkeit entwickelt hat, um deſto ſtärker iſt ſie.

13.

Die Natur, als die gedachte Einheit der hervorbringenden und ſich entwickelnden Kräfte, bietet eine Stufenleiter dar, welche wir zwar nach unſern Begriffen ab-

gränzen, die aber so vielfach in einander übergehen, daß manche Naturwesen in der Mitte zu schweben scheinen. So unterscheiden wir die anorganischen und die organischen, unter diesen wieder die vegetativen und lebenden Wesen. Die geistigen können wohl, wie der Mensch, zugleich in der Natur leben, aber der Geist selbst steht doch über derselben *).

Der Stein, die krystallisirte Form, die Zoolyten, die organische Feuchtigkeit, die Molusken, die Conferven, die Flechten, die Zoophyten, die Würmer, die Insecten ꝛc. das Säugethier — wie vielfach verschlungene Stufen!

14.

Die organische ist die aus sich selbst (dem Keime) hervorgehende, auf sich zurückwirkende, und in sich hervorbringende, sich entwickelnde (wachsende) Kraft. Ein organisches Wesen ist ein Ganzes, dessen Theile nothwendig für das Ganze gehören, indem sie für dasselbe und für einander wirken, und jeder durch die Gesammtwirkung besteht und gedeiht. Die Kraft dieses Ganzen erscheint in 3 Richtungen, 1) als Erregbarkeit (incitabilitas,) zugleich Empfänglichkeit, als ein Insichaufnehmen (intus suscipere); 2) als gegenwirkende Kraft (reagens), im Widerstande sich selbst festhaltende und herauswirkende; 3) als in sich bildende (vis reproductiva, plastica), wodurch sich der Organismus entwickelt, gestaltet, wächst, und das sowohl intensiv, erstarkend, als extensiv, im Raume, und protensiv, seine Zeit dauernd und sich erhaltend. So auch das leben-

*) Hiernach können wir nicht der philos. der Erziehungswissensch. von J. J. Wagner beistimmen, wenn sie den Stein $=a$, das Thier $=a^2$, den Menschen $=a^3$ setzt; aber auch nicht den Physiologen, wenn sie ihre für das Naturwesen des Menschen hochwichtige vergleichende Anatomie und Physiologie der Thiere ꝛc. auch in das geistige Wesen hinüberziehen wollen. Den Weltorganismus u. dgl. überlassen wir den Naturphilosophen.

dige Weſen, da die Lebenskraft die noch tiefer liegende und uns noch unbegreiflichere Naturkraft iſt, in welcher die Momente der organiſchen höher erſcheinen.

Die Unterſcheidung von Senſibilität und Irritabilität iſt als leicht irre führend von Phyſiologen aufgegeben worden.

15.

Je weniger erregbar eine organiſche Kraft iſt, deſto näher iſt ſie dem todten Stoffe: aber ſie kann auch aus ſich ſelbſt erregt werden, und je mehr erregbar ſie auf dieſe Art iſt, um deſto unabhängiger iſt ſie von andern, und um deſto höher ſteht ſie; ſo das Thier über der Pflanze, der Menſch über dem Thiere.

16.

Nimmt auf ihrer Stufe das Bedürfniß der äußeren Erregung ſo ab, daß ihre innere zunimmt, ſo gewinnt ſie an Stärke; ſo gegen ſeine Kindheit der Jüngling, gegen dieſen weiter der Mann.

17.

Da die Erregbarkeit die Eigenſchaft iſt, ſich durch Reize zur Thätigkeit beſtimmen zu laſſen, ſo ſind dieſe, als das Erregende (incitamentum, stimulus,) theils äußere (Reizmittel), theils innere, dieſe phyſiſche oder pſychiſche, jene phyſiſche aber auch chemiſche (auflöſend oder verbindend) und mechaniſche (ganz von außen wirkend).

18.

Immer ſtärkerer Reizmittel bedürfen, iſt ein Beweis von Schwächerwerden: dagegen von Stärkerwerden, wenn ſie ſchwächerer bedarf, um erregt zu werden, und ſich alſo ſelbſt mehr erregt, mehr zur Abhängigkeit blos von ſich ſelbſt gelangt.

19.

Bewirken, daß eine Kraft immer ſtärkerer Reizmittel bedarf, heißt ſie ſchwächen; wenn man ſie aber gewöhnt, den Stärkeren ihre Stärke entgegen zu ſetzen, d. h. ſie zu vertragen mit Unabhängigkeit, ſo heißt das ſie abhärten. Dagegen ſchwächt ſie auch die Gleichgültigkeit gegen Reize, wenn ſie nämlich an Erregbarkeit verliert. Man nennt das ein Abſtumpfen.

Der treffliche Brief der Pythagoräerin Theano, den wir I. S. 330. fgg. mittheilten, kann dieſe Begriffe gut erläutern.

20.

Bewirken, daß ſie ſchwächeren Reizmitteln unterliegt, und alſo weniger Reize vertragen kann, heißt ebenfalls ſie ſchwächen. Dieſes iſt das Verwöhnen oder Verweichlichen. Sowohl Weichlichkeit als Stumpfheit der Kraft iſt Schwäche, und ſowohl Widerſtand (Feſtigkeit) als Erregbarkeit iſt Stärke. Das Gewöhnen iſt das Erregen durch dieſelben Reize, ſo daß dieſe durch ihr öfteres Wiederkehren aufhören Reize zu ſeyn und in unſere Natur übergehen (consuetudo fit altera natura).

21.

Die Vollkommenheit einer Kraft ihrer urſprünglichen Natur nach, in der Stufenleiter der Weſen beſteht in ihrer Höhe; ihrer Entwickelung nach, in ihrer Stärke.

22.

Bildung einer Kraft findet inſofern ſtatt, als man ſie vervollkommnen kann. Dieſes iſt aber nur darin möglich, daß man ſie verſtärkt; denn alle Bildung bezieht ſich auf Entwickelung (10.), und über die Natur hinaus; alſo erhöhen die Kraft, kann ſie nicht, außer in dem geiſtigen Weſen, ſofern es über der Natur in der Freiheit ſteht.

dige Weſen, da die Lebenskraft die noch tiefer liegende und uns noch unbegreiflichere Naturkraft iſt, in welcher die Momente der organiſchen höher erſcheinen.

Die Unterſcheidung von Senſibilität und Irritabilität iſt als leicht irre führend von Phyſiologen aufgegeben worden.

15.

Je weniger erregbar eine organiſche Kraft iſt, deſto näher iſt ſie dem todten Stoffe: aber ſie kann auch aus ſich ſelbſt erregt werden, und je mehr erregbar ſie auf dieſe Art iſt, um deſto unabhängiger iſt ſie von andern, und um deſto höher ſteht ſie; ſo das Thier über der Pflanze, der Menſch über dem Thiere.

16.

Nimmt auf ihrer Stufe das Bedürfniß der äußeren Erregung ſo ab, daß ihre innere zunimmt, ſo gewinnt ſie an Stärke; ſo gegen ſeine Kindheit der Jüngling, gegen dieſen weiter der Mann.

17.

Da die Erregbarkeit die Eigenſchaft iſt, ſich durch Reize zur Thätigkeit beſtimmen zu laſſen, ſo ſind dieſe, als das Erregende (incitamentum, stimulus,) theils äußere (Reizmittel), theils innere, dieſe phyſiſche oder pſychiſche, jene phyſiſche aber auch chemiſche (auflöſend oder verbindend) und mechaniſche (ganz von außen wirkend).

18.

Immer ſtärkerer Reizmittel bedürfen, iſt ein Beweis von Schwächerwerden: dagegen von Stärkerwerden, wenn ſie ſchwächerer bedarf, um erregt zu werden, und ſich alſo ſelbſt mehr erregt, mehr zur Abhängigkeit blos von ſich ſelbſt gelangt.

19.

Bewirken, daß eine Kraft immer ſtärkerer Reizmittel bedarf, heißt ſie ſchwächen; wenn man ſie aber gewöhnt, den Stärkeren ihre Stärke entgegen zu ſetzen, d. h. ſie zu vertragen mit Unabhängigkeit, ſo heißt das ſie abhärten. Dagegen ſchwächt ſie auch die Gleichgültigkeit gegen Reize, wenn ſie nämlich an Erregbarkeit verliert. Man nennt das ein Abſtumpfen.

Der treffliche Brief der Pythagoräerin Theano, den wir I. S. 330. fgg. mittheilten, kann dieſe Begriffe gut erläutern.

20.

Bewirken, daß ſie ſchwächeren Reizmitteln unterliegt, und alſo weniger Reize vertragen kann, heißt ebenfalls ſie ſchwächen. Dieſes iſt das Verwöhnen oder Verweichlichen. Sowohl Weichlichkeit als Stumpfheit der Kraft iſt Schwäche, und ſowohl Widerſtand (Feſtigkeit) als Erregbarkeit iſt Stärke. Das Gewöhnen iſt das Erregen durch dieſelben Reize, ſo daß dieſe durch ihr öfteres Wiederkehren aufhören Reize zu ſeyn und in unſere Natur übergehen (consuetudo fit altera natura).

21.

Die Vollkommenheit einer Kraft ihrer urſprünglichen Natur nach, in der Stufenleiter der Weſen beſteht in ihrer Höhe; ihrer Entwickelung nach, in ihrer Stärke.

22.

Bildung einer Kraft findet inſofern ſtatt, als man ſie vervollkommnen kann. Dieſes iſt aber nur darin möglich, daß man ſie verſtärkt; denn alle Bildung bezieht ſich auf Entwickelung (10.), und über die Natur hinaus; alſo erhöhen die Kraft, kann ſie nicht, außer in dem geiſtigen Weſen, ſofern es über der Natur in der Freiheit ſteht.

23.

Die Kraft wird durch öftere Wirkſamkeit, d. h. durch Uebung, ſtärker, alſo feſter zugleich und erregbarer; und je höher ſie ſteht, deſto mehr erregt ſie ſich ſelbſt.

Die Geſundheit des Organiſmus iſt der Zuſtand, worin die Geſchäfte deſſelben mit Leichtigkeit von ſtatten gehen, und alles mit Wohlbefinden gedeiht (εὐφορία).

24.

Da die Stärke der Kraft um ſo größer iſt, je ſchwächerer Reizmittel ſie bedarf, und um ſo ſtärkere ſie doch zugleich vertragen kann, ſo beſteht ihre Tugend, wenn man dieſes Wort nach einem alten Sprachgebrauche allgemeiner nehmen will, in der Vereinigung ihrer leiſeſten Erregbarkeit mit ihrer feſteſten Gegenwirkung.

Leiſe Erregbarkeit allein iſt Einſeitigkeit; eben ſo ausſchließlich feſter Widerſtand; nur die Vereinigung von beidem iſt reale Vollkommenheit, und das eine für ſich gerade darin Tugend, als dieſe Vereinigung mit dem andern darin erſcheint. So iſt nach Ariſtoteles ἡ ἀρετὴ ἕξις ἡ βελτίστη, ὑπὸ ἐνδείας καὶ ὑπερβολῆς φθειρομένη.

25.

Die Bildung ſucht in der Kraft ihre leiſeſte Erregbarkeit zugleich mit ihrem feſteſten Widerſtande, d. h. ihre Tugend, und in dieſer ihre ganze Vollkommenheit, ihr Höchſtes, zu entwickeln.

26.

Da ſowohl Mangel an Reiz als Ueberreiz ſchwächt (19. 20. 23.), ſo gewöhnt die wahre Bildung ſtetig ſowohl an Ertragung der ſtärkeren Reizmittel als an Erregung durch die ſchwächeren; ſie härtet ab ohne abzuſtumpfen, ſie macht erregbarer, ohne zu verweichlichen.

Die Stärke der Reizmittel iſt relativ. Das Licht, die Muttermilch, die Luft hören allmählig auf, ſo ſtark dem Kinde

zu seyn, als sie es ihm vom Anfange waren; denn da waren sie es mehr, als für den Erwachsenen Glanz, Würze, Wind und Wetter sind. Dafür treten dann naturgemäß stärkere ein. Auf der andern Seite müssen aber die stärkeren den schwächeren weichen; wo das Kind körperlich fühlen mußte, soll der Jüngling durch ein Wort innigst erregt werden, aber mit Besonnenheit.

27.

Die Entwickelung einer Kraft ist ein Heraustreiben aus sich selbst zu ihrer Vollkommenheit. Also liegt in ihr ein Trieb zum Erregtwerden und Widerstehen, beides in seiner Vereinigung; und dieser Trieb ist um so stärker, je vollkommener die Kraft ist. Die Erregbarkeit in ihr ist nämlich nichts Ruhendes oder Passives, nicht etwa bloße Receptivität, gleich einer Form, sie ist freilich in ihrer Qualität uns unbegreiflich, und nur gleichsam als ein Erregtseynwollen vorzustellen. So auch die Festigkeit; gleichsam ein Widerstehenwollen, und in beidem ist die Tugend ein Entwickeltseynwollen; nichts anderes ist das Streben nach Vollkommenheit.

Dem analog, was Virgilius singt: Terrae vere tument et genitalia semina poscunt. (Georg. II. 324.), ist es, was Lessings Lehrer von diesem Schüler sagte, er verlange doppeltes Futter.

28.

Die Kraft, welche der Bildung bedarf, will um so mehr gebildet seyn, je größer ihre Tugend ist; und je mehr sie darnach sich sehnt, desto empfänglicher ist sie der Bildung. Der Mangel an dieser Krafterscheinung ist die Trägheit, bestimmter: die Kraft ist träge, d. h. sie versagt sich (sich) selbst.

29.

Die Entwickelung einer Kraft, ihr Beginnen von ihrer Entstehung bis zu ihrer Vollkommenheit ist ihr

Werden; indem ſie vollkommen, und alſo gebildet wird, erreicht ſie ihre Beſtimmung.

30.

Der in ihrer Natur liegende Grund, der ihr Werden hervorbringt, heißt der Trieb; indem ſie aus demſelben hervorgeht, wächſt ſie nach innen, erſtarkend, und nach außen, wenn ſie körperlich iſt, im Raume, wenn geiſtig, in der Wirkſamkeit ſich ausdehnend: dieſes erfolgt in der Zeit. Jede Kraft hat hierzu von der Natur ihren Bildungstrieb (nisus formativus; bei Hippokrates τὸ ἐνορμῶν?) wornach ſie zu ihrem Höchſten ſtrebt, und zu ihrer Entwickelung, bis ſie dieſes erſtrebt hat, iſt ihr von der Natur ihre Zeit angewieſen.

II. Bildung der Menſchenkraft.

1.

Die Menſchenkraft entwickelt ſich als Geiſt in einem lebendigen Leibe auf der Erde. Der Geiſt ſteht auf der hohen Stufe, wo eine Fortbildung ins Unendliche Statt findet. Auch der Menſch, der Geiſt im irdiſchen Leibe, iſt einer immer größeren Vollkommenheit fähig, als die gegenwärtige iſt, und das Werden und Streben zu ſeiner Beſtimmung wächſt mit derſelben.

2.

Die Entſtehung einer Kraft iſt der unerklärbare Uebergang aus 0 in 1, im Anfange von ihrem Seyn iſt ſie unendlich klein, und im unmerklichſten Grade ihrer Erregbarkeit, ſo daß ſie ſcheint aus einem ganz paſſiven Zuſtande herauszutreten, unerachtet doch ſchon in ihrem erſten Beginnen ihre Thätigkeit anhebt, die ſich dann in ihrer Entwickelung immer mehr zeigt.

3.

So tritt jede Kraft durch den allmächtigen Willen des Schöpfers in dem Ganzen der Natur aus vorherwirkenden Kräften; von welchen sie erzeugt wird, hervor.

4.

Die Menschenkraft entsteht in der Zeugung durch die Eltern; ihre erste Entwickelung erscheint zwar pflanzenartig, weiter als Thierleben; dann als Vernunftwesen in der Willkühr, im Selbstbewußtseyn, endlich in der freien Selbstthätigkeit, aber sie ist von dem Anfangspunkte ihres Daseyns an Menschenkraft, in Trieb und Entwikkelung zugleich geistig, und also wesentlich von jeder andern auch der vollkommensten Erdorganisation verschieden.

Schon in ihrem Beginnen die Kraft eines Geistes, ist sie eine Zeit lang noch als solche verhüllt, weil sie nicht anders in die Wirklichkeit eintreten kann. Darum ist das Leben des Kindes im Mutterleibe so wenig Pflanzenleben, als nach der Geburt Thierleben.

5.

Das Wesen einer Kraft bleibt dasselbe ihr ganzes Werden hindurch, von ihrem Kleinsten bis zu ihrem Größten; ihr Daseyn ist Entwickelung und Fortdauer in der Zeit. Und da jedes daseyende Wesen ein bestimmtes, von jedem andern unterschiedenes ist, so ist die Entstehung eines Menschen nicht das Beginnen eines Geistes überhaupt, sondern dieses und keines anderen Geistes.

6.

Das, wodurch das existirende Wesen dieses bestimmte ist, heißt das Individuelle desselben, und das Erste, Bleibende, woraus sich die Individualität entwickelt, das Naturell.

7.

Die Entſtehung der Individualität liegt uns in dem Unbegreiflichen der Schöpfung, die Entſtehung des Naturells iſt uns alſo ebenfalls unbegreiflich, folglich auch, wie ſich die Bildung mit der Individualität innigſt verbindet.

8.

Da der Geiſt beſtimmt iſt, ſich ins Unendliche zu entwickeln, ſo entwickelt er ſich auch als individueller, d. i. als gerade dieſer Geiſt ins Unendliche: aber das Naturell hat dem Menſchen gewiſſe Grenzen gezogen. So iſt auch der menſchliche Geiſt an ſein Organ, den Leib, in dieſem zunächſt an das Hirn für das Erdenleben gebunden.

9.

Das Göttliche iſt in dem Menſchen in die Endlichkeit eingetreten, alſo beſchränkt. Da ſich nun der Geiſt ins Unendliche entwickelt, ſo iſt er im ſteten Kampfe mit dem Endlichen begriffen, um immer freier von den Schranken zu werden, oder ſie zu erweitern.

Die ganze Entwickelung des Kindes macht dieſes anſchaulich.

10.

Demnach erſcheint der Grundtrieb der Menſchenkraft in ihrer Entwickelung vorerſt und im Ganzen, als wolle er alles zu einem Endlichen machen, d. i. als ſcheidend, ſondernd, geſtaltend (Sinn und Verſtand) allein durch dieſen wirkt, genauer betrachtet, der höhere Trieb zum Unendlichen hin, durch die geſtaltete Welt hindurch (Vernunft).

11.

Die Entwickelung des Menſchen erſcheint uns alſo als das Heraustreten aus einem ungeſchiedenen Zu-

stande, so daß sich allmählig mehr und mehr herausscheidet und gestaltet. Und da die Endlichkeit eines Geistes es mit sich bringt, daß er sich im Wahrnehmen einer Außenwelt entwickelt, so muß diese dem Menschen allmählig aus einem Chaos hervortreten, bis zu ihrem vollkommensten Zustande und seinem Selbstbewußtseyn, wo er sich in seiner Freiheit findet.

Dieses geschieht im gewöhnlichen Zustande des Kindes hauptsächlich durch den Gesichtssinn. So wird ihm die Welt gleichsam vor seinen Augen geschaffen, bis er sich selbst darin findet.

12.

Während die Entwickelung in einem Einzelnen begriffen ist, verhält sich hierin die Kraft im Kampfe mit sich selbst (10.); sie will nämlich mit diesem Einzelnen fertig und darin frei werden, um endlich im Ganzen frei zu seyn; in diesem Kampfe ist sie noch mehr passiv, von dem Eindrucke ergriffen, gleichsam befangen. Die Kraft befindet sich damit in einem gereizten Zustande, und tritt von einem in den andern.

So ist das erste Sehen ein gereizter Zustand der Kraft im Sehen, während als sie aus diesem Zustande sich frei macht, befindet sie sich noch im Hören in demselben, u. s. w., bis endlich alles von den Sinnen sich geschieden und gestaltet hat; und in allen ihren Zweigen tritt sie nicht eher aus dem gereizten Zustande, bis mit Vollendung der Jugend; dann hat sie sich zu dieser Freiheit entwickelt, aber in anderer Hinsicht dauert ihr Kampf noch fort.

13.

Je mehr Höheres (Göttliches) in dem Menschen, desto stärker treibt es ihn zum Unendlichen, d. h. desto eifriger ist sein Streben. Je mehr er sich in dem Endlichen befestigt, desto weniger entwickelt er das Göttliche in sich.

14.

Dieses Streben ist das Treffliche des Menschen, sein angestammter und zugleich selbsterworbener Adel; es entwickelt sich in dem Naturell. Das ist also die Tugend des Menschen (I. 24.); ihre Entstehung liegt im Unbegreiflichen (II. 7.).

15.

Die Tugend des Menschen äußert sich in der Vereinigung der leisen Erregbarkeit mit dem festen Widerstande (I. 24.), d. i. in dem Streben zum Unendlichen, das in beiden Eigenschaften der Kraftstärke erscheint.

Nichts Einseitiges im Menschen ist Tugend, z B. das Zartgefühl des Gewissenhaften so wenig, als die Beherztheit des Tapferen, wenn jedes ohne Beziehung auf das andere ist.

16.

Je mehr Tugend in dem Menschen von Kindheit an, desto mehr Sehnen und Streben nach Entwickelung, folglich nach Bildung; er wünscht und will gebildet seyn, und strengt sich dazu an.

17.

Die Fähigkeit zu einem größeren oder geringeren Grade, und zu einer bestimmten Art der Bildung, liegt in dem Unbegreiflichen der Entstehung des Naturells: aber sie wird durch die Tugend verstärkt, und bei einem geringeren Grade der Tugend geschwächt; so steht beides in der innigsten Wechselwirkung; auch davon bleibt uns das Erste unbegreiflich.

18.

Die Bildungsfähigkeit, die im Naturell liegt, heißt Anlage (altd. Anaburt). Die Anlagen des Menschen

sind gut, denn er kommt von Gott. Die Anlage in vorzüglichem Grade pflegt man Talent zu nennen.

19.

Die Bildung eines jeden Menschen setzt also Anlagen und Tugend voraus, und sie versucht, wie weit sie sich entwickeln wollen. Sie läßt es an nichts fehlen; denn sonst könnte das Streben des Menschen zurücksinken, gleichsam wie das Gewächs in der Kälte oder Dürre dahin schmachtet.

Das Kind nicht bilden, wenn es fähig dazu ist, heißt die edelste Pflanze in Gottes Garten verschmachten lassen.

20.

Wir finden in der ganzen organischen und höheren Natur bei der Entwickelung der Kraft zwei Hauptrichtungen, in welche sich der unbekannte Grundtrieb, indem er hervorwirkt, zu zerspalten scheint, d. h. polarisirt nach dem † und — Punkte, nämlich jenen Drang nach Erregung (ὀργᾶν) und einen Drang bildend herauszuwirken, darzustellen (σπαργᾶν). Die Kraft wirkt also empfangend und zeugend, d. i. nach innen und nach außen, in beidem gleich thätig aus sich selbst, in keinem mehr passiv als in dem andern.

21.

In der lebendigen Natur entsteht so die Zweitheilung der Geschlechter, so auch bei dem Menschen Weib und Mann. Hieran nimmt der ganze Mensch, auch der Geist Theil.

22.

Aber auch in jedem Geschlechte wiederholt sich dieses Naturgesetz; in dem Manne sowohl als in dem Weibe unterscheidet sich die geistige Richtung bald mehr nach innen, bald mehr nach außen.

23.

Diese vorherrschende Tendenz ist aber in jedem Geschlechte durch das Geschlechtliche besonders bestimmt, so daß die mehr empfängliche Richtung des Knaben doch ganz anders als dieselbe bei dem Mädchen und eben so die mehr erzeugende in beiden Geschlechtern verschieden erscheint.

Wären wir in unserer Cultur nicht so vielfältig von der Natur abgeirrt, so würde es nicht so viele geistig gebildete Weiber ohne Weiblichkeit, und so viele geistig gebildete unmännliche Männer geben.

24.

Auch muß in jedem Momente der Entwickelung der Bildungstrieb in dieser Zweitheilung erscheinen, als erregt seyn wollend (thätig empfangend), und als bilden wollend (thätig herauswirkend); denn dadurch ist er eben der Trieb einer sich entwickelnden Kraft.

Die bekannte Scheidung in Receptivität und Spontaneität hat jene ganz gegen die Natur in eine Passivität verwandelt, und nur Irrungen veranlaßt.

25.

Da indessen in jedem Menschen seiner Natur nach eine Richtung vorherrscht, so giebt es zwei Classen: in der einen hat die Empfänglichkeit, in der andern der nach außen wirkende Trieb, — dort gleichsam der negative, hier der positive Pol — das Uebergewicht; hier ist mehr Hervorbringen, dort mehr Insichaufnehmen.

Im gemeinen Leben nennt man manchmal die positiven Naturen Realisten, die negativen Idealisten.

26.

Auch die Entwickelung in jedem Menschen durchläuft diese zwei Momente, so daß zuerst das Empfangen,

dann das Herauswirken, worauf ein drittes folgt, welches beides einigt.

Z. B. das Sehen des Kindes: 1. es empfängt den Lichtreiz; 2. es verarbeitet ihn in sich zu einer Vorstellung; 3. es sieht freier hin, da in ihm etwas geworden ist, wodurch seine Sehkraft freithätiger wirkt. Dieses letztere Moment ist nur nicht in allen gleich stark; auch die beiden ersteren sind verschieden im Grade. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit jeder einzelnen Bewegung, worin die Kraft sich entwickelt, mit jedem einzelnen Lernen ꝛc.

27.

Die einzelnen Naturen (Naturelle) der Menschen unterscheiden sich, je nachdem diese Momente vorherrschen; so auch die Entwickelungsgeschichte im Ganzen und in jedem einzelnen Zweige.

28.

Ist die Entwickelung noch in dem ersten Momente begriffen, so befindet sich die Kraft noch am meisten gebunden; in dem zweiten Momente erscheint sie am meisten im gereizten Zustande (II. 12.); in dem dritten wird sie frei.

29.

Die Bildung eines Menschen muß genau seiner Natur in dieser ihrer Entwickelung angemessen seyn, wenn sie nicht mehr verderben als fördern soll (I. 10.).

Hieraus folgt unter andern, daß man das Kind, welches sich schon in einem gereizten Zustande befindet, nicht zugleich in einen andern gereizten setzen soll.

30.

Worin eine Kraft gebildet ist, das muß ihr Eigenthum geworden seyn.

Z. B. die Körpergewandtheit ist das Zeugniß für die rechte gymnastische Uebung! der gute Vortrag eines Musikstücks für

die muſikaliſche; der wiſſenſchaftliche Eifer für die Schul-, die gute Geſchäftsführung für die Univerſitätsbildung ꝛc, und das edle Betragen des Menſchen in allen ſeinen Verhältniſſen für die Bildung überhaupt.

31.

Die Bildung des Menſchen muß den Geiſt zum Höheren führen, denn ſie befördert das Streben.

Daher beſitzt z. B. der Mann, welcher es dabei läßt, was er auf dem Vorbereitungsinſtitute gelernt hat, nur den Schein der Bildung. Die Chineſen ſind mehr kryſtalliſirt als humaniſirt.

32.

Die Bildung macht frei und allſeitig, denn ſie fördert die vollſtändige Entwickelung der Kraft in ihrem Weſen.

Darum würdigt Beſchränktheit und Einſeitigkeit, als das Entgegengeſetzte ſolcher wahren Bildung, jeden Menſchen herab; auch das Kind, das ſich ſklaviſch geberdet, kann nicht gefallen.

33.

Alſo: je mehr Allſeitigkeit und Freiheit in der Einfalt des Weſens, deſto mehr Bildung. Dieſes iſt die wahre Norm für alle Prüfungen des gebildeten Menſchen.

Die wahre (innere) Freiheit wohnt nur in der Bildung; ohne ſie iſt die äußere Freiheit ein bloßer Schein, der zerſtörend wirkt. Die Geſchichte bietet eine Reihe ſolcher Zerſtörungen dar, die Staaten mochten frei heißen oder nicht, weil man ſo wenig von innerer Bildung ausging. Dieſe iſt die Sache des weiſen Geſetzgebers.

34.

Mangel an Bildung iſt Rohheit; Ausbruch der Kraft ohne Bildung, d. i. ihrer Beſtimmung zuwider,

ist **Wildheit**. Beide lügen die Freiheit, jene als Frechheit, diese als Gebundenheit.

Das Kind ist roh, wenn die Bildung bei seiner Entwicklung etwas versäumt hat; der Wilde ist zwar roh, aber der Rohe nicht gerade wild, obgleich gewöhnlich, weil die Kraft in ihm doch gern auf irgend eine Weise hervorbricht.

35.

Nur der Schein der Bildung, **Gebildetheit**, ist da, wo etwas Gewordenes ist, das gut in die Augen fällt, aber ohne lebendiges Streben und ohne innere Aneignung (I. 21.).

So herrscht z. B. in unserer feineren Welt meist Gebildetheit, so ist es bei dem Mädchen, das mit seiner Musik, bei dem Jünglinge, der mit seinen Kenntnissen nur figuriren will; oder bei dem Gelehrten, der sich immer in der neuesten Lehre (die eben darum wechselt), gefällt. Das ist der Götzendienst der Mode ꝛc. So wiederholen sich die Metamorphosen in Lorbeerbäume, Pappeln, Blumen, Bildsäulen, oder gar in Affen.

36.

Die **Cultur** entreißt der Rohheit und verhütet die Verwilderung, denn sie macht also das Bestehen der Menschen neben einander möglich, ohne welches es gar keine Bildung gäbe; und so ist sie die erste Stufe, um die Menschheit zu entwickeln.

37.

Führt die Bildung von der Bestimmung ab, unter dem Scheine einer vollkommneren, also der Natur zuwider, so ist sie **Verbildung**.

Z. B. das Weib, welches etwas darein setzt, nicht den Mann zu lieben; der Mensch, welcher nur aus Grundsatz, nie aus Gefühl handeln will; der Knabe, der wie ein Buch spricht; Schnürbrüste u. dgl.

38.

Geht die Bildung über die Beſtimmung hinaus, ſo iſt ſie Ueberbildung. Eine planloſe und unvollkommene Bildung wird entweder über- oder verbilden, und eigentlich nur cultiviren.

Z. B. die Entwöhnung des Mädchens von häuslichen Geſchäften durch Lectüre! die ehemalige überſpannte Empfindſamkeit, und die jetzige überſpannte äſthetiſche Kritiſirerei bei dem weiblichen Geſchlechte. Die planloſe Gelehrtenbildung, worüber die des Menſchen verwahrloſet wird; oder die Vernachläſſigung der Körper- oder der Geiſtesbildung, einer über der andern; die Aufklärerei, welche über der Bearbeitung des Verſtandes das Herz verwildern läßt ꝛc.

39.

Die Ausbildung eines Weſens beſteht in ſeiner vollendeten Entwickelung zu ſeiner Beſtimmung, ſo daß ſein Urbild in dem Individuum erſcheint. Der Menſch iſt alſo ausgebildet, wenn er allſeitig entwickelt, und hierin ſeine ganze Kraft frei geworden iſt.

Darauf deutete die ἁρμονία, καλοκἀγαθία und humanitas der Alten hin; wir haben ſie aber tiefer zu faſſen.

III. Erſcheinungen der Kraft in dem Menſchen.

1.

In jedem Menſchen iſt nur Eine Kraft, Ein Geiſt im Leibe; dadurch iſt er Ein Weſen.

Da man trennen und vom Einzelnen zum Einzelnen fortgehen muß, um zu lehren, ſo reden wir wohl von einzelnen Kräften in dem Menſchen, aber nie dürfen wir vergeſſen, daß wir eigentlich in allem dieſem nur Eine Kraft in verſchiedenen Erſcheinungen ſehen.

2.

Da diese Eine, die Lebenskraft, in jedem Menschen zwei Hauptrichtungen hat, die eine nach außen, die andre nach innen: so unterscheiden wir vorerst die Leibeskraft und die Geisteskraft.

Das, worin beides vereinigt ist, das eigentliche Wesen des Menschen, liegt uns im Unbegreiflichen, aber wir erkennen beides im unmittelbaren Bewußtseyn; so ist sich der Mensch ein Räthsel und zugleich dessen Selbsterklärung.

3.

Selten ist die Kraft eines Menschen in beiden Richtungen gleich stark; wenn ihr Gleichgewicht einmal gestört ist, d. i. wenn sich der Leib oder der Geist im krankhaften Zustande befindet, so leidet sie im Ganzen. Die Stärke und Harmonie von beiden gehört zur menschlichen Vollkommenheit.

4.

Der Geist ist das einfachste Wesen, und was man als einzelne Kräfte desselben unterscheidet, sind Abstractionen blos im Denken, um auf gewisse Erscheinungen im Geiste hinzuweisen und sie unter allgemeine Begriffe abzutheilen. Diese Begriffe haben aber keine Realität, sondern sind blos ein leeres Fachwerk.

Nur die gewöhnliche Täuschung nimmt die Abtheilungen der Geisteskräfte oder Gemüthsvermögen als wirklich im Wesen des Geistes vorhanden an, indem sie das Denken über dieses Wesen mit demselben selbst verwechselt.

5.

Wir können in der Natur nur Zustände unterscheiden, nämlich eben den, wo wir unterscheiden, (erkennen), das Bewußtseyn, im Gegensatze von dem, wo wir von uns nichts wissen, der Bewußtlosigkeit.

6.

Der Wechſel zwiſchen Bewußtſeyn und Bewußtloſigkeit liegt in unſerer Natur, und ſo müſſen wir wachen und ſchlafen.

Vielleicht geht dieſer Wechſel, nur unbemerkt, in jedem Lebensmomente wie eine Wellenbewegung des Lebens vor.

7.

Je weiter vom Bewußtſeyn entfernt, deſto ähnlicher dem Vegetiren, wie bei dem Embrio und in dem tiefen Schlafe; doch iſt überall auch darin das Menſchliche. Je mehr Bewußtſeyn, deſto mehr erſcheint das Geiſtige.

8.

Die Thätigkeit des Geiſtes, welche er in ſich erkennt, heißt Handeln, geht ſie zugleich nach außen, Wirken. Aber da auch der bewußtloſen Thätigkeit das geiſtige Weſen zum Grunde liegt, ſo iſt auch in jeder die freie Selbſtbeſtimmung vorhanden bis zum unendlich kleinen Grade zurück, wo ſie uns im Dunkel entſchwindet.

9.

Das Empfangen eines Eindrucks mit dem Gefühle des Hingebens an denſelben nennen wir ein Empfinden; iſt es aber mit dem Gefühle eines Hinſtrebens nach dem Gegenſtande, oder einem Wegwenden von demſelben verbunden, ein Begehren oder Verabſcheuen. Es iſt aber nie bloßes Hingeben, ſondern immer mehr oder weniger zugleich Hinſtreben oder Wegwenden.

10.

Unſere Thätigkeit bei dem Eindrucke des Gegenſtandes beſonders gedacht heißt Vorſtellen, der Eindruck als Zuſtand in uns beſonders gedacht heißt Fühlen; aber in der Natur iſt keins ohne das andere.

11.

Nehmen wir in dem Vorstellen ein Aeußeres auf, oder bearbeiten wir dagegen ein Inneres, so ist jene Thätigkeit Sinnenwahrnehmung, diese Einbildungskraft.

12.

Das mit Bewußtseyn verbundene Thätigseyn bei dem Vorstellen nennen wir Denken. Aber es ist nur eine im Denken selbst gesonderte Aeußerung der Gesammtkraft.

13.

Das Begehren oder Verabscheuen mit Bewußtseyn (mit Denken) nennen wir Wollen. Auch dieser Thätigkeit liegt etwas Tieferes zum Grunde, dasselbe, was auch in dem andern vorkommt.

14.

Wenn wir so Denken und Wollen ausgeschieden haben, so fassen wir alles Uebrige, was noch im Bewußtseyn vorkommt, unter dem Namen des Gefühls zusammen, als das Unmittelbare im Bewußtseyn. Auch nennen wir die Tiefe, worin Denken, Wollen und Fühlen vereinigt sind, gleichsam die Wurzel, das Gemüth.

15.

Hiernach stellen wir logisch ein dreifaches Vermögen des Gemüths in uns auf, nämlich das Vorstellungs-, Begehrungs- und Gefühlvermögen; indem wir so in jedes noch etwas aus dem bewußtlosen Zustande, das ihm entsprechen soll, mit aufzunehmen meinen.

16.

In der ganzen Geistes- oder Gemüthsthätigkeit äußert sich die Freiheit, weil sie zu dem Wesen des

Geiſtes gehört, welches Vernunft iſt. Freie Selbſtbeſtimmung kommt alſo in unſerm ganzen geiſtigen Leben vor. Weil aber dieſes mit dem leiblichen verflochten iſt, ſo entſchwindet ſie uns in vielen Zuſtänden, und die Grenze der Naturnothwendigkeit und Freithätigkeit in uns bleibt uns verhüllt.

17.

Man theilt das Erkenntnißvermögen weiter ab 1) in ſeiner negativen Richtung (Receptivität) als Sinn, 2) in ſeiner poſitiven (Spontaneität) Verſtand, 3) beides zuſammen Einbildungskraft, und dieſe a) reproductiv Gedächtniß, b) productiv (ſchöpferiſch) Phantaſie.

18.

Der Sinn erſcheint im Allgemeinen als Vermögen der Anſchauung, und ſcheidet ſich in den inneren und in den äußeren; der letztere iſt theils der Geſammtſinn, d. i. das Vermögen, die Eindrücke, von außen zu empfinden, theils die beſondern Sinne, deren man gewöhnlich fünf unterſcheidet (manche ſechs), durch welche wir vermittelſt ihrer Organe die Außenwelt wahrnehmen. Jeder dieſer Sinne giebt eine eigne Weltanſchauung, ſie zuſammen unſere vollſtändige; ihre Form, welche unſerm Geiſte anerſchaffen iſt, für die Außenwelt iſt der Raum, für dieſe und unſer inneres Leben die Zeit.

19.

Der Verſtand iſt im Allgemeinen das Vermögen zu denken, und wird da auch oft mit Vernunft als gleichbedeutend genommen, als Vermögen der Begriffe. Er wird indeſſen weiter eingetheilt 1) in Verſtand im eng. S. als Vermögen, das urſprünglich durch Anſchauung oder weiter durch Abſtraction Gegebene zu denken, 2) in Urtheilskraft, als Vermögen, etwas unter einen Begriff zu faſſen oder einen Begriff auf etwas an-

zuwenden, 3) als Vernunft im eng. S. als das Vermögen der Ideen, oder Uebersinnliches (Gott) zu denken, zu überlegen, zu schließen, das Ganze im Begriffe zu erfassen, u. s. w.

20.

Da wir von den verschiedenen Aeußerungen der Geisteskraft reden müssen, so müssen wir uns auch bald dieser bald jener Ausscheidung der Begriffe bedienen, mit dem Zutrauen, daß in dem, der uns hört, die in uns liegende Anschauung, die wir dabei im Sinne haben, so viel möglich auch entstehe. Es sind einzelne Zustände, die wir damit bezeichnen.

21.

Die Einheit im Gemüthe, d. i. die Zusammenstimmung von Denken, Fühlen und Wollen in dem Innersten des Gemüths, ist die innere Wahrheit. Denn was in dem Willen mit Bewußtseyn sich zeigt, ist dasselbe, was auch sonst, auch im bewußtlosen Zustande, in dem Geiste wirkt, und z. B. in dem Verstande als Grundsatz vorkommt, oder im Gefühle liegt, das Wesen des Menschen. Der Mensch ist wahr, er ist er selbst, wenn er in seinem Denken oder Wollen nicht sein Wesen in Widerspruch mit sich selbst setzt. Er ist innerlich unwahr, in wiefern er Fremdes annimmt, ohne es in sich selbst aufzunehmen und das nun für Seiniges hält; er ist äußerlich unwahr, wenn er es für Seiniges oder das Aeußere für ein Inneres ausgiebt, wo es im Innern doch anders ist.

Daraus ist zu erklären, warum Lehre und Leben so oft sich widersprechen, und warum so viele Menschen inconsequent leben; es fehlt der Bildung an Wahrheit.

22.

Jeder Mensch ist von dem andern verschieden, und in jedem äußert sich jenes Allgemeine der Kraft auf

individuelle Weiſe. Wir können dieſe Einzelnheiten unter gewiſſe Claſſen bringen, wie es bei den Naturproducten geſchieht, in wiefern nämlich der Menſch auch unter den Naturgeſetzen ſteht.

Nicht nach den ſogenannten Racen, wie die phyſiſche Anthropologie, hat die pädagogiſche die Menſchen einzutheilen, ſondern im Geſichtspunkte der Bildung, je nach der natürlichen Richtung der ſich entwickelnden Kraft.

23.

Es iſt alſo eine Abtheilung der Naturen (Naturelle), die wir verſuchen müſſen. Da nämlich kein Menſch der vollkommene iſt, ſo wird bald dieſes, bald jenes im Naturell vorherrſchend ſeyn. (II. b. 25.)

24.

Die Naturelle unterſcheiden ſich vorerſt nach den beiden Hauptrichtungen, ſodann in jeder derſelben nach dem Verhältniſſe der Stärke, worin die eine zu der andern ſteht. Wir ziehen dieſe Eintheilung der bekannten nach den Temperamenten vor, theils weil ſie nicht wie dieſe einen mehr krankhaften Zuſtand bezeichnet, theils weil ſie in dem Kinde und ſeiner Entwicklung ſich nachweiſen laſſen.

25.

Wir möchten die mehr heraus wirkenden Naturen wohl die poſitiven, und die mehr in ſich gekehrten die negativen nennen, wenn es nicht gewöhnlich mißverſtanden würde. Aber wir ſind auf jeden Fall hier um Worte verlegen, weil jedes im gemeinen Leben anders und oft mehrfach gebraucht wird. Alſo muß es uns erlaubt ſeyn, ſie nur durch Annäherung des Sprachgebrauchs zu trennen, jene die aufgeweckten, dieſe die ſtillen. Die aufgeweckten Naturen ſind bei größerer Stärke des

Widerstandes die festen, oder der Erregbarkeit, die lebhaften, und ebenso die stillen theils die sanften (weichen), theils die innigen Naturen. Die Sprache des gemeinen Lebens hat noch viele Worte, welche annähernde Begriffe, oder von Uebergängen und Mischungen angeben. Dahin gehört, wenn man von energischen, heftigen, durchsetzenden, stürmischen, oder von ruhigen, kalten, trockenen, harten, von jovialen oder tiefen, von raschen oder ängstlichen, von feurigen oder empfindsamen, von empfindlichen, hitzigen ꝛc. Menschen redet. Aber die Sprache scheidet das Naturell nicht rein von Charakter, Talent und Bildung oder Gewöhnung aus. Die verschiedenen Nationen und Sprachen haben auch hierin unübersetzbare Eigenthümlichkeiten.

26.

Das Naturell kündigt sich schon in dem Kinde an; aber es verbindet sich auch frühe damit, was Angewöhnung oder Vernachlässigung wirkt. Dadurch wird die Erkenntniß des Naturells aus seinen übrigens sicheren Zeichen erschwert.

27.

Den genialen und talentvollen Menschen ist freilich vieles schon angeboren, was in andern erst durch Bildung erworben werden muß, und ihre Anlagen kommen der Bildung zuvor, dennoch müssen auch sie gebildet werden, ihrer Natur entsprechend, um alles in sich, z. B. ihr Feuer, zu veredeln, sonst verwildern sie.

So läßt es sich von vielen Dichtern, Helden und andern großen Menschen in der Geschichte bestimmt nachweisen, wo es ihnen an Erhebung zu ihrem Urbilde gefehlt hat, und das aus Verwahrlosung von Seiten der Erziehung. —

28.

Jedes Naturell bedarf der Bildung, um dasselbe so

viel möglich gegen Einseitigkeit zu verwahren, und etwa die gegenüber schlummernden Anlagen zu wecken. Und so ist in jedem der beiden Geschlechter die Behandlung verschieden.

29.

Unser Versuch einer Classification der Naturelle läßt sich noch weiter in Unterarten ausführen, und durch die Ansichten im gemeinen Leben bestätigen; er zeigt sich besonders in der Erziehung von solchem Nutzen, daß wir ihn nicht aufgeben können.

Dagegen hatte man die sogenannten Temperamente von Aristoteles her; wie wenig ist damit ausgemacht! Wußte doch selbst ein Leibnitz nicht zu sagen, wie er von sich bekennt, was er für ein Temperament habe. — Eben so bedenke man, wie wenig damit gesagt ist, wenn es so gewöhnlich heißt: „das Kind hat gute Anlagen;“ diese hat, so Gott will, jedes, aber welche?

30.

Die Zeit, in welcher sich die Anlagen des Geistes zugleich mit dem Leibe entwickeln, ist die Jugend. In ihr kommen jene Momente nach einander als vorherrschend zum Vorscheine. Daher giebt es drei Perioden der Jugend, die aber ohne scharfbestimmbare Grenzen in einander hinüberfließen.

31.

Diese 3 Perioden der Jugend sind:

1) Das Alter der vorherrschenden Erregbarkeit, als Empfänglichkeit; die Kindheit, infantia; d. i. das auffassende Alter; gleichsam sein (mystisches) dunkles Zeitalter.

2) Das Alter der vorherrschenden Gegenwirkung, als Lebhaftigkeit eines gereizten Zustandes, worin die Thätigkeit auf allen Seiten hervorbricht. Das Kna-

ben- und Mädchenalter, pueritia, oder das ſpielende; gleichſam des Menſchen mythiſches Lebensalter.

3) Das Alter der vorherrſchenden Energie, indem ſich Erregbarkeit und Gegenwirkung gegenſeitig zum Gleichgewichte verſtärkt; und Talent und Charakter im gereizten Zuſtande befindet. Das Jünglingsalter, adolescentia, oder das treibende; das heroiſche Lebensalter.

Nach dieſer regulativen Idee läßt ſich alle Entwickelung beurtheilen. So iſt auch das dreifache: 1. der Zuſtand vor der Geburt, 2. das Leben ſelbſt, 3. der freigewordene Geiſt jenſeits. Die Pflanze repräſentirt jene 3 Alter, 1. in den Wurzelblättern, 2. in dem Hervortreiben zur Geſtaltung, 3. in dem Aufſchießen zur Blüthe.

32.

Die Anlagen müſſen ſich hiernach in den verſchiedenen Jugendperioden verſchieden zeigen, ſowohl was das Naturell als das Talent und Genie betrifft.

So wird z. B. manchmal ein Kind für dumm gehalten, welches doch vorzüglichen Verſtand entwickelt; ſo wird aus denen, die frühe ſchon ſehr beſtimmt ſind, oft nicht ſo viel, als aus denen, die länger unbeſtimmt bleiben.

33.

Die Kraft durchläuft in ihrer Entwickelung von ihrem niedrigſten Zuſtande continuirlich alle Stufen bis zu ihrem höchſten (II. 4.); alſo die Menſchenkraft von der Bewußtloſigkeit bis zum Selbſtbewußtſeyn in reifer Beſonnenheit, d. i. mit Beendigung der Jugend.

34.

Das Alter der Kindheit endigt ſich mit dem Selbſtbewußtſeyn, d. h. wenn das Kind denkt: Ich. Es begreift folgende Stufen unter ſich: 1. das Kind als Säugling; 2. das unmündige, 3. das verſtändige Kind, Knabe und Mädchen.

35.

Das Göttliche in dem Menſchen, das Streben zum Unendlichen, entwickelt ſich theils im Verhältniſſe des Menſchen, zu der Welt, theils zu Gott, im Ganzen als Liebe, nach dem hohen Sinne dieſes Wortes, wo es die Quelle alles Herrlichen in dem Menſchen bezeichnet, indem es ihn mit Gott verbindet, und in dem Bildungstriebe für das Geiſtige. So iſt ſie die wahre Kraft des Menſchen, die Tugend ſelbſt, ſein ewiges Leben.

36.

Dieſer Bildungstrieb des Kindes entwickelt die Kraft zu ihrer Vollkommenheit dem Naturell in ſeinen Anlagen, und ſo auch dem Lebensalter gemäß. Das Ziel iſt das Urbild, welches als das göttliche Ebenbild in ihm erſcheinen ſoll.

37.

Der heranwachſende Menſch ſoll dahin gebildet werden. Die Wirkſamkeit der Eltern oder anderer Menſchen, welche dieſes bezweckt, heißt die Erziehung. Sie vereinigt alles Einzelne der Bildung, und bezieht ſich hiermit in jedem Punkte auf die Naturentwickelung (I. 10.).

38.

Das Erſte, was man erforſchen muß, um erziehen zu können, iſt wie ſich der Menſch von Anfang an ſeine Jugendzeit hindurch entwickelt, wobei man zugleich in dem Gewordenen die Vorzeichen des Werdenden beobachtet. Hierauf betrachtet man alles das, was bildend einwirkt, zugleich auch das, was die Verderbniſſe hindert oder heilt. Dann folgt die Verbindung von allem dieſem zu dem geſammten Geſchäfte des Erziehers. Unſer Syſtem iſt alſo durch die drei Abtheilungen auszuführen: 1. Entwickelung, 2. Bildung, 3. Erziehung.

Erſte Abtheilung.

Entwickelung.

Erſter Abſchnitt.

Das Allgemeine.

1. Das Menſchengeſchlecht.

Die organiſche Kraft der Erde hat ſich in unzählbaren Gewächſen entfaltet, und in den noch nicht ausgezählten Thierarten mit ihren zahllos erwachſenden Individuen zu der Lebenskraft geſteigert, welche in dem Menſchen ihr Höchſtes auf unſerm Planeten erreicht hat. Aber dem Menſchen hat der Ewige von ſeinem Geiſte eingehaucht, und ſo wurde die höchſte und vollkommenſte Erdorganiſation das Organ des Vernunftweſens, als Herrn der Erde. Das iſt der Menſch.

Die Verwandtſchaft mit den Thieren und Gewächſen kann uns hier nicht irren; ſie war für den Bewohner und Beſitzer der Erde eben ſo nothwendig, als das Ebenbild Gottes, die Vernunft. Die Anthropologie darf auch ſchon blos als Phyſiologie, d. i. als die Lehre von dem menſchlichen Organiſmus, nicht das Geiſtesleben etwa nur nebenbei berückſichtigen, ſondern ſie muß vielmehr in demſelben den tieferen Lebensquell des menſchlichen Organiſmus erkennen. Denn ſo wie jeder Einheit iſt, ſo noch mehr das Leben, d i. die aus ſich heraus und in ſich zurück mit Empfindung und Bewegung wirkende Kraft; und vollends iſt im geiſtig organiſchen Leben die höchſte Einfachheit. In ihm hat das in allen Theilen verbundene Ganze, welches durch und mit denſelben wechſelſeitig bedingt iſt, den wirkenden Grund aller ſeiner körperlichen und geiſtigen Thätigkeiten. Das nun

iſt das Leben des Menſchen. Dieſer allgemeine Gedanke muß ſich uns nun weiter für unſern Zweck entwickeln.

So ſteht alſo der Menſch zwar in der Reihe der Thiere, und obenan, allein er ſteht da als ganz eigenes, unendlich höheres Weſen, beſtimmt, auf die ganze Thierwelt und Erdenſchöpfung herabzuſchauen. Edelſinnig hat ihn daher einer der Naturgelehrten von höchſter Weihe, Linné, in ſeiner Naturgeſchichte obenan geſtellt, als Geſchlecht und Gattung, ohne Unterarten, einzig in ſeiner Art, mit der Benennung Homo sapiens.

Indeſſen überhebt uns das nicht der Blicke in ſeine thieriſch-organiſche Natur; ja die neueren Fortſchritte, beſonders durch die vergleichende Anatomie, müſſen uns auch für unſern Zweck zu ſtatten kommen, und zwar ſchon für die Lehre von der Entwickelung, dann aber auch ſelbſt bei der Bildung. Nur haben wir uns hier auf folgendes Wenige zu beſchränken.

Der Menſch vereinigt in ſich die einzelnen Vollkommenheiten der Naturweſen, wie der Brennpunkt die Strahlen *). Aber eben darum iſt er nicht aus dieſen Einzelnheiten zuſammengeſetzt, und ſie laſſen ſich nicht als ſolche in ihm aufzeigen, ſondern er trägt ſie, zur Einheit verklärt, in einer höheren Beſchaffenheit in ſich. Löwe, Stier, Adler ꝛc., Eiche, Roſe, Veilchen ꝛc. haben ihre Trefflichkeiten und Schönheiten, welche in dem Menſchen nicht nachzuweiſen ſind, aber die eigenthümliche Schönheit und Trefflichkeit des Menſchen findet doch in allem dieſem ihr Analogon, ihr Symbol, und ihre Ausſtrahlung zu einer in ihrer Art vollendeten Einzelnheit, während er in ſeinem menſchlichen, d. i. geiſtig-organiſchen Weſen die höhere Vollendung der Geſammtheit beſitzt. Er ſteht

*) Wir verweiſen in allem dieſem auf die beiden Werke, die man immer von Zeit zu Zeit leſen ſollte: Herder, Ideen zu einer Philoſ. der Geſchichte der Menſchheit; und: Kant, Anthropologie.

so als der Mikrokosmus in dem Mittelpunkte der ganzen Schöpfung und gerade weil er nicht die Stärke des Löwen, das Auge des Falken, die Nase des Hundes, die Gewandtheit der Schlange, die schnellen Füße des Rehes, die Flügel des Adlers u. s. w. besitzt, so ist ihm in dem Gleichgewichte etwas viel Besseres geworden, die schöne Menschengestalt, in welcher die vernünftige Seele wohnt. So steht er vor dem Thiere da, auch dem stärksten, Ehrfurcht gebietend *), als ein Gott. Die Eigenschaften und Gestalten der Thiere sollen ihn nur auf sein edleres Wesen, zugleich warnend **), hinweisen.

Der Mensch ist das einzige viergliederige lebende Wesen, das zum aufrechten Gange bestimmt ist, und zwar durch die Natur selbst, nicht etwa erst durch Gewöhnung. Denn Menschen, im verwilderten Zustande sind ohnehin nicht in ihrem natürlichen; aber auch sie kommen auf allen Vieren lange nicht so gut fort, als selbst der Affe. Der Schwerpunkt des Menschen fordert den aufrechten Gang, und sein ganzes Knochengebäude ist auf diesen eingerichtet. Die zwei Füße wollen stehen und gehen, die zwei Arme haben eine leichtere und größere Beweglichkeit schon am Schultergelenke, sie wollen mit den Händen greifen und mit den Fingern, dem Organe des Tastsinns ***), fühlen und arbeiten, womit kein Thier versehen ist, und

*) Wenn der Mensch in seiner Kraft das Thier ansieht, so hat es, im natürlichen und nicht gereizten Zustande eine Art von Respekt vor ihm, wie selbst bei Löwen die neuesten Beispiele bestätigen.

**) Der Affe — Simia, quam similis turpissima bestia nobis! — ist ein Zuruf an den Menschen, dessen Gestalt die Natur in ihm nachahmt, und dessen Thun er selbst nachäfft: erhebe dich zur Menschenwürde, sonst bist du das häßlichste Thier! Er ist noch jung, der Orang-Utang, als junger Pongo, dem Menschen am ähnlichsten. Ueberhaupt ist das Thierreich dem Menschen als Spiegel seiner niedern Natur aufgestellt.

***) Galenus nennt die Hand das Organ aller Organe.

womit der Menſch bei der Kraft in den Armen vielerlei, Schweres und Feines, leicht und ausharrend verrichten kann. Das Haupt ruht mit ſeiner Grundfläche auf der Wirbelſäule, bei aufrechter Stellung, gerade im Schwerpunkte. Dieſes insbeſondere zeichnet den Menſchen ſchon durch das Würdevolle vor dem Thiere aus. Es erhebt ſich in jenem ſchönen Ovale, das dem Künſtler Muſter bleibt, in dem wohlgemeſſenen Verhältniß zu der ganzen Körperlänge, und oben wölbt ſich die Stirne, als der Gedankentempel. Die Verhältniſſe in den Geſichtstheilen ſtehen ebenfalls der Kunſt als bewundernswürdig vor. Eben auch hier zeigt ſich ein ſcharfer Unterſchied von den Thieren durch den von Camper beſtimmten Geſichtswinkel, welcher für die ideale Schönheit 95°—100° beträgt, und bei den wirklichen Menſchen von 95° nur bis etwas unter 70° herabſinkt, dagegen bei keinem Affen bis zu 70° ſteigt; die andern Thierſchedel weichen noch viel weiter ab.

In dem Kopfe befindet ſich das Gehirn bei dem Menſchen zugleich als das Seelenorgan eines Geiſtes ausgezeichnet; und weil das Uebergewicht deſſelben über die Nerven und das Rückenmark, welche jedoch ebenfalls zum Seelenorgane gehören, viel größer iſt, als bei jedem Thiere, ſo mußte auch der Schedel im Verhältniß zum Geſichte größer, und jener Geſichtswinkel bei dem Menſchen der größte ſeyn. Die Thiere haben noch Zwiſchenkieferknochen, wovon ſich nur bei dem Embryo im Anfange einige Spur findet. Die Nerven ſind beſtimmt durch ihre Empfindungskraft Eindrücke aufzunehmen und zu jenem Centralpunkte herein-, ſo wie durch ihre Spannkraft von dieſem aus nach den einzelnen Theilen herauszuführen. Auch ſie ſind für das vernünftige Weſen zu ſeinem Empfinden, Bewegen, Erkennen und Wollen genau eingerichtet, und ſie dienen hauptſächlich vermittelſt des Gehirns dem geiſtigen Leben. So lange dieſes nun auf der Erde beſteht, iſt es auch an ſein Organ, beſonders

an ſein nächſtes gebunden. Es entwickelt ſich alſo mit dem Gehirne, leidet mit demſelben, unterliegt durch daſſelbe manchen Zuſtänden, z. B. dem Wechſel von Wachen und Schlafen, und erliſcht auch mit ſeinem Organe, wohlgemerkt als Erdenleben; denn der Geiſt trägt ewiges Leben in ſich, das nach dieſem fortdauert und nur als irdiſches erlöſchen kann*).

Die articulirte Sprache hat der Menſch vor allen Thieren voraus, ſie gehört mit der Vernunft recht eigentlich zu ſeinem Weſen, und kein Thier hat die Anlagen zur Stimme wie der Menſch. Wenn gleich z. B. der Papagei Worte nachbilden kann, und die Geſangvögel in lieblichen Tönen erfreuen, ſo iſt doch der Bau der menſchlichen Sprachwerkzeuge bei weitem vollkommener, und einzig zum eigentlichen Sprechen und Singen eingerichtet, und auch dem Taubſtummen bleibt noch eine dem Thiere unerreichbare Geberdenſprache. Die körperliche Natur des Menſchen in der aufrechten Geſtalt wie in der Sprache zeigt ſich ſo recht als ein Organiſmus für den Geiſt, als hätte der Geiſt ſelbſt ihn für ſich gebildet; ſie iſt ſeine Erſcheinung auf der Erde.

Auch hat der Menſch darin einen phyſiſchen Vorzug vor den Thieren, daß er in jedem Klima fortkommen und ſeine Natur behalten kann**). So hat er ſich

*) D. Galls Gehirn- und Schedellehre hat ſich ſo vollſtändig widerlegt, daß ſie keiner Berückſichtigung hier mehr bedarf. Die Hypotheſe des berühmten Albertus d. Gr. könnte ſich allenfalls noch eher halten, wenn er das Gehirn ſo abtheilt, daß er vorn die Nerven der 5 Sinne, als das commune sensorium, ſich vereinigen läßt, hinter dieſem aber der Einbildungskraft ihren Wohnſitz anweiſet, dann die Mitte den Begriffen, die Stelle weiter hinten dem Gedächtniſſe u. ſ. w. — Sömmerring hat, nicht ohne eine gewiſſe Zuſtimmung Kants, gezeigt, daß in einem Fluidum der Hirnhöhlen die Vermittlung zwiſchen Geiſt und Körper vorgehen könne.

**) Sogar in Hitze und Froſt kann der Menſch mehr, als vielleicht irgend eine Thierart, wenigſtens durch ſo viele Grade hindurch,

auf der ganzen Erdkugel verbreitet und acclimatiſirt, was ſelbſt bei dem an ihn ſo ganz hingewieſenen treueſten Thiere nicht der Fall iſt; denn auch der Hund artet aus; nirgends aber ſein Herr.

Endlich iſt auch der Menſch nicht ſchwächer als das Thier, denn ſeine Muskelkraft iſt einer weit ſtärkeren Uebung fähig, wodurch er, obwohl bei geringerer Muskelſtärke, doch eine überwiegende Gewandtheit und Ueberlegenheit gewinnt; freilich bedarf er des Verſtandes zum Gebrauche derſelben. Er nimmt ein Werkzeug, das Menſchenhände gemacht haben, legt es an, ein feſter Blick ſeines Auges, ein leiſer Druck ſeines Fingers, und ſiehe dort noch in weiter Ferne, liegt das reißende Thier, deſſen Speiſe er ſonſt geworden wäre, oder das ſcheue, welches ihm zur Speiſe dient.

So weit die Vergleichung des menſchlichen Körpers mit dem thieriſchen bis jetzt gekommen iſt, hat ſie von allen Seiten die Vorzüge des erſteren, als des einwohnenden Vernunftweſens würdig, mehr ins Licht geſetzt*). Manches zwar, was man früher dem Menſchen allein zuſchrieb, hat ſich auch bei Säugethieren gefunden, z. B. das Hymen bei mehreren Arten derſelben in ihrer Jugend, auch bei einigen, beſonders bei den Affen, die Menſtruation, das Unbeſtimmte in der Begattungszeit bei Haus-

---

aushalten, nämlich von etwa — 30° bis + 45° Reaum. Man hat ſogar Beiſpiele, daß Leute eine noch viel größere Hitze ertrugen; ſo Blagden 100° ſieben Minuten lang, und ein Mädchen noch länger, in einem Backofen. Die Wärme des Menſchen ſelbſt iſt in der Regel gleichförmig, wo er ſich auch befinde, etwa 29° in der Mundhöle und Hand; doch bei jungen Leuten ſtärker, auch nach den Nationen wohl verſchieden.

*) Noch iſt ſie mehr vergleichende Anatomie als Phyſiologie, wird ſie noch mehr zur letzteren, und geht dann auf die Lebensfunctionen tiefer ein, ſo möchten auch die periodiſchen Verhältniſſe nicht unbedeutend erſcheinen.

thieren, neben der periodischen Bestimmtheit bei den andern, welche auf die künftige Ernährung der Jungen berechnet ist: allein desto schärfer hat sich der Unterschied in wichtigeren Punkten herausgestellt. Die so frühe und rasche Entwickelung des Thierjungen zu seiner Vollendung weicht ebenfalls der vorzüglicheren, langsameren des Kindes, wie wir seines Ortes sehen werden. Dahin gehört auch das weit vielfachere Variiren der Individuen unter den Menschen, so daß man eben darum häufigere Unregelmäßigkeiten unter ihnen, als unter den Thieren findet. Diese nämlich sind mehr an ihre einzelne Form, und in dieser fester an das Naturgesetz gebunden. So mögen sich wohl im Thierreiche alle mögliche Formen des Erdenlebens in unendlich vielen Zusammensetzungen finden, der Mensch aber, als der Centralpunkt, ist leichter einer Abirrung auch im Physischen ausgesetzt; und eben das weiset ihn nur um so dringender darauf hin, die Humanität durch das Moralische festzuhalten.

Noch möchten wir die Hoffnung wagen, daß die vergleichende Physiologie, wenn sie einmal tiefer in die Lebensfunction eindringt, auch hierin den Menschen auf höherer Stufe sehen wird. Ist doch z. B. jedes Thier fast nur durch den Magen bestimmt. Wie ganz anders muß sich die Thätigkeit im Nervensysteme des Menschen zeigen, da er mit den Sinnen anders empfindet und beobachtet! Das Herz- und Blutsystem hat gewiß auch sein Eigenthümliches bei ihm, das auf eine höhere Bestimmung hindeutet. Schon die Verhältnisse der Blutumläufe könnten dafür interessant werden, und wenigstens etwas über die größere Vielfachheit der kranken Zustände unter den Menschen erklären.

2. Entstehung des Menschengeschlechts.

Wir halten uns auch hier an die heilige Urkunde. Die Naturforschung mag in ihrem freien Gange bald zu dieser bald zu jener Hypothese sich neigen, es sind doch immer nur angenommene Meinungen, gegen welche andere mit demselben Rechte auftreten, und keine hat sich noch so wie die Mosaische Schöpfungsgeschichte bewährt. Darum bleiben wir auch bei der Abstammung Aller Menschen von Einem Elternpaare *). Zwar ist uns nicht unbekannt, was manche Physiologen der neuesten Zeit noch stärker, als frühere Geschichtsforscher, dagegen einwenden, aber keiner hat uns überzeugt, denn dieselben Gründe, womit der eine 3 oder 4 und mehrere Urstämme annimmt, widerlegen den, der nur 2 annimmt, und umgekehrt; sie bestreiten also gegenseitig ihr Princip, so daß auch hier alle Aufklärung nur ein Hypothesen-Zwielicht giebt.

Die Theorie des Naturgelehrten Blumenbach von fünf sogenannten Menschenracen ist von dem Philosophen Kant mit der Verschiedenheit angenommen worden, daß dieser nur auf vier solche Racen zurückgeht, nämlich die weiße kaukasische, die schwarze der Neger, die Olivenfarbe der Hindostaner, und die Kupferfarbe der Amerikaner **), und sie zugleich dadurch auf Einen Stamm zurückführt, daß er die Möglichkeit zeigt, wie unter gewissen Umständen ein im Hauptstamme schlummernder Keim sich als in den Zeugungen beharrlich entwickele. Wo dieses statt gefunden, nennt er die Gattung Race; wenn sich aber die entwickelte Eigenthümlichkeit zwar fortpflanzt, jedoch

*) Wir verweisen hierbei auf die Einl. zu der Gesch. d. Erz. S. 28 fgg.

**) Rudolphi, Physiol. nimmt auch 4 an, unter dem Namen species, Stämme, weil er die Abstammung von einem Paare verwirft, statt des Hindostan. setzt er aber den Mongolischen. Blumenbach hat die Kaukasischen, Amerikanischen, Mongolischen, Malayischen, Aethiopischen, diese 5 aufgestellt. Andre nehmen mehrere, Andere wenigere an.

leicht wieder erlischt, so bezeichnet er sie nur als Varietät.

Die Verschiedenheit der Menschen ist nicht blos in der Farbe, sondern auch im Schedel, im Haare, in der Ausdünstung ꝛc. selbst in den auf dem Menschen lebenden Parasiten zu finden. Der Farbe nach sind sie weiß, schwarz, braun, gelb, roth, und das bringen die Kinder schon mit auf die Welt, wenigstens einen Fleck auf der Haut, der sich bald ausbreitet. Die Haare sind bei den Nordeuropäern gelblich oder hellbraun, weicher und feiner, bei den Südeuropäern schwarz oder braun, härter und minder fein, bei den Hindus fein und kurz, bei den Amerikanern und Mongolen dick und struppig, bei den Negern wollig und flockig. Die Amerikaner haben wenig Haare am Barte und sonst am Körper; diesen ähnlich die Mongolen und meisten Negerstämme. Die Muskelstärke scheint bei den Europäern und Mexikanern am stärksten, bei einigen Mongolischen und Malayischen Völkern am schwächsten zu seyn. Die Länge ist bei den Patagonen am höchsten, nämlich 6 bis 7 Fuß, bei den arktischen Hochländern, den Lappen und Eskimos, am niedrigsten, welche kaum 5 Fuß groß sind. Alle sind der Bildung fähig, und gerade hierin ist der Unterschied nicht sehr bedeutend. Mehr ist er es in Absicht der Schönheit. Die alten Griechen, die Georgier, die Mingrelier haben hierin im Ganzen den Vorzug; die Südseebewohner und die Neger an der Westküste von Afrika sind ziemlich schön; die Europäischen Nordländer sind kräftige Gestalten; die häßlichsten sind die Papus in Südindien. Die Verschiedenheit des Schedels macht auch die Gesichtsbildung verschieden.

An die Race reihet sich der Volksschlag an, d. i. die am längsten und zwar in einer ganzen Nation beharrliche Varietät; an diese weiter die den Geschlechtern eigenthümliche, der Familienschlag. So giebt es

Nuancirungen in der Gegend, in den Wohnorten ꝛc. bis ins Unendliche.

Wenn nun so von dem ersten Elternpaare, oder von Noah an die Abstammung des Menschengeschlechts historisch verfolgt wird, so finden sich die Verzweigungen der Hauptvölker, und von diesen weiter bis zu den heutigen einzelnen vielen Völkern wohl einmal richtig auf. Die Vermehrung und Verbreitung derselben ist bis jetzt so weit gekommen, daß man die dermalige Bevölkerung über die ganze Erdkugel hin auf 1000 Millionen schätzt *). Ob, nach Aristoteles **) die Generationen der Menschen in Familien und Völkern bald zu-, bald abnehmen, wie die Feldfrüchte nach Jahrgängen, nur nach größeren Perioden, verdiente Untersuchung. Gewiß ist es, daß die Natur, wie sie Mannigfaltigkeit liebt, eine unbestimmbar vielfache Individualisirung der Menschen angelegt hat. Hierauf sich beziehend führt Kant den schönen Gedanken von Shaftesbury an, „daß in jedem Menschengesichte eine gewisse Originalität, gleichsam ein wirkliches Dessein, angetroffen werde, welche das Individuum als zu besondern Zwecken, die es nicht mit andern gemein hat, bestimmt auszeichnet, ob zwar diese Zeichen zu entziffern über unser Vermögen geht, wie jeder denkende Porträtmaler bestätigen kann.“ Suche also in deinem Kinde

*) Manche nehmen, man weiß nicht recht warum, von der runden Zahl abgehend, 907 Millionen, Andre noch bestimmter 883,070,000, noch Andere ebenfalls allzubestimmt 705,879,600 an. Jene 1000 Millionen pflegt man zu vertheilen 170 nach Europa, 550 nach Asien, 150 nach Afrika, 130 nach Amerika und Südindien.

**) Rhetor. 2, 15. wo Aristot. bemerkt, daß vorzügliche Familien eine Zeit lang vorzügliche Männer hervorbringen, dann wieder in die Gemeinheit zurücksinken; daß manchmal lebhafte, vorzügliche Anlagen in Unsinn bis zur Tollheit ausarten, wie die Nachkommen des älteren Dionysius, des Alkibiades ꝛc., und daß von Männern wie Kimon, Perikles, Sokrates, oft einfältige schwache Menschen kommen.

ſein göttliches Urbild zu ſchauen, wenn dir ſeine Erziehung gelingen ſoll *). Kant fährt fort: „Was iſt nämlich die Wahrheit, die man manchem Porträt anſiehet, bei manchem vermißt? Ohne Zweifel die beſtimmte Proportion eines der vielen Theile, des Geſichts zu allen andern, um einen individuellen Charakter, der einen dunkel vorgeſtellten Zweck enthält, auszudrücken. Kein Theil des Geſichts, wenn er uns auch unproportionirt ſcheint, kann in der Schilderei mit Beibehaltung der übrigen abgeändert werden, ohne dem Kennerauge, ob es gleich das Original nie ſah, in Vergleichung mit dem von der Natur copirten Portrait, ſo fort merklich zu machen, welches von beiden die lautere Natur, und welches Erdichtung enthalte."

(Darein ſetzt auch Lavater den Genius der Phyſiognomik, daß man aus jedem Zuge den ganzen Menſchen erkenne, weil ihn nur dieſer Menſch ſo haben kann. Zum Höchſten hätte es dieſer Genius gebracht, wenn er in den Eltern ſchon das Naturell der Kinder vorausſähe.)

„Die Natur hat alſo eine unendliche Mannigfaltigkeit geſtiftet, und verhütet durch die treibenden Anlagen dazu die Zuſammenſchmelzung, indem ſie zugleich doch

*) Auch der fromm in die Menſchennatur blickende Erziehungslehrer Sailer (über Erziehung ꝛc.) ſtimmt uns bei, wenn er ſagt: „Dieß Ueberwiegende (der individuellen Anlage) iſt eine Art Prädeſtination, die dem Erzieher und dem Zöglinge, die der Familie, der Schule, und jedem Freunde der Jugend dreimal heilig ſeyn ſoll; heilig, damit der Zögling nicht, wider den Ruf der Natur, gerade dazu gebildet oder genöthigt werde, wozu ihn die Natur nicht gemacht hat; heilig, damit dem Ueberwiegenden vielmehr Bahn gemacht werde, ſich ſelbſt auszubilden; heilig, damit dieſes in ſeiner vorherrſchenden Ausbildung nicht der univerſalen der Menſchheit nachtheilig werde." Und Lavater ſagt (wie Sailer anführt): „Jedes Menſchenindividuum hat eine Anlage, die ausgebildet denſelben Menſchen zum unentbehrlichen und unerſetzlichen Gliede an dem Leibe der menſchlichen Geſellſchaft machen würde."

auch durch das Beharrliche und das Zurückschlagen des Erzeugten die Ausartung verhütet. Zu jener Absicht hat sie vermuthlich in dem cultivirten Menschen den Abscheu wider die Vermischung naher Blutsverwandte sich mit entwickeln lassen. So wird es immer neue Individualitäten geben, unbeschadet der Art."

„Je beharrlicher der Charakter des Menschenschlages ist, desto gewisser wird ein halbschlächtiges Kind erzeugt, d. i. ein solches, welches beiden Eltern nachartet, z. B. vom Neger und Weißen der Mulatte, von zweien oder mehreren Nationen, wie zur Zeit der Völkerwanderung in Italien, ein Mittelschlag. Bei dem cultivirteren Volke scheinen dagegen die Kinder mehr auf die Eine Seite der Familie zu arten, und die Natur scheint sich hier überhaupt in mannigfaltigen Variirungen zu gefallen, als ob in der Cultur der Mensch auch als Naturprodukt freier würde."

---

3. Entstehung des einzelnen Menschen.

Ein heiliges Dunkel bleibt auch hier; so wie alles Erste in der Natur tief verhüllt liegt, und Sinn und Verstand nicht bis dahin eindringt. Man mag da wohl vermuthen und meinen, aber erkennen und begreifen das Entstehen eines lebenden, eines geistigen Wesens, das kommt dem erschaffenden Geiste selbst zu, und dem endlichen ist es nur gewährt, den Gesetzen nachzuforschen, durch welche das Geschöpf in seinem Werden sich entwickelt.

Wir sind uns unser selbst bewußt, und vereinigen mit unserm leiblichen geistiges Leben. So wissen wir unmittelbar, daß der Mensch unendlich mehr ist, als jedes Naturwesen um ihn her. Wir sind göttlichen Geschlechts. Unsere Entstehung ist nicht die der Pflanze, nicht die des Erdenwurms, es ist die einer lebendigen Erdorganisation, in welcher ein Geist wohnt.

Allerdings müssen wir so weit wie möglich zurückgehen, um die Entwickelung des menschlichen Wesens vom frühesten an aufzufinden, weil die Bildung in ihren Anfängen erkannt werden soll. Auch dürfen wir die Erforschungen der Physiologen nirgends aus den Augen lassen, damit wir uns gegen Irrthum und Einseitigkeit sichern; selbst Vermuthungen dürfen wir nicht verschmähen, da wo das Gebiet der Hypothesen angeht. In diesem nun liegt die Entstehung eines Naturwesens wie der Mensch ist; wir gehen also hier von derjenigen Hypothese aus, welche unter allen der Menschenwürde und Einheit in unserm Denken am meisten zusagt. Es ist der Gedanke: der Geist bildet seinen Körper sich selbst*); von Anfang noch in seinem dunkeln Zustande, aber so, daß er allmählig zum Selbstbewußtseyn erwacht.

So nun entsteht der Mensch, nach den Gesetzen der animalischen Fortpflanzung, das Kind wird von Mann und Weib erzeugt, welche ebenfalls so von ihren Erzeugern abstammen, und so alle Menschen bis auf das erste Elternpaar zurück; dieses war denn dazu erschaffen, das ganze Menschengeschlecht in unabsehbarer Reihe von Generationen als Eine Familie hervorzubringen.

Wie ein neuer Organismus durch die Vereinigung von zweien, wie aus diesen beiden ein drittes Leben hervorgebracht wurde, bleibt übrigens ein Geheimniß der Natur. Daher wird man ihr auch nie auf den Grund kommen, wie sie es mit der Fruchtbarkeit halte, wie sie Väterliches und Mütterliches durch die sogenannte Kreuzung einige, wie sie ein Kind männlichen oder weiblichen Geschlechts entstehen lasse. In allem diesem verhüllt die

*) Wenn man will, so läßt sich diese Hypothese, welche der Physiolog Stahl vorlängst aufgestellt, aber auch in neuester Zeit ihre Anhänger gefunden hat, und von Rudolphi in Schutz genommen worden, schon als eine Idee bei Platon auffinden. — Vgl. übrigens Bestimm. des Menschen in Briefen ꝛc. 10ter Br.

Natur ihr Heiligthum *). Nur im Allgemeinen läßt sie sich wohl Einiges ablauschen, aber auch das noch unsicher, nämlich Folgendes:

Ein vollkommenes Kind setzt gewisse Vollkommenheiten der Eltern in der Organisation und Lebens- auch Geisteskraft voraus; beide Erzeuger müssen ausgewachsen und reif seyn. Schon die Pflanze muß ihre Größe und Blüthenentfaltung erreicht haben, wenn sie Früchte bringen soll, und das Thier bedarf ebenfalls seine Reife zur Begattung, noch vollständiger gewissermaßen als die Pflanze. Noch mehr erfordert die Mannbarkeit (pubertas) des Menschen eine völlige Ausbildung des Organismus in allen seinen Theilen.

Zwar ist nicht immer die Vollendung des Wachsthums erforderlich, welche bei dem Manne erst mit zurückgelegtem 25ten, äußerlich erfolgt ist, während sich die innere Befestigung erst viel später vollendet, aber nicht selten ist der Mann schon vor dem 20ten, die Jungfrau vor dem 16ten Lebensjahre mannbar, wenn gleich, Naturseltenheiten ausgenommen, nicht vollständig entwickelt. Auch lehren nicht wenige Erfahrungen, daß verstümmelte Eltern wohlgestaltete Kinder erzeugen, und daß bei weitem nicht alle innere Gebrechen forterben.

*) Die Geheimnißkrämereien über willkürliche Erzeugung von Knaben und Mädchen, u. dgl. sind schon längst verworfen, und nie bestätigt. Schon ältere Physiologen, wie J. Riolanus Anthropogr. II. p. 183. Ph. Ad. Böhmer Obss. rarior. t. I. widerlegen sie. Die Vorstellung des Hippokrates (durch seinen Schüler Polybius) war folgende: „In dem Weibe, wie in dem Manne, befinde sich für das Kind sowohl das Männliche, d. i. das Kräftigere, als das Weibliche, d. i. das Schwächere; fiele nun der Ueberschuß auf jenes, so werde ein Knabe erzeugt, umgekehrt ein Mädchen. Da man die Erfahrung habe, daß Weiber, die sonst Knaben geboren, von andern Männern Mädchen zur Welt gebracht hätten, so folge, daß bald in dem einen, bald in dem andern Geschlechte das Kräftigere oder Schwächere vorherrschend sey. Die Chinesischen Aerzte lassen das Geschlecht von dem Vater abhängen, Gesch. d. Erz. S. 70.

Das Leben ſoll in ſeiner Fülle von beiden Erzeugern auf das Erzeugte ausgehen; und ſo iſt die Geſundheit der Eltern Erforderniß. Aber auch hierin zeigt die Erfahrung Ausnahmen; oft ſieht man geſunde und ſtarke Kinder, die von kränklichen Vätern oder Müttern entſproſſen ſind. Die vielfache Abirrung unſerer Cultur, die Ueberreize u. dgl. erklären das wohl, indeſſen iſt doch die Geſundheit ſowohl der Eltern als des Kindes durch jede Ueberſpannung der Natur gefährdet. Daß geſunde Eltern durch Kindererzeugung ihre Lebenskraft verzehren, läßt ſich nicht behaupten, denn es giebt alte Väter *) und alte Mütter vieler Kinder. Im Ganzen genommen ergiebt ſich nur, daß das Naturgeſetz der Reife und der Mäßigung beobachtet ſeyn will. Hierzu kommt denn das Geſetz der Sittlichkeit, welches Heilighaltung des Eheſtands und der bürgerlichen Verhältniſſe verlangt. Ueberall ſoll das Naturbedürfniß den höheren Geſetzen untergeordnet ſeyn.

Daher ſollen auch von geiſtiger Seite die Eltern eines Kindes würdig ſeyn, das ſich als ein Vernunftweſen entwickle. Es iſt nicht Thier, ſo wenig als Pflanze, es ſoll alſo von ſeinem Beginnen an von dem höchſten Lebensquelle durchdrungen, es ſoll ein Kind edler, geheiligter Liebe ſeyn **).

So ergiebt ſich denn als Wille des Herrn der Natur, der den Menſchen nach ſeinem Bilde ſchuf: Die Erzeugung des Kindes ſoll nur in den Jahren der Reife,

*) Man kann das Beiſp. von Th. Parr in England anführen, der noch in ſeinem 115ten Jahre wegen unehlicher Schwängerung Kirchenſtrafe leiden mußte, und noch ſpäter zu einer 2ten Heirath ſchritt; er wurde über 152 J. alt. Auch werden Frauen, die über 20 mal geboren haben, wenn auch nicht in der Regel, doch manchmal ſehr alt; aber auch Perſonen ledigen Standes.

**) Nicht was eine ſchlechte Euphemie Kind der Liebe nennt, und eigentlich Kind der Brunſt heißen ſollte, iſt hier gemeint; das ſind oft Wildlinge.

in geſundem Zuſtande, nach ſittlich-bürgerlicher Ordnung der Ehe, und durch geheiligte Liebe ſtatt finden *).

Allein wie die Menſchen einmal ſind, findet ſich nirgends das Vollkommene, und ſelten auch das günſtige Zuſammentreffen. So werden auch manchmal Kinder wahrer Liebe dennoch von Kindern uneinig geſtimmter Eltern an phyſiſchen oder geiſtigen Kräften übertroffen. Nur ſo viel ſteht feſt, daß ein vollkommenes Erdenleben überall ein Leben der Liebe ſeyn würde. Und ſo ſteht denn als göttlicher Wille auch das feſt, daß die freieren Weſen die Naturgeſetze beachten ſollen, ohne ſich zum Thiere herabzuwürdigen. Die Veredelung der Gewächſe und auch mancher Thierarten bleibt immer noch etwas viel Niedrigeres, als das, worauf es in der Individualiſirung der Menſchen ankommt. Das Verwerfliche, die Erzeugung betreffend, iſt kurz im Allgemeinen Verfrühung des Geſchlechtstriebes, unſchickliche Aufreizung und Befriedigung, unſittliche Gemüthsſtimmung, alles Abſichtliche, und überhaupt was mit Unreinigkeit der Seele verbunden iſt, und worin freilich die jetzige Cultur vielfach zu klagen giebt **). Daher verſündigen ſich auch

---

*) S. Beſtimmung d. Menſchen, 14ter Br. Die edlere Geſchlechtsliebe erblüht nicht vor der Zeit und außer der ſittlichen Ordnung.

**) Von den Indern S. 56 fg. — Perſern S. 90. — Iſraeliten S. 192 fg. — Griechen an mehreren Orten: Spartaner S. 272 fg. — Pythagoräer S. 326 fg. — Athener S. 348 fg.; ſ. auch bei Platon und Ariſtoteles S. 400. 415. Ueberhaupt kommt bei den Griechen manches darüber vor, nämlich 1) man heirathe nicht aus Wolluſt, ſondern um Kinder zu erzeugen, 2) man erzeuge ſie nicht in Trunkenheit oder Ueberſättigung, Müßiggang u. dgl., 3) man beobachte alles, was geſunde, ſchöne und gute Kinder erwarten läßt. — Zur Zeit des Ariſtoteles war es Volksglaube, daß wenn der Nordwind wehe, der Beiſchlaf eher fruchtbar ſey. „Wenn du wüßteſt, daß ein ſchwarzer Gedanke von dir, oder ein glänzender ſelbſtſtändig ſich losriſſe aus deiner Seele und außer dir anwurzelte, und ein halbes Jahrhundert lang ſeine Giftblüthen oder

schlüpfrige Schriften schon durch die Eltern an den künftigen Kindern. Leider bringen auch die Verhältnisse der Civilisation in den meisten Ländern viel Trauriges darin mit sich. Nicht nur in asotischem Leben, sondern auch in verfeinerten Genüssen nagt ein Wurm an der Blüthe der Menschheit, ehe sie noch hervorbricht; und solchem Fluche wehrt nur der Engel, der die Ehe und das Haus heiliget.

Die Entstehung des Menschen ist etwas, das zugleich nach höheren Gesetzen, als denen der Erdorganisationen erfolgt. Das ist von alten Zeiten her gefühlt worden. Wir bemerkten in der Geschichte der Erziehung die Vorstellungen der Inder, Mager, Aegypter, Israeliten und Griechischer Philosophen *). Hier können wir noch aus der neuen Naturkunde siderische Verhältnisse angeben,

---

seine Heilwurzeln triebe und trüge: o wie würdest du frömmer wählen und denken! Aber weißt du denn das Gegentheil so gewiß?“ J. P. Fr. Richter, Levana.

*) S. Gesch. d. Erz. S. 50 fgg. 86. 88 fg. 144. 193. 309.

Wir setzen hier noch folgendes hinzu. In der Indischen Lehre kommt vor: die Menschenseelen befanden sich in der Seele Bramas, der sie mit Demuth in Gott (in der idealen Welt) schauete, und sie dann erschaffen konnte. Sie leben wie der Funke von dem Funken entzündet durch Gottes Geist. Sie bestehen aus einem Höheren, Mahat, und einem Niederen, Khsetranya, auch Ivatman genannt, d. i. dem Lebensgeiste — (man denkt bei jenem an Platons λογιστικὸν, λόγος. νοῦς, bei diesem an das θυμοειδές); wozu denn der aus den natürlichen Elementen bestehende Leib, Bhutatman, kommt. Der erste Mensch kam aus Bramas zergliedertem Leibe. In der Magischen Lehre heißt es: Die Urbilder aller Dinge befinden sich in Ormuzd, und gehen als reine, geistige Wesen aus ihm durch sein lebendiges Wort hervor; das sind die Feruer; sie sind das Belebende der Natur, und so hat jedes Geschöpf seinen Feruer. Auch jede Menschenseele hat den ihrigen, welcher über ihr, die mit der Materie verwickelt ist, als ihr höheres Selbst (Genius, Schutzgeist) waltend schwebt. — Die Platonische Lehre giebt den Ideen in Gott schöpferische Kraft, womit sie Menschenseelen geworden sind, wovon sich die besseren hienieden an das reinere Vorleben erinnern.

welche den Zusammenhang der tellurischen Organisationen mit denselben, und das besonders in Beziehung auf den Menschen, in bestimmten Zahlen bezeichnen, deren wir ebenfalls schon in der Geschichte gedachten.

Die Siebenzahl, welche in der Natur auf der Erde uns überall begegnet, findet sich auch in den Mondsphasen und sonst am Sternenhimmel mehrfach, so z. B. sind $50\frac{1}{2}$ Mondjahre = 49 Sonnenjahren; sie findet sich aber auch in der Eintheilung des menschlichen Leibes, in Entwickelungsperioden desselben, in Krankheiten, u. s. w. Auch die Dreizahl, Sechszahl, Neunzahl, nicht minder die Zweizahl und Fünfzahl findet sich vielfach in astronomischen Verhältnissen so wie in Erdorganisationen und in dem Menschen. Besonders merkwürdig ist, daß nach der Zahl der Erdenjahre in dem großen Weltjahre (Fixsternjahre), welches aus 25,920 Umkreisungen der Erde um die Sonne besteht, wenn man es in $52\frac{1}{2}$ Weltwochen theilt, auf jede solche Wochen $496\frac{3}{4}$ Erdenjahre kommen, also auf einen großen Welttag $(\frac{497}{7})$ 71 unserer Jahre, auf die große Weltstunde $2\frac{3}{4}$ Jahre, und auf deren Minute 18 Erdentage und sofort auf die Weltsekunde $7\frac{1}{2}$ Erdenstunden. Nun ist aber gerade die Zahl $497\frac{1}{4}$ im Durchschnitte, also beiläufig jene des Weltjahres, auch die Zahl, wie vielmal das Blut im Körper des erwachsenen Menschen innerhalb 24 Stunden umkreiset; und das gewöhnliche Lebensalter der Menschen, 70 bis 80 Jahre*), kommt der Zahl der Jahre in einem Welttage ganz nahe. So ist uns (Ephemeren) nur Ein Lebenstag im großen Weltjahre beschieden! Dabei ist bemerkenswerth, daß an jedem unserer Tage, d. i. während jeder Erdumdrehung um ihre Axe, gerade so viele Blutumläufe in unserem Körper als Erdumläufe um die Sonne in der Woche des Weltjahres statt finden. Auch machen $496\frac{3}{4}$ synodische Monate 40 Jahre, welches die Culminirung

*) Ps. 90, 10. sagt dieses Ziel schon aus alter Zeit.

des menschlichen Lebens ist*). Jeder Blutumlauf ist also beiläufig $\frac{1}{140}$ einer Secunde im großen Fixsternjahre.

Wo der Horizont in blauer Ferne verschwindet, da denkt sich die Phantasie ihr eigenes Land jenseits der Berge, und so ist es auch hier. Der Mensch, die kleine Welt, führt das Dunkel seines Ursprunges gern auf das ganze Weltall zurück, denn er fühlt sich, und das mit Recht, als einen Bruder der Sonne**). Doch wir finden ihn ja auf kürzerem Wege. Der Geist kommt von Gott, in dem wir leben, weben und sind. Darum wurde schon im Judenthume die Entstehung des Menschen

---

*) Aus G. H. Schubert, Ahndungen einer allgem. Gesch. des Lebens, Th. II. B. 2. 1821. Die interessantesten Zusammenstellungen aus der Astronomie, Naturkunde, dem Menschenleben, z. B. auch in den Perioden der Völkergeschichten (wie 600, 1200 ꝛc.) überraschen in diesem geistreichen Werke um so mehr, weil sie von bestimmten Thatsachen ausgehen. Dort sagt der geniale Verf: „In der ganzen sichtbaren Welt zeigt Alles auf Eins hin. Sterne und Pflanzen und Thiere scheinen auf den Menschen als auf einen sichtbaren Schlüssel zum Geheimnisse des Daseyns hinzudeuten, der Mensch aber, ein Bild dessen, der ihn gemacht hat, deutet auf diesen hin.“ Wie schön und wie wahr! — Dort findet man auch Belehrung über die Aegyptische Hundssternperiode, die sich 4320 nach Ersch. d. W. (130 n. Chr.) endigte, und über das 3te Gottesjahr, Sal Chodai, der alten Perser, zu 1440 Erdenjahren. — Von den heiligen Naturzahlen s. Gesch. d. Erz. S. 71. 82 fg. 86. 100 fg. 103. 140. 154. 312. 330. 338. 416. 425. 453. 520.

**) „— die Erde — der Tropfen am Eimer
Kann aus der Hand des Allmächtigen auch!
— — — — — — —
Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Stralen zusammenströmten!“

Klopstock.

so unmittelbar auf Gott bezogen *), daß der Begriff: „Kinder sind eine Gabe des Herrn," den der τεκνοποιία völlig verdrängte; und so muß es noch vielmehr die christliche Erkenntniß halten.

Auch die Zeit der Erzeugung hat die Natur nur dem Thiere bestimmt. Wenn gleich in unserm Himmelsstriche die meisten Kinder in dem Januar geboren werden, wie man bemerkt haben will, und also der Mai der Monat Hymens zu seyn scheint, so fragt sich doch, ob hierin nicht die Lebensart der Menschen vieles thut, und ob es in jedem Klima so ist; auch werden eben so vorzügliche Kinder im Herbste und Sommer als im Winter und Frühling geboren. Die Periode von Monat zu Monat, worin die Natur das Weib dem Manne versagt, ist immer nur kurz, und noch ist es unbestimmt, ob vor oder, wie Hippokrates meint, unmittelbar nach derselben die Empfängniß am glücklichsten sey.

Genug, Bildung und Liebe des verbundenen Paares sichert am ersten seinen Wünschen Erfüllung. Schönheit des Körpers berechtigt weniger dazu, schöne Kinder, als edler Sinn Kinder guter Art zu hoffen. Die Güte der Anlagen ist indessen ins Unendliche verschieden, und in keiner Generation erschöpft.

---

4. Forterben der Anlagen.

Das Erzeugte hat vieles von dem Vater, vieles von der Mutter, vieles von dem beiderseitigen der sogenannten Kreuzung, und doch dabei sein Eigenthümliches. Man hat von alten Zeiten her hierin beobachtet, vermuthet, gemeint, ist aber mit allen dem nicht weiter gekommen, als um desto zuverlässiger behaupten zu können,

*) S. Philo, über die Beschneidung; die er sinnreich darauf deutet.

auch hierauf liegt ein Dunkel. Wohl aber ſehen wir Aehnlichkeiten in Geſicht und Geſtalt, Stimme, Talent, Gemüthsart — kurz in den Anlagen mit beiden Eltern, bald mehr mit dem Vater, bald mehr mit der Mutter. Nur ſcheint es uns gänzlich verſagt, tiefer und bis auf Geſetze der Natur hierin einzuſchauen. Auch was man über die Miſchung der ſogenannten Temperamente von den beiden Eltern gemeint hat, beweiſet ſich immer wieder als nichtig. Doch wollen wir einige Meinungen hören. Denn daß Einfluß der Eltern ſtatt finde, den wir ein Forterben nennen, iſt unläugbar. Die Eltern ſelbſt könnten die beſten Beobachtungen darüber anſtellen, wären ſie nur aufmerkſam und hierzu gebildet, dabei unbefangen, wir möchten noch wegen der Selbſterkenntniß hinzufügen, auch chriſtlich genug. Regeln laſſen ſich übrigens nicht angeben.

Hippokrates ging von der Hypotheſe aus, das σπέρμα werde aus dem ganzen Körper ausgeſchieden, und da es von beiden geſchehe, ſo gleiche auch das Kind beiden Eltern, und nie weder einem allein, noch keinem von beiden, doch demjenigen am meiſten, von welchem am meiſten komme; ſo könne die Tochter manchmal mehr dem Vater, der Sohn mehr der Mutter ähnlich ſeyn. Wenn es kleine und ſchwache Kinder von großen ſtarken Eltern gebe, ſo könne Krankheit, und wenn ſie verſtümmelt wären, Stöße der Mutter Urſache ſeyn; die Vollkommenheit der Kinder von verſtümmelten Eltern komme daher, weil dieſe doch geſunde Beſtandtheile in ſich hätten.

So weit es die Anatomie vertrug, hat ſich dieſe Vorſtellungsart auch in der Lehre mancher Neueren eingefunden. Buffon hat ſie erneuert, indem er hinzuſetzt, die Natur habe ſich vorbehalten, innere Modelle (was heißt das?) und Abdrücke in den Erzeugern zu machen. Haller hat dieſe Hypotheſe hinlänglich in ihrer Unhaltbarkeit gezeigt; auch Bonnet. Aber dieſer beſtreitet die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern mehr als

recht ist, und nimmt dagegen an, daß schon in dem ersten Keime die verschiedene Formung der folgenden bis in ihre ins Unendliche variirende Mannigfaltigkeit aller Individuen enthalten gewesen sey. Krankheiten könnten wohl anerben, aber übrigens hinge die Familienähnlichkeit weit weniger von den Eltern unmittelbar ab, als man dächte, vielmehr von dem ersten präformirten Keime. Denn da wird ein Prästabilismus angenommen, wornach in dem ersten Menschen alle enthalten waren, so daß alles Erzeugtwerden nur ein Evolviren eines der Keime ist, die in unendlicher Vielheit, einer in dem andern, involvirt sind. Hier bleibt die Frage unbeantwortet: Wozu denn die beiden Geschlechter? Ist da nicht die Zeugung eine leere Formalität? Ist die Fortpflanzung nicht edler in den Gewächsen? Wie erklären sich die Bastarde? u. dgl.

Besser ist die Theorie von einer Epigenesis vermittelst eines den ererbten Keim immer neu modificirenden Bildungstriebes, nach Blumenbach; Georg Forster, Sömmerring und Kant haben jeder auf seine Art diese Lehre ausgebildet. Man denkt sich da, daß immer ein neuer Keim durch die Vereinigung der beiden Geschlechter hervorgebracht werde, wozu in jedem etwas vorgebildet war, und daß dieses Erzeugte also ein wahres Product, nicht wie in dem Präformationssysteme ein Educt sey. Aber auch hier bleibt manches unerklärt. Also am Ende? Tiefe der Natur und der Allmacht.

Lavater hat zwar in seiner Physiognomik *)

*) Die Physiognomie ist die Erscheinung des Geistigen in dem Körperlichen nach seiner Individualität. Man glaubte darüber Regeln aufzufinden, und so entstand eine Art Wissenschaft, die Physiognomik, welche besonders der treffliche Lavater in neueren Zeiten geistvoll und mit umfassender Sorgfalt bearbeitet hat. Aristoteles kann auch hier als der Gründer gelten, nach ihm gab es mehrere Schriftsteller in dieser sonderbaren Kunde: Polemon, Adamantius, Johannes ab Indagine (von der Nachfor-

(beſ. Fragm. 9. Verſ. 4.) dem Beobachtungsgeiſte manche Winke gegeben, aber wenig beſtätigt ſich. Wahr iſt es, was er ſagt: „Aehnlichkeit zwiſchen Eltern und Kindern iſt hundertmal auffallend. — — Die Familienphyſiognomieen ſind ſo unleugbar als die Nationalphyſiognomieen; ſie bezweifeln, hieße die Sonne am Himmel bezweifeln, ſie ganz erklären wollen, hieße das unauflösliche Geheimniß des Daſeyns erklären.“ Die Beobachtungen aber, die der geiſtreiche Mann anführt, geben wenig Zuverläſſiges. Wahr iſt es auch, daß die Kinder gemeiniglich erſt mit den Jahren die Aehnlichkeit mit Vater oder Mutter in der Phyſiognomie entwickeln; auch oft ſogar in der Handſchrift; auch bemerken wir beſonders bei Bauern, daß der Sohn gegen das Jünglingsalter hin dem Vater auffallend ähnlich wird; vermuthlich wegen Gleichförmigkeit der Lebensweiſe und Beharrlichkeit in alter Sitte, die weniger durch Cultur geſtört wird.

Daß die Söhne vom Vater die Begehrungs- und Gefühlsanlagen vermittelſt des Herzens-, Blut-, Muskeln, Knochen-Syſtems, und von der Mutter die intellectuellen Anlagen vermittelſt des Hirn- und Nerven-Syſtems erbten, haben auch Manche gemeint! Aber wie vielfach verſchlingen ſich die Anlagen von den beiden Eltern zu ganz veränderten neuen! — Doch, wir hören weiter den berühmten Phyſiognomiſten.

„Es giebt gewiſſe Geſichtsformen und Geſichtszüge, die ſich ſehr lange fortpflanzen, und andere, die gar bald

---

ſchung?) ꝛc. bis auf Dalla Porta, der die Ariſtotel. Idee der Vergleichung mit Thierphyſiognomieen ſinnreich ausführt, und zuletzt Lavater, der ſeine Phyſiogn. Fragmente noch weiter beſcheiden nur Verſuche nennt. Schreiber dieſes hat in ſeinen jüngern Jahren dieſe Schriften durchforſcht, ohne weitere Ausbeute in dem Gewirre von Meinungen und Widerſprüchen zu gewinnen, als daß es keine beſtimmte Regeln giebt, ſondern daß nur der Geſammteindruck, den ein Menſch macht, die Chiffre iſt, die dem geübten, eindringenden Blicke das Innere andeutet, nur andeutet.

wieder ſterben. Diejenigen zu beſtimmen, von denen man doch mit der größten Wahrſcheinlichkeit vorausſagen kann, daß ſie ſich fortpflanzen werden, wäre eine Unterſuchung, die in die geheimnißvolle Lehre von der Bildung der Frucht gewiß Licht bringen müßte. Die ſchönſten und häßlichſten Geſichter, die, welche man nämlich gemeiniglich dafür erklärt, ſind nicht die, welche ſich am leichteſten forterben, ſo auch nicht die mittelmäßigen und unbedeutenden, aber die großen und kleinlichen Geſichtsformen erben ſich ſehr leicht, und oft ſehr lange fort."

„Eltern mit den kleinſten Naſen bekommen Kinder mit den größten und ausgezeichneteſten. Aber ſelten umgekehrt. Hat ein Vater oder eine Mutter eine ſehr ſtarke, d. h. ſtark geknochte Naſe, ſo wird gewiß (?) eins von ihren Kindern etwas davon erben, und ſie wird ſich ſo leicht nicht mehr aus der Familie vertilgen laſſen; beſonders wenn ſie ſich auf die weibliche Deſcendenz pflanzt; es kann ſeyn, daß ſie ſich viele Jahre incognito hält, aber über kurz oder lang wird ſie ſich hervorthun müſſen, und ihre Aehnlichkeit mit ihrem Stammvater wird ſich beſonders einen oder zween Tage nach dem Tode zeigen." — (Das Saftige des Fleiſches, das Schwammige des Zellengewebes, und das Unvollendete der Knochen halten in der Kindheit die Darlegung der Grundform auf.)

„Hat die Mutter außerordentlich lebhafte Augen, ſo kann man beinahe ſicher ſeyn, daß die meiſten (?) Kinder ihr dieſe Augen aberben werden, denn die Mutter imaginirt ſich und ſpiegelt ſich in nichts mit ſolcher Verliebtheit hinein, als in ihre eigenen Augen. Der phyſiognomiſche Sinn für die Augen iſt bis auf jetzt noch viel allgemeiner, als der für die Naſen und die Geſichtsform. Werden ſich die Frauensperſonen einmal vermeſſen, die Phyſiognomik der Naſen und der Geſichtsformen, ſo wie die ihrer eigenen Augen, zu ſtudiren, ſo iſt zu erwarten, daß dieſe dann nicht weniger auffallend erblich ſeyn werden als jene." (In der Einbildungs-

kraft vereinigt sich nämlich die geistige und organische Wirksamkeit.)

„Kurze und gewölbte Stirnen erben sich sehr leicht, aber nicht lange fort, und es mag auch hier gelten, quod cito fit, cito perit.“

„Starke und ausgezeichnete Lippen sind einer der erblichsten Gesichtstheile.“

„Es ist eben so gewiß, und eben so unerklärlich, daß gewisse frappante Physiognomieen von den fruchtbarsten Personen durchaus ohne ähnliche Nachkommenschaft untergehen: so gewiß und unerklärlich es ist, daß gewisse andere niemals aussterben.“

„Nicht weniger merkwürdig ist, daß eine väterliche oder mütterliche starkgezeichnete Physiognomie sich bisweilen in den unmittelbaren Kindern gänzlich verliert, in den Kindeskindern“ (oft auch in späteren Nachkommen) „vollkommen wieder zum Vorschein kommt.“ — (Man hat schon längst bemerkt, daß die Kinder häufig auf die Großeltern zurückschlagen, und daß dieses nothwendig sey, wenn nicht das menschliche Geschlecht von Generation zu Generation neue Eigenthümlichkeiten annehmen, und die alte Natur und Form bis zur gänzlichen Ausartung ablegen soll. Kant giebt darüber richtige Winke *). Es scheint, daß die elterlichen Keime,

*) Dieser Philosoph sagt in seiner Anthropologie S. 313. „Die Natur hat statt der Verähnlichung, welche sie in der Zusammenschmelzung verschiedener Racen der Menschen beabsichtigte, sich gerade das Gegentheil zum Gesetz gemacht, z. B. bei den Weißen anstatt in ihrer Bildung die Charaktere beständig und fortwährend einander sich nähern zu lassen, wo dann endlich nur ein und dasselbe Porträt, wie das durch den Abdruck eines Kupferstiches, herauskommen würde, — vielmehr in demselben Stamme und gar in der nämlichen Familie, im Körperlichen und Geistigen ins Unendliche zu vervielfältigen. Zwar sagen die Ammen, um einem der Eltern zu schmeicheln: das hat dieß Kind vom Vater; das hat es von der Mutter; wo, wenn es wahr wäre, alle Formen der Menschenzeugung längst erschöpft seyn würden, und da die Fruchtbarkeit

welche in den Kindern nicht vollſtändig zur Ausgeburt gekommen, in den Enkeln als die kräftigſten hervortreiben. Immer iſt es wünſchenswürdig, wohlgetroffene Bildniſſe von den Ahnen für die Familie aufzubewahren; die wahrgenommene Aehnlichkeit in den neuen Familiengliedern könnte den forſchenden Erzieher zu manchem Reſultate führen.)

„Unter allen Temperamenten erbt ſich keines ſo leicht fort, als das ſanguiniſche, und mit demſelben der Leichtſinn. Wo einmal ſich der Leichtſinn in eine Familie hineingepflanzt hat, da braucht es viel Arbeit und Leiden, viel Faſten und Beten, bis er wieder weg iſt. Das melancholiſche Temperament des Vaters erbt ſich leicht fort durch die natürliche Beſorgniß der Mutter, daß es ſich forterben werde; wohl verſtanden, erbt ſich nur dann leicht fort, wenn in einem entſcheidenden Momente die Mutter von entſcheidender Furcht plötzlich befallen wird, erbt ſich weniger leicht fort, wenn die Furcht mehr anhaltend und überlegt iſt. Wenn das choleriſche Temperament durch beide Eltern ſich einmal in eine Familie heftig hinein gearbeitet hat, ſo kanns vielleicht Jahrhunderte währen, ehe es ſich wieder temperirt. Phlegma erbt ſich nicht ſo leicht fort, ſelbſt wenn Vater und Mutter phlegmatiſch ſind, denn es giebt

---

in Paarungen durch die Heterogeneität der Individuen aufgefriſcht wird, die Fortpflanzung zum Stocken gebracht werden würde.“ (?) (Wir dächten vielmehr das Menſchenleben ins Pflanzenreich verſetzt.) „Die Natur hat Vorrath genug in ſich, um nicht, der Armuth ihrer Formen halber, einen Menſchen in die Welt zu ſchicken, der ſchon ehemals darin geweſen iſt“ (welche Armſeligkeit die Lehre von der Seelenwanderung annimmt); „wie denn auch Nahheit der Verwandtſchaft notoriſch (?) auf Unfruchtbarkeit hinwirkt. — Die Vermiſchung eines Brünetten mit einer Blonden macht nicht etwa aſchfarbe Haare“ ꝛc. — Schon die Alten haben das Zurückſchlagen auf die Vorfahren bemerkt, z. B. Virg. Aen. 5, 571. — Dardanidae, veterumque agnoscunt ora parentum. Im Deutſchen kommt ähnlich von Ahne.

gewiſſe Lebensmomente, wo der Phlegmatiſche mit ganzer Kraft und Seele wirkt, eben weil er ſehr ſelten ſo wirkt; und dieſe Momente können und müſſen wirken.“ (Doch immer nur wenige Beobachtungen, auf die ſo wenig begründete Temperamentslehre bezogen!)

„Nichts aber ſcheint ſich ſo leicht fortzuerben, als Geſchäftigkeit und Fleiß,“ (beſtätigende Erfahrungen genug in Nationen, Ortſchaften und Familien!) „wofern dieſe in der Organiſation und dem Bedürfniſſe Veränderungen zu bewirken ihren Grund haben. Es dauert lange, bis von einem fleißigen und geſchäftigen Ehepaare, dem nicht nur Nahrung, ſondern Geſchäftigkeit an ſich Bedürfniß iſt, kein emſiger Deſcendent mehr übrig iſt, zumal da die emſigſten Mütter zugleich die fruchtbarſten ſind.“ (Die Erfahrung ſcheint hier manches zu beſtätigen; iſt nicht Kleinheit, Emſigkeit und Fruchtbarkeit oft zuſammen? Daß es ſich auch mit der Beweglichkeit und Geſprächigkeit ſo verhalte, beweiſet unter andern die Franzöſiſche Nation.)

„Es iſt die ausgemachteſte Erfahrungsſache (?), daß man in der Gemüthsart beſonders der jüngſten Kinder frappante Aehnlichkeiten mit der Gemüthsart ihres Vaters, ihrer Mutter, oder beider zugleich wahrnimmt“*). „Es werden Züge und Bildungen geerbt; es werden moraliſche (?) Diſpoſitionen geerbt.“

„Je mehr die eigentliche Liebe in der Bruſt der Eltern lebt, je mehr reine, treue, ſanfte Herzlichkeit, je mehr wechſelſeitige Liebe des Vaters und der Mutter ungezwungen und natürlich zuſammenfließen, welche wech-

*) Da müßten wohl die älteſten Kinder mehr den Voreltern ähneln, und dieſes Zurückſchlagen abnehmen bei den folgenden Kindern? — Ja, man müßte da folgern, je ähnlicher die älteſten den früheren Ahnen ſeyen, deſto mehr Kinder hätten die Eltern noch zu erwarten. Aber das alles ſind ebenſo unrichtige Folgerungen, als ſie auf unrichtigen Beobachtungen beruhen; denn da finden ſich keine beſtimmte, der nicht eine andre entgegen ſtünde.

ſelſeitige Liebe und Theilnehmung ſchon wieder einen gewiſſen Grad von Einbildungskraft und Geſtaltempfänglichkeit vorausſetzt: deſto mehr werden die Geſichtsbildungen der Kinder aus den Geſichtszügen der Eltern zuſammengeſetzt ſcheinen "

Entſchiedner iſt das Forterben phyſiſcher Beſchaffenheiten und auch mancher Krankheiten, z. B. der veneriſchen, der Drüſenübel, u. ſ. w.

Einige Fragen entſtehen hier, deren Beantwortung ſchwer iſt.

Ob wohl die wahre Liebe Verbindungen machen kann wie zwiſchen Weißen und Negern, oder andern verſchiedenen Menſchenarten? — Man kann zwar äußerlich Beiſpiele aufzeigen, aber ſind ſie zuverläſſig? Ferner: Ob es mehr die Gleichheit des Stoffes und der Form iſt, was die Liebenden anzieht, oder die Verſchiedenheit? oder vielmehr: welche Miſchung von Gleichartigem und Ungleichartigem? Denn das Anziehen iſt hier doch geiſtig und zugleich phyſiſch, und analog den chemiſchen Wahlverwandtſchaften. Die Peripatetiker der neueren Zeiten meinten mit der Sache fertig zu werden, wenn ſie ſagten: „Wir ſetzen die Sympathie der Elemente in eine gewiſſe Uebereinſtimmung und Beziehung der Dinge, die ähnliche Eigenſchaften haben, ſo wie wir hingegen den Haß und die Feindſchaft, die ſich zwiſchen den Dingen befinden, die einander zuwider ſind und verabſcheuen, Antipathie nennen." Aber das ſind Worte und weiter nichts. Der große Galiläi, einer der vertrauteſten Freunde der Natur, antwortete jenen und allen ſolchen Lehren: „Dieſe Art zu philoſophiren hat viel Aehnliches mit einer Manier zu mahlen, deren ſich einer meiner Freunde bediente. Er ſchrieb mit einem Stifte auf die Leinwand: Ich wollte, daß hier ein Springbrunnen wäre, hier eine Diana ꝛc. — er überließ hernach dem Maler die Sorge — und ſchmeichelte ſich, es ſelbſt gemalt zu haben."

Ferner: Ob die Menschen durch Vermischung der Stämme, Nationen ꝛc. einen edleren Schlag hervorbringen? Woher die schönsten Nationen geworden sind? Ob z. B. die Griechische Schönheit durch Vermischung der Hellenen mit den Pelasgern, oder durch das Hellenische allein sey erzeugt worden? Aber die Spartaner waren ein vorzüglich schöner Menschenschlag, und sie hatten sich als Dorier im reineren Stamme gehalten *)!

Die Entstehung des Kindes ist der Anfang eines werdenden Wesens, welches seine Anlagen zunächst von seinen Eltern, vermittelst dieser von seiner Familie, durch diese von seiner Nation, weiter hinauf von seinem Stamme und ursprünglich vom ersten Elternpaare mitbringt. Der Moment seiner Entstehung ist auch der Anfang seiner Entwickelung. Es beginnt damit ein Menschenleben. Fassen wir es nach der würdigsten Ansicht aus dem Bewußtseyn unseres geistigen Wesens, so tritt ein Geist in das Erdenleben ein, um sich in demselben zu der höheren Stufe des jenseitigen helleren Lebens zu entwickeln. So wie er nun in dieses Erdenleben eingetreten ist, so hat er sich als Seele mit einem irdischen Organismus vereiniget, und ist dessen Gesetzen für das Erdenleben unterworfen: Entstehen, Aufblühen, Hinsterben. Zuerst ist er ein werdendes Kind, im Mutterleibe, als Embryo, aber sich zum Einzelwesen entwickelnd; dann wird er geboren und durchläuft die Jugendzeit bis zu seiner vollständigen Entwickelung; von diesem Punkte der Reife an geht er dem Greisenalter und natürlichen Tode entgegen, so daß man sein Leben zugleich als ein Sterben ansehen kann, bis den Geist die höheren Regionen aufnehmen.

Wir haben hier also seine Entwickelung zu betrachten, 1) vor der Geburt, 2) nach der Geburt die Jugendzeit hindurch.

*) Gesch. d. Erz. S. 255. 262.

Zweiter Abſchnitt.

Das Beſondere.

I. Vor der Geburt.

Das werdende Kind.

1. Lebensanfang.

Von dem Momente der Empfängniß an beginnt das Leben eines neuen Weſens; dieſes Erſte, der Anfang unſeres Daſeyns, liegt im tiefen Dunkel. Wer begreift die Entſtehung des Pflanzenkeimes? wer des belebten Punktes im Ei, das erſt nach ſeiner Trennung von dem mütterlichen Organiſmus, oder auch das ſogleich mit derſelben lebendig geboren wird, wie das Kind? Und wer begreift nun vollends dieſen Lebensanfang eines geiſtigen Weſens, der ebenfalls mit dem Unendlichkleinen anhebt? Wer den Anfang der Geſtaltung? Genug, daß wir wiſſen, ſie ſoll eine menſchliche werden, und ſo wie nur irgend der Anatom mit bewaffnetem Auge ſie bemerken kann, ſo deutet ſich ſchon die Anlage zu der Geſtalt nicht des kriechenden, ſchwimmenden, fliegenden, vierfüßigen Thieres, ſondern die edlere aufrechte, die des Menſchen an, und das weiter im Mutterleibe erfolgende Werden iſt ein Wachſen zu dieſem Urbilde, gleichſam ein Sehnen aus tiefer Nacht zum Lichte der menſchlichen Natur*).

*) Der Verf. läßt bei dieſer Ausg. die genauen Angaben über den Embryo weg, welchen hauptſächlich Sömmerring Icones

Von dem ersten Beginnen an ist so die Individualität eines werdenden Menschen angelegt, eine göttliche Idee wird wirklich, und dieses Wirklichwerden tritt in immer bestimmterer Gestaltung hervor, indem der sich entwickelnde Organismus, ähnlich der Pflanze, aus der Mutter seine Nahrung zieht. Das Flüssige wird nach und nach fest, der vorgebildete Keim tritt in seine Umrisse hervor und erhält innerlich Kraft, um selbstthätig zu wirken. Auf diese Weise steigert sich die Menschenkraft schon in dem Gebilde des Fötus, bis das Kind geboren wird.

---

2. Der Embryo.

Gedeihet dasselbe gesund und ungestört im Mutterleibe, so gewinnt es auch seine rechte Gestalt. Ist aber die Entwickelung durch irgend einen krankhaften Zustand geschwächt, oder gehemmt, oder einseitig gerichtet, so tritt ein früheres Absterben des Fötus, oder sonst ein zu frühes Abgehen ein, oder es kommt eine Mißbildung zur Welt. Oefters ist der Abortus eine Fürsorge der Natur, insofern nämlich der Lebenskeim des Kindes zu schwach, oder die Gestalt zu entstellt wäre; denn man bemerkt, daß unter den unzeitigen Kindern beinahe der 4te Theil

---

Embr. hum. 1799 zum Grunde lagen, weil er sie nur zum Behufe des ärztlichen Anthropologen, nicht zu dem des pädagogischen gehörig findet, und verweiset lieber bei der weiteren Entwickelungsgeschichte des Kindes, da wo sie mehr unmittelbar der Erziehungslehre dient. Den berühmtesten Physiologen von Haller an haben wir nicht nur Beobachtungen, sondern auch Ideen zu verdanken, welche das Physische betreffen; so könnte aus Ackermanns Vorlesungen und aus Tiedemanns Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirns 1816 manches hier angeführt werden; und das auch die weitere Jugendentwickelung betreffend, wohin ganz besonders gehört die schöne Monographie S. Th. Sömmerring, Tabula baseos encephali 1798.

(beſtimmter wie 29 : 7) von letzterer Art ſind; auch will man bemerkt haben, daß die meiſten weiblich ſeyen.

Es iſt wohl denkbar, daß die Leibesfrucht während ihrer Entwickelung ein ſtörendes Princip in ſich aufnehme, und die Muttermähler oder Beiſpiele von dem ſogenannten Verſehen der Schwangeren laſſen ſich nicht ſo geradehin abweiſen*): aber auf jeden Fall ſcheint doch eine urſprüngliche Fehlerhaftigkeit zum Grunde zu liegen.

Die Zeit, welche dem Kinde zu ſeiner Entwickelung im Mutterleibe beſtimmt iſt, beſteht in 9 Sonnen- oder beſtimmter 10 Mondsmonaten, jeden zu beinahe 28 (= 4×7) Tagen gerechnet; doch ſteht ſie nicht ſo ganz feſt; manches Kind wird nach 39—40 Wochen, manches nach 42, auch wohl noch ſpäter, geboren; beſonders ſcheint die ſpätere Zeit mehr bei Knaben ſtatt zu finden. Es giebt auch Fälle, die nicht ganz ſelten ſind, daß nicht völlig ausgetragene Kinder, von 8, von 7, ja auch wohl von 6 Monaten nicht nur lebendig geboren werden, ſondern auch geſund und mit zunehmender Lebenskraft. Genau beſtimmt man die Zeit auf 39 Wochen 6 Tage oder 279 Tage im Ganzen. Indeſſen hängt das von ſo vielfachen Umſtänden ab, daß jede Angabe ſchwankend bleibt.

Schon in dem erſten Mondsmonate legen ſich Faſern, Häute, Gefäße ꝛc. an, und die Geſtalt wird bemerkbar, und zwar der Kopf als faſt vollkommener Zirkel

*) Es iſt bekannt, daß mehrere der angeſehenſten Phyſiologen ſie läugnen, und das mit wichtigen Gründen, ob mit entſcheidenden? Wohl wird gezeigt, daß in den meiſten Fällen, wo man Muttermähler finden wollte, die den Gegenſtand, an welchem die Mutter ſich verſehen, aufzeigten, die Einbildungskraft das meiſte thun mußte, um ſie gerade ſo zu finden; wie auch daß bei Säugethieren und Vögeln Mißgeburten vorkommen, die man doch keinem Verſehen zuſchreiben kann, Naturſpiele von entfernten Aehnlichkeiten. Indeſſen müßte man alle Glaubwürdigkeit der Menſchen aufgeben, wenn man ſie ſo ganz verwerfen wollte; und dazu berechtigt doch nie das Unerklärliche.

und die Hälfte des Ganzen (das etwa 5 Linien lang ist), die Augen als Puncte, der Mund, die Ansätze zu den Gliedmaßen; in dem 2ten und 3ten formt sich alles noch mehr und erscheint auch die Knochenbildung, die Anlage zum Ohre und zur Nase, die Mundspalte, die Erhöhung des Augapfels, einiges von Gesichtszügen, die Brust, der Bauch, die Geschlechtstheile, die Arm- und Schenkelglieder, Füße und Hände mit den Ansätzen zu den Zehen und Fingern, im Ganzen die Menschengestalt bis zur Größe von etwa 2 Zoll; auch ist jetzt schon das Geschlecht des Kindes kennbar.

So wird schon im Frühesten die bestimmte Gestalt und in derselben das Geschlecht und die Individualität des Kindes unter dem Einflusse der Mutter angelegt.

In dem 3ten Monate formt sich schon das menschliche Angesicht; der Mund und die Augen schließen sich, die Nase tritt bestimmter hervor, das äußere Ohr ist vorhanden, der Kopf neigt sich an dem Halse in sanftem Umrisse des Scheitels, der bei dem Mädchen am meisten ausgerundet ist; das Kind hat schon seine individuelle Physiognomie. Die Gliedmaßen werden ausgebildeter, die Arme verhältnißmäßig größer, die Finger tiefer gespalten, die Hände und noch mehr die Füße sind über einander geschlagen; Herz, Gefäßsystem, Eingeweide u. s. w. sind gebildet und zwar zum Theil so, daß die Eigenthümlichkeit des Menschen auch im Innern erscheint; die Lunge ist noch klein, dafür aber die Leber und die Brustdrüse verhältnißmäßig groß; Gehirn und Nerven werden erkennbar und die Knochen fest. Die Größe kommt wohl über 3 Zoll. Bis zu Ende des 5ten Monats kommt sie über 8, und wenn das Kind ausgestreckt würde, vielleicht über 10 Zoll. Bis dahin tritt alles seinen Proportionen näher; der Kopf bleibt aber immer noch bedeutend größer nach Verhältniß. An ihm haben nunmehr die verschiedenen Schedelstücke, welche späterhin zusammenwachsen, ihre Knochenkerne gewonnen. Die Gehörknöchelchen, die

kleinſten des menſchlichen Körpers ſind ſchon jetzt beinahe zu ihrer Größe und Härte gelangt. Die Milchzähne zeigen ihre Anfänge, und auch die bleibenden liegen ſchon in den Kinnladen verborgen. Das Drüſenſyſtem waltet noch ſtärker vor, beſonders die Bruſtdrüſe; Muſkeln, Sehnen und Bänder formen ſich; die Gefäße ſondern ihre verſchiedenen Säfte, und ſo wird auch die Röthe des Blutes nach und nach bemerkbar. Das Kind fängt an ſich zu bewegen, und um dieſe Zeit verſpürt gewöhnlich ſchon die Mutter das neue Leben unter ihrem Herzen. Knabe und Mädchen ſind nunmehr in der ganzen Geſtaltung verſchieden; die Bruſt und die Schultern des erſteren ſind breiter ꝛc. Mit Ende des 5ten Mondsmonats iſt nun die Hälfte der Schwangerſchaft um, d. i. des Geſammtlebens, worin ſich das Kind mit der Mutter befindet, und der mütterliche Einfluß auf daſſelbe wirkt zugleich mehr zur Selbſtſtändigkeit ſeiner inneren Natur.

So iſt in dem 6ten Monate das Kind in ſeiner beſtimmten Geſtalt vorhanden, welche ſich zu ihren ſchönen Verhältniſſen mehr und mehr ausbildet, während die inneren Theile erſtarken und meiſt in ihre Lebensthätigkeit, wie bei dem gebornen Kinde, eintreten. Die Haare und Nägel wachſen hervor. Der Körper bewegt ſich vielfach, und hat wohl ſchon mehr und weniger dunkele Empfindniſſe in einem Wechſel von Wachen und Schlafen. So gedeihet das Kind weiter im 8ten, 9ten und 10 Monat, und wächſt von etwa 1 Fuß bis zu der ausgeſtreckten Länge von etwa $6\frac{1}{2}$ Fuß und zur völligen Reife.

---

3. Perioden ſeiner Entwickelung.

Das Leben des Kindes im Mutterleibe hat den bemerkbaren Zeitabſchnitt, wo es aus ſeinem Dunkel zur Selbſtbewegung erwacht, vermuthlich ſchwächer ſchon vorher, ehe ſie die Mutter gewahr wird, welches gemeiniglich um die Hälfte ihrer Schwangerſchaft geſchieht, bis-

weilen ſchon mit 18 Wochen, oft ſpäter. Nicht ſelten irrt ſich indeſſen die Schwangere, indem ſie irgend etwas anderes für die Bewegung des Kindes hält, oder ſie überſieht *). Mit dieſer freithätigen Bewegung des Kindes beginnt ſeine zweite Periode vor der Geburt. Die erſte gab ihm Anlage, Geſtaltung, Befeſtigung der Theile, die zweite giebt ihnen die Ausbildung zum Ebenmaße, Stärke, Reife, und vermehrt die willkührliche Bewegung und dunkle Empfindung. Man könnte die erſte Periode als das Vorbild des ganzen Jugendlebens, die zweite als die des kräftigen Alters bis zur Geburt zur höheren Welt ſich vorſtellen.

Der Wachsthum des Kindes iſt in den erſten Wochen bei weitem am ſtärkſten. Etwas ſtärker als in dem zweiten Monate iſt er in dem dritten; zu Anfang des vierten Monats läßt er wieder etwas nach, nimmt aber gegen das Ende deſſelben wieder zu bis zum ſechſten Monate. Von dieſem an bis zur Reife ſcheint das Kind verhältnißmäßig am wenigſten zu wachſen. Im ganzen

*) Da die meiſten Abortus in den dritten oder vierten Monat fallen ſollen, ſo iſt ein ſorgfältiges, diätetiſches Verhalten, auch wohl Befolgung beſonderer ärztlicher Vorſchriften, während dieſer Periode für die Schwangere um ſo wichtiger. Daß es Zeichen gebe, ob ein Knabe oder Mädchen zu erwarten ſey, hat zwar ſchon Hippokrates behauptet, indem er angiebt, der erſtere bewege ſich ſchon als 3 monatlicher, das letztere erſt als 4 monatlicher Embryo, aber weder ſeine Gründe noch die Erfahrung entſcheiden. So beſtätigen ſich auch nicht die übrigen Zeichen, die einen Knaben ankündigen ſollen: Röthe der Schwangern im Geſichte und Richtung der Warzen nach oben, das Mädchen dagegen werde durch deren umgekehrte Richtung und Geſichtsbläſſe angezeigt. In neueren Zeiten will man für den letzteren Fall mehr Uebelkeit und Unbehaglichkeit während der Schwangerſchaft gefunden haben, und als Zeichen eines Knaben mehr Ekel vor manchen Speiſen mehr Geluſten, auch Ohnmachten, beſonders in der erſten Schwangerſchaft, und einen rothen Streif vom Nabel zum Magen hend. Aber das alles iſt höchſt unſicher.

iſt er ſtärker vor der Geburt als nachher. Denn die Mittelgröße des neugebornen Kindes iſt 18 Pariſer Zoll, (aus dem Unendlichkleinen), und von da bis gegen das Ende des dritten Lebensjahres wird es nach Beobachtungen etwas mehr als $\frac{3}{4}$ ſo groß (= 242 : 331); von dieſen Puncte bis zum Ende des 25ſten Jahres um etwas mehr als noch einmal ſo groß (= 331 : 727), alſo in Ganzen bis zur Beendigung des Wachsthums = 242 : 727, d. i. beiläufig wie 1 : 3, d. i. beinahe zweimal ſo groß.

Die Verhältniſſe einiger Theile ſind in ihrem Wachsthume folgende: Der Kopf iſt im Anfange größer als der Rumpf, erſt bei dem dreimonatlichen Embryo etwa dem Rumpfe gleich. Dieſer wird größer, die Größe des Kopfes ſcheint alſo abzunehmen. Ein viermonatlicher Embry wog 15 Loth 14 Gr., ſein Hirn war $\frac{1}{7}$ des ganzen Körpers; das Hirn des reifen Kindes, von etwa 6 Pfund, wiegt etwa 26$\frac{1}{4}$ Loth. Der Gehörgang und der Augapfel nehmen weniger zu, da beides um ſo größer verhältißmäßig iſt, je jünger der Embryo. Der Mund iſt ebenfalls frühzeitig ſehr groß, und ſo einiges andere. Das Angeſicht iſt verhältnißmäßig um ſo kleiner, je jünger der Embryo iſt.

Vor der Geburt iſt ein zwiefaches Wurzeln und dieſem ähnlich nach der Geburt zu bemerken: das unbeſtimmte, allgemeine des ganzen Körpers in dem umgebenden Elemente, und das beſtimmte, welches nach einem gewiſſen nährenden Stoffe mittelſt dazu eigens eingerichteter Organe ſich hinwendet. Das letzte zeigt ſich nach der Geburt ebenfalls zwiefach. Vielleicht iſt auch dieſe Lebensthätigkeit ſchon vorher analog, da in der Natur nirgends ein Sprung angenommen werden kann. Denn ſo zeigt ſich eine Aehnlichkeit der Leber mit der Lunge in der Verdoppelung des Blutumlaufes. Da ein doppelter Kreislauf erfordert wird, ſo iſt das Hauptorgan des Umtreibens, das Herz, nicht hinlänglich; vorher wird es mittelſt der Le-

ber durch die Mutter; und nachher durch das Athmen der Lungen unterstützt; dort und hier erhält es einen doppelten Kreislauf und verstärkte Erregung. Der Kreislauf durch die Leber macht in dem Herzen nur ein einfaches Ein- und Ausgehen nöthig, welches durch eine Oeffnung (die eiförmige) statt findet. Diese verwächst, seltene Fälle ausgenommen, sogleich nach der Geburt, und hierauf wird alsobald der kleine Kreislauf mit in das Herz verlegt, da die Lunge in das Geschäfte eintritt. Dieses ist die stärkste plötzliche Veränderung, welche in dem Menschen vorgeht; mit derselben fängt sein Erdenleben an. Doch auch hier ist kein so ganz unvorbereiteter Uebergang.

Der Blutumlauf ist vor der Geburt noch nicht der des freien menschlichen Organismus. Daher sind auch die Arterien und Venen noch nicht so geformt, wie sie bleiben. Diejenigen paarweisen, welche nachmals in der Größe merklich von einander abweichen, sind in dem ungebornen Kinde noch einander gleich, z. B. die rechte Kopf- und Schlüsselbein-Arterie wird mit der Geburt gemeiniglich größer als die linke, oder führt wenigstens mehr Blut nach dem Kopfe, weil das Blut aus dem Herzen stärker hineinströmt, und beide aus einem Stamme entspringen. Hieraus ergiebt sich, daß die rechte Seite des Kopfes etwas mehr genährt wird, und daß der rechte Arm von Natur bestimmt ist, etwas stärker und kräftiger zu werden als der linke. Aber im Mutterleibe ist es noch nicht so. Von der rechten und linken Wirbelarterie ist es wenigstens ausgemacht, daß sie vor der Geburt gleich sind, daß aber nachmals die rechte die größere wird. — Das Kind hat bei der Geburt mehr kleine Blutgefäße als der Erwachsene; man sieht also, daß die Erziehung noch einigen Einfluß auf Naturanlagen haben kann, nämlich auf die Bestimmung der Blutgefäße und des Kreislaufes, wovon nicht wenig abhängt. — Je kleiner verhältnißmäßig die Theile des Kindes in

Mutterleibe ſind, deſto größer die Arterien, und umgekehrt. Manche Aeſte ſchließen ſich nach der Geburt, z. B. der Kanal aus der Lungenarterie in die Aorte.

Mit dieſen Veränderungen müſſen ſich allerdings auch eigene Beſtimmungen in der innerſten Kraft des Kindes ergeben, und, weil die Verzweigungen der Blutgefäße und mehrere Theile ſehr variiren, auch in ſeiner Individualität. Denn auch das Seelenorgan ſteht damit in Verbindung und mit dieſem das Eigenthümliche in dem Empfinden, Begehren ꝛc., kurz in der ganzen Anlage.

Die Zweitheilung der Natur erſcheint auch an dem Kinde. Paarweiſe ſind die Gliedmaßen gleich gegenüberſtehenden Knoſpen an dem Stamme hervorgewachſen, und ſo verzweigen ſie ſich weiter an Händen und Füßen. Der Daumen und die große Zehe ſtehen den andern Extremitäten gegenüber, nur daß in ihnen der theilende Trieb ſich abſchließt und in den übrigen vier Fingern und vier Zehen noch zweimal fortſetzt, dann aber von weiterem Hervortreiben ſich zurückzieht.

Man ſollte daher auch Zwillinge als die gewöhnlichen Geburten anſehen; auch haben Phyſiologen die Meinung, daß gewöhnlich zwei Embryonen entſtehen, aber ſchon frühzeitig das eine verſchwinde. Indeſſen erſcheint die einfache Geburt als Naturgeſetz, jedoch nicht als ſtrenges. Denn die Zahl der Zwillingsgeburten ſoll ſich (in manchen Ländern) zu den einfachen wie 1 zu 70 verhalten; die der Drillinge wie 1 zu 6500. Man hat Exempel von noch mehrfacheren Geburten *). Es giebt Zwillinge von tüchtiger Körperſtärke und ausdauernder Lebenskraft. Ob ſonſt ihre Individualität eine beſondere Beſtimmtheit erhalte, läßt ſich wohl nicht beobachten.

*) So kennt der Verf. eine geſunde, ſtarke Mutter vieler blühender Kinder, welche einmal Vierlinge, freilich nur kurzlebende, geboren.

4. Einfluß der Mutter.

Die Gestaltung und Individualisirung beginnt von dem ersten Momente an, und was auch in diesem von dem Vater auf das Kind übergehen mag *), so ist es doch die Mutter, als deren Theil gleichsam das werdende Wesen sich bildet. In ihr wurzelt und gedeiht dieser neue Organismus, und das nicht als ein vegetativer, nicht als ein blos animalischer, sondern von Anfang an zugleich als ein geistiger. So wird das Kind als der Mutter zugehörig in seinem ersten Werden entwickelt, gestaltet, individualisirt. Ihr Einfluß ist durch tägliche Erfahrung entschieden, und zwar als sehr wichtig. Daß er der erste sey, welcher die Individualität bildet, läßt sich nicht läugnen, wie er es sey, wird wohl stets unter dem Schleier verhüllt bleiben, den kein Sterblicher aufdeckt. Grund genug zur gewissenhaften Sorgfalt für das werdende Wesen, sowohl von der Mutter selbst als von den Menschen um sie her. Denn außer der Ernährung findet noch in der Vereinigung der bildenden Kraft der Mutter und des Kindes eine geheime Wirksamkeit statt. Je früher, desto tiefer; da werden die ersten Anlagen und Richtungen gebildet **).

Das Verhalten der Mutter ist also gewissen Re-

---

*) Die Hypothese, daß die plastische Kraft im Gehirn liege, zuerst in dem des Erzeugers, dann in dem der Schwangeren, endlich auch in dem des Kindes selbst, wird schon durch die Fötus ohne Gehirn oder auch Kopf, und selbst bei Thieren genugsam widerlegt.

**) „Der Seelenblitz, denn wir Leben nennen, — schlägt ein in die Körperwelt. — In diesem Ur-Nu, wenn anders schon Zeit ist, da erst hinter ihm der Puls die erste Secunde anschlägt, hat sich der unsichtbare Ich-Stral zum Farbenspectrum seiner körperlichen Erscheinung auf einmal gebrochen; die Anlagen, das Geschlecht, sogar das Abbild des mütterlichen und väterlichen Gesichts sind mit unsichtbaren Strichen entschieden.“ — „Und welche Secunde ist die wichtigste im ganzen Leben? — Die erste, wie die Aerzte beweisen.“ Levana.

geln unterworfen, die sich aber nicht alle bestimmt aufstellen lassen, weil zugleich die Freiheit einer edlen Mutter dabei ihre Rechte behauptet. Die bestimmtesten sind etwa folgende:

1. Eine heitere, ruhige Stimmung der Mutter ist sicher die beste, damit das neue Wesen fröhlich entstehe und gedeihe.

2. Die Mutter denke über nichts zu viel nach, sey nicht zu ernsthaft, unterhalte einen leichten Sinn, und keine zu feierliche Stimmung während der Schwangerschaft!

3. Sie lebe mehr in sanften und süßen Gefühlen, am natürlichsten im Genusse zärtlicher Liebe; aber dabei in frommer Kraft als Gattin, Hausfrau und in jedem sittlichen Verhältniß.

4. Sie suche Zerstreuungen der ruhigeren Art, durchaus nicht rauschende Vergnügungen oder sorgenvolle Belustigungen: die Unterhaltungen der gefühlvollen Freundschaft, der schönen Natur, der sanften Musik, etwa an ihrem Klavier, der frohgeschäftigen Häuslichkeit, und vornehmlich mit lieben Kindern, sind für ihr werdendes Kind von himmlischem Einflusse.

5. Sie fange an ihr Kind zu lieben; sie stelle sich es unter mannigfaltigen schönen Gestalten und Umgebungen vor, wie sie es gern in der Zukunft sehen möchte *). Und in dieser Liebe erhöhe sich die zu ihrem Gatten. Denn die Liebe ist die göttliche Bildungskraft.

6. Da sie vermuthlich im Anfange noch ungewiß wegen der Schwangerschaft ist **), so befolge sie die Vorschriften, als wenn sie davon gewiß wäre, und wird sie davon gewiß, so sey sie desto froheren Muthes.

---

*) Man lese die schöne Stelle in Wielands Oberon, 8tes B. 53 fg.

**) Das Ausbleiben der Menstruation, Unbehaglichkeiten ꝛc. sind zwar die gewöhnlichen, aber nicht immer sicheren Zeichen.

7. Ihre Diät, die allerdings vorher wohlgeordnet seyn soll, bleibe sich gleich in Absicht der Luft, Witterung, Kleidung, Bewegung, Speise ꝛc. ohne Aengstlichkeit. Sie folge ihrem Appetite, wenn er nicht vorher der Appetit des verwöhnten Mädchens war; sie kleide sich jederzeit mehr der Natur als der beengenden oder erkältenden ꝛc. Mode gemäß; u. s. w.

8. Nur folgende nothwendige Einschränkungen dabei: Keine Bewegung bis zur Ermattung, keine heftige, kein Springen, kein erschütterndes Fahren, kein Reiten, kein Bücken, wenigstens kein anhaltendes, kein Reichen in die Höhe, keine Anstrengung.

9. Fern seyen auch alle Affecte und Leidenschaften von ihr. Die Verdorbenheit in der gegenwärtigen Cultur erklärt sich schon größtentheils aus dem niederen weltlichen Sinne, aus dem sorglichen und verdrießlichen Wesen, aus den Affecten und Leidenschaften der gewöhnlichen Mütter. Die Frauen sollten schon darum erst selbst gut und hold werden, um holde Kinder zur Welt zu bringen.

Die Einrichtung der hehren Mutter Natur selbst giebt diese Regeln an die Hand. In dem süßen Selbstvergessen der Liebe läßt sie das Kind erzeugt werden, und nun will sie nicht, die nirgends von ihrem Gesetze der Stetigkeit abgeht, daß die liebende und geliebte Gattin in das ernste Denk- und Sorgenleben gerathe. Nicht einmal auf die künftige Pflege des Kindes soll sie jetzt anders als mit Freuden denken, und gar nicht darum bekümmert seyn; sie vertraue dem himmlischen Vater, es wird ihr und ihrem Kinde zur Zeit nicht an dem fehlen, was sie bedarf. Von jeder, die keine ganz unwürdige Mutter seyn will, kann man erwarten, daß sie fern von Haß, Geiz, Buhlerei, Stolz, von jeder lasterhaften Gesinnung sey; dann ist sie auch entfernt davon, eine solche unselige Eigenschaft ihrem Kinde einzupflanzen. Die Töchtererziehung sollte beizeiten dafür sorgen, daß die künftigen Mütter unter anderm nicht dem Er-

ſchrecken unterworfen ſeyen, wodurch ſie ohnehin unmittelbar leiden; es läßt ſich darin mehr thun, als die Trägheit glauben will. Man weiß Beiſpiele, daß edle Frauen ſich noch in ſpäten Jahren durch feſten Vorſatz dieſe Schwäche abgewöhnt haben. Ueber den Beiſchlaf der Schwangeren läßt ſich im Allgemeinen nichts beſtimmen. Wo ein edler Sinn iſt, da iſt auch die wahre Keuſchheit, und nur eben da iſt wahre Liebe möglich. Die Mäßigkeit iſt dann mehr eine freie Wirkung der veredelten Natur als ein Regelwerk. Von denjenigen aber, welche der Zucht ſelbſt noch bedürfen, kann hier nicht die Rede ſeyn.

10. Eine verſtändige Frau fürchtet ſich vor keinem ſogenannten Verſehen *); ſie fürchtet überhaupt nichts für ihr Kind; es ruhet im Schoße der ewigen Güte.

11. Die an eine gute Lebensordnung gewöhnte Frau wird kein kindiſches Gelüſten empfinden; hätte ſie aber einmal einen beſondern Appetit, ſo ſcheint auch die Natur deſſen Befriedigung zu wollen, und der Volksglaube, daß hier Verſagungen dem Kinde nachtheilig ſeyen, iſt wenigſtens nicht ganz abzuweiſen; gewiß aber iſt Selbſt-

*) Häufige Erfahrungen beweiſen, daß vernünftige Frauen keine Uebel der Art erfahren. Wir führen ein Beiſpiel aus etwas früherer Zeit an, welches der berühmte Theolog Joh. Gerhard (geb. 1582) von ſeiner Mutter erzählt. Sie wurde, als ſie mit ihm hochſchwanger war, auf das Geſicht und den Oberleib mit einem Knittel unvorſichtiger Weiſe geworfen, und war nun beſorgt, das möge dem Kinde am Leben oder durch ein Muttermahl ſchaden; aber die Beſorgniß blieb ganz ungegründet. Aehnliches wird von Chyträus erzählt, auch von Scriver (ſ. deſſen Seelenſchatz III. 11, 22.) Man möchte es faſt zur moraliſchen Maxime machen, kein Verſehen u. dgl. zu ſtatuiren. Daran erinnert unter andern folgendes ſchauderhafte Exempel. Im J. 1826 ermordete zu Friedewalde in Pommern (laut der Berl. Zeitung) eine Mutter ihre 4 Kinder in dem Wahne, ſie habe dieſe That verüben müſſen, um die Kinder noch zu rechter Zeit aus der Welt zu ſchaffen, ehe ſie Diebe würden; denn das müßten ſie werden, weil ſie ſelbſt während der Schwangerſchaft mehrere Diebſtähle begangen habe.

beherrschung und reiner Sinn der Schwangeren gedeihlicher für das Kind.

12. Sie sey nie launisch, und nie verdrußvoll oder kränkend gegen die Menschen umher, am wenigsten gegen den Erzeuger der neuen Welt, die in ihr sich bildet, auch in dem unbehaglichsten Zustande nicht. Jede widrige Gemüthsstimmung kann nicht anders als nachtheilig für ihr Kind werden; es nimmt dann schon frühe jene widrige Gestalt des Verdrusses an. In diesem Falle ist der Gatte verpflichtet, zum Besten des Kindes und der kindischen Mutter, ihrer Laune nicht nachzugeben, und wenn sanfte Vorstellungen nichts helfen, gar nicht darauf zu achten

13. Stilles angenehmes Sinnen, Lustwandeln in freundlicher Natur, hin und wieder Anblick schöner Gemälde und anderer Kunstschönheiten, Besuchen heiliger Orte, öftere Erhebung des Herzens in der Andacht *), und liebende Menschen umher, das läßt auch Gutes für das Kind hoffen. Nur müssen es wahre Gefühle für das Schöne, Gute, Heilige seyn, denn alles Gesuchte und Gemachte im Gemüthe ist todt an sich, zergeht vor der Natur, und läßt als Falschheit der Gesinnung nicht gerade einen guten Einfluß erwarten. Was in das In-

*) Der Gebrauch der Spartaner, den Schwangeren Bilder schöner Gestalten hinzuhängen, ist in unserer Gesch. d. Erz. S. 275 fg. bemerkt. Heinse sagt: „Eine Fromme, die alle Morgen die schönen himmlischen Figuren an den Wänden im Tempel mit inniger Freude schaut, kann kein häßliches und böses Kind gebären.“ — Es wollte Nikolai auf seinen Reisen im südlichen Deutschland in katholischen Ländern mehr Madonnengesichter gesehen haben, wenn nicht das Vorurtheil aus ihm sah! — Auch könnte ein plötzlicher Eindruck, eine Ueberraschung Einfluß haben. Lavater bemerkt: „Tugend und Laster ꝛc. im weitesten Sinne haben viel mittelbare Folgen auf die schöne oder häßliche Bildung der Kinder ꝛc., daher hat manches guterzogene noch so viel Widriges (?) in seiner Gesichtsbildung behalten.“ Doch möchten wir das nicht so als ausgemacht annehmen.

nerſte der Natur wirken ſoll, muß als lebendige Natur und als Wahrheit wirken. So iſt auch Platon zu verſtehen, daß die Schönheit die urſprüngliche Idee der Dinge in Gott ſey, daß ſie der Seele das lauterſte Gefühl ihres Daſeyns gebe, und ſie an ihre Göttlichkeit, an ihre Schöpfungskraft erinnere.

14. So wie die Geſegnete das Aufleben ihrer Leibesfrucht verſpürt, ſo iſt ihr das ein Aufruf zu einer hohen Freude; mit einem Dankgebete ſollte ſie dieſen glücklichen Moment feiern. Wer ſie auch ſey, wie auch ihre Lage ſey, ſie ſoll Mutter werden; ſie trägt Gottes herrliches Geſchöpf unter ihrem Herzen; Gott will deſſen Vater ſeyn, ſie ſey alſo ſorgenlos und fröhlich. Sie ſoll mit Freudigkeit an ihr Kind denken. Und ſie mag das um ſo mehr, da ſie jetzt die beſchwerlichſte, wie auch die gefährlichſte Periode eines zu frühen Abganges überſtanden hat. Auch kann ſie von jetzt an gemeiniglich ſtärkere Erſchütterungen vertragen, als in den erſten Monaten; nur ſeyen ſie ruhig froher Art, und ſie ziehe wegen ihrer Naturbeſchaffenheit den Arzt dabei zu Rathe.

15. Während dieſer beiden Monate ſcheint das Empfindungsvermögen des Kindes ſeine beſtimmtere Richtung zu nehmen, die Neigungen ſcheinen ſich zu begründen, indem ſich die Organe des Empfindens, Gehirn und Nerven, entwickeln und ſelbſt das Anſtoßen der Gliedmaßen an etwas Widerſtehendes der inneren Thätigkeit dunkele Gefühle erregt; hiermit iſt auch das geiſtige Leben etwas freier geworden, ſo daß ſich die Anfänge der Neigungen und der dahin gehörigen Aſſociationen anlegen, und das bildende Geiſtesvermögen mit ſeinem Organe, dem Gehirne, in Thätigkeit tritt. Schon dieſe Möglichkeit iſt genug, um der Mutter Sorgfalt auf ihre eigenen Neigungen zu empfehlen. Was hilft nachher alles Keifen, Strafen und Erziehungs-Flickwerk, wenn ſie während dieſer Periode in die Seele ihres Kindes Krankheitsgift eingegoſſen hatte? Sanftmuth iſt die

innerlich wie äußerlich bildende Kraft des Weibes; zur Milde, zu heiterer Stirne, zu freundlichen Blicken iſt das Weib berufen. Fehlt es daran der Schwangeren, ſo muß es ihr Kind, und alſo auch ſie ſelbſt, wahrſcheinlich irgend einmal entgelten.

16. Sie ſey aber auch nicht ängſtlich, wenn ſie nicht viel das Leben des Kindes verſpürt; ſie frage etwa den Arzt, und ſie wird von ihm hören, daß das innere Gedeihen auch minder bemerkt vor ſich gehen könne, und man überhaupt von dieſem innern Leben und Weben des neuen Geſchöpfes zu wenig wiſſe, um ſich deßhalb gerade zu beunruhigen. Vielmehr lebe ſie in ſtillem Verkehr mit demſelben, und lächle wohl ſchon mit ihm, als ſähe ſie es auf ihrem Schoße liegen. Wenn irgend etwas wohlthätig in die zum Leben erwachende Seele einſtrömt, ſo iſt es der Seelenhimmel der Mutter, die ſich vorbildend mit ihrem Lieblinge unterhält. Wallet die heilige Macht der Liebe in ihren Adern, ſo führt der geheime Zug der Sympathie *) frohes Aufleben auch in

*) Eine Sympathie der Freudigkeit iſt ſchon vor Alters beobachtet worden, vgl. Luk. 1, 44. Die der Traurigkeit iſt aus der düſteren Geſichtsmiene eines unglücklich abgegangenen Kindes zu vermuthen, ſo wie ſich im Gegenſatze auch heitere Phyſiognomieen bei Frühgeburten zeigen; beides findet man von 6 monatl. Leibesfrucht in Sömmerring Icon. etc. dargeſtellt. Zugleich ein Beweis, daß in dieſer Zeit ſchon die Phyſiognomie des Kindes angelegt iſt, alſo auch das Naturell, und zwar unter Einfluſſe der Mutter. — Ob ſchon eine Art von Hören, da die Gehörknöchelchen ſo frühe ausgebildet ſind, oder eine Art von Sehen, da ſich die Augenlieder ſchließen, vielleicht auch, im Wechſel vom Schlafen und Wachen, eröffnen, im Kinde vor der Geburt durch analoge vorbereitende Reize vorgehe? die Frage iſt wegen der Blind- und Taubgebornen nicht ganz unnütz. Man will von Kindern wiſſen, die in Mutterleibe Stimme von ſich gegeben; ſo meldete man einſt in Frankreich von einem, das im 8ten Monate 3—4 mal des Tages ſo geſchrieen habe, daß man es vernehmlich habe hören können, wobei der Leib der Mutter jedesmal ſehr aufgetrieben worden (war ſie etwa Bauchrednerin?)

die Adern und das ganze Weſen des Kindes, und ſo mögen ſolche geweihete Mütter wahrhaft guter Hoffnung ſeyn. Ihr Einfluß während der Schwangerſchaft iſt zwar noch nicht wirkliche Erziehung, aber, dem Vorleben des Kindes entſprechend, doch Vorbereitung.

Das Kind reift zur Geburt, und der Bildungstrieb bringt in demſelben und zugleich in der Schwangeren eine dunkele Sehnſucht hervor, welche ſich endlich phyſiſch in den Wehen äußert, worin dieſe Mutter wird.

II. Nach der Geburt.

Die Jugend.

Dieſe Zeit iſt die der Entwickelung von der Geburt an bis zum vollendeten Organiſmus, d. i. bis zu dem beendigten fünf und zwanzigſten bei dem männlichen, und achtzehnten Lebensjahre bei dem weiblichen Geſchlechte, im Ganzen das erſte Drittheil von dem Menſchenleben. Die Jugend iſt wegen dieſer längeren Zeit ein Vorzug des Menſchen vor den Thieren.

Sie iſt von der Natur in drei Perioden durch merkliche Veränderungen abgetheilt. Die erſte iſt die Kindheit (infantia), die zweite das Knaben- und Mädchenalter (pueritia), die dritte das Jünglingsalter (adolescentia). Die erſte hat das Aeußerſte ihrer Beendigung mit dem vollkommneren Selbſtbewußtſeyn und dem freien Gebrauche des Körpers und der Sprache, gegen Ende des dritten Lebensjahres; die zweite mit dem Eintritte der Pubertät, gegen Ende des vierzehnten, wo denn die dritte beginnt. Hiermit verbindet ſich die allgemeine Eintheilung der menſchlichen Lebensperioden

nach den Jahrſiebenden, indem die Kindheit in weiterem Sinne ſich erſt mit dem 7ten Lebensjahre verläuft*).

Die Jugend iſt die Zeit der Erziehung; wir müſſen alſo die Entwickelung nach ihren Perioden vorerſt kennen lernen, ehe wir eigens die Bildung betrachten. Da indeſſen die Gränzen von beiden überall in einander fließen, ſo können wir dieſe beiden Abtheilungen nicht ganz ſcharf aus einander halten, und müſſen in jener erſten Periode vieles von der Bildung zu der Entwickelung mit befaſſen, dagegen in den beiden folgenden Perioden einiges, was ſich in dem Knaben ꝛc. entwickelt, zugleich als ſolches aufführen, das durch Bildung kommt. Zuerſt iſt es immer das Phyſiſche, was wir zu betrachten haben, und dieſes vorzugsweiſe in der Periode der Kindheit, in welcher wir vornehmlich die Naturart kennen lernen; in der folgenden Zeit ſehen wir dann weiter auf die Gemüthsart und auf die Geſinnung.

*) Vgl. Anſichten des Alterthums ſ. in dem 1ten B. (Geſch. d. Erz.), hierzu die Einl. zu dieſem 2ten Bande.

Erſte Periode.

Die Kindheit.

1. Das neugeborne Kind.

Das reife Kind wird geboren. Mit dieſem Momente erfolgt eine ganz neue Erregung der Menſchenkraft, nachdem dieſe hinlänglich dazu vorbereitet worden; das neue Geſchöpf hört nun auf, ein Theil der Mutter zu ſeyn, wird ein ſelbſtſtändiges Ganzes, und kommt nun erſt eigentlich auf die Welt. Es iſt eine plözliche Veränderung in dem Kinde, nachdem, in dem regelmäßigen Zuſtande, ſie auch bei der Gebärerin nur wenige Augenblicke dauert. Alſobald fangen die neuen Lebensverrichtungen des Neugebornen an.

Mit denſelben beginnt eine von dreifachem Reize erregte ganz neue Kraftäußerung. Das Licht, die Luft und die Erſchütterungen im umgebenden Elemente, dringen auf das Kind noch während ſeiner Geburt ein, als äußere Mächte, und empfangen es, als die ihm noch chaotiſche Welt. Sogleich aber ſcheidet ihm dieſe ein dreifacher Reiz, nämlich:

1. der Lichtreiz, indem das Licht als ſolches auf deſſen Organ, die Augen, eindringt, d. i. von Anfang in der beſtimmten Weiſe, wie nachmals die Lebenszeit hindurch;

2. der Luftreiz, indem die Luft in ihr Organ, die Lunge eindringt, ebenfalls in der beſtimmten Weiſe, fortwährend die Lebenszeit hindurch;

3. der Lautreiz, oder wie ihn einer der ersten Physiologen nannte, der Schallreiz, welcher durch die Erschütterungen der Atmosphäre einwirkt, und sich später insbesondere für den Gehörsinn eignet.

Nicht Eins allein, gewöhnlich auch nicht nach einander, nur etwa dem Grade nach wirkt der eine Reiz anfänglich stärker als der andere. So wird die Thätigkeit des Menschenlebens aufgeregt.

Warum gerade diese Reize *)? und was würde erfolgen, wenn sie nicht zugleich einträten? Eine wichtige Untersuchung der vergleichenden Physiologie wäre zu wünschen auf die Frage, worin sich die Wirkung dieser Reize bei dem Kinde von der bei dem Thierjungen unterscheide. Die Blindgebornen sind keine Widerlegung gegen den ersten Lichtreiz. Denn erstens, dieser Reiz kann durch die Augendeckel wirken, wie es wenigstens bei einem Thiere, das unter der Erde mit geschlossenen Augen leben soll (Mus typhlus Pallasii), wahrscheinlich ist, weil es sein Lichtorgan doch nicht umsonst hat. So ist auch zweitens selbst in dem Falle, daß das Innere der blindgebornen Augen zerstört wäre, der Lichtreiz nicht gerade als aufgehoben anzusehen, da er doch vielleicht durch die äußeren Theile auf die Sehnerven einwirkt, wenn gleich mit etwas verschiedener Modification. Und warum sollte die Natur die Augen so groß und so frühzeitig im Mutterleibe gebildet haben, wenn sie nicht den Lichtreiz zum Leben nothwendig fand; so daß man bezweifeln möchte, ob je ein Kind, das mehr als einen nur ganz geringen Grad von Leben gehabt, mit zerstörten Sehnerven geboren worden. Unläugbar ist es übrigens, daß auch außer

*) Die Naturphilosophie mag hier an die Causalmomente des Raums und der Zeit denken, so daß das Licht die in der Zeit unendliche Natur sey, die das Streben hat, im Raume endlich zu werden, und der Laut eben diese im Raume unendliche Natur mit dem Streben in der Zeit ewig zu werden; Licht und Laut, Blick und Stimme des Ewigen. Doch wohin geräth da die Phantasie!

dem Sehorgane das Licht auf den Menschen seinen Einfluß hat. Sollte indessen jener Reiz auf die Augen als eigentlicher des Lichtes gänzlich fehlen, so würde etwas anderes an seiner Stelle die Kraft auf bestimmte Weise anregen, oder vielmehr, die Kraft würde sich sogleich in eine andere Richtung bestimmen, und zwar dahin, wo sie in dem regelmäßigen Zustande noch ungeschieden bleibt, wie in dem Tastsinne, wobei vielleicht das Licht nicht einmal ganz unwirksam ist. So wie das Kind freithätig den Lichtreiz ins Auge aufnimmt, durchdringt seine Sehkraft den Sehnerven und den ganzen Bau des Auges.

Auf die neue Erregung muß alsobald eine verhältnißmäßige Gegenwirkung erfolgen, wenn das Kind nicht durch den Eindruck aufgerieben werden soll. Denn was sich ganz leidend gegen Eindrücke verhält, hat nicht einmal organische Kraft; wäre aber die Entgegenwirkung zu schwach, so würde sie dem überwältigenden Reize unterliegen, und Ohnmacht oder Krämpfe würden dann dieses Mißverhältniß ankündigen: wirkte dagegen die Kraft zu stark entgegen, so wären jene nicht mehr Reizmittel, und es bedürfte anderer zur Erregung. Also muß die Kraft im gesunden Zustande von innen dem Eindrucke gerade so stark entgegen kommen, daß dieser aufgenommen und zu ihrer Entwickelung verarbeitet werde. Mit der Geburt sind demnach sogleich jene Momente der sich bildenden Thätigkeit bemerkbar, das Empfangen des Eindrucks, und das Entgegenwirken gegen denselben, dann sogleich darauf die neuentwickelte Wirksamkeit. Wäre in den Augen die Empfänglichkeit größer als die Gegenwirkung, so würde die Sehkraft unfehlbar entweder betäubt oder schnell zerarbeitet werden; auf ähnliche Art würde bei einem solchen Uebergewicht die Lunge aufgerieben, und bei dem atmosphärischen Eindringen das ganze Leben schnell aufgelöset werden *), wenn sich die Kraft nicht von innen,

*) Nach einer Ansicht neuerer Physiologen, welche das Leben für einen Verbrennungsprozeß hält, alsbald im Auflodern aufgehen.

dem Organe, gemäß widersetzte, und die Reize vielmehr zu ihrer Stärkung aufnähme. Jenen wirkt sie also zur unmittelbaren Unterhaltung des Lebens, und zugleich zur Entwickelung, d. i. Stärkung ihrer selbst in dem neugebornen Kinde entgegen:

dem Lichtreize — es sieht;
dem Luftreize — es athmet;
dem Lautreize — es schreiet.

Dieser letztere scheint der stärker ergreifende zu seyn, indem er das Kind im Ganzen aufregt, so daß es sich aus Leibeskräften widersetzt, und in solcher Gesammtthätigkeit sich gleichsam festhält in den eindringenden Wogen der Außenwelt. Das scheint des Kindes erster Schrei zu sagen.

Sehen, Athmen, Schreien, das sind die drei ersten Lebensäußerungen des neugebornen gesunden Kindes; sie fallen so ziemlich in Einen Moment zusammen. Aus ihrer Stärke, einzeln und mehr noch vereint, läßt sich daher auch einigermaßen auf die Stärke der Kraft schließen. Wenigstens für den Anfang zeigt ein lautes Schreien mehr Gegenwirkung, mehr eine energische Natur an, als ein schwaches Wimmern. Je nachdrücklicher das Kind die Luft auf den ersten Einzug wieder ausstößt, und je selbstthätiger es sie hierauf wieder einzieht: um desto mehr Stärke seiner Respiration; und da hierin die Hauptäußerung des neuen Lebensprozesses vorgeht, so ist alsdann überhaupt die Lebenskraft um so stärker. Ein ruhiges, gleichmäßiges Aus- und Einathmen ist wohl das erste Hauptzeichen innerer Festigkeit; nur ist es sehr schwierig, dieses genau zu beobachten.

Das Sehen ist hier noch kein bestimmtes Sehen, noch lange kein Hinsehen auf etwas, noch kein Auffassen des Einzelnen: es ist jetzt nur noch eine Thätigkeit, mit welcher das Auge dem Lichtreize entgegen tritt. Bei diesem ersten Elemente der Vorstellung kommt viel darauf an, ob das Auge matt erlischt, oder lebhaft um sich schaut.

Auch dieſe Beobachtung iſt ſchwierig, aber wichtig. Blickt man in die kleine Eröffnung des Auges wie in eine dunkele Tiefe, und iſt es dann, als ob uns ein inneres Licht daraus entgegen käme, mit einem Worte, ſieht das Kind munter in den Tag hinein, ſo deutet das vielleicht auf die geiſtige Kraft des Kindes. Nur läßt ſich im entgegen geſetzten Falle nicht auf das Gegentheil ſchließen, weil das Auge, unbeſchadet der inneren Sehkraft, ſchwach oder fehlerhaft ſeyn kann. Wenigſtens iſt es die gewöhnliche Meinung, daß aus den Augen eines Menſchen ſeine Denkkraft erkannt werde, und gewiß iſt auch unter allen phyſiognomiſchen Zeichen keines ſicherer, als die Art, wie jemand aus den Augen ſieht; Verſtand, wie Dummheit oder Verwirrung legen ſich dadurch an den Tag. Die Sprache, ſchon im Wort das Einſehen, iſt es nicht allein, was uns auf den Zuſammenhang der Denkkraft mit der Sehkraft hinweiſet. Beobachtet man das Thierjunge gegen das neugeborne Kind in ſeinem erſten Sehen, ſo zeigt ſich da ein unendlicher Unterſchied. Wer da nicht ſchon die lebendige Verkündigung des Vernunftweſens erkennet, dem hat weder der Himmel noch die Erde etwas zu ſagen.

Da die Gefühle ſich gemeiniglich in der Bruſt äußern, wie z. B. bei dem Seufzen und der Beklemmung, und da alle Affecte (Leidenſchaften), wie die Aerzte bemerken, mehr oder weniger auf ſie wirken; ſo gäbe das einigen Grund, das erſte Zeichen der Gefühlsanlage in dem Athemholen des Kindes zu finden, allein das ſind immer nur ſehr entfernte Vermuthungen.

Das Schreien des Kindes könnte etwa auf ſeine Willenskraft hinweiſen. Denn in den Stimmwerkzeugen legt ſich in der Folge am meiſten der Wille dar; und wenn ein Kind in die Unart des ungeberdigen Schreiens geräth, ſo zeigt es darin gerade daſſelbe, was es nach einigen Wochen durch Sträuben beim Waſchen, nach etwa drei Jahren durch Umſichſchlagen oder Schelten, und nach

achtzehn Jahren durch ungeſtüme Heftigkeit zeigen wird. So erſchien uns öfters in dem Schreien des neugebornen Kindes etwas, das entweder Feſtigkeit des Widerſtandes, oder Energie des Durchſetzens, oder Schwäche, oder Nachgiebigkeit ahnden ließ.

Dieſe Vermuthungen können zur Entdeckung einer Zeichenlehre, die man noch gar nicht hat, und doch ſo ſehr zur Erziehung bedürfte, hinführen. Man mißverſtehe ſie nur nicht, und dehne ſie nicht zu weit aus. Ein krankhafter Zuſtand des Organiſmus kann ſogleich bei der Geburt den reinen Ausdruck des Geiſtes trüben, unterdrücken, entſtellen, und unauflösliche Verwickelungen darin anſpinnen, welche nachmals überhaupt den phyſiognomiſchen Regeln im Wege ſtehen. Auch vergeſſe man nicht, daß es nur Eine Kraft ſey, welche in dem Denken, Fühlen und Wollen vorkommt, und daß dieſe ſich in dem neugebornen Kinde noch am wenigſten in jene Richtungen ſcheidet und ſondert. Erſt von jetzt an beginnt ſie in Verſchiedenes herauszuwachſen. Daher fließt allerdings auch der Ausdruck des Gefühls mit dem des Verſtandes in den Augen zuſammen, und umgekehrt der des Verſtandes mit jenem in dem Athmen, z. B. bei der Aufmerkſamkeit; ſo auch beides in dem Schreien, und was in dieſem ſich zeigt, legt ſich mehr oder weniger auch in jenen beiden dar. Dieſe Aſſociationen erwachſen nicht nur aus dem gemeinſchaftlichen Stamme jener Richtungen der Kraft, ſondern verſchlingen ſich nun auch, bei dem beſtimmteren Sondern, immer mannigfaltiger in einander, ja das ganze Leben iſt das fortlaufende Geſchäft dieſer Verſchlingungen. Nur wird dieſe oder jene Richtung die vorherrſchende in dem Individuum ſeyn, und das muß ſich in dem erſten und kleinſten Beginnen ſchon darlegen, wie in der höheren Geometrie ſich ſchon aus dem Unendlichkleinen der Linie der Kreis, oder die Ellipſe, oder welche Linie es ſonſt iſt, zu erkennen giebt. Als Verſuche zu einer ſolchen Differential- und Integral-

rechnung, oder vielmehr als Hinweiſungen zu ſolchen Verſuchen, ſehe man dieſe und die in der Folge gegebenen Bemerkungen über ſolche Zeichen an. Gewiß muß es ſich frühzeitig ſchon entſcheiden, ob das Kind zu den mehr empfänglichen oder zu den mehr herauswirkenden Naturen gehöre, je nachdem es mehr im Blick und ſonſt Ausdruck des Gefühls, oder der entgegenſtrebenden Kraft darlegt, die ſich beſonders im Schreien äußern wird. Die auf Erregung erfolgte ſtärkere Thätigkeit, die von innen herauskommt, insbeſondere in dem freien Umſichſchauen, möchte doch wohl auch eine ſtärkere Seelenkraft ankündigen.

---

2. Neuer Zuſtand des Organiſmus.

Das Kind iſt nunmehr ins Erdenleben eingetreten, wo nicht mehr, wie wohl vorher, der Mond ſeine Entwickelungsperioden hauptſächlich zu beſtimmen ſcheint, ſondern die Sonne durch die Tage und das Jahr. Schon das, daß es nun unter der Sonne lebt, muß eine große Veränderung in ſeiner Lebensthätigkeit hervorbringen, und zwar in Verbindung mit jenen andern neuen Erregungen, ſo daß nun der ganze Organiſmus neue Beſtimmungen erhält; nämlich:

1. Die Haut wirkt, als einſaugendes und ausdünſtendes Organ, auf ähnliche Art wie vorher in dem Uterus, nunmehr in der umgebenden Luft. Dieſe Lebensverrichtung ſcheint mit dem Athmen in beſonderer Verbindung zu ſtehen.

2. Die Bewegungen der Gliedmaßen, des Kopfes und des ganzen Körpers werden freier und vielfältiger erregt.

3. Gehirn und Nerven ſind den Einwirkungen äußerer Dinge ausgeſetzt; eine Bewegung des erſteren, welche

an den Fontanellen zu fühlen ist, steht mit der Respiration in genauem Zusammenhange.

4. Die Eindrücke auf die Nerven überhaupt, die Empfindungen, oder vielmehr die Anfänge derselben, sind anders als bisher, und nicht mehr so dunkel; es fangen sich darin an einzelne Arten zu scheiden, wie z. B. sogleich die Gesichtseindrücke.

5. Der Blutumlauf ändert sich beträchtlich; der kleinere Kreislauf, welcher mit dem größeren verbunden ist, wird erweitert, nachdem der mit der Mutter verbundene aufgehört hat. Die Luft dringt durch die Mundhöhle ein in die Lunge, welche durch dieses neue Reizmittel sogleich zum Wiederausstoßen derselben aufgeregt wird, und sich nunmehr erweitert; so erhalten die Blutgefäße darin Raum sich auszudehnen, und sogleich füllen sie sich mit Blut, welches durch die Lungenarterie aus dem nahen Herzen zuströmt. Allein mit dem Ausathmen verengert sich dieser Raum wieder, und das Blut wird durch die in die Lungenvene führenden Blutgefäße, da es in die Arterien nicht zurücklaufen kann, wieder heraus getrieben. So geht es denn nunmehr während des ganzen Lebens im Wechsel fort. Dieser neue Lauf des Blutes hat sogleich die Folge, daß es nicht mehr wie vorher aus einer Herzhöhle in die andere unmittelbar strömt, und daß also die vorher dazu bestimmte Oeffnung sogleich anfängt zuzuwachsen; seltene Fälle ausgenommen, wo sie noch lange, manchmal bis in spätere Jahre, offen bleibt. Der Puls schlägt noch ungezählt vor der Geburt, sogleich nach derselben aber bemerkt man ihn gewöhnlich in einer Minute 140 Mal. — Die Brustdrüse, welche im Mutterleibe ausgezeichnet groß war, wächst nun nicht weiter mehr fort, und verschwindet allmählig.

6. Das Blut bekommt durch die Berührung mit der Luft in den zarten Gefäßen der Lunge eine veränderte Beschaffenheit. Die Luft oxygenirt es, und nimmt ihm das ausgeathmete Kohlengas ab. Und so tritt auch die

Atmosphäre in dieses unmittelbare Verhältniß mit dem Lebensprozesse, und führt eine Art Unterhalt (aura pabulum vitae) zu; sie empfängt das Kind gleichsam mütterlich mit ihrer Nahrung und Wärme.

7. Der Magen entwickelt in sich und den ihm zugehörigen Theilen ebenfalls eine neue Lebensthätigkeit; es entsteht der Nahrungstrieb, und äußert sich bis in den Organismus des Mundes, welcher nun auf geschehenen Anreiz sogleich die Bewegungen zum Saugen macht. Diesem kommt der mütterliche Naturtrieb und Wille entgegen, überhaupt die menschliche Sympathie *), und sucht diesem Bedürfnisse des Kindes abzuhelfen. Daß das Kind, wie durch einen Instinkt geleitet, doch vielleicht mehr mechanisch, die eine Hand auf die Brust, woran es saugt, legt, ist sehr gut, da es den Zufluß der Milch befördert. Es saugt Speise ein. Hierdurch werden nun mit einem Male die Verdauungs- und Chylificationswerkzeuge (Saugadern ꝛc.) in Thätigkeit gesetzt; der verarbeitete Nahrungssaft wird in die Lungenarterie geführt, und in der Lunge und weiterhin in Blut verwandelt.

8. Gewöhnlich sogleich nach der Geburt leert sich die angefüllte Blase aus; das Kind harnt. Die Blase füllt sich wieder, und so wird das Harnen Naturtrieb. Eben so geht gewöhnlich, nur meist erst nach dem Speisegenusse, der ersten Muttermilch, der Stuhlgang weg; der Darmcanal reiniget sich, und da es immer wieder Excremente giebt, so beginnt auch hier ein neuer Naturtrieb.

Alles dieses zusammen genommen muß nun eine völlig neue Bestimmung im Ganzen der Kraft hervorbringen. Blutumlauf, Ernährung durch den Magen ꝛc. sind etwas

*) Die Sagen von Kindern wie Romulus und Remus dehnen diese Sympathie mit dem Kinde auf das Thier, sogar auf das reißende aus.

ganz Neues, ſo auch das Sehen, Athmen, Schreien. Alle innere und äußere Theile des Leibes werden ſtärker, und verändern auch zum Theil ihre Farbe. Das Empfinden und Bewegen, ſo wie alles, was näher oder entfernter den Geiſt betrifft, iſt jetzt anders als im Mutterleibe, das helle Leben hat begonnen. Und ſo iſt das Kind ein für ſich beſtehendes geiſtig-organiſches Ganze geworden. Mit der Geburt fängt es eigentlich an als Menſch zu leben.

---

3. Die wichtigſten Erſcheinungen in dem menſchlichen Lebensprozeſſe, in ihrer Beziehung auf das Geiſtige.

a) Das Athmen.

„Sollte nicht die unangenehme Empfindung der Angſt, wenn man nicht ausathmen wollte," meinte ein berühmter Phyſiolog *), „nur etwas Gleichzeitiges mit einer Veränderung im Körper ſeyn, aus welcher die Nothwendigkeit des Athemholens hervorgeht? Sollte nicht der Wille nur das Vermögen haben, auf das Athemholen mitzuwirken, ohne deßhalb regelmäßig die Urſache deſſelben zu ſeyn? — Bei jedem Ausathmen ſchwillt das Gehirn, in welchem das Blut ſich häuft, an, und geräth in einen Zuſtand von vermehrter Reizung. Dieſe Anfüllung erregt nur dann, wenn ſie fortdauert und an Ueberreizung gränzt, das Gefühl von Beängſtigung, wenn ſie aber geſundheitsgemäß iſt, gar keine Empfindung in der Seele. Das gereizte Gehirn wirkt zurück, und durch dieſe Rückwirkung entſteht das Einathmen, nicht als Folge der Empfindung und Willkür, ſondern unmittelbar als

---

*) Reil. Nach Rudolphi, Phyſiol. athmete ein Mann, bei 64—65 Pulsſchlägen in Einer Minute 14—14½ mal, ein anderer bei 72 Pulsſchlägen 18 mal, ein dritter 19 mal.

Folge der Veränderung, Reizung, Thätigkeit des Gehirns. Beim Einathmen entſchwillt das Gehirn, der Zuſtand der Reizung deſſelben hört auf, und mit demſelben auch ſeine Wirkung in den Reſpirationsmuſkeln. Dieſe erſchlaffen, und ſo erfolgt das Ausathmen.“

Durch dieſe ſo natürliche Erklärung ergiebt es ſich zugleich, warum bei dem zweiten und allem folgenden Einathmen die Muſkelbewegung ſtärker als bei dem erſten, ſo wie es nöthig iſt, erfolgt. Was den Willen bei dem Athmen betrifft, ſo läßt ſich dieſes genauer ſo beſtimmen, daß es in dem neugebornen Kinde noch keine eigentlichen Willensbewegungen giebt, ſondern daß ſie in jenen erſten Lebensmomenten mit den phyſiſchen Regungen noch Eins ſind; ſo wie die Blätter und Blüthen im Keime, wie die Gehirnorgane im Embryo, wie die Geſichtswelt in dem erſten Sehen. Daher iſt das Athmen durch die Geſammtwirkung der ungeſchiedenen Kraft zur phyſiſchen Nothwendigkeit des Lebens gleichſam befeſtiget; nur in etwas geringerem Grade, mithin nur etwas mehr dem Willen unterworfen, als der Schlag des Herzens, welcher in der früheſten Erregung des Lebensprozeſſes begann, und ſo das Erſte und Nothwendigſte des Lebens wurde. Sofern der Geiſt ſein Organ bildet, können wir auch von ihm ſagen, daß er zuerſt den Herzensſchlag zur unentbehrlichſten Lebensthätigkeit machte, und nachmals eben ſo die Reſpiration; mit dem Athmen beginnt er erſt das eigentliche Menſchenleben. In dieſem muß ſich wohl die Lebensverrichtung der Willkür nähern, weil ſich mit dieſer Stufe die Kraft freier entwickelt, als vorher in der Function des Herzens. Das Gehirn mag wohl das Organ ſeyn, worin ſich das Tiefere von beidem vereinigt, aber in der Lunge verbindet ſich die Wirkung von beidem, und das im gewöhnlichen Zuſtande ſtets vereinigt, alſo ohne beſtimmtes Wollen. Da ſich nun das Willensvermögen ſowohl im Empfangen als im Herauswirken äußert, ſo iſt es auch bei allen erſten Erſcheinungen des Fühlens

in seinen Anfängen aufzusuchen. Einigermaßen begreiflich wird es hiernach, warum sich gerade diese Erscheinungen von Anfang an mit Veränderungen in den Lungen für das ganze Leben associiren, so wie sie hier folgen.

b) Das Gähnen.

Es ist ein stärkeres Einathmen, worauf ein längeres Ausathmen folgt; es wird durch einen langsameren Kreislauf des Blutes bewirkt; denn da entsteht eine unbehagliche Schwere und Schläfrigkeit, und hierdurch wird ein kräftigeres und langsameres Einathmen erregt, welches mehr Blut in die Lunge zieht, und also den Kreislauf beschleunigt. Theils ist es Folge der Ermüdung, weshalb das Kind nach den ersten Athemzügen gemeiniglich gähnt, theils Mangel an Reiz, weshalb der Lebensprozeß, vermuthlich durch das Gehirn, sogleich selbst einen Reiz macht. Wegen des ersteren wird das Gähnen Zeichen der Schläfrigkeit, wegen des letzteren associirt es sich mit der Langenweile. In der frühesten Kindheit ist ein häufiges Gähnen natürlich, nachher zeigt es im gesunden Zustande Schwäche oder Ermüdung an.

c) Das Seufzen.

Ein langsames, tiefes, hörbares Ein- und Ausathmen, eine zwar nicht so langsame, aber tiefere Einathmung, als das Gähnen, worauf ein stärkerer Ausstoß der Luft erfolgt. Es entsteht, wenn das Blut nicht recht in die Lungen kommen will, und man also gleichsam nicht genug zu einer lebhaften Respiration aufgeregt wird. Daher geschieht es, wenn man sich so vergessen hat, daß der Athem beinahe stehen blieb, daß man in dem Augenblicke, als man wieder zu sich selbst kommt, seufzt; so auch bei dem Erwachen aus Ohnmachten. Auf solche Art wird das Seufzen von allem bewirkt, was das Blut mehr zum Herzen hintreibt, oder darin zurückhält, folglich von den Empfindungen, die am tiefsten wirken,

und gleichſam an das Leben greifen. Es iſt daher der Ausdruck des tiefen, aber ruhigen Schmerzes. Zugleich iſt es auch die Erleichterung deſſelben, denn es bringt das Blut wieder vom Herzen weg, und verſchafft im eigentlichſten Sinne der Bruſt Luft. Da es nun aber auch Zeichen der Selbſtvergeſſenheit und Ermüdung iſt, ſo verräth es nur unter Umſtänden tiefes Gefühl und leiſe Erregbarkeit, aber auf jeden Fall, wenn es oft erfolgt, Mangel an Widerſtand, Hingebung.

Wäre vielleicht in jedem Lebensmomente, in jedem Athmen ein Verlieren und ein Wiederfinden ſeiner ſelbſt? ſo würde die Gehirnbewegung, womit die Reſpiration verbunden iſt, die ſich verlierende Kraft immer wieder neu erregen, und nur bei einem längeren Verlieren ſich der Seufzer erzeugen. Und hängt das nicht mit der Anlage zum Tacte zuſammen?

d) Die Beklemmung und Bangigkeit.

Beides iſt vereint, wenn der Athem ſtocken bleibt. Alsdann muß nämlich das Gefühl entſtehen, als wolle der Lebensprozeß aufhören, und man müſſe dagegen kämpfen; alſo ein Gefühl des Druckes und Unterliegens, ein ganz eigenes Gefühl des Sehnens und Nichterwirkens; man will, und will, und kann immer nicht; es geht immer weiter ans Leben, und das Selbſtbewußtſeyn wird doch mit dem Gefühle des Wollens auch immer lebhafter angeregt. Dieſes Gefühl nennen wir Angſt; ſie iſt alſo immer mit einem Stocken des Athems aſſociirt. Aengſtliche Kinder verrathen wohl eine innige Natur von leiſer Erregbarkeit, und ermangeln vielleicht der Kraft im Herauswirken.

e) Das Weinen.

Ein ſtarkes Einathmen, worauf abgebrochene Aus- und Einathmungen erfolgen, und wobei zugleich ein Ergießen der Thränen erregt wird, auch eine ganz eigene

Geſichtsmiene entſteht; bei Kindern und Weibern gewöhnlich laut. Etwas ſtärker, und krampfhaft, mit etwas verändertem Zuſtande der Stimmritze, durch das Niederſchlagen des Kehldeckels, wird es Schluchzen (singultus). Andrang des Blutes und Störung in ſeinem ordentlichen Laufe ſcheint überall dabei wirkſam zu ſeyn. Das Weinen drückt auf dieſe Weiſe den ruhigen Schmerz noch ſtärker aus, und verſchafft ihm noch mehr Erleichterung als das Seufzen. Denn ſo wie die Thränen fließen, kommt das Blut wieder in ſanfteres Strömen zurück; der Thränenreiz in der Naſenhöhle zieht neue Thränen nach, und ſo wird der Schmerz allmähliger, aber ſicherer gemildert, als durch den einzelnen Athemſtoß der Seufzer; er wird im eigentlichen Sinne durch das Weinen beſänftiget. Fließen nun keine Thränen mehr zu, ſo endiget ſich das Weinen, wenn die Bruſt dabei ſtark angegriffen worden, mit einem Schluchzen. Vieles Weinen zeigt Sanftheit des Gemüthes an, eine empfängliche, eben nicht tiefe Natur von leiſer Erregbarkeit, mit einigem Widerſtande. Das Weinen aus Bosheit erzeugt ſich erſt durch Verdorbenheit, wenn ſich der Boshafte zum vermeinten Widerſtande zu ſchwach fühlt. Da die Erſcheinung des Weinens ſich zugleich in den Geſichtsmienen und Augen darlegt, ſo zeigt es Gefühle an, woran das Denk- und Willensvermögen mehr Antheil hat, als bei den vorhergehenden. Dieſes iſt nicht ſowohl ein Zeichen von vorzüglicher Stärke dieſer Vermögen, als vielmehr von Oberflächlichkeit des Gefühlvermögens, welches nämlich nicht die Kraft von der Aeußerung in jenem Vermögen ab- und in ſich hineinzieht. Daher aſſociirt es ſich auch bei Erwachſenen von tiefem Gefühle mit Verſtandesvorſtellungen, z. B. mit bitterem Unwillen.

Die Thränen ergießen ſich aus dem Thränenſacke über den Augapfel, wenn äußere Trockenheit und innerer Zufluß der Säfte Statt findet. Sie entſtehen eben ſowohl durch angenehme Reize, als durch unangenehme.

Empfindung einen Gegenſatz, und zieht die im Sehen nach außen dringende Kraft wieder in das Kind ſelbſt zurück. Geſicht und Gehör führen zwar beide nach außen und in die Ferne, allein das Hören bildet doch mehr in dem Inneren, und hält jenem Streben in die Ferne durch die innere Geſtaltung der Gehöreindrücke ein Gegengewicht. Vielleicht macht dieſes innere Feſthalten vermittelſt des Gehörſinnes die Aufmerkſamkeit, und folglich auch das Hinſehen erſt vollkommen. Doch iſt in dieſen beiden Sinnen mehr Tendenz nach außen, in den noch ungeſonderten übrigen dagegen nach innen, bis der Geruchſinn ebenfalls wieder etwas mehr nach außen führt. In dem Taſtſinne liegt nämlich offenbar die Tendenz, die Eindrücke nach innen verfließen zu laſſen, weßhalb er auch nun nichts weiter ausſcheidet. Auf ähnliche Art verliert ſich in dem Geſchmackſinne die Kraft in den Eindruck. Darum nennen wir dieſe beiden letzten die niederſten; denn das Geiſtige geht nicht nur darin bis zur Bewußtloſigkeit über, ſondern auch das Thieriſche bis zur Empfindungsloſigkeit, ſo daß das ganze Innere gleichſam darin verſchwimmt. In jenen beiden oberſten, den erſten in der Entwickelung, vielleicht eben darum den erſten, formt und bildet die Kraft immerfort, und hat ſie einmal nun zu den unterſcheidenden bildenden Sinnen gemacht; der Geiſt gewinnt ſich ſelbſt darin. So wie die Empfindungskraft ihre andern Organe entwickelt, wird ſie ſchwächer und findet ihre Grenzen. Geſicht und Gehör bleiben immer ihre ſtärkſten, volleſten Tendenzen. In den außerordentlichen Fällen, wo die andern Sinne das Uebergewicht haben, findet ja auch das gemeine Urtheil einen thieriſchen Menſchen.

Da in dem Blindgebornen die Kraft nicht durch das Sehen vorweggenommen wird, ſo entwickelt ſie ſich ſtärker und bildender, als bei den Sehenden, in dem Getaſte. Denn daß gutſehende Perſonen ſich ein ſolches unterſcheidendes Taſten durch Uebung erwerben könnten,

ſteht zu bezweifeln, da es bei jenen gewiß etwas ganz eigenes iſt. Iſt etwa umgekehrt bei ſcharffühlenden Perſonen eine natürliche Schwäche des Geſichts vorhanden?

An Taubſtummen will Eſchke den Taſtſinn ſchärfer bemerkt haben, welches mit unſerer Anſicht zuſammenſtimmt. Sie werden von den Tönen, die ſie nicht hören, gerührt, indem ſie dieſe deſto ſtärker fühlen. Indeſſen bemerken doch auch guthörende Perſonen an ſich, daß gewiſſe Töne auch außer dem Ohre auf den ganzen Körper wirken. Ob die Taubſtummen nicht etwa mehr Schärfe der Augen haben? Ueberhaupt ſollte man über das Verhältniß der Sinnenſtärke, abgeſehen von der Uebung derſelben, noch ſorgfältige Beobachtungen anſtellen. Eine vollkommene Menſchenkraft wird freilich in allen Sinnorganen ihre Schärfe zeigen, jedoch immer im Sehen und Hören die meiſte, im Taſten und Schmecken die mindeſte: allein da das Vollkommenſte nirgends exiſtirt, ſo iſt anzunehmen, daß entweder an den oberen Sinnen oder an den unteren die vollkommenſte Schärfe fehle. Und wäre dieſe Schärfe auch in allen äußeren Sinnen vorzüglich, wie es etwa bei ſogenannten wilden Nationen der Fall iſt, worüber man indeſſen noch nicht genugſam gründliche Beobachtungen hat, ſo würde wohl an der inneren Kraft des Geiſtes der Mangel ſeyn.

Giebt es jetzt ſchon Zeichen von dem Inneren?

Das Geiſtige des Kindes erſcheint jetzt freilich noch ſehr unbeſtimmt, und die körperliche Geſundheit iſt das Meiſte, was man aus ſeinen Aeußerungen erkennen kann, wenn nämlich alle natürlichen Verrichtungen in ihrer Ordnung ſind, und das Kind gedeihet. Doch iſt auch ſchon einiges über ſeine Geiſteskraft aus leiſen Spuren wenigſtens zu vermuthen.

Vor allen Dingen beobachte man ſeine Augen, denn nirgends iſt die Seele ſo ſichtbar. Es iſt etwas ſchon in den erſten Blicken des Kindes, das ſich aber nicht be-

schreiben läßt, woran man den Verstand, nämlich als Anfang der Aufmerksamkeit, erkennt.

Würden sie nirgends einen Augenblick weilen, und scheint es, als wollten sie gar nichts festhalten, so könnte überhaupt dieses eine Element der Aufmerksamkeit fehlen, und jene Geistesschwäche zu besorgen seyn, die man Blödsinn nennt; doch kann man, selbst wenn jener Mangel entschieden wäre, noch nicht daraus unterscheiden, ob das Kind einen Ansatz habe blödsinnig oder blödsichtig zu werden. Im entgegengesetzten Falle, wenn die Blicke starr stehen, nicht von der Stelle wollen, ließe sich der entgegengesetzte Starrsinn besorgen. Doch ist auch hier noch nicht ausgemacht, ob jenes unbewegliche Festhalten das Kind mehr als starrsichtig oder als starrsinnig ankündige.

So viel ist gewiß, daß diese Fehler in den ersten Blicken, wenn sie bleibend sind, die Entwickelung der Aufmerksamkeit hindern.

Zwischen jenen beiden Hauptfehlern giebt es nun Zwischenstufen. Ist der Blick gewöhnlich unstät, so könnte das Zerstreutheit besorgen lassen; aber es kann auch eine vorübergehende körperliche Schwäche zum Grunde liegen.

Ist der Blick stier, d. h. mechanisch auf das Helle geheftet und ihm folgend, so möchte man wenig Geistesthätigkeit vermuthen, und wo nicht Stumpfsinn oder Schwachsinn, vielleicht doch weniger Fähigkeit zu freier Gestaltung der Eindrücke als zum Auffassen vermuthen, wenn nicht auch hiervon ein physisches Uebel die Ursache seyn könnte.

Gute Zeichen sind jedenfalls ein ruhig bewegter aber lebhafter, eben so ein fester Blick, beides ohne jene Fehler. Noch besser ist es, wenn sich Lebhaftigkeit und Festigkeit zugleich in den Blicken zeigt, und wenn das Auge, seine Farbe sey dunkel oder hell, etwas Tiefes hat, indem es sich umsieht, von dem hellen Gegenstande an-

gezogen wird, ihn fixirt, dabei an Schärfe und Lebhaftigkeit zunimmt, aber eben so leicht sich, auch auf einen andern Anreiz eines schwächeren Lichtes, von demselben wegbewegt; und wenn gegen das Ende der ersten Woche die Augen sich mit Freithätigkeit nach etwas bewegen, ohne gerade von stärkerer Helligkeit dazu gereizt zu seyn. Wo sich dieses alles vereinigt, da ist leise Erregbarkeit mit festem Widerstande in der Kraft vereinigt, und es kündigt sich in der Aufmerksamkeit das Geistige schon vorzüglich an, besonders, wenn man dabei ein zunehmendes Feuer in den Blicken des Kindes bemerkt, als wolle die Seele selbst herausdringen, welches aber für die Gesundheit bedenklich seyn möchte.

Wenn das Auge im Sehen nicht leicht ermüdet, so läßt sich anhaltende Geisteskraft vermuthen: aber wenn es leicht ermüden sollte, so läßt sich darum nicht auf das Gegentheil schließen, denn es könnte Augenschwäche seyn.

Im Ganzen leuchtet aus allen diesen guten Zeichen vornehmlich gute Verstandesfähigkeit hervor; nur daß man diese jetzt noch weniger als nachmals von den andern Richtungen der Geisteskraft getrennt denken darf.

Auch die Wirkungen des Lautreizes läßt jetzt einiges vermuthen. Erschrickt z. B. das Kind leicht bei einem Schalle, wie man nicht selten schon in den ersten Tagen bemerkt, so ist das eine Reizbarkeit der Nerven, welche körperliche Schwäche seyn kann, aber auch eine innere leise Erregbarkeit der Kraft anzeigt. Auf ähnliche Art ist aus der stärkeren Empfindung des Kalten oder Nassen doch wahrscheinlich mehr organische Schwäche, als eine frühe und leise Erregbarkeit des Tastsinnes zu vermuthen. Gleichgültigkeit dabei könnte dagegen auf Stumpfsinn deuten, besonders wenn damit das oben angegebene Zeichen in den Blicken verbunden wäre.

Bleibt das Kind still und ruhig bei dem Waschen, so könnte das unter den letzteren Umständen Stumpfsinn

verrathen; bei den übrigen guten Zeichen aber verräth es eine sanfte Natur.

Gewöhnlich aber wehrt sich das Kind bei dem Waschen, und das zeigt immer eine thätige Natur an. Wehrt es sich stark, so ist viel Spann- und Muskelkraft da, wahrscheinlich keimt da auch vorzügliche Stärke der Willenskraft. Schreiet es dabei mehr als es sich wehrt, so ist eine gewisse Schwäche da, entweder in dem Körper oder in der Seele: schlägt es mehr um sich als es schreit, so hat der Körper Stärke.

Vieles Zappeln und Bewegen der Gliedmaßen überhaupt im gesunden Zustande ist ein Zeichen von vorzüglicher Spannkraft der Nerven und Thätigkeit der Muskeln: vieles Schreien im gesunden Zustande zeigt viel Widerstand. Beides, Zappeln und Schreien, zumal vereinigt, deutet auf eine energische Natur, wenn übrigens das Kind die guten Zeichen in seinen Augen hat; außerdem, z. B. bei unstäten Blicken, ist entweder geistig oder körperlich etwas Fehlerhaftes zu besorgen.

Die Art, wie das Kind die Mutterbrust begehrt, darf nicht unbeachtet bleiben; Begehrlichkeit dabei, wenn es übrigens gesund ist, scheint auf eine lebhafte Natur überhaupt zu deuten, Ruhe und Stille dabei, auf eine ruhige. Gewiß ist das ein vorzüglich gutes Zeichen, wenn das Kind nicht gerade nach der Brust schreit, aber sie mit voller Begierde genießt, nach hinlänglicher Befriedigung sich ruhig wegnehmen läßt, auch wohl dabei einschläft, und während des Saugens durch einen vorgehaltenen Lichtreiz darin etwas unterbrochen und zum Sehen hingezogen werden kann. So muß es wohl bei solchen Menschen gewesen seyn, die nachmals mit Feuer und Kraft etwas ergreifen, von nichts beherrscht werden, und für alles offene Sinne behalten.

Vieles Schlafen ist eher von guter als schlimmer Bedeutung; vielleicht sammelt sich da mehr künftige Geistesstärke, als bei sehr wachen Kindern. Nur ist zu

wünſchen, daß ſie nach dem Erwachen ſogleich munter ſind, und nicht düſter bleiben, denn das könnte Stumpfſinn verrathen. So iſt auch behagliches ruhiges Daliegen das beſte Zeichen eines guten körperlichen Gedeihens, und folglich auch guter Behandlung. Doch muß es zuweilen auf Erregungen ſeine Geſichtsmienen verändern, und wenigſtens in ſeinen Augen Geiſt verrathen, wenn man nicht wegen Stumpfſinn beſorgt ſeyn ſoll. Geht es aber leicht und ſchnell von der gewöhnlichen Geſichtsmiene in die veränderte, und von dieſer wieder leicht und ſchnell in jene über, ſo offenbart ſich darin viel Beweglichkeit eines rührigen Geiſtes.

Die ſchönſte Erſcheinung in dem Angeſichte des Kindes iſt, wenn ein heiteres Weſen in allen ſeinen Veränderungen hindurchblickt, und wenn ſchon jetzt das Hinſehen nach dem Lichte es merklich erheitert. Wenn ſich ein Paar ſenkrechte Runzeln über der Naſe zwiſchen den Augen bei dem Betrachten zuſammenziehen, ſo kündigt das Aufmerkſamkeit an, und wenn ſie ſich in jenes heitere Weſen auflöſen, zugleich Freundlichkeit. Beinahe möchte man hieraus ſchon Edles weiſſagen.

Beobachtet man dieſe erſten Aeußerungen der Menſchenkraft ſcharf und vollſtändig, verbindet und vergleicht man ſie, und thut man dieſes mit geübtem praktiſchen Blicke: ſo wird man im Stande ſeyn, ſchon einiges Urtheil über das Naturell des Kindes zu fällen, und die künftigen Winke der Natur über ſeinen Bildungsgang deſto beſſer zu verſtehen. Denn es iſt etwas in dem Menſchen, was ſich vom früheſten an in ihm offenbart, und unter allen Umſtänden immer wieder zum Vorſcheine kommt, eben das, worin ſich derſelbe Menſch als Derſelbe zeigt. Und in der Aeußerung des Erwachſenen die erſte Regung des Kindes, ſo wie umgekehrt in dieſer jene zu ſehen, dahin führt doch am Ende die Kenntniß des Individuums. Für den Kenner giebt es da einen gewiſſen Totaleindruck, der ſich nicht in Regeln bringen

läßt, welcher die reinste physiognomische Beurtheilung des neuen Menschen begründet. Wer sich der Erziehung widmet, sollte daher Wochenkinder studiren. Da erzeugen sich ihm vielleicht prophetische Blicke.

---

b) Die ersten fünf Monate.

Das Chaos scheidet und formt sich.

Die körperliche Zunahme gelangt bis gegen 13 — 15 Pfund im Gewichte, und bis gegen 2 — 2½ Par. Fuß in der Länge. Würde das Kind so fortwachsen, so müßte es in dem 2ten Jahre schon über das Gewicht, und in dem 3ten über die Länge des Erwachsenen hinauskommen. So erwächst das Säugethier, und so gäbe es keine Jugend, zum Einsammeln unendlich vieler Eindrücke, überhaupt keine Entwickelung der Menschenkraft. Das immer langsamer werdende, wenn auch nicht gleichförmig abnehmende, Fortwachsen gehört zur Entwickelung des Geistes.

Die Knochen und Muskeln werden fester; die eiförmige Oeffnung zwischen jenen Herzhöhlen verwächst während dieser Periode gewöhnlich ganz; die Brustdrüse wächst neben der erweiterten Lunge, und die Leber neben den erweiterten Verdauungswerkzeugen nicht mehr verhältnißmäßig fort; die Blutgefäße führen etwas mehr Blut nach dem rechten Arme, und auch der rechte Lungenflügel fängt gewöhnlich an, sich etwas zu vergrößern; mit den Nerven wird das Gehirn wirksamer, und entfaltet aus seinem weicheren Zustande mehrere seiner Organe. — Das Zahnen fängt bei vielen jetzt an.

Das Kind bekommt mehr und mehr Lust an Bewegungen, so daß es zu Ende dieser Periode gelernt hat, nicht nur die Arme mannigfaltig zu bewegen, sondern auch

die Füße ſtreckt und beugt, als wollte es gern ſtehen, den Kopf feſthält, und vielleicht im Stande iſt, ſammt dieſem auch den Oberleib aufrecht zu halten. Es gewinnt ſo ziemlich freien Gebrauch der Hände, verſucht die unteren Gliedmaßen, und bemüht ſich zu ſitzen.

Auch bekommt es mehr und mehr Luſt an der Sinnenthätigkeit. Der Geſichtsſinn gelangt vom Auffaſſen des Lichtglanzes bis zum Unterſcheiden der Farben und Umriſſe, und wird alſo frei. Dabei entwickelt ſich das Gehör mit andern Seelenthätigkeiten, insbeſondere mit der Aufmerkſamkeit, bis zum Anfange der Sprache.

Das Sehen zeigt von der zweiten Woche an mitunter deutlich etwas von Aufmerkſamkeit, in der folgenden noch deutlicher, und mit der fünften Woche iſt gemeiniglich das freie Hinſehen auf Lichtpuncte oder vielmehr Lichtkreiſe entſchieden *). Das Kind bekommt dabei ſeine Augen immer mehr in ſeine Gewalt, und wendet ſie frei von einem hellen Puncte auf den andern. Immer weniger erſcheint es abhängig von dem Lichtreize, und immer ſelbſtthätiger verhält es ſich bei den verſchiedenen Graden der Helligkeit. Dieſe beginnt es nun allmählig zu unterſcheiden, eben darum, weil es den Eindruck freier feſthält. Vermuthlich erweitert ſich auch ſogleich im Anfange ſein Geſichtsfeld allmählig, ſo daß es ſtatt der erſten kleinen nun ſchon größere Lichtkreiſe ſieht. Darin

*) „Desmonceaux, lettres sur la vue des enfans naissans (1775) behauptet nach ſeiner Erfahrung, daß einige Kinder mit Einem Monate, andere mit 5, mit 6 Wochen oder darüber die Gegenſtände ſähen, und ich habe ebenfalls die Zeit ſehr verſchieden gefunden, in der Kinder nach glänzenden und leuchtenden Gegenſtänden zu ſehen anfangen. Unglaublich aber ſcheint es, was er von ein Paar, angeblich viel zu ſpät gebornen, Kindern erzählt, welche gleich nach der Geburt das Licht mit ihrem Auge begierig aufgeſucht haben.“ Rudolphi, Phyſiol. Dis fand Verf. dieſes faſt immer; und wegen des Sehens der Kinder im erſten oder zweiten Monate möchte er nur fragen, was es heißen ſolle? denn Lichtpuncte oder Lichtkreiſe ſehen heißt noch nicht Geſtalten ſehen ꝛc.

unterſcheidet es dann nun weiter die helleren und ſchwächeren Puncte; auch achtet es auf die Bewegung von jenen, weil der bewegte Punct mehrfach reizt, an verſchiedenen Stellen des Sehehäutchens. Es verfolgt das bewegte Licht mit den Augen, doch aber auch hierin freithätig, und zu dem ſchwächeren Lichtreize zurückkehrend. Hierdurch gelangt es dazu, vorerſt die mehreren Puncte in dem Geſichtsfelde gegen einander zu fixiren, und bald nachher die Lichtflecken, und ſo fängt es an Einzelnes gegen Einzelnes abzugrenzen und in Umriſſen zu ſehen. Gegen das Ende dieſer Periode fängt es endlich auch an die grelleren Farben zu unterſcheiden, nämlich die dem Lichte am nächſten kommen, die gelbe oder brennend gelbrothe zuerſt, dann die rothe, im Gegenſatze der dunkleren, worin es aber auch nun bald Grün und Blau herausſieht. Der Farben- und Lichtwechſel in dem Geſichtsfelde ſpannt ſeine Aufmerkſamkeit immer mehr, und da es zugleich damit die Umriſſe deutlicher unterſcheiden lernt, ſo fängt es gegen das Ende des 5ten Monats an, beſtimmte Flächen, alſo Formen zu ſehen. Noch aber ſieht es nicht das Körperliche der Geſtalten, da es noch nichts von Nähe und Ferne weiß *). — Vielleicht iſt die Mutterbruſt die erſte unbeſtimmte Fläche, das Menſchenauge aber die erſte Form, welche das Kind ſieht, und das Menſchenangeſicht die erſte Geſtalt.

Von der eigentlichen Thätigkeit des Gehörſinnes entdeckt man wohl in der zweiten Lebenswoche einige Spur, als wahres Aufmerken in dem Hinſehen, wenn der Lautreiz zugleich das Gehör aufregt. Dieſe Aſſociation

*) Man wird zu einer Vergleichung der Geſichtswelt, wie ſie dem Kinde entſteht, mit der Schöpfungsgeſchichte, wie ſie in den 6 Tagen erfolgt iſt — es ward Licht, es ſchied ſich der obere und untere Kreis, es ſtellten ſich die Formen und Farben in den Gewächſen dar, es erſcheinen die verſchiednen Lichter, es bewegen ſich die Vögel in der Luft, die Welt ſteht geſtaltet da — faſt unwillkürlich geführt.

zwiſchen Sehen und Hören, die, ſo wichtig ſie iſt, doch noch zu wenig beachtet worden, erwächſt nun mit jedem Momente zu einer lebhafteren Seelenthätigkeit. Sie erweckt jenen höheren Grad der Aufmerkſamkeit, den man gemeiniglich unter Achtſamkeit verſteht, worin nämlich Hinſehen und Hinhören ſich wechſelsweiſe verſtärken. Erſteres wird alsdann zum wahren Anſchauen, und mit der Zeit zum Betrachten, das letztere giebt alsdann das Horchen; und in dieſem regen Achten liegt der Keim vom Gehorchen ſowohl, als von der eigentlichen Achtung, denn es iſt immer die freie Hinwendung gegen andre Weſen mit einem Fügen nach ihnen, und einem gewiſſen Grade von Selbſtvergeſſen, der künftigen Selbſtverläugnung.

Von jetzt an müſſen ſich alſo auch erſt eigentlich Geſichts- und Gehörvorſtellungen, jede als eigene bleibende Vorſtellungen in der Seele niederlegen. Die erſte Aufmerkſamkeit für das Ohr wird zuerſt durch das Auge, außer bei Blindgebornen, und die ſchärfere für das Auge durch das Ohr aufgeregt, und in der hin und her wirkenden Erregung dieſer beiden Sinne erſchließt ſich der innere Sinn für alle Organe. So werden wir darauf hingeführt, daß es im gewöhnlichen Zuſtande das Licht iſt, das den Keim des ganzen Erkenntnißvermögens hervorlockt.

Im Anfange iſt das Hören nur ein dunkles Auffaſſen des Schallreizes durch das Ohr. Allmählig unterſcheidet es, auf ähnliche Art wie das Sehen, den ſtärkeren und ſchwächeren Laut, und endlich die Töne, doch vielleicht im gewöhnlichen Falle dieſe etwas ſpäter als das Auge die Farben. Gegen das Ende dieſer Periode ſcheint die Aufmerkſamkeit zwiſchen dieſen beiden Sinnen beinahe das Gleichgewicht zu halten; doch iſt das Gehör noch am meiſten im gereizten Zuſtande. Aber in ihnen beiden wird die Kraft eher frei als in den andern Sinnen. Der Geſchmackſinn fängt ſich mittlerweile auch an

aus seinem gebundenen Zustande zu entwickeln. Aber es läßt sich schwerlich etwas mehr daran erkennen, als ein Gereiztwerden von angenehmen und widrigen Reizen. Bei dem Geruchsinne tritt die Reizung der starken Gerüche noch später ein, und zu allerletzt unter allen Sinnenwahrnehmungen die Unterscheidung der Wohlgerüche und das freie Weilen dabei. Der Tastsinn bleibt immer noch der Sitz ungesonderter Eindrücke. Da das Kind mittlerweile die Versuche wiederholt, mit den Händen hierhin und dorthin zu reichen, wo seine Augen hinsehen, so fängt es endlich an, den gesehenen Gegenstand zu betasten.

Gegen die 3te Woche hin schimmert schon auf dem Angesichte des Kindes jene neue, holde Erscheinung hervor, welche sich gegen die 6te Woche deutlich zeigt, das Lächeln; gegen die 10te Woche ist es als derselbe Ausdruck wie bei dem Erwachsenen völlig entschieden.

Wochenkinder verziehen zwar öfters, vornehmlich im Schlafe, die Gesichtsmuskeln wie zum Lachen, aber dieses ist nichts weniger als ein Lächeln; man hat vielmehr Grund, alsdann Krämpfe in seinem Unterleibe zu vermuthen. Indessen wäre es doch möglich, daß, wenn diese Miene die Folge von dem Nachlassen solcher Krämpfe wäre, sich eine Association damit entspänne, die mit einer plötzlichen Aufregung behaglicher Empfindungen dieselben krampfhaften Bewegungen verbindet, welche bei dem Lachen sich besonders einfinden, und durch den Zwerchmuskel die Brusthöhle und Kehle erschüttern.

Das eigentliche Lächeln ist dagegen ein Ausdruck des Frohseyns, und die erste bemerkbare Erscheinung der Liebe. Mit der Gesichtsmiene verbindet sich daher auch ein ganz eigener Glanz der Augen und eine Achtsamkeit des Blickes, etwas Himmlisches, denn wie will man es anders bezeichnen? Der Blick des Kindes ist alsdann auf eines

Menſchen Angeſicht gerichtet, und wird von dem Gleichartigen dazu erregt; wenigſtens ſcheint im Anfange das Lächeln nicht anders vorzukommen. Es iſt das Erſte der Freundlichkeit. So wie nun die Aufmerkſamkeit nichts anders iſt, als die geiſtige Freithätigkeit in Beziehung auf den äußeren Reiz, eben ſo iſt die Freundlichkeit das Höchſte des Geiſtes, die Liebe, in Beziehung auf den Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Eins entwickelt ſich aus dem andern, wenn weder die Erregung von außen, noch der himmliſche Keim in dem Kinde fehlt.

Darwin erklärt das Lächeln auf folgende Art: Der Schließmuſkel des Mundes wird durch das anhaltende Saugen müde und ſchlaff; dadurch kommen die gegenwirkenden Geſichtsmuſkeln in die ſanfte Bewegung, die man bei dem Lächeln und der Freude bemerkt; und weil nun das Kind nach der Befriedigung ſeines Magens froh wird, ſo bildet ſich die Aſſociation, daß jedesmal jene Geſichtsmiene bei der ſanften Freude durchs ganze Leben hindurch erſcheint. Allein ſo müßte es ja auch bei dem Thiere vorkommen. Nein, zum eigentlichen Lächeln iſt noch etwas ganz anderes erforderlich; denn erſtens kommen jene Züge, wie ſchon geſagt, mehr im Schlafe vor; zweitens ſieht man ſie ſelten nach dem Saugen in den erſten Monaten, vielmehr ergießen ſich alsdann nicht ſelten Thränen in die Augen, welches doch kein Charakter des Lächelns iſt; drittens fehlt der freundliche Ausdruck in den Augen als die Hauptſache ganz dabei. Die von Darwin beſchriebene Geſichtsmiene iſt alſo, wenn wir auch noch das Menſchliche darin, das er unbemerkt gelaſſen hat, zuſetzen wollen, vielmehr die der heiteren Ruhe.

Der Gegenſatz des Lächelns iſt die ruhige, unbedeutende Miene. Das Weinen kommt viel ſpäter zum Vorſcheine, und iſt im natürlichen Zuſtande ſo ſelten, daß manche Kinder vielleicht gar nicht während dieſer Periode weinen. Der berühmte Italieniſche Dichter Taſſo ſoll

leuchtet ſchon in den erſten Lebensſtunden hervor. Wer an der höheren Natur des Menſchen zweifelt, oder wer ſich des Engels im Menſchen erfreuen will, der ſchaue dem neugebornen Kinde in die Augen. Mit jedem Tage entfaltet ſich die Seele darin mehr, bald iſt die Aufmerkſamkeit des Kindes in dem Sehen unverkennbar, und ſchon am Ende dieſer Woche bemerkt man nicht ſelten ein freies Hinſehen. In dem erſten Sehen geht der Keim der Vernunft, des Verſtandes wie des Willens am deutlichſten hervor; und wäre darin nicht das Freithätige der Aufmerkſamkeit zu finden, ſo wüßten wir nicht, wo und wann ſonſt. Von dieſer erſten Aſſociation mit der innerſten Thätigkeit rührt es wohl her, daß die Blicke eines Menſchen das Bedeutungsvolleſte in ſeiner Phyſiognomie ſind.

Jetzt ſieht aber das Kind noch blos in den Glanz des Lichts, gleichſam wie in ein Lichtmeer, ohne Unterſcheidung der Umriſſe und des Grades. Doch könnte es vielleicht ſchon jetzt zur Unterſcheidung des letzteren kommen, wenn man etwa ſähe, daß ſeine Blicke vom Helleren zum minder Hellen zurückgingen. Dieſes muß freilich ſchon im erſten Sehen einigermaßen anfangen, denn würde die Sehkraft nur immer zum mehr Hellen hingezogen, ſo folgte ſie paſſiv der Reizung; und in dem ſtärkeren Lichtreize müßte immer der vorhergehende Eindruck des ſchwächeren erlöſchen. Kurz, dann wäre die Kraft in einem hingegebenen Hinfließen begriffen, ohne Feſthalten und inneres Verarbeiten, und es käme keine Anſchauung zu Stande. Da indeſſen die Sehkraft jetzt noch in ihrem Beginnen iſt, ſo iſt ſie nur mehr dem Reize hingegeben als ſelbſtthätig, d. h. ſie iſt noch in ihrem gereizten Zuſtande, hinſichtlich des Lichtgrades; denn um Formen zu unterſcheiden, dazu muß ſie noch viel mehr frei werden, zur ſelbſtthätigeren Aufmerkſamkeit.

Neben dem Geſichtsſinne entwickelt ſich der Taſtſinn, aber nur bei den Blindgebornen mit einer größe-

riode geschieht. Oft scheint auch ein gewisser Ernst durch das Spiel des Lallens hindurch, welches einen nicht minder schönen Anblick gewährt.

Ein lächelndes und lallendes Kind ist eine himmlische Erscheinung. Hierzu kommt noch ein eigener Ausdruck des liebevollen Sehnens, in der ganzen Haltung des Kindes. Es strebt nämlich mit dem ganzen Oberleibe, am meisten mit dem Gesichte, so daß die Mundregion vordringt, nach dem Angesichte hin, in welches es mit Liebe schaut. Anfänglich ein freundlicher Blick, dann Lächeln, ruhiges Lallen, nun noch holderes Lächeln, endlich eifriges Vorstrecken der Arme und Hinstreben mit dem ganzen Körper, als wollte die Seele hervordringen, — dieses ist die lebendigste Aeußerung der Liebe, wie sie nur in der ersten Kindheit erscheinen kann.

Zeichen.

Die schon in der ersten Woche anfangenden Zeichen werden jetzt bestimmter und deutlicher, besonders die in dem Sehen; z. B. ob die Augen starr stehen oder unstät herumrollen, ob die Blicke matt sind, oder ob die entgegengesetzten guten Zeichen eintreten, und in welchem Grade.

Allerdings ist es schon gut, wenn das Kind gern nach dem Lichte sieht; ein Kind des Lichtes wenigstens so weit.

In der Lebhaftigkeit der Augen und in der Festigkeit des übrigens beweglichen Blickes tritt nunmehr die Aufmerksamkeit deutlich hervor, und darin liegt der Verstand schon sichtbar am Tage, wie er nachmals aus der denkenden Stirne und dem richtigen Urtheile hervorleuchtet. Geist im Auge zeigt überhaupt Geist an.

Je regsamer und schärfer das Kind Formen unterscheidet, desto gewandtere und schärfere Urtheilskraft scheint sich anzukündigen; zunächst muß wohl die Einbildungs-

Empfindung einen Gegenſatz, und zieht die im Sehen nach außen dringende Kraft wieder in das Kind ſelbſt zurück. Geſicht und Gehör führen zwar beide nach außen und in die Ferne, allein das Hören bildet doch mehr in dem Inneren, und hält jenem Streben in die Ferne durch die innere Geſtaltung der Gehöreindrücke ein Gegengewicht. Vielleicht macht dieſes innere Feſthalten vermittelſt des Gehörſinnes die Aufmerkſamkeit, und folglich auch das Hinſehen erſt vollkommen. Doch iſt in dieſen beiden Sinnen mehr Tendenz nach außen, in den noch ungeſonderten übrigen dagegen nach innen, bis der Geruchſinn ebenfalls wieder etwas mehr nach außen führt. In dem Taſtſinne liegt nämlich offenbar die Tendenz, die Eindrücke nach innen verfließen zu laſſen, weßhalb er auch nun nichts weiter ausſcheidet. Auf ähnliche Art verliert ſich in dem Geſchmackſinne die Kraft in den Eindruck. Darum nennen wir dieſe beiden letzten die niederſten; denn das Geiſtige geht nicht nur darin bis zur Bewußtloſigkeit über, ſondern auch das Thieriſche bis zur Empfindungsloſigkeit, ſo daß das ganze Innere gleichſam darin verſchwimmt. In jenen beiden oberſten, den erſten in der Entwickelung, vielleicht eben darum den erſten, formt und bildet die Kraft immerfort, und hat ſie einmal nun zu den unterſcheidenden bildenden Sinnen gemacht; der Geiſt gewinnt ſich ſelbſt darin. So wie die Empfindungskraft ihre andern Organe entwickelt, wird ſie ſchwächer und findet ihre Grenzen. Geſicht und Gehör bleiben immer ihre ſtärkſten, volleſten Tendenzen. In den außerordentlichen Fällen, wo die andern Sinne das Uebergewicht haben, findet ja auch das gemeine Urtheil einen thieriſchen Menſchen.

Da in dem Blindgebornen die Kraft nicht durch das Sehen vorweggenommen wird, ſo entwickelt ſie ſich ſtärker und bildender, als bei den Sehenden, in dem Getaſte. Denn daß gutſehende Perſonen ſich ein ſolches unterſcheidendes Taſten durch Uebung erwerben könnten,

ſteht zu bezweifeln, da es bei jenen gewiß etwas ganz eigenes iſt. Iſt etwa umgekehrt bei ſcharffühlenden Perſonen eine natürliche Schwäche des Geſichts vorhanden?

An Taubſtummen will Eſchke den Taſtſinn ſchärfer bemerkt haben, welches mit unſerer Anſicht zuſammenſtimmt. Sie werden von den Tönen, die ſie nicht hören, gerührt, indem ſie dieſe deſto ſtärker fühlen. Indeſſen bemerken doch auch guthörende Perſonen an ſich, daß gewiſſe Töne auch außer dem Ohre auf den ganzen Körper wirken. Ob die Taubſtummen nicht etwa mehr Schärfe der Augen haben? Ueberhaupt ſollte man über das Verhältniß der Sinnenſtärke, abgeſehen von der Uebung derſelben, noch ſorgfältige Beobachtungen anſtellen. Eine vollkommene Menſchenkraft wird freilich in allen Sinnorganen ihre Schärfe zeigen, jedoch immer im Sehen und Hören die meiſte, im Taſten und Schmecken die mindeſte: allein da das Vollkommenſte nirgends exiſtirt, ſo iſt anzunehmen, daß entweder an den oberen Sinnen oder an den unteren die vollkommenſte Schärfe fehle. Und wäre dieſe Schärfe auch in allen äußeren Sinnen vorzüglich, wie es etwa bei ſogenannten wilden Nationen der Fall iſt, worüber man indeſſen noch nicht genugſam gründliche Beobachtungen hat, ſo würde wohl an der inneren Kraft des Geiſtes der Mangel ſeyn.

Giebt es jetzt ſchon Zeichen von dem Inneren?

Das Geiſtige des Kindes erſcheint jetzt freilich noch ſehr unbeſtimmt, und die körperliche Geſundheit iſt das Meiſte, was man aus ſeinen Aeußerungen erkennen kann, wenn nämlich alle natürlichen Verrichtungen in ihrer Ordnung ſind, und das Kind gedeihet. Doch iſt auch ſchon einiges über ſeine Geiſteskraft aus leiſen Spuren wenigſtens zu vermuthen.

Vor allen Dingen beobachte man ſeine Augen, denn nirgends iſt die Seele ſo ſichtbar. Es iſt etwas ſchon in den erſten Blicken des Kindes, das ſich aber nicht be-

in seiner ganzen Kindheit nicht geweint haben. Gewiß muß es immer eine merkwürdige Veranlassung seyn, welche dem Kinde die erste Schmerzensthräne auspreßt; es beginnt damit bei ihm eine trübe Epoche.

Die erste Stimmäußerung war ein Schrei, womit sich das Kind dem starkeindringenden Reize widersetzte. Jetzt wird sie ein mehrfaches Schreien, so wie der Reiz mehrfach wurde, wie wir oben bemerkten. Aber sie scheidet sich auch in mehrere Laute. Und weil das Kind diese in seine Gewalt bekommt, so wird auch darin seine Kraft frei, und fängt damit an zu spielen, welches gemeiniglich gegen die 6te oder 8te Woche zuerst bemerkt wird. Nichts anders als ein solches Spiel mit der Stimme ohne jene innere Anstrengung des gereizten Zustandes ist das Lallen *); der Ausdruck eines ganz freien Zustandes von Behaglichkeit. Gewöhnlich lallt das Kind, wenn es ganz ruhig und munter auf dem Rücken daliegt. Es ist in dieser Aeußerung gewissermaßen noch freithätiger, wie in dem Umschauen und Aufmerken. Es scheint nicht früher zu kommen, als bis das Kind durch freies Aufhorchen schon mehrere Gehörvorstellungen gewonnen hat. Daß es der gemeinsame Keim des Sprechens und Singens sey, ist klar.

Allmählig wird diese liebliche Stimmäußerung häufiger und mannigfaltiger, indem sie sowohl in der Langsamkeit und Geschwindigkeit, als der Höhe- und Tiefe des Tons wechselt. Nun verbindet es sich auch gern mit dem Lächeln, und giebt alsdann den vollkommensten Ausdruck der Freundlichkeit und Fröhlichkeit in diesem Alter. Erreicht die letztere ihren höchsten Grad, so wird es Ausdruck der Freude, der sich als Lachen hören läßt; welches aber nicht leicht vor dem Ende dieser Pe-

---

*) Bei den Römern lallare, s. Gesch. d. Erz. S. 458.

riode geſchieht. Oft ſcheint auch ein gewiſſer Ernſt durch das Spiel des Lallens hindurch, welches einen nicht minder ſchönen Anblick gewährt.

Ein lächelndes und lallendes Kind iſt eine himmliſche Erſcheinung. Hierzu kommt noch ein eigener Ausdruck des liebevollen Sehnens, in der ganzen Haltung des Kindes. Es ſtrebt nämlich mit dem ganzen Oberleibe, am meiſten mit dem Geſichte, ſo daß die Mundregion vordringt, nach dem Angeſichte hin, in welches es mit Liebe ſchaut. Anfänglich ein freundlicher Blick, dann Lächeln, ruhiges Lallen, nun noch holderes Lächeln, endlich eifriges Vorſtrecken der Arme und Hinſtreben mit dem ganzen Körper, als wollte die Seele hervordringen, — dieſes iſt die lebendigſte Aeußerung der Liebe, wie ſie nur in der erſten Kindheit erſcheinen kann.

Zeichen.

Die ſchon in der erſten Woche anfangenden Zeichen werden jetzt beſtimmter und deutlicher, beſonders die in dem Sehen; z B. ob die Augen ſtarr ſtehen oder unſtät herumrollen, ob die Blicke matt ſind, oder ob die entgegengeſetzten guten Zeichen eintreten, und in welchem Grade.

Allerdings iſt es ſchon gut, wenn das Kind gern nach dem Lichte ſieht; ein Kind des Lichtes wenigſtens ſo weit.

In der Lebhaftigkeit der Augen und in der Feſtigkeit des übrigens beweglichen Blickes tritt nunmehr die Aufmerkſamkeit deutlich hervor, und darin liegt der Verſtand ſchon ſichtbar am Tage, wie er nachmals aus der denkenden Stirne und dem richtigen Urtheile hervorleuchtet. Geiſt im Auge zeigt überhaupt Geiſt an.

Je regſamer und ſchärfer das Kind Formen unterſcheidet, deſto gewandtere und ſchärfere Urtheilskraft ſcheint ſich anzukündigen; zunächſt muß wohl die Einbildungs-

kraft und das Gedächtniß dadurch gewinnen. Sollte nicht ein vorzüglich reger Farbensinn auf ein Malertalent hindeuten?

Wollte der Gehörsinn während dieser Periode nicht kommen, so wäre freilich Taubheit zu besorgen *), das geringste Aufmerken bei dem Lautreize hebt aber schon diese Besorgniß. Bleibt dieses Aufmerken schwach, so zeigt sich vor jetzt noch nicht viel Denkkraft; diese könnte sich indessen langsamer, und darum wohl gar günstiger entwickeln.

Entschieden zeigt sich aber jetzt schon die Vernunft in der Beweglichkeit, zugleich aber damit verbundene Stetigkeit, überhaupt in der Lebhaftigkeit des Aufhorchens, besonders wenn das mit jeder Woche zunimmt.

Geht die Aufmerksamkeit von dem Sehen zum Hören, und von dem Hören zum Sehen leicht über, in jedem frei und stark, so liegt die vollständige gute Anlage der Denkkraft am Tage. Man sieht darin schon jetzt den gutlernenden Knaben und das achtsame Mädchen. Am glücklichsten ist dieses Zeichen, wenn sich damit die Aeußerungen der Liebe des Kindes gegen die Menschen verbinden; man erkennet darin schon jetzt den folgsamen Sohn und die zärtlich aufmerkende Tochter.

Leise Erregbarkeit in den Sinnen, so auch im lebhaften Gereiztwerden von Kälte, Nässe, Kitzel, verräth eine innere leise Erregbarkeit der Kraft; solche Regsamkeit in allen Sinnen kündigt eine volle, allseitige Kraft an, insbesondere wenn sie auch Festigkeit zeigt, welche sie hauptsächlich dort in dem Fühlen, z. B. durch Aushalten beim Waschen ohne Ungeberdigkeit, zeigen kann.

Doch bleibt es immer zu wünschen, daß im Ge-

*) Die neuesten Beobachtungen über die Taubstummen zeigen, daß manche Kinder darum stumm geblieben, weil man bei Bemerkung ihrer Taubheit nicht auf andere Erweckung ihres Sprachorgans gedacht.

sicht- und Gehörsinne die Thätigkeit hervorstrebend sey, denn in den andern sind die Eindrücke ohnehin stark; und wäre in diesen mehr Thätigkeit, so zeigte das offenbar einen Hang zum thierischen Genusse an. Vielleicht verkündiget eine vorzügliche Regsamkeit des Tastsinnes, wenn nämlich das Kind alles in seinen Händen bei der Betrachtung herumgehen läßt, mehr diejenige Richtung der Geisteskraft, welche zu den gemeinen Lebensbeschäftigungen, zu der Achtsamkeit auf das Materielle gehört. Umgekehrt, wenn das Betrachten mehr in den Augen bleibt, als die Hände zugreifen wollen, möchte ich auf eine besondere Anlage zu Beschäftigungen mit dem Geistigen schließen.

Lebendigkeit und Behendigkeit in den Bewegungen beweiset, daß das Kind ein lebhaftes Naturell habe. Man kann schon jetzt die künftige Stärke oder Gewandtheit dabei ahnden.

Erfolgen diese Bewegungen gern auf Sinnenreize, so ist ein lebhafter Geist da, wobei sich auch in dem Grade der Schnelligkeit der Grad der Erregbarkeit, in der Stärke die Heftigkeit der Natur darlegt. Ob sie leicht vorübergehend oder mehr anhaltend sind, zeigt sich ebenfalls, und darin einige Hindeutungen auf die künftige Unstetigkeit oder Festigkeit des Charakters. Das günstige Zeichen ist also: schnelles Erregtwerden, Beweglichkeit, Stärke und Anhalten, zusammen vereinigt.

Wenn die Erregung mehr von den oberen Sinnen geschieht, so ist das Willensvermögen mehr im Dienste der Denkkraft; bei stärkerer Erregung von den unteren, mehr zu niederen Begierden geneigt. Das Beste ist aber leise Erregbarkeit der Bewegungskraft von den oberen Sinnen sowohl, als von den unteren. Das Kind mag immer mit Heftigkeit nach der Brust verlangen, wenn es nur auch beim Sehen und Hören sich lebhaft nach dem Gegenstande hinwendet; denn alsdann ist eine volle Kraft in ihm.

läßt, welcher die reinste physiognomische Beurtheilung des neuen Menschen begründet. Wer sich der Erziehung widmet, sollte daher Wochenkinder studiren. Da erzeugen sich ihm vielleicht prophetische Blicke.

---

b) Die ersten fünf Monate.

Das Chaos scheidet und formt sich.

Die körperliche Zunahme gelangt bis gegen 13—15 Pfund im Gewichte, und bis gegen 2—2½ Par. Fuß in der Länge. Würde das Kind so fortwachsen, so müßte es in dem 2ten Jahre schon über das Gewicht, und in dem 3ten über die Länge des Erwachsenen hinauskommen. So erwächst das Säugethier, und so gäbe es keine Jugend, zum Einsammeln unendlich vieler Eindrücke, überhaupt keine Entwickelung der Menschenkraft. Das immer langsamer werdende, wenn auch nicht gleichförmig abnehmende, Fortwachsen gehört zur Entwickelung des Geistes.

Die Knochen und Muskeln werden fester; die eiförmige Oeffnung zwischen jenen Herzhöhlen verwächst während dieser Periode gewöhnlich ganz; die Brustdrüse wächst neben der erweiterten Lunge, und die Leber neben den erweiterten Verdauungswerkzeugen nicht mehr verhältnißmäßig fort; die Blutgefäße führen etwas mehr Blut nach dem rechten Arme, und auch der rechte Lungenflügel fängt gewöhnlich an, sich etwas zu vergrößern; mit den Nerven wird das Gehirn wirksamer, und entfaltet aus seinem weicheren Zustande mehrere seiner Organe. — Das Zahnen fängt bei vielen jetzt an.

Das Kind bekommt mehr und mehr Lust an Bewegungen, so daß es zu Ende dieser Periode gelernt hat, nicht nur die Arme mannigfaltig zu bewegen, sondern auch

die Füße streckt und beugt, als wollte es gern stehen, den Kopf festhält, und vielleicht im Stande ist, sammt diesem auch den Oberleib aufrecht zu halten. Es gewinnt so ziemlich freien Gebrauch der Hände, versucht die unteren Gliedmaßen, und bemüht sich zu sitzen.

Auch bekommt es mehr und mehr Lust an der Sinnenthätigkeit. Der Gesichtssinn gelangt vom Auffassen des Lichtglanzes bis zum Unterscheiden der Farben und Umrisse, und wird also frei. Dabei entwickelt sich das Gehör mit andern Seelenthätigkeiten, insbesondere mit der Aufmerksamkeit, bis zum Anfange der Sprache.

Das Sehen zeigt von der zweiten Woche an mitunter deutlich etwas von Aufmerksamkeit, in der folgenden noch deutlicher, und mit der fünften Woche ist gemeiniglich das freie Hinsehen auf Lichtpuncte oder vielmehr Lichtkreise entschieden *). Das Kind bekommt dabei seine Augen immer mehr in seine Gewalt, und wendet sie frei von einem hellen Puncte auf den andern. Immer weniger erscheint es abhängig von dem Lichtreize, und immer selbstthätiger verhält es sich bei den verschiedenen Graden der Helligkeit. Diese beginnt es nun allmählig zu unterscheiden, eben darum, weil es den Eindruck freier festhält. Vermuthlich erweitert sich auch sogleich im Anfange sein Gesichtsfeld allmählig, so daß es statt der ersten kleinen nun schon größere Lichtkreise sieht. Darin

*) „Desmonceaux, lettres sur la vue des enfans naissans (1775) behauptet nach seiner Erfahrung, daß einige Kinder mit Einem Monate, andere mit 5, mit 6 Wochen oder darüber die Gegenstände sähen, und ich habe ebenfalls die Zeit sehr verschieden gefunden, in der Kinder nach glänzenden und leuchtenden Gegenständen zu sehen anfangen. Unglaublich aber scheint es, was er von ein Paar, angeblich viel zu spät gebornen, Kindern erzählt, welche gleich nach der Geburt das Licht mit ihrem Auge begierig aufgesucht haben.“ Rudolphi, Physiol. Dis fand Verf. dieses fast immer; und wegen des Sehens der Kinder im ersten oder zweiten Monate möchte er nur fragen, was es heißen solle? denn Lichtpuncte oder Lichtkreise sehen heißt noch nicht Gestalten sehen ꝛc.

unterſcheidet es denn nun weiter die helleren und ſchwächeren Puncte; auch achtet es auf die Bewegung von jenen, weil der bewegte Punct mehrfach reizt, an verſchiedenen Stellen des Sehehäutchens. Es verfolgt das bewegte Licht mit den Augen, doch aber auch hierin freithätig, und zu dem ſchwächeren Lichtreize zurückkehrend. Hierdurch gelangt es dazu, vorerſt die mehreren Puncte in dem Geſichtsfelde gegen einander zu fixiren, und bald nachher die Lichtflecken, und ſo fängt es an Einzelnes gegen Einzelnes abzugrenzen und in Umriſſen zu ſehen. Gegen das Ende dieſer Periode fängt es endlich auch an die grelleren Farben zu unterſcheiden, nämlich die dem Lichte am nächſten kommen, die gelbe oder brennend gelbrothe zuerſt, dann die rothe, im Gegenſatze der dunkleren, worin es aber auch nun bald Grün und Blau herausſieht. Der Farben- und Lichtwechſel in dem Geſichtsfelde ſpannt ſeine Aufmerkſamkeit immer mehr, und da es zugleich damit die Umriſſe deutlicher unterſcheiden lernt, ſo fängt es gegen das Ende des 5ten Monats an, beſtimmte Flächen, alſo Formen zu ſehen. Noch aber ſieht es nicht das Körperliche der Geſtalten, da es noch nichts von Nähe und Ferne weiß *). — Vielleicht iſt die Mutterbruſt die erſte unbeſtimmte Fläche, das Menſchenauge aber die erſte Form, welche das Kind ſieht, und das Menſchenangeſicht die erſte Geſtalt.

Von der eigentlichen Thätigkeit des Gehörſinnes entdeckt man wohl in der zweiten Lebenswoche einige Spur, als wahres Aufmerken in dem Hinſehen, wenn der Lautreiz zugleich das Gehör aufregt. Dieſe Aſſociation

*) Man wird zu einer Vergleichung der Geſichtswelt, wie ſie dem Kinde entſteht, mit der Schöpfungsgeſchichte, wie ſie in den 6 Tagen erfolgt iſt — es ward Licht, es ſchied ſich der obere und untere Kreis, es ſtellten ſich die Formen und Farben in den Gewächſen dar, es erſcheinen die verſchiednen Lichter, es bewegen ſich die Vögel in der Luft, die Welt ſteht geſtaltet da — faſt unwillkürlich geführt.

zwiſchen Sehen und Hören, die, ſo wichtig ſie iſt, doch noch zu wenig beachtet worden, erwächſt nun mit jedem Momente zu einer lebhafteren Seelenthätigkeit. Sie erweckt jenen höheren Grad der Aufmerkſamkeit, den man gemeiniglich unter Achtſamkeit verſteht, worin nämlich Hinſehen und Hinhören ſich wechſelsweiſe verſtärken. Erſteres wird alsdann zum wahren Anſchauen, und mit der Zeit zum Betrachten, das letztere giebt alsdann das Horchen; und in dieſem regen Achten liegt der Keim vom Gehorchen ſowohl, als von der eigentlichen Achtung, denn es iſt immer die freie Hinwendung gegen andre Weſen mit einem Fügen nach ihnen, und einem gewiſſen Grade von Selbſtvergeſſen, der künftigen Selbſtverläugnung.

Von jetzt an müſſen ſich alſo auch erſt eigentlich Geſichts- und Gehörvorſtellungen, jede als eigene bleibende Vorſtellungen in der Seele niederlegen. Die erſte Aufmerkſamkeit für das Ohr wird zuerſt durch das Auge, außer bei Blindgebornen, und die ſchärfere für das Auge durch das Ohr aufgeregt, und in der hin und her wirkenden Erregung dieſer beiden Sinne erſchließt ſich der innere Sinn für alle Organe. So werden wir darauf hingeführt, daß es im gewöhnlichen Zuſtande das Licht iſt, das den Keim des ganzen Erkenntnißvermögens hervorlockt.

Im Anfange iſt das Hören nur ein dunkles Auffaſſen des Schallreizes durch das Ohr. Allmählig unterſcheidet es, auf ähnliche Art wie das Sehen, den ſtärkeren und ſchwächeren Laut, und endlich die Töne, doch vielleicht im gewöhnlichen Falle dieſe etwas ſpäter als das Auge die Farben. Gegen das Ende dieſer Periode ſcheint die Aufmerkſamkeit zwiſchen dieſen beiden Sinnen beinahe das Gleichgewicht zu halten; doch iſt das Gehör noch am meiſten im gereizten Zuſtande. Aber in ihnen beiden wird die Kraft eher frei als in den andern Sinnen. Der Geſchmackſinn fängt ſich mittlerweile auch an

aus seinem gebundenen Zustande zu entwickeln. Aber es läßt sich schwerlich etwas mehr daran erkennen, als ein Gereiztwerden von angenehmen und widrigen Reizen. Bei dem Geruchsinne tritt die Reizung der starken Gerüche noch später ein, und zu allerletzt unter allen Sinnenwahrnehmungen die Unterscheidung der Wohlgerüche und das freie Weilen dabei. Der Tastsinn bleibt immer noch der Sitz ungesonderter Eindrücke. Da das Kind mittlerweile die Versuche wiederholt, mit den Händen hierhin und dorthin zu reichen, wo seine Augen hinsehen, so fängt es endlich an, den gesehenen Gegenstand zu betasten.

Gegen die 3te Woche hin schimmert schon auf dem Angesichte des Kindes jene neue, holde Erscheinung hervor, welche sich gegen die 6te Woche deutlich zeigt, das Lächeln; gegen die 10te Woche ist es als derselbe Ausdruck wie bei dem Erwachsenen völlig entschieden.

Wochenkinder verziehen zwar öfters, vornehmlich im Schlafe, die Gesichtsmuskeln wie zum Lachen, aber dieses ist nichts weniger als ein Lächeln; man hat vielmehr Grund, alsdann Krämpfe in seinem Unterleibe zu vermuthen. Indessen wäre es doch möglich, daß, wenn diese Miene die Folge von dem Nachlassen solcher Krämpfe wäre, sich eine Association damit entspänne, die mit einer plötzlichen Aufregung behaglicher Empfindungen dieselben krampfhaften Bewegungen verbindet, welche bei dem Lachen sich besonders einfinden, und durch den Zwerchmuskel die Brusthöhle und Kehle erschüttern.

Das eigentliche Lächeln ist dagegen ein Ausdruck des Frohseyns, und die erste bemerkbare Erscheinung der Liebe. Mit der Gesichtsmiene verbindet sich daher auch ein ganz eigener Glanz der Augen und eine Achtsamkeit des Blickes, etwas Himmlisches, denn wie will man es anders bezeichnen? Der Blick des Kindes ist alsdann auf eines

Menſchen Angeſicht gerichtet, und wird von dem Gleichartigen dazu erregt; wenigſtens ſcheint im Anfange das Lächeln nicht anders vorzukommen. Es iſt das Erſte der Freundlichkeit. So wie nun die Aufmerkſamkeit nichts anders iſt, als die geiſtige Freithätigkeit in Beziehung auf den äußeren Reiz, eben ſo iſt die Freundlichkeit das Höchſte des Geiſtes, die Liebe, in Beziehung auf den Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Eins entwickelt ſich aus dem andern, wenn weder die Erregung von außen, noch der himmliſche Keim in dem Kinde fehlt.

Darwin erklärt das Lächeln auf folgende Art: Der Schließmuſkel des Mundes wird durch das anhaltende Saugen müde und ſchlaff; dadurch kommen die gegenwirkenden Geſichtsmuſkeln in die ſanfte Bewegung, die man bei dem Lächeln und der Freude bemerkt; und weil nun das Kind nach der Befriedigung ſeines Magens froh wird, ſo bildet ſich die Aſſociation, daß jedesmal jene Geſichtsmiene bei der ſanften Freude durchs ganze Leben hindurch erſcheint. Allein ſo müßte es ja auch bei dem Thiere vorkommen. Nein, zum eigentlichen Lächeln iſt noch etwas ganz anderes erforderlich; denn erſtens kommen jene Züge, wie ſchon geſagt, mehr im Schlafe vor; zweitens ſieht man ſie ſelten nach dem Saugen in den erſten Monaten, vielmehr ergießen ſich alsdann nicht ſelten Thränen in die Augen, welches doch kein Charakter des Lächelns iſt; drittens fehlt der freundliche Ausdruck in den Augen als die Hauptſache ganz dabei. Die von Darwin beſchriebene Geſichtsmiene iſt alſo, wenn wir auch noch das Menſchliche darin, das er unbemerkt gelaſſen hat, zuſetzen wollen, vielmehr die der heiteren Ruhe.

Der Gegenſatz des Lächelns iſt die ruhige, unbedeutende Miene. Das Weinen kommt viel ſpäter zum Vorſcheine, und iſt im natürlichen Zuſtande ſo ſelten, daß manche Kinder vielleicht gar nicht während dieſer Periode weinen. Der berühmte Italieniſche Dichter Taſſo ſoll

in ſeiner ganzen Kindheit nicht geweint haben. Gewiß muß es immer eine merkwürdige Veranlaſſung ſeyn, welche dem Kinde die erſte Schmerzensthräne auspreßt; es beginnt damit bei ihm eine trübe Epoche.

Die erſte Stimmäußerung war ein Schrei, womit ſich das Kind dem ſtarkeindringenden Reize widerſetzte. Jetzt wird ſie ein mehrfaches Schreien, ſo wie der Reiz mehrfach wurde, wie wir oben bemerkten. Aber ſie ſcheidet ſich auch in mehrere Laute. Und weil das Kind dieſe in ſeine Gewalt bekommt, ſo wird auch darin ſeine Kraft frei, und fängt damit an zu ſpielen, welches gemeiniglich gegen die 6te oder 8te Woche zuerſt bemerkt wird. Nichts anders als ein ſolches Spiel mit der Stimme ohne jene innere Anſtrengung des gereizten Zuſtandes iſt das Lallen*); der Ausdruck eines ganz freien Zuſtandes von Behaglichkeit. Gewöhnlich lallt das Kind, wenn es ganz ruhig und munter auf dem Rücken daliegt. Es iſt in dieſer Aeußerung gewiſſermaßen noch freithätiger, wie in dem Umſchauen und Aufmerken. Es ſcheint nicht früher zu kommen, als bis das Kind durch freies Aufhorchen ſchon mehrere Gehörvorſtellungen gewonnen hat. Daß es der gemeinſame Keim des Sprechens und Singens ſey, iſt klar.

Allmählig wird dieſe liebliche Stimmäußerung häufiger und mannigfaltiger, indem ſie ſowohl in der Langſamkeit und Geſchwindigkeit, als der Höhe- und Tiefe des Tons wechſelt. Nun verbindet es ſich auch gern mit dem Lächeln, und giebt alsdann den vollkommenſten Ausdruck der Freundlichkeit und Fröhlichkeit in dieſem Alter. Erreicht die letztere ihren höchſten Grad, ſo wird es Ausdruck der Freude, der ſich als Lachen hören läßt; welches aber nicht leicht vor dem Ende dieſer Pe-

---

*) Bei den Römern lallare, ſ. Geſch. d. Erz. S. 458.

riode geschieht. Oft scheint auch ein gewisser Ernst durch das Spiel des Lallens hindurch, welches einen nicht minder schönen Anblick gewährt.

Ein lächelndes und lallendes Kind ist eine himmlische Erscheinung. Hierzu kommt noch ein eigener Ausdruck des liebevollen Sehnens, in der ganzen Haltung des Kindes. Es strebt nämlich mit dem ganzen Oberleibe, am meisten mit dem Gesichte, so daß die Mundregion vordringt, nach dem Angesichte hin, in welches es mit Liebe schaut. Anfänglich ein freundlicher Blick, dann Lächeln, ruhiges Lallen, nun noch holderes Lächeln, endlich eifriges Vorstrecken der Arme und Hinstreben mit dem ganzen Körper, als wollte die Seele hervordringen, — dieses ist die lebendigste Aeußerung der Liebe, wie sie nur in der ersten Kindheit erscheinen kann.

Zeichen.

Die schon in der ersten Woche anfangenden Zeichen werden jetzt bestimmter und deutlicher, besonders die in dem Sehen; z B. ob die Augen starr stehen oder unstät herumrollen, ob die Blicke matt sind, oder ob die entgegengesetzten guten Zeichen eintreten, und in welchem Grade.

Allerdings ist es schon gut, wenn das Kind gern nach dem Lichte sieht; ein Kind des Lichtes wenigstens so weit.

In der Lebhaftigkeit der Augen und in der Festigkeit des übrigens beweglichen Blickes tritt nunmehr die Aufmerksamkeit deutlich hervor, und darin liegt der Verstand schon sichtbar am Tage, wie er nachmals aus der denkenden Stirne und dem richtigen Urtheile hervorleuchtet. Geist im Auge zeigt überhaupt Geist an.

Je regsamer und schärfer das Kind Formen unterscheidet, desto gewandtere und schärfere Urtheilskraft scheint sich anzukündigen; zunächst muß wohl die Einbildungs-

kraft und das Gedächtniß dadurch gewinnen. Sollte nicht ein vorzüglich reger Farbensinn auf ein Malertalent hindeuten?

Wollte der Gehörsinn während dieser Periode nicht kommen, so wäre freilich Taubheit zu besorgen *), das geringste Aufmerken bei dem Lautreize hebt aber schon diese Besorgniß. Bleibt dieses Aufmerken schwach, so zeigt sich vor jetzt noch nicht viel Denkkraft; diese könnte sich indessen langsamer, und darum wohl gar günstiger entwickeln.

Entschieden zeigt sich aber jetzt schon die Vernunft in der Beweglichkeit, zugleich aber damit verbundene Stetigkeit, überhaupt in der Lebhaftigkeit des Aufhorchens, besonders wenn das mit jeder Woche zunimmt.

Geht die Aufmerksamkeit von dem Sehen zum Hören, und von dem Hören zum Sehen leicht über, in jedem frei und stark, so liegt die vollständige gute Anlage der Denkkraft am Tage. Man sieht darin schon jetzt den gutlernenden Knaben und das achtsame Mädchen. Am glücklichsten ist dieses Zeichen, wenn sich damit die Aeußerungen der Liebe des Kindes gegen die Menschen verbinden; man erkennet darin schon jetzt den folgsamen Sohn und die zärtlich aufmerkende Tochter.

Leise Erregbarkeit in den Sinnen, so auch im lebhaften Gereiztwerden von Kälte, Nässe, Kitzel, verräth eine innere leise Erregbarkeit der Kraft; solche Regsamkeit in allen Sinnen kündigt eine volle, allseitige Kraft an, insbesondere wenn sie auch Festigkeit zeigt, welche sie hauptsächlich dort in dem Fühlen, z. B. durch Aushalten beim Waschen ohne Ungeberdigkeit, zeigen kann.

Doch bleibt es immer zu wünschen, daß im Ge-

*) Die neuesten Beobachtungen über die Taubstummen zeigen, daß manche Kinder darum stumm geblieben, weil man bei Bemerkung ihrer Taubheit nicht auf andere Erweckung ihres Sprachorgans gedacht.

sicht- und Gehörsinne die Thätigkeit hervorstrebend sey, denn in den andern sind die Eindrücke ohnehin stark; und wäre in diesen mehr Thätigkeit, so zeigte das offenbar einen Hang zum thierischen Genusse an. Vielleicht verkündiget eine vorzügliche Regsamkeit des Tastsinnes, wenn nämlich das Kind alles in seinen Händen bei der Betrachtung herumgehen läßt, mehr diejenige Richtung der Geisteskraft, welche zu den gemeinen Lebensbeschäftigungen, zu der Achtsamkeit auf das Materielle gehört. Umgekehrt, wenn das Betrachten mehr in den Augen bleibt, als die Hände zugreifen wollen, möchte ich auf eine besondere Anlage zu Beschäftigungen mit dem Geistigen schließen.

Lebendigkeit und Behendigkeit in den Bewegungen beweiset, daß das Kind ein lebhaftes Naturell habe. Man kann schon jetzt die künftige Stärke oder Gewandtheit dabei ahnden.

Erfolgen diese Bewegungen gern auf Sinnenreize, so ist ein lebhafter Geist da, wobei sich auch in dem Grade der Schnelligkeit der Grad der Erregbarkeit, in der Stärke die Heftigkeit der Natur darlegt. Ob sie leicht vorübergehend oder mehr anhaltend sind, zeigt sich ebenfalls, und darin einige Hindeutungen auf die künftige Unstetigkeit oder Festigkeit des Charakters. Das günstige Zeichen ist also: schnelles Erregtwerden, Beweglichkeit, Stärke und Anhalten, zusammen vereinigt.

Wenn die Erregung mehr von den oberen Sinnen geschieht, so ist das Willensvermögen mehr im Dienste der Denkkraft; bei stärkerer Erregung von den unteren, mehr zu niederen Begierden geneigt. Das Beste ist aber leise Erregbarkeit der Bewegungskraft von den oberen Sinnen sowohl, als von den unteren. Das Kind mag immer mit Heftigkeit nach der Brust verlangen, wenn es nur auch beim Sehen und Hören sich lebhaft nach dem Gegenstande hinwendet; denn alsdann ist eine volle Kraft in ihm.

Unruhige Beweglichkeit verräth Hang zur Zerstreutheit, besonders wenn sie mit unstetem Sehen verbunden ist; vielleicht geht daraus ein tactloses, unsicheres, unruhiges Thun und Treiben hervor. Dagegen deutet eine ruhige aber feste Bewegung nach vorhergehendem ernsten Aufmerken auf feste Wirksamkeit, auf Bestimmtheit und Richtigkeit, und auf Ernst in dem Geschäfte.

Da jetzt auch die Gesichtsmuskeln bemerkbarer bewegt werden, und ganz besonders um den Mund her, so läßt sich erkennen, ob sich die Begehrungskraft mehr dahin wendet, wie etwa das Thier durch das vorgestreckte Maul schon in der Grundbildung seinen Haupttrieb zum Fressen verräth, oder ob sie sich mehr gleichförmig vertheilt. Ist nämlich der Mund sehr geschäftig, wobei sich auch wohl Zufluß des Speichels zeigt, (der Mund wässert), so ist die Begehrlichkeit dieses niederen Sinnes stark; bewirken aber die Sinneneindrücke mehr Bewegung nach oben, so scheint das Begehren edler werden zu wollen; zeigt sich die Bewegung meist im Angesichte, so ist vielleicht ein stärkeres Empfinden darin, dagegen eine Totalergreifung mit der ganzen Kraft, wenn sie zugleich den ganzen Leib, insbesondere die Gliedmaßen, in Thätigkeit setzt; mit Schreien oder Sprachlauten verbunden, läßt sie eine vollständige Willensstärke, und mehr oder weniger Heftigkeit vermuthen. Eine vorzüglich edle Energie scheint sich anzukündigen, wenn sich in allem Bewegen das Haupt kräftig zu erheben strebt.

Ein treffliches Zeichen ist, wenn das Kind auch mitten im besten Saugen auf den Zuruf merkt, sich schnell umwendet, heiter dahin sieht, auch wohl lächelt, und dann gleichsam scherzend wieder die Brust erfaßt. Hier zeigt sich offenbar eine freie, freundliche Seele, die von keinem Genusse bestrickt wird. Man glaubt den frohen Muth dieses Menschen durchs ganze Leben hindurch schon zu sehen, als könnte man ihm weissagen, er werde nie sich selbst verlieren, und nie ganz unglücklich seyn.

Wenige Veränderlichkeit der Gesichtsmienen außer bei physischem Bedürfnisse, könnte Mangel des Gefühls anzeigen: umgekehrt mehr Veränderung derselben mehr Gefühlvermögen. Die Stimmung zur mürrischen Miene verräth verdrießliches, ärgerliches Wesen, die Stimmung zur weinerlichen Empfindlichkeit und Trübsinn. Das Weinen selbst ist ein Zeichen eines gegenwärtigen Schmerzes. Ein Kind, das sehr wenig oder gar nicht weint, giebt entweder Indolenz oder Tiefe des Gefühls oder Stärke der Kraft zu erkennen, je nachdem die übrigen Gesichtszüge sich verhalten.

Ist das Lächeln die herrschende Gesichtsmiene, so hat es eine freundliche Seele, unter Umständen mit einem leichten Sinne; besonders wenn es dabei viel und laut lacht. Herrschende Heiterkeit auf dem Gesichte offenbart Frohsinn für das ganze Leben, besonders wenn Helligkeit des Blickes dabei ist; starker Ausdruck in den Mienen mit Ruhe und Ernst, aber zur Freundlichkeit sich hinneigend, ein gefühlvolles Herz; ein tiefer Blick dabei sollte doch wohl auf Tiefe des Gefühls deuten. Ueberhaupt giebt das Auge bei den Gesichtsmienen den Zusammenhang der Gefühle mit der Denkkraft, das Geistige in denselben, zu erkennen. Auch giebt die Beschaffenheit der Augen dabei Winke, ob die Phantasie dabei ruhig oder lebhaft wirke. Denn man bemerkt leicht, ob die Mienen mehr von innen, durch die Phantasie oder Erinnerung, oder mehr von unmittelbarem äußerem Eindruck erregt werden. Auch kommt es darauf an, ob sie mehr durch die unteren Sinne, oder durch die oberen entstehen; in ersterem Falle ist jetzt schon ein Hang zum niederen Genusse, in letzterem zum höheren angezeigt.

Leichter Uebergang von einer Miene zur andern zeigt ein bewegliches, bestimmbares Gemüth an, das jedem Eindrucke offen steht; Unstetigkeit der Aufmerksamkeit dabei verräth wahren Leichtsinn. Festes Beharren der Mienen ist mit festem Sinne verbunden, wobei Leidenschaften zu

besorgen sind, wenn in jenem Falle, zugleich bei den Zeichen tiefer Gefühle, sich eher Affecte entwickeln; dort deutet es wohl auf einen festen Charakter, hier auf eine aufgeweckte Gemüthsart.

Lebhafte Bewegungen der Muskeln und Gliedmaßen bei den Mienen geben ein lebhaftes Naturell zu erkennen; die Geberde des Sehnens bei einem liebevollen Blicke scheint ein Zeichen einer innigen Natur zu seyn.

Wird ein Hinstreben, um die Gliedmaßen zu gebrauchen, sympathetisch erregt, so daß sich das Kind auf Zuwinken stärker anstrengt, so erscheint darin schon der Muth.

Die verschiedene Stimmäußerung beobachte man zu diesen angegebenen Zeichen; vieles wird sich dadurch entscheiden. Lallt z. B. das Kind gern bei seiner heiteren Miene, so ist man von seiner Freundlichkeit noch mehr versichert; überhaupt ein Spiel der Stimme bei den Gesichtsmienen scheint ein ziemlich sicheres Vorzeichen von Mittheilsamkeit und Geselligkeit zu seyn, und ist der freundliche Blick zugleich herrschend, von Wohlwollen, Redseligkeit, u. dgl. Wenig Stimmäußerung bei starkem Gesichtsausdrucke kündigt ein in der Tiefe arbeitendes Gemüth an, es sey nun, daß es Stärke des Gefühls oder der Thätigkeit in sich erzeuge. Widriges Schreien ist immer ein ungünstiges Zeichen. Wie die Stimmäußerung das lebhafte Naturell, Frohsinn u. s. w. anzeige, ist an sich klar.

Die günstigsten Erscheinungen sind wohl: Ernstes Hinsehen oder Hinhören, bald darauf Anlächeln des Gegenstandes, hierauf allgemein verbreitete Heiterkeit, dann die Bewegungen des Sehnens mit ihrem Stimmausdrucke, oder in ruhigerm Zustande Lallen; dabei ein tiefer und heller Blick; selten Ausdruck des Schmerzes, am seltensten Weinen, aber in allem leise Erregbarkeit, und so,

daß die Sinnenwahrnehmungen des Geſichts und Gehörs in einen lieblichen Geſichtseindruck, der etwas Himmliſches durchſchimmern läßt, gleichſam verfließen.

Wendet ſich dieſes Kind mit ſeinen holden Aeußerungen am liebſten gegen ſeine Menſchen, und wird es leicht ſympathetiſch erregt, ſo iſt ein liebevolles Gemüth in ihm. Und wenn ſich dabei überhaupt Geiſtesanlagen entdecken, ſo entwickelt ſich hier eine harmoniſche und ſanfte Natur.

Wenn das Geiſtige ſo hervordringt, daß die körperliche Fülle dagegen ſchwindet, ſo giebt das dem Kinde ein höheres Anſehen; es iſt als wolle die Himmelsblüthe jetzt ſchon die irdiſche Hülle durchbrechen. Ich möchte dieſes den Verklärungsblick des Kindes nennen. Er ſpricht, indem er freilich nicht leicht ein langes Erdenleben verkündigt, jenes Wort lebendig aus: Solcher iſt das Himmelreich!

Dagegen verſpricht ein Kind mit ausgeſtopftem, bedeutungsloſem Geſichte, wie gewöhnlich die Bauerskinder, nicht viel Geiſtiges, dieſes müßte denn etwa durch die Bildung hervorgerufen werden.

Herrlich iſt das Kind, auf deſſen Angeſichte Geſundheit blüht, wie der volle Mond, aber ſo daß das Geiſtige freundlich hindurchſtrahlt, das vollwangig, heiter, freundlich in das Leben hinausſieht.

Das Unterſcheidende der Geſchlechtsphyſiognomie iſt zwar frühzeitig in Knaben und Mädchen ſo ſtark, daß man allerdings auf einige Verſchiedenheit in der Entwickelung jetzt ſchon ſchließen muß; indeſſen hat man das noch lange nicht hinreichend beobachtet, um Regeln darauf zu gründen.

c) Von dem 6ten Monate bis zum 10ten, oder bis zu Ende des 12ten.

Die Welt tritt dem Kinde hervor.

Das Kind nimmt an Gewichte zu bis auf 20 Pf., und an Länge bis gegen 28 bis 29 Pariser Zoll. Mit den inneren Theilen geht es so fort, wie in der vorigen Periode bemerkt worden. Auch wächst das Herz nach Verhältniß weniger, und der Puls wird langsamer, so daß er gegen das Ende des ersten Lebensjahres gewöhnlich etwa 120 mal in einer Minute gezählt wird, aber etwas geschwinder bei äußerer Wärme, wie auch des Abends. Die Knochen werden fester.

Die Gliedmaßen bekommt es mehr und mehr in seine Gewalt, und da es freier darin wird, so drückt sich auch der menschliche Trieb mehr darin aus. Es bewegt sie mannigfaltiger, kräftiger und geschickter, hält den Hals und Oberleib allmählig gerade, sehnt sich nach der aufrechten Haltung, und sympathetisch dazu durch den Anblick der Menschen angeregt, da zugleich die Muskeln stärker geworden sind, versucht es sich, und lernt sitzen. Bald genügt es ihm nicht mehr, dabei lange ruhig zu bleiben; es will von der Stelle, arbeitet sich mit den Armen auf dem Boden vorwärts, und kriecht eine Zeit lang, dann hebt es sich mit dem Leibe nach, hilft mit den nicht mehr ganz ungeübten Füßen, und so kommt es zum Rutschen. Auch hiermit begnügt es sich nicht. Die Kraft in seinen Füßen täglich mehr erfahrend, versucht es, wozu die Tendenz der Menschenkraft hintreibt, auf den Beinen zu stehen, anfänglich angelehnt, mit den Armen sich anhaltend, bald aber frei. Die Lust, welche es vorher daran hatte, wenn man es so hielt und führte, und wobei es lernte, von oben herab die Gliedmaßen zu regieren, diente ihm zugleich dazu, sich eifriger hierin zu versuchen. Gelingt es ihm einmal zu stehen, so ist ihm auch das nicht genug, und es kann

nicht lange in Einem verweilen, auch iſt es noch zu viel gewohnt, ſeine Kraft meiſtens in den Armen zu äußern, dabei ſind die Fußſohlen noch zu ſehr einwärts gebogen, und die ganzen unteren Gliedmaßen können ſich noch nicht völlig ſtrecken; es ſucht alſo von der Stelle zu kommen. Anfangs fällt es dabei meiſt vorwärts, und rutſcht dann weiter. Allein da der Fall nicht hart und abſchreckend iſt, ſo verſucht es öfters, wieder aufzuſtehen, bis ihm auch das gelingt. Weil aber die Arme immer noch ſtärker vorwärts wollen, ſo kann es kaum einen Augenblick frei ſtehen, der Oberleib ſtrebt vor, die Füße folgen nach, aber ohne noch ganz geſtreckt zu ſeyn und eigentlich aufzutreten, es meint zu fallen, die Arme wollen das Gleichgewicht halten, und ſo ſchwebt, ſchwankt, zappelt das Kind von der Stelle fort, bis es von einem Gegenſtande aufgehalten wird oder wieder niederfällt. So iſt das erſte Laufen. Die Verſuche ſind ſchwer und mißlich, darum kommt es immer wieder an das Rutſchen: allein ſie werden muntrer wiederholt, da es ſeiner Kraft immer mehr inne wird, und ſich, wie geſagt, durch den Anblick, auch durch den Zuruf der Menſchen umher aufgemuntert ſieht. Da indeſſen ſeine Kraft durch die mannigfaltige Entwickelung überhaupt an Feſthalten und Anſichhalten gewinnt, ſo kommt das Kind nun auch dahin, ſich auf ſeinen Beinen zu halten, und länger und ſichrer zu laufen; dieſes geſchieht bei vielen noch vor dem Ende des erſten Lebensjahrs, bei ſehr vielen aber ſpäter. Allein das freie, feſte Stehen und das ruhige Gehen iſt eine ſpätere Geſchicklichkeit, als das Laufen.

Wir ſehen aus dieſer Entwickelungsgeſchichte, warum Kinder in einſamer Wildniß zwar nur auf Vieren, aber beſchwerlich genug laufen lernen; denn der Nachahmungstrieb, als die durch äußere Bemerkung angeregte Tendenz der Kraft, überhaupt die durch Menſchen erweckte Humanität, muß hauptſächlich dazu wirken, daß das Kind den Sinn und Muth bekommt, ſich, wozu ſein

Körperbau eingerichtet ist, auf Zweien aufrecht zu halten und zu bewegen.

Da die Arme freier werden, so können sich die Hände und Finger auch mehr versuchen. Das Kind greift daher nach allem, dessen es habhaft werden kann, betastet und hält es, bildet sich in seinen Fingern einige Geschicklichkeit dazu, und fängt nun an mit den Sachen zu spielen. Das freiere Herumschauen und Herumrutschen befördert diese Uebung.

Die Stärke und Beweglichkeit, welche die Kaumuskeln gewinnen, reizen das Kind den Mund mehr zu gebrauchen, und alles in den Mund zu bringen. Das Einschießen der Zähne vermehrt diesen Reiz; denn diese fangen oft schon gegen das Ende des 6ten Monats an auszubrechen, wenigstens gegen das Ende der Periode des Säugens, weßhalb man überhaupt diejenigen, welche wechseln, Milchzähne nennt. Es geht damit auf folgende Art zu. In dem Embryo fand sich während des 3ten Monats eine dicke gefäßreiche Gallerte, von einer gefäßreichen Haut umgeben, in den Zahnfächern, welche allmählig verknorpelte, so daß man einige Monate nachher die Anfänge der Kronen als dünne hohle Scheibchen, und bei den Backenzähnen als eckige Stückchen, mit jener Haut überzogen, jedoch von ihr abgesondert, und an dem Boden der Zahnfächer befestigt, entdeckte. In dem neugebornen Kinde nun ist jene Haut dicker, und zwischen ihr und der Gallerte befindet sich ein schleimiges Wesen; auch kann man in dieser letzteren nunmehr die Knochentheilchen unterscheiden. Das Zahnfleisch ist darüber hingewachsen und bedeckt alle Zahnfächer. Nun vergrößern sich jene Knochenanfänge und schmelzen oben zusammen; unten aber legen sich die Wurzeln an als dünne biegsame Röhrchen. So wie sich diese verlängern, treiben sie die Zähne herauf, während dem das Zahnfleisch allmählig aufgesaugt wird, welches den bekannten unangenehmen Zahnreiz dem Kinde macht. Da nun der

Kiefer zugleich wächst, so werden die Zähne immer stärker herausgeschoben, bis endlich die Krone erscheint. Der Schmelz hat sich indessen oben am früheſten und dickſten angelegt und cryſtalliſirt. Dieſes iſt der Ausbruch der Milchzähne; keinesweges eine ſo plötzliche Veränderung in dem Kinde, als man gewöhnlich meint.

Sie brechen gewöhnlich in folgender Ordnung hervor: wenn es frühe iſt, etwa gegen das Ende des 6ten Monats das mittlere Paar der unteren Schneidezähne, zugleich oder kurz nach einander; etwa einige Wochen nachher dieſelben oberen; einige Wochen nach dieſen das äußere Paar der Schneidezähne, bald das obere, bald das untere zuerſt; gegen das Ende des 1ſten Jahres das erſte Paar Backenzähne, bald das obere zuerſt, bald das untere.

Der Sinn des Geſichts hat angefangen auf Formen zu achten, und Farben zu unterſcheiden. Die bewegten Gegenſtände reizen ihn beſonders, weil ſich der Lichtreiz ſowohl als die Formen in dem Geſichtsfelde dadurch verändern, und die Sehkraft alſo immer aufgefodert wird, aufs neue aufzufaſſen. Dieſe wird damit noch vielfältiger geübt, und ſo gelangt das Kind während dieſer Periode dahin, Gegenſtände genau zu unterſcheiden. Es unterſcheidet Figuren in Abſicht des Umriſſes, der Hellung, und der Farbe.

Da es nun auch die verſchiedenen Grade der Hellung in einer und derſelben Figur bemerkt, ſo wird es auf die Unterſcheidung von Licht und Schatten geführt, und ſo wie nachmals der Gefühlſinn hinzutritt, auf das Sehen der körperlichen Geſtalten. Hierzu kann es wohl bis zu Ende dieſer Periode kommen.

So wie das Kind Formen auffaßt, drücken ſich auch Bilder in ſeine Seele. Sieht es dieſelbe Form wieder, ſo entſteht dieſes Bild um ſo leichter, da es

von innen schon gleichsam gerade zu dieser Form gestimmt ist, und eine Fertigkeit mitbringt, sie aufzufassen; und so giebt es eine Art von Vorbildungsvermögen. Diese innere Anregung vermehrt den Reiz an dem Gegenstande, das Auge weilt länger dabei, und das Kind sieht ihn lebhafter und deutlicher. Auch regt sich der mit dem vorigen Sehen dieses Gegenstandes verbundene Zustand im Inneren auf. Das alles giebt dem Kinde eine eigene, neue Empfindung, die mit einer ehemaligen verflossen und überhaupt voller ist. Und dieses ist der erste Zustand des Wiedererkennens. So hat also das Gedächtniß begonnen, und sich bis zu Ende dieser Periode als Sachgedächtniß, eigentlicher Gesichtsgedächtniß, entschieden.

Der Gegenstand prägt sich mit jedem Erkennen tiefer ein, und in dem Organ, d. i. in der dem Sehen zugehörigen Region des Gehirns, prägt sich die ihm entsprechende Formung schärfer aus. Die eigene Empfindung dabei associirt sich immer fester mit dem Wiedersehen, es legen sich neue Associationen an, und der Gegenstand regt bei jedesmaligem Sehen eine ganze Seele voll dunkler Vorstellungen auf. Auch hierzu gewinnt das Organ an Fertigkeit und an Verbindung mit den andern Thätigkeiten in seinen andern Regionen. Durch das Wiedererkennen des gesehenen Gegenstandes entspinnt sich demnach ein lebhaftes Hin- und Herweben der Hirnkraft in dem wechselseitigen Erregen seiner einzelnen Theile. Ja, die bildende Seelenkraft, welche auch hierdurch freier wird, treibt nunmehr von innen nach dem gesehenen Gegenstande vorbildend hin, und ist ebenso im Stande, die Formung und Fertigkeit, welche das Organ durch jenen Eindruck erhalten hat, sich selbst zu reproduciren. Dadurch nun wird zugleich jene associirte Thätigkeit des äußeren Organs erregt, und so muß auch ein gewisser Reiz bis auf die Retina (das Sehehäutchen) hin entstehen, welcher dem ähnlich ist, den der Gegenstand

machte, ein ſchwaches Nachbild von dem äußeren Gegenſtande ſelbſt. Das Kind ſieht ihn alſo von innen, freilich noch in einer nur dunkeln Vorſtellung. — Hieraus iſt begreiflich, wie es während dieſer Periode Bekanntes mit ſeinen Augen ſuchen, wie es ſich Vorſtellungen davon im Inneren, Phantaſiebilder, machen, und wie es bei geſchloſſenen äußeren Sinnen, d. i. im Schlafe, wenn etwa einmal das Gehirn innerlich etwas ſtärker erregt wird, beſtimmt träumen muß. Da ſich zugleich Bewegungen der Glieder und andre Veränderungen mit jenem wiederholten Sehen aſſociirt haben, ſo regen ſich dieſe, bei ſtärkerer Wirkſamkeit der Phantaſie, mit auf, es ſey nun im Traume oder im wachenden Zuſtande des Wiedererkennens.

Aus allem dieſem iſt klar, wie die Phantaſie als die bildende Kraft des Geiſtes nun ihr wirkſames Spiel treibt, das ſie im gewöhnlichen Falle hauptſächlich der Sehkraft verdankt. Das Kind wird in dieſem Spiele zugleich freier, denn es ſucht mit innerer Anregung den Gegenſtand auf, ſein Sehen wird immer mehr wahres Anſchauen.

So wie nun die Kraft mehr in dieſem Sinnorgane frei wird, ſo beſchäftiget ſie ſich ſtärker in dem Gehörſinne. Während das Kind mit dem Sehen der Formen fertig wird, fängt es an Laute (Schälle) zu unterſcheiden. Die Aufmerkſamkeit wendet ſich indeſſen im gewöhnlichen Zuſtande nicht ſtärker auf das Hören, als auf das Sehen, weil dieſes dem Kinde zur angenehmen Gewohnheit geworden iſt. Auch dürfen wir nicht aus der Acht laſſen, daß die Kraft in der Entwickelung ihrer einzelnen Richtungen etwas Bleibendes gewinnt, wodurch ſie ſich im Ganzen bildet. So wird eine Sinnenthätigkeit nach der andern, und dadurch vollkommnere Geiſtesthätigkeit gewonnen. Auf ähnliche Art, wie die Geſichtsvorſtellungen, prägen ſich nun auch all-

mählig Gehörvorstellungen ein, welche die Phantasie zur freien Reproduction, Verbindung und Bildung erregen.

Weil das Kind jetzt seine Hände freier gebraucht, so befühlt es die Sachen, und sammelt sich Eindrücke, worin sich der Tastsinn bildet. Seine Augen regen es dazu auf, um die Dinge in seine Hände zu bekommen; da es aber mehr sieht, als es betasten kann, so weilt auch seine Aufmerksamkeit zu wenig bei diesen letzteren Eindrücken. Bei Blindgebornen muß wohl eben darum der Tastsinn früher frei und schärfer werden, weil ihre Aufmerksamkeit dabei nicht gestört wird, und sie nicht von den Augen gereizt werden, blos mit den Sachen in ihren Händen zu spielen.

Der Geschmackssinn fängt nun ebenfalls an zu unterscheiden, z. B. zwischen süß und unschmackhaft, da das Kind neben der Muttermilch nun unter der Hand auch andere Kost bekommt.

Das Kind gewinnt nun auch die Sprache. Denn die dazu erforderlichen Organe werden mehr ausgebildet, und das Kind übt sie im Schreien und Lallen. So wie es nun dazu gelangte, Formen zu sehen, und nunmehr auch geformte Laute, besonders in der menschlichen Rede, zu hören; so fängt es an, diese Laute *nachzubilden*. Denn sie hören und zum Nachbilden erweckt werden, ist Eins, weil die Veränderungen in den Gehörnerven und dessen Hirntheilen dieselben Bewegungen in dem zum Sprechen gehörigen Hirntheile und Nerven erregen, wie sie in dem Sprechenden vorgehen, wozu wohl die Nähe des Stimmnerven neben dem Hörnerven beiträgt. Das Kind wird also sympathetisch zum Nachsprechen erregt. Der Nachahmungstrieb wirkt in der Entwickelung der Sprache noch auffallender als in dem Gehen, wie man deutlich bemerken kann, wenn man das Kind ansieht, das im Anhören begriffen ist, wie es dann mit festem Blicke

an dem Redenden hängt, den Mund sympathetisch mitbewegt, auch wohl selbst Laute ausstößt. Daher lernt das Kind, das einsam in der Wildniß aufwächst, noch weniger sprechen, als auf den zweien Füßen gehen.

Die geschärfte Aufmerksamkeit prägt dem Kinde die articulirten Laute schärfer ein, es versucht sich, sie wieder hervorzubringen, das gelingt ihm, es versucht sich mehr, manche dieser Laute werden ihm geläufig, und nun gebraucht es sie frei. Dabei macht es die Erfahrung, daß dadurch die Menschen umher auf es selbst und seine Bedürfnisse aufmerksam werden, wie es schon bei seinem früheren Schreien empfunden hat; und da es nun auch gewahr wird, daß man auf sein Lallen merkt, ihm vorspricht, und sein Nachsprechen freundlich aufnimmt: so bedient es sich seiner Sprachtöne allmählig, um etwas damit auszurichten; obwohl Anfangs unabsichtlich, nach einer dunkeln Association, weil ihm noch das Bewußtseyn fehlt. So verfährt das Kind mit seinen articulirten Stimmäußerungen, welche sich sonach als bezeichnende Laute, d. h. als Worte entscheiden. Nun ist es denn zum Sprechen gekommen, gemeiniglich mit dem Ende des ersten Jahres, und das so allmählig, ungefähr wie zu den Zähnen, daß sich kein Moment als der erste angeben läßt, wo das Element der Sprache anfing. Aus dem ersten Schrei, den die Macht des äußeren Eindruckes auspreßte, entwickelte sich das willkürliche Wort.

Wir bemerken gegen das Ende dieser Periode dreierlei Stimmäußerung, nämlich: 1. jenes unwillkürliche Ausstoßen des Lautes auf geschehene Erregung, den Schrei, dessen Mehrfaches wir schon kennen gelernt haben; 2. das Spielen mit der Stimme — das Lallen, worin auch ein Mehrfaches begonnen hat, unter andern ein Anfang des Singens; 3. das willkürliche Bezeichnen des Bedürfnisses oder Aussprechen des Inneren, die eigentliche Sprache.

So spricht denn das Kind gewöhnlich zu Ende des

ersten Jahres einige Worte, welche aber noch seine ganze Welt bezeichnen. Der Aufmerksamkeit der Eltern wird es indessen nicht entgehen, wie es bei jeder besondern Bezeichnung das Wort mit einem eigenen Tone ausspricht, so daß derselbe immer das Individuelle ausdrückt, und wie es auch durch verschiedene Formung aus dem Stammworte sich mehrere Worte bildet. Es wäre interessant, die ersten, wenigen primitiven Worte eines Menschen aufzuzeichnen, und zu sehen, wie sein ganzer Sprachreichthum theils in ihm selbst aus demselben hervor, theils, von andern erlernt, von außen daran wächst. Durch solche Beobachtungen würde man mehr über die allgemeinen Sprachwurzeln entdecken. Denn daß z. B. das r überall in den Sprachen Kraft ausdrückt, muß doch seinen Grund in der Naturentwickelung des Menschen haben.

In dem ersten Wortlaute sind die Buchstaben noch ungeschieden, er kommt zwar dem a am nächsten, aber es ist doch kein reines a. Eben so die erste Formung des Lautes durch die sogenannten stummen Buchstaben, welche aber sich auch nicht sogleich rein ausscheiden. Der erste stumme ist, man weiß nicht, ob mehr b oder m oder p, bis endlich m und b sich rein sondern und nun die Sylbe ma oder am der erste bestimmte articulirte Laut des Kindes wird. Dieses muß zwar bei allen Nationen so seyn, allein da die Modificationen auch eines solchen einfachen Lautes im Aussprechen ins Unendliche gehen, so begreift sich daraus die Möglichkeit der vielerlei Sprachen bei einerlei Gang der Entwickelung. Je nachdem nämlich einem Buchstaben ein anderer gleichsam anhängt oder sich einflicht, oder je nachdem er blos aus dem Munde, oder auch aus der Nase kommt u. s. w., je nachdem werden schon die Elemente der Worte in den Kindern verschiedener Nationen verschieden, weil die Sprachorgane auch von einander immer einigermaßen abweichen. Begreiflich ist es auch, wie ein Volk durch mehrere Cultur mehrere Buchstaben bekommen kann, wie z. B. die Griechen erst

ſpäter das φ, χ, ϑ, erhielten, nachdem ſie vorher ihr π, κ, τ, oder ihr β, γ, δ, gewiß nicht ſo beſtimmt von jenen unterſchieden.

Weil nun der Natur nach dem Kinde die Mutter das erſte Weſen iſt, an welche es ſeine Aeußerung richtet, und alſo immer ein Zuruf an ſie darin liegt, ſo iſt in vielen Sprachen die Benennung der Mutter aus jenem erſten natürlichen Ausdrucke mit dem Lippenbuchſtaben m gefloſſen. Wichtiger iſt aber zu bemerken, daß mit dieſem Grundſtammworte die Sprache in einer weniger beachteten Hinſicht den Namen der Mutterſprache verdient, und daß, wenn dieſes Wort aus liebendem Herzen kam, die ganze Sprache eine geheime Weihe der Liebe und Freundlichkeit erhält.

Nicht das Spiel mit den Worten iſt die Sprache, ſondern das Hervorbringen des Inneren, die Aeußerung des Gemüthes. Dieſes iſt der erſte Keim der Wahrheit und Aufrichtigkeit, es iſt die Sittlichkeit der Sprache. Mit der Stimmäußerung verbindet ſich der Ausdruck des Inneren durch die natürlichen Geſichtsmienen und Geberden, welche ſich mit der Zeit von der Wortſprache trennen kann. Je mehr nun überhaupt Gefühl das Innere das Kindes bewegt, deſto mehr Gemüth legt ſich in ſeine Sprache. Aber auf der andern Seite iſt auch ſeine Sprache die erſte Aeußerung des Darſtellungsvermögens, und inſofern muß ſich eine beſtimmende, begrenzende, ordnende, kurz eine bildende Kraft des Geiſtes neben der Gemüthsfülle in jeder edlen Sprache darlegen.

Die Worte drücken das Bleibende aus, was zuerſt der äußere Sinn feſtgehalten hat, und dienen nun wiederum dazu, um dieſes, d. i. die Geſichtsgegenſtände, in der Einbildungskraft ſelbſt feſtzuhalten. Zwiſchen dem Gegenſtande und dem bezeichnenden Worte giebt es alſo

die innigste Association, so daß sich beide wechselseitig reproduciren; eine Unterstützung für das Sachgedächtniß. Aber auch die Gehörvorstellungen prägen sich der Seele ein, und so werden die Worte, wie jeder andere Laut, Sachen für die Einbildungskraft. Im ersteren Falle reproducirt sich hauptsächlich die Gesichtssache: im letzteren wird die Gehörvorstellung von der Aufmerksamkeit (späterhin von der Reflexion) zur Hauptsache gemacht, wodurch sich das Wortgedächtniß begründet. Beides entwickelt sich in dieser Periode. Es vereinigt und verflicht sich im natürlichen Zustande so in einander, daß die Stimme, welche der Gegenstand hören läßt, sich dem Kinde zur Bezeichnung desselben einprägt. Vornehmlich unterscheidet es jetzt die bekannte Stimme der Mutter; läßt sie sich nur von weitem hören, so sucht es schon mit seinen Augen nach ihr. Die Menschenstimme wird so das Hauptmittel zur Erregung des Aufmerkens und zum Wiederfinden der Vorstellung und das ganze Leben hindurch bleibt sie das Hauptzeichen für das Wiedererkennen. Wie viel gewinnt nun Gemüth und Sprache, wenn es eine liebende Mutterstimme mit Liebe in sich aufgenommen hat!

Gegen das Ende dieser Periode haben sich mit den Worten des Kindes bestimmte Erinnerungen gebildet und befestiget.

Man bemerkt an dem Kinde um diese Zeit Freude, nicht nur, wenn es eine liebe Stimme hört, sondern wenn es auch einen bekannten Gegenstand wiedersieht. Im ersteren Falle erklärt sich diese Freude von selbst, die letztere etwa auf folgende Art. Der angenehme erste Eindruck des gesehenen Gegenstandes wird bei dem Wiedersehen frisch aufgeregt, und da die innere fertige Thätigkeit zustimmt, so wird er noch angenehmer. Er befruchtet zugleich die Lust des befriedigten Bedürfnisses, wozu ein geheimes Sehnen trieb, und erzeugt das höhere Vergnügen freier Selbstthätigkeit. Das Wiedererscheinen des

Gegenſtandes muß dieſe Empfindung plötzlich aufregen, und ein plötzlich erregtes Frohſeyn von ſtärkerem Grade iſt es ja, was wir Freude nennen. Wir Sehendgebornen verdanken alſo unſere Stimmung zur Freude hauptſächlich dem Lichte; allein ohne einen vorzüglichen Grad innerer Thätigkeit würde ſie uns dennoch fehlen. Die Freude muß um ſo größer ſeyn, je mehr angenehme Vorſtellungen ſich mit dem bekannten Gegenſtande aſſocilrt haben, und je tiefer ſie eingedrungen ſind. Da nun das freundliche Menſchenangeſicht, insbeſondere der Mutter, dem Kinde den angenehmſten und liebevollſten Eindruck gewährt hat, durch daſſelbe auch zum erſten Lächeln aufgefodert worden, da ſich ferner damit die angenehmſten Zuſtände, beſonders die Befriedigung aller Naturbedürfniſſe, aſſociirt haben, und da endlich das Kind ſo zuerſt in einem freundlichen Geſichte ein Bild zum Wiedererkennen auffaßt: ſo muß es, wenn es dieſes, und insbeſondere das Angeſicht ſeiner Mutter, wiederfindet, in die lebhafteſte, innigſte Freude gerathen, und es muß recht darauf aus ſeyn, nach bekannten Geſichtern zu ſuchen. Man bemerkt auch wirklich an ihm nicht ſelten eine gewiſſe Unruhe, bis es mit ſeinen Augen die Mutter gefunden hat. Gegen das Ende dieſer Periode wird ihm dieſes Wiederfinden nicht mehr ſchwer. Hieraus erklärt ſich auch die Beobachtung, daß gegen den 5ten oder 6ten Monat ſich gemeiniglich die Liebe des Kindes zu ſeiner Säugerin beſtimmt zeigt.

Wie viel entbehrt alſo das Kind, wie viel jetziger und künftiger Lebensfreude, dem nicht das Menſchenangeſicht zuerſt mit dem Lichte der Liebe entgegen kam! Und was belebt früher und ſegensvoller den Keim der Liebe in ihm, als der holde Mutterblick und die liebende Mutterſtimme! Die Vereinigung von beidem in der ganzen mütterlichen Behandlung iſt, wenn irgend etwas, die ſicherſte Erweckung des Himmliſchen in dem Kinde.

So wie das Kind bei dem Anblicke des Lichts vor

Freude auffauchzt, eben so wird es im Gegentheile traurig, wenn man ihm plötzlich das Licht entzieht. Ist der Eindruck des Finstern, Schwarzen grell abstechend, so schaudert das Kind zusammen, so wie es bei einem grellen Eindrucke des Schallreizes erschrickt. Schauder und Schrecken sind das ganze Leben hindurch mit Vorstellungen des Finsteren verbunden; bei stärkerer Wirksamkeit der Phantasie entwickelt sich in der Folge aus jenen Empfindungen die Furcht. Daß das Kind vor schwarz gekleideten Personen, wenn es nicht etwa daran gewöhnt war, zurückfährt und vielleicht in Angstgeschrei ausbricht, und daß ihm bei ernsthaften Gesichtern, oder bei einer ungewohnten Menschenmenge, oder bei lautem Aufschreien etwas Aehnliches begegnet, wird man während dieser Periode nicht selten bemerken.

Aber den schrecklichsten Eindruck auf das Kind macht ein böses Gesicht. Man denkt wohl nicht daran, was dann in dem armen unschuldigen Geschöpfe vorgeht, aber man wird es leicht begreifen. Es will doch freundliche, liebe Menschen sehen, und ist, so Gott will, daran gewöhnt, es ist dazu gestimmt, es sieht zutraulich hin, schon zog sich seine Miene zur Freundlichkeit, und — siehe da, es kommt ihm ein finsteres Gesicht entgegen, welches schreckliche Zurückstoßen! Sein ganzes Wesen wird erschüttert, es wird widernatürlich in seiner Empfindung unterbrochen, es kann sich selbst nicht finden, es weiß nicht, wohin es sich wenden soll, kommt außer sich, schreit jämmerlich, und man versuche nun, was man will, man wird es sobald nicht wieder zur Ruhe bringen. Man stelle sich etwa die Empfindung einer Tochter vor, die in der Unschuld und Freude ihres Herzens einen zärtlich geliebten Vater mit einem sorgfältig gearbeiteten Geschenke überraschen will, und — nun von ihm mit finsteren Blicken empfangen, und schnöde und bitter zurückgewiesen wird; man stelle sich alle Qualen der verschmähten Liebe, des verhöhnten Zutrauens vor — worin

ſind ſie denn von jenen Empfindungen des Kindes verſchieden? „In dem Grade.“ Wohl, das Kind ſchärft ſich dieſe Pein noch durch keine Reflexion, aber die Verwundung der zarten Seele iſt tief, und heilt vielleicht nie. Schon das blos finſtre Geſicht wirkt ſo ſchrecklich auf das Kind, noch einen ſchrecklicheren Eindruck muß das erzürnte zurücklaſſen. Wäre es ſo unglücklich, viele ſolche um ſich zu ſehen, ſo müßte ſich bald die Idee von Teufeln in ihm entwickeln, und es würde die Menſchen ſo anſehen. Schon ſtark gezeichnete Geſichter machen gemeiniglich einen tiefen Eindruck auf Kinder, und hierauf gründet ſich die Bemerkung, daß Kinder gute Phyſiognomiſten ſeyen. Sähe es auch nur ſelten einen Menſchen mit einem böſen Geſichte, ſo würde es ſich vor ihm fürchten, als wenn ihm unendliches Wehe daraus hervorkäme, es würde ſich wegwenden, und ſchreien, und arbeiten, um dem Scheuſale zu entfliehen.

So iſt es augenſcheinlich, wie bei einem ſolchen widrigen Eindrucke der erſte Keim von Haß in dem Kinde entſtehen muß, wenn nicht ſein Herz von einer unendlichen Quell der Liebe erfüllt ſeyn ſollte. Auch iſt klar, daß hauptſächlich durch den Anblick des unfreundlichen Geſichts die Affecte der unangenehmen Art bewirkt werden, und die bösartigſten Leidenſchaften ihre Wurzeln ſchlagen, und alſo in dieſer Periode ihren Urſprung haben.

Sollte das Kind lachen können, ſo mußte es auch der Züge der Traurigkeit fähig werden; ſollte es ſich der Freundlichkeit erfreuen, ſo konnte es auch nicht gegen die Wunden, welche die finſteren Blicke in das Herz ſchneiden, geſichert ſeyn; ſollte es zu einem frohen Leben geſtimmt werden können, ſo konnte ihm der Lebensquell auch früh getrübt werden; ſollten es Menſchen zur Liebe erwecken, ſo mußte es auch zum Haſſe zu verſuchen ſeyn. Wo die Erſcheinungen des frohen Gemüthes vorkommen, da werden auch bei veränderten Umſtänden die trübſeligen

nicht fehlen; nur daß das eine Gemüth mehr zu diesem, das andere mehr zu jenem sich hinneigt.

Die Sinnorgane haben vielfache Wirksamkeit gewonnen, die Einbildungskraft ist darin sehr thätig geworden, und hat sich zugleich als Erinnerungs- und Gedächtnißkraft entwickelt, welche nicht nur die Gesichts- und Gehörvorstellungen reproducirt, sondern jetzt auch Vorstellungen des Geschmack- und des Tastsinnes, wie man sieht, wenn das Kind bei dem Anblicke der Speisen und bei dem Schmerze Anderer theilnehmende Gesichtsmienen zeigt, kurz, die Verstandeskraft ist zu einer bemerkbaren Stärke hervorgetreten. Dabei haben sich auch mehrere Gefühle ausgeschieden, und nun erscheint auch etwas von der Willenskraft.

Denkt man sich, wie alle diese Entwickelungen zusammengreifen, die Bewegung der Gliedmaßen, die Muskelstärke, der dem ruhigeren Tacte sich annähernde Lauf des Blutes, die damit übereinstimmenden Verrichtungen aller inneren Theile, die stärkere Thätigkeit der Sinnenwerkzeuge, der Nerven und des Gehirns, und dieses alles als die Entwickelung Einer und derselben Kraft: so läßt sich auch einsehen, wie diese Kraft nunmehr freier werden, und sich bis zur Stufe des Bewußtseyns erheben müsse.

Mit der ersten Freithätigkeit des aufmerksamen Kindes dämmerte auch das Gefühl dieser Thätigkeit hervor, und daß es ihrer nun inne geworden ist, beweiset sein Spielen mit Sprachlauten und Sachen, auch mit Gesichtsvorstellungen, weil es sich darin dieser Thätigkeit freut. Von Tage zu Tage muß sich nun dieses Gefühl mehr von dem des bloßen Sinneneindrucks scheiden, denn dieser geht vorüber, kommt wieder und verändert sich; jenes Gefühl aber der Freithätigkeit ist jedesmal immer wieder dasselbe. Noch entschiedener wird es in der freieren Thätigkeit der Einbildungskraft empfunden, und so wie das Kind einen Gegenstand wiedererkennt, findet es

auch darin ſich ſelbſt wieder gerade ſo thätig. Und nachdem es einmal die äußeren Gegenſtände durch Zeichen feſthält, wird ihm ſein Inneres noch ſchärfer geſondert.

Zugleich wird das Kind Meiſter über viele Bewegungen; und von dieſer Seite wird ihm das Gefühl ſeiner Freithätigkeit beträchtlich verſtärkt. Es kann ſeine Blicke hinbewegen, um damit zu ſehen und zu ſuchen, was und wo es nur will; es kann ſein Haupt herumwenden, um zu hören; es kann nach etwas reichen, es ergreifen, betaſten; es kann ſchlagen, ſtoßen, kauen, beißen, den Kopf ſchütteln, nicken, ſich ſträuben; es kann den ganzen Leib vielfältig und ſich ganz von der Stelle bewegen; endlich kann es ſtehen, ſich feſt und frei umſchauen, und vernehmen, was von allen Seiten herkommt. So wird das Kind auf vielfache Art ſeine Wirkſamkeit und darin immer noch mehr ſeine Freithätigkeit gewahr. Das Gefühl dieſer letzteren erregt nun wieder die erſtere. Ein ſolches Selbſterregen mit ſolchem Gefühle iſt es aber, was wir Willkür nennen. Mit dem Ende dieſer Periode iſt alſo die Menſchenkraft zur Stufe der Willkür entwickelt.

Hiermit verbindet ſich der Anfang von demjenigen Gemüthszuſtande, welchen wir Muth nennen; ein frohes Gefühl der hinreichenden Wirkſamkeit bei dem Selbſterregen derſelben. Er iſt an dem Kinde ſichtbar, wenn es ſich durch Zuſprechen und aufmunternde Geſichtsmienen zu einer ſtärkeren Anſtrengung erwecken läßt. Ich bemerkte ihn ſo einmal ſchon bei einem Kinde von kaum 3 Monaten. Dieſes beſtrebte ſich mit bewundernswürdiger Kraft, um ſich ſelbſt an den dargereichten Händen zum Sitzen zu erheben, dabei ſah es ſcharf ſeinem Vater ins Geſicht, und ſeine Anſtrengung wuchs, ſo wie es ſah und hörte, daß man ſich darüber verwunderte. Ehrtrieb konnte das nicht ſeyn, denn dieſer beruht auf Vergleichung mit andern Menſchen, und kommt folglich nicht

vor dem Selbſtbewußtſeyn. Es war alſo nichts anders als ſympathetiſche Erregung zum Selbſtgefühle, des Muthes Anfang. Das Kind wurde auch wirklich ein Knabe von ruhigem Unternehmungsgeiſte, d. i. von wahrem Muthe.

Was vorher dunkel gefühlte, inſtinctartige Freithätigkeit war, iſt alſo nunmehr Willkür geworden; wozu die höhere Natur das Kind blindlings getrieben hatte, fängt es nun an ſelbſt zu thun und zu unternehmen, und zu freier Willensbeſtimmung zu machen. So iſt ſein Wille ganz daſſelbe, was vorher als freier Naturerguß erſchien, jetzt nur zum Gefühle der Freithätigkeit entwickelt. In dem Willen eine neue Kraft anzunehmen, welche ſich dem Geiſte, man weiß nicht wie, zugeſellt hätte, wäre doch nichts anders als die Annahme eines Wunders, und zwar eines ſehr ungöttlichen, und ſie könnte unmöglich ſo verbreitet ſeyn, als ſie es wirklich iſt, wenn ſie nicht mit einer Trägheit in der Nachforſchung der Menſchennatur, und zugleich mit einer ganz nichtigen Furcht vor einem unſeligen Fataliſmus zuſammenhinge.

Zum Bewußtſeyn gehört das Unterſcheiden des Vorgeſtellten von dem Vorſtellenden, d. i. des Objects und Subjects. Da nun das Kind jetzt anfängt, von den Gegenſtänden des Sehens, Hörens ꝛc. ſeine Thätigkeit zu unterſcheiden, und ſich täglich darin mehr übt, ſo erwacht in ihm mit der Willkür auch das Bewußtſeyn.

Die Entwickelung des Selbſtgefühls giebt dem Kinde eine beſtimmte Beziehung auf ſeine natürlichen Ausleerungen. Es ſcheint, daß ein Naturinſtinct es dazu leitet, ſie in die Gewalt ſeiner Willkür zu bekommen, um alle Verunreinigung von ſich zu entfernen, wovon man auch bei Thieren etwas Aehnliches bemerkt. Schon in ſeinen erſten Lebenswochen zeigt es eine Unbehaglichkeit, wenn es in derſelben liegen bleibt; und noch ehe es ein halbes Jahr alt iſt, merkt es wohl, wenn man es von ſich abhält, daß es harne, und es gewöhnt ſich bald an den

Zuruf, der es daran erinnert; ſo auch bei dem Stuhlgange, wenn es einmal laufen kann. Dieſes iſt ein inſtinctartiger Trieb zur Reinlichkeit, und in Verbindung mit dem Selbſtgefühle das Erſte der Schamhaftigkeit. Man ſieht, wie wichtig es iſt, dieſen Trieb zu pflegen; wenn das jährige Kind noch gleichgültig der Mutter Schoß verunreinigt, ſo iſt das höchſtwahrſcheinlich Verwahrloſung.

Die Kraft hat ſich alſo nunmehr in mannigfaltigen Richtungen geformt, welche in vielfacher Wechſelerregung durch einander greifen, und darum werden ihre Erſcheinungen mit jedem Tage mannigfaltiger. Immer neue Verſuche zu Bewegungen, immer mehr Achten auf neue Gegenſtände des Geſichts und Gehörs, immer mehr Zugreifen und Betaſten, immer mehr Schmecken, immer mehr Erinnerungen, mehr Spiel der Phantaſie, und nun auch der Willkür; ſo beſtimmt ſich das dunkle Sehnen des vorher weniger beſtimmten Triebes in mehrere Begierden. Denn jetzt begehrt das Kind bald etwas zu ſehen, bald mit etwas zu ſpielen, bald etwas mit dem Munde zu genießen, bald zu liegen, bald zu ſitzen, bald zu laufen, bald getragen zu werden; es verlangt nach der Mutterbruſt, es ſtreckt ſeine Arme nach einem geliebten Menſchen hin. Auf gleiche Art fühlt es ſich von manchen Dingen abgeſtoßen; ſie ſind ihm zuwider, es hat einen Widerwillen gegen ſie, wehrt ſich dagegen, oder will davor fliehen; ſo verabſcheuet es das Dunkel, das böſe Geſicht, den grellen Ton, die Arznei, die Verunreinigungen. Alſo beſtimmt ſich während der jetzigen Periode das Begehrungsvermögen in die verſchiedenen Begehrungen und Verabſcheuungen; folglich begründen ſich jetzt auch, wo es ſchlimm geht, die Leidenſchaften. Dagegen aber ſichert die ſtärkere Entwickelung der Tugendkraft in der Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit, woraus Luſt an Thätigkeit, Muth, Schamhaftigkeit, Frohſinn und Wohlwollen hervorwachſen, und in dieſem allen, der

ſonders in den beiden letzteren Tugenden, das Göttliche in dem Menſchen, die Liebe.

Mit der Geburt wurde das Kind ein eigenes freithätiges Weſen, als Menſch, auf der unterſten Stufe der Selbſtſtändigkeit. Aber nun hört es auch auf Säugling zu ſeyn, und iſt zur willkürlichen Thätigkeit in mehreren Sinnen und in ſeinen Gliedmaßen gelangt; es ſteht nun auf ſeinen Füßen und hat die Sprache gewonnen. Dieſe zweite Stufe der Selbſtſtändigkeit entſcheidet ſich mit dem hellen Puncte, wo nunmehr das Kind der Dinge umher ſich bewußt geworden. Hiermit hat es das erſte Lebensjahr zurückgelegt.

Zeichen.

Die Beſchaffenheit des Sehens, und darin der Aufmerkſamkeit, der Denkkraft, und überhaupt des Inneren entſcheidet ſich nunmehr beſtimmter, z. B. das Scharfe, das Durchdringende, das Umfaſſende in den Blicken, oder das Gegentheil; und ſo auch ob viel Feuer oder viel Sanftheit in den Augen liege, und ob ſich das Kind gern mit Sehen beſchäftige.

Jetzt kündigt ſich auch die Beſchaffenheit des Gedächtniſſes bei dem Sehen an. Erkennt das Kind das Geſehene leicht wieder, ſo beginnt ein gutes Sachgedächtniß. Nun geſchieht das entweder mehr an der Farbe, oder an der Form. Neigt es ſich mehr zu jener, ſo ſcheint ſich mehr Farbenſinn zu entwickeln; mehr Formenſinn im andern Falle. Und in dieſem letzteren kommt es darauf an, ob das Kind die freien, fließenden Formen, oder die geraden und die Verhältniſſe der Größe ſchärfer auffaßt; dort dringt mehr äſthetiſcher, hier mehr mathematiſcher Sinn hervor. Da der Lichtglanz und die

Farben einen ſtärkeren Reiz geben, als die Formen, ſo möchte ſich wohl in dem vorzüglicheren Formenſinne mehr Geiſteskraft darlegen. Auch wird man jetzt beobachten, ob das Kind erſt durch die Bewegungen des Gegenſtandes erregt wird, oder ob es denſelben in ſeiner Ruhe leicht und frei fixirt; im letzteren Falle ſcheint ebenfalls die Geiſteskraft ſtärker hervorzubringen, und das Auffaſſen der Geſtalten ſchärfer und bleibender zu ſeyn.

Wir wollen es nicht wagen, hiernach etwa ſchon künftige Talente zu weiſſagen, da die Eltern ohnehin darin gern zu voreilig etwas meinen; indeſſen liegen ſie doch ſchon in dem Kinde, und zeigen ſich folglich auch einigermaßen an. Ein Michel Angelo, ein Raphael und ein Euklides müſſen doch als Kinder anders in die Welt geſehen haben als die andern Kinder, und jeder hatte gewiß etwas ganz Eigenes; was war dieß? Hätten wir doch nur Beobachtungen von der Kindheit ſolcher Menſchen, die ſich durch Talent oder Charakter auszeichneten.

Das Kind, welches während dieſer Periode noch nicht hört, läßt Taubheit fürchten. Hört es, ſo zeigt es darin genau die Beſchaffenheit und den Grad ſeiner Aufmerkſamkeit. Denn unachtſames Hören verräth wohl in Allem Unachtſamkeit, ſo wie viel Gehörthätigkeit jetzt ſchon die Vernunft des überlegſamen Menſchen ankündigt. Auch zeigt es ſich jetzt einigermaßen in dem Kinde, ob es lieber abgeſondert den Laut als Wortzeichen, oder lieber abgeſondert die Töne auffaßt, d. h. ob ſich ein vorzügliches Wortgedächtniß oder ein Tonſinn in ihm entwikkelt. Ein Mithridates, oder ein ſprachkundiger Büttner, hatte doch wohl als jähriger Knabe ſchon viel Unterſcheidendes hierin von einem Bach oder Mozart. Oder iſt beides mehr vereinigt, und zugleich mit vorzüglicher Anlage zum Sprechen verbunden, ſo könnte ſich leiſe ein

Rednertalent ankündigen, und wenn in der Folge die Anregung der höheren Welt dabei erfolgt, ein Dichtertalent. Doch ſind ſo frühe dergleichen Vorzeichen noch nicht zu erwarten, nur wären Beobachtungen zu wünſchen, an die man freilich bei Kindern, aus welchen ein Homer, ein Pindar, ein Shakeſpear, ein Garrik, ein Cicero wurde, nicht denken konnte. Die Natur bezeichnet gewöhnlich früh das Weſen, dem ſie eine ausgezeichnete Beſtimmung gab.

Bei allem dem kommt es auf die Aeußerung der Phantaſie an.

Es giebt Kinder, welche durch einen ſtarken fortgeſetzten Schall, z. B. durch Trommeln, oder auch durch mächtige Muſik, bis zu Ohnmachten und Krämpfen angegriffen werden. Dieſes iſt ein Zeichen von ſchwachen Nerven, die beſonders durch den Schallreiz leicht überreizt werden; aber auch unter Umſtänden überhaupt von vorherrſchender leiſer Erregbarkeit und Tiefe des Gemüths, wir möchten faſt ſagen, von einem Gefühle des Unendlichen. Zu dem muſikaliſchen Talente gehört dagegen ein ruhiges, tactmäßiges Anhören eines feſteren Gemüthes mit einer Vorliebe der Phantaſie zum Tonſpiele; aber an leiſer Erregbarkeit darf es dabei nicht fehlen. Ueberhaupt muß es ſich jetzt ergeben, wie ſich Geſicht, Gehör und Sprache einzeln und in Verbindung mit einander und mit der Einbildungskraft auszeichnen, und hieraus laſſen ſich in der Folge die Talente erkennen.

Eine mehr ausſchließende Stärke des Gehörſinnes im ſcharfen Auffaſſen und Behalten der Worte als Zeichen in Beziehung auf die Gegenſtände ſcheint auf Abſtractionsſinn, welcher bei dem Gehöre ungefähr das, was bei dem Geſichte der mathematiſche Sinn iſt, und auf eine beſondere Stimmung zu Begriffen hinzudeuten. Bei allem dem müſſen freilich die Augen mit zu Rathe gezogen werden. Die Phyſiognomieen eines Newton, eines Epi-

noza, eines Leibnitz, eines Kant ꝛc. mußten ſchon in der Kindheit hervortreten.

Mit den Gehör- und Geſichtseindrücken zeigt ſich in dem einen Kinde mehr Geneigtheit, die Perſonen zu bemerken und zu behalten, als in dem andern; ſo giebt es ein vorzügliches Perſonengedächtniß, welches in Verbindung mit dem Wortgedächtniſſe vielleicht die Grundlage zum Talente des Geſchichtkundigen und in anderer Verbindung eines Dramatikers, Portraitmalers ꝛc. macht. Auch ein Thukydides, ein Tacitus, ein Hogarth, ein Iffland ꝛc. mußte als Kind ſein Eigenes haben.

Aber nun wird ſich auch zeigen, wie die Liebe in dem Gehörſinne wirkt, wodurch der Perſonenſinn beſtimmter wird. So wie nämlich die Liebe in der Aufmerkſamkeit des Sehens die Freundlichkeit hervorbrachte, ſo erzeugt ſie in der Aufmerkſamkeit des Hörens die Frömmigkeit, wenn ſie nach dem Höheren der Menſchheit hinzieht, ſo daß dem Kinde durch das, was es gehört hat, eine Ahndung der inneren Welt aufgeregt wird. Merkt das Kind leiſe und froh auf die Mutterſtimme und zwar ohne gerade das Nahrungsbedürfniß zu haben, und ſieht es ſie dann freundlich an, ſo iſt das ſchon das Element des Gehorſams. Die Aeußerungen der Liebe durch das Auge und die Mienen müſſen hinzukommen, um dieſe Keime zu erkennen. Vergißt nämlich das Kind nicht leicht die Menſchenſtimme, und horcht dabei freundlich auf, ſo iſt das Wohlwollen; ſieht es ſich in bedenklichen Fällen achtſam oder horchend nach der Mutter, oder wer ihre Stelle vertritt, um, ſo beginnt damit die Aeußerung ſeines Vertrauens; ſieht es ſie lächelnd an, wenn es an ihrer Bruſt ſog, oder ihm ſonſt wohl iſt, ſo iſt das Dankbarkeit; ſieht es überhaupt zärtlich nach den Eltern, ſchwimmt ſein Auge gefühlvoll bei ihrem Anblicke, iſt ſeine Miene ſchon bei ihrem Zurufe in froher Spannung,

hüpft das Kind wohl gar dabei auf, und geräth bei ihnen nun in volles Vergnügen, sieht es sie, hört es sie mit Innigkeit und Zärtlichkeit: so ist es jetzt schon ein frommes Kind. Das Gegentheil von diesen Zeichen ist wenigstens immer bedenklich. Das taubgeborne Kind muß freilich anders beurtheilt werden, weil seine Liebe, die eben so stark seyn mag, sich nur gerade durch den Gehörsinn nicht äußern kann. — Der fromme Sinn mußte sich physiognomisch in einem Johannes, einem Fenelon, einem Luther ꝛc schon in der Kindheit auf irgend eine Weise ankündigen. Dagegen wird sich auch der widrige Eindruck des bösen Gesichts bei manchen tiefer und bleibender einprägen, und es wird sich zeigen, ob das Kind zum Nichtvergessen der Beleidigungen, also zum Hasse geneigt wäre.

Die Blödigkeit mancher Kinder, welche jetzt auch zu erscheinen pflegt, doch öfter erst späterhin, kommt theils daher, daß sie wenig Menschen sehen, und sich nur an wenige gewöhnen, theils ist es Zeichen einer ängstlichen (schüchternen) Gemüthsart.

Eine matte, trübselige, ärgerliche Gesichtsmiene könnte Krankheit seyn, zu wünschen ist auf jeden Fall eine lebendige und heitere. Vieles Weinen, wenn nicht Ungesundheit zum Grunde liegt, scheint bald ein Zeichen von leiser Erregbarkeit, bald von festem Widerstande zu seyn; wenn das Kind leicht wieder zum Stilleseyn, wohl gar zum Lachen zu bringen ist, so möchte das wohl die Erscheinung einer weichen, dagegen Beharren dabei die Aeußerung einer mehr innigen Natur seyn.

Sehr gesunde Kinder sehen in diesem Alter, wenn ihre Wangen von Fülle strotzen, auf den ersten Anblick wohl etwas dumm aus, wenn sie es auch nicht wirklich sind. Wären sie es, so kann sich das zwar jetzt verrathen, allein doch erst durch die längere Beobachtung.

Das Reichen, Aufhüpfen, ruhige Kopfbewegen und feste Sitzen zeigt nicht nur an, daß die Muskelkraft des

Kindes ſtark iſt, ſondern auch, ob es mehr oder weniger lebhafter Natur ſey. Ein Herkules mußte ſich freilich ſchon als Säugling durch ſtarke Muſkeln auszeichnen; darum läßt ihn auch die alte Sage da ſchon Schlangen zerdrücken.

Wenn die lebhaften Bewegungen auf Sinneneindrücke, es ſey nun angenehme oder unangenehme, leicht erfolgen, ſo ſcheint das lebhafte Naturell von leiſer Erregbarkeit zum Grunde zu liegen. Läßt aber das Kind bei einer Empfindung nicht nach mit Arbeiten, bis es ſeine Abſicht erreicht hat, ſo hat es mehr feſten Widerſtand der Kraft. Sehr gerade Haltung, wohl gar Zurückwerfen des Nackens, deutet auf Eigenwillen, Hartnäckigkeit, Rechthaberei, je nachdem ſich das Kind in der Folge entwickelt. Die Kopfbewegung charakteriſirt überhaupt das Verhältniß zum Willen Anderer, daher Kopfnicken und Kopfſchütteln die bekannte natürliche Geberdenſprache iſt.

Die Nachgiebigkeit ſcheint ſich durch ein Vorwärtsneigen überall auszudrücken. Iſt das Kind bei einem aufmerkſamen Hören dazu bereitwillig, ſo verſpricht es damit ein gefälliges Kind zu werden. So wie das Gefühl des Abſcheues ſich vorerſt in einem Zurückbeugen von dem abſtoßenden Gegenſtande darlegt, ſo das Gefühl der Zuneigung durch ein Hinneigen.

Je nachdem das Kind viel ſpricht, kräht, lallt, ſingt, oder wenig ſeine Stimme gebraucht, giebt ſich eine mehr herauswirkende oder mehr in ſich gekehrte Natur zu erkennen; aber auch auf die Anlage zur Geſelligkeit möchte man, je nachdem ſich nun andere Erſcheinungen damit verbinden, daraus ſchließen.

Aufmerkſamkeit, welche ſich ſelbſt erregt, ein wißbegieriges Hinſehen, wobei ſich das Kind freut, wenn man ihm dieſes und jenes zeigt und ſagt, deutet auf Geiſtesthätigkeit; kräftige Bewegung der Gliedmaßen, ſie ſey nun mehr ruhig oder mehr lebhaft, und ein bei allenfalls langſamer Entwickelung ſicheres Laufen und Stehen, da-

bei mitten darin augenblickliches Aufmerken, bald mehr mit Ernste, bald mehr mit Munterkeit, sind Aeußerungen einer in sich festgehaltenen Geisteskraft bei mehr oder weniger Körperstärke; sympathetisches Mitgefühl, wenn die Kinder oder andere Menschen umher lauten Schmerz oder Freude äußern, bildsamer Nachahmungstrieb, und dabei die andern Zeichen des Wohlwollens, zugleich Muth, und bei den Verunreinigungen ein reges Gefühl der Schamhaftigkeit zeigt auf Vorzüge des Gemüthes. Ruhiges Sprechen, und mehr Hören als Sprechen, scheint schon jetzt dabei den Menschen von vieler Vernunft anzukündigen. Im Ganzen genommen möchte wohl Ruhe und Ernst bei den Sinneneindrücken das mehr empfängliche Naturell, ein lebendiges Mienenspiel und bewegliches Wesen das lebhafte ankündigen.

Was frühzeitiges oder langsames Zahnen, Sprechen, Laufen in Absicht des Geistes andeute, läßt sich wohl nicht an sich bestimmen, es kommt dabei auf das Uebrige an. Man mag es lieber sehen, wenn das alles eher etwas langsam, aber gut und kräftig kommt.

Wenn die Zähne ausbrechen wollen, so sind die Kinder gemeiniglich verdrießlich. Dieses ist gerade kein schlimmes Zeichen; unter Umständen beweiset es freilich viel Empfindlichkeit. Bleiben sie aber auch da munter und freundlich, so ist das ein Beweis von vorzüglicher Heiterkeit und Gesundheit.

Weint oder schreit das Kind beim Fallen, wenn es sich doch nicht verletzt hat, so ist es vielleicht zur Furcht und Aengstlichkeit geneigt, also von leiser Erregbarkeit; zu vermuthen ist, daß das schon Verwöhnung, also Unart sey, weil man es durch Schreien viel ausrichten ließ, und dann legt sich Aerger und Boshaftigkeit für die Zukunft in ihm an. Je mehr es gleichgültig oder wohlgemuthet bei dem Fallen bleibt, desto besser seine Gemüthsart.

Wahres Lächeln im Schlafe und beim Erwachen ist

das Zeichen einer freundlichen Seele; viel geſunder Schlaf verſpricht gutes, körperliches Gedeihen, munteres Aufwachen fröhliches Entfalten der Geiſteskraft.

Man ſollte auch darüber genaue Beobachtungen anſtellen, ob, wenn alles Uebrige gleich iſt, das Kind ſich lieber mit dem Vater beſchäftiget, oder lieber mit der Mutter, und ob nicht jenes mehr Hervorſtreben, dieſes mehr Sanftheit verrathe.

Was wird der Künſtler, der ein Jeſuskind als Säugling mahlt, in ihm ausdrücken? Gewiß nichts Krankhaftes, ſondern überall Fülle durchſtrahlender Kraft, aber einen gewiſſen Ernſt, eine liebevolle, zum Leiden geſtimmte Geſichtsmiene, mit holdſeligen Zügen um den Mund; ein frommes Anlehnen auf der Mutter Schooß, mit feſtem, freundlichem Hinſehen nach den Menſchen umher u. ſ. w. Aus ſeiner Kindlichkeit müßte ſchon der himmliſche Lehrer ſprechen: „Solcher iſt das Himmelreich.“

Die Vollendung der Kindheit.

Das laufende und ſprechende Kind bis zur völligen Entwickelung des Selbſtbewußtſeyns, d. h. bis gegen das Ende des dritten Jahres.

a) Körperliche Entwickelung.

Das Kind erlangt während dieſer Zeit den völligen Gebrauch ſeiner Gliedmaßen, ein Gewicht von etwa 25 — 30 Pfund, und die Länge im Durchſchnitte etwas über 2 ½ Par. Fuß, oder ungefähr die Hälfte ſeiner Größe, die es nach Vollendung des Wachsthums haben wird.

Der Knochenbau bekommt ſeine Härte, bis auf folgende Stücke: die Rippen, die Wirbel des Rückgraths, das Bruſt-, das Kreuz-, das Schwanz-, das Hüft-,

das Schlüsselbein, die Schulterblätter, in welchen die Verknöcherung am früheſten anfängt, und am ſpäteſten endigt, die Knochen der oberen und unteren Gliedmaßen; in allen dieſen hat nur erſt der harte Kern begonnen. Die Knieſcheibe bleibt noch in dieſer Periode bloßer Knorpel, ohne irgend einen Knochenpunct. Der Rückgrath iſt noch ſtark vorwärts gebogen.

Da nun alle Muſkeln ihre Beweglichkeit haben, obwohl ſie noch weich ſind, ſo folgt, daß das Kind zu allen Bewegungen zwar gelangt, aber nicht im Stande iſt, viel Stärke anzuwenden, oder lange auszuhalten, ſondern in denſelben abwechſeln muß, und daß man ihm keine anhaltende Beugung oder Streckung der Gliedmaßen, daß man ihm alſo nur wenig ruhiges Sitzen, am allerwenigſten aber feſtes oder langes Stehen zumuthen darf, denn es fehlt ihm hauptſächlich die Stärke des Rückgraths und die Kniekraft.

Die Bruſthöhle iſt nach Verhältniß weiter bei dem Kinde als bei dem Erwachſenen, eben ſo auch die Bauchhöhle, folglich hat ihm die Natur noch nicht die ſchlanke Geſtalt des Erwachſenen, und die Fähigkeit zu deren Wendungen gegeben.

Die Eingeweide wachſen täglich mehr zu der Proportion des ausgebildeten Menſchen heran, alſo z. B. Leber und Herz gegen die Lunge weniger. Das Herz treibt das Blut allmählig immer etwas weniger lebhaft um; der Puls, welcher bei dem neugebornen Kinde 140 mal in einer Minute, und bei dem einjährigen 120 mal ſchlug, ſchlägt bei dem dreijährigen nur 100 mal.

Die Blutgefäße, welche zu der rechten Seite hinführen, fangen vom früheſten an ſich zu vergrößern, und hierdurch erhält die ganze rechte Seite einige Vergrößerung gegen die linke, insbeſondere der rechte Arm und die rechte Hand einen Vorzug zum Gebrauche. Die Natur ſcheint das auch dafür zu wollen, daß die linke als die das Herz verwahrende Seite deſto ſichrer geſchützt

ſey. Indeſſen macht die Gewohnheit viel, die von Natur die rechte Seite mehr übt, aber auch durch Kunſt die linke wenigſtens gleichſtellen kann.

Da es dem Kinde noch an feſter Haltung fehlt, ſo kann es noch keine gemeſſenen Schritte machen; ſein Stehen iſt noch ſo wenig wie ſein Gehen das ruhige, ſtete, gleichförmige des Erwachſenen. Es muß meiſt noch laufen, allenfalls auch hüpfen, und da es jeden Augenblick in Gefahr iſt, den Schwerpunct zu verlieren, ſo wird es noch leicht ſtraucheln und fallen. Anders will es nicht die Natur. Aber aus demſelben Grunde weiß es ſich ſogleich wieder leicht zu faſſen, weil es nirgends ſteif und überall in Bewegung iſt, und das Fallen hat wegen der Weichheit und Nachgiebigkeit aller Theile weniger Gefahr.

Aber allmählig mißt es die Schritte tactmäßiger ab, und ſtreckt die Beine dabei gerader aus, auch drückt es dann die ganze Fußſohle auf die Erde breiter an, d. h. es fängt an zu gehen. Der geübtere Fuß lernt unterdeſſen auch ſeine Muſkeln zum Anſchnellen an den Boden gebrauchen, durch deſſen Widerſtand ſich das Kind in die Höhe wirft, d. h. es ſpringt; und das Springen wird der Ausdruck lebhafter Fröhlichkeit.

Der Kopf. Die Schädelknochen werden während dieſer Periode vollendet. Die Fontanellen verwachſen ſchon im 2ten Lebensjahre, und nur ſelten ſind die Beiſpiele, daß ſie länger, die größere ſogar bis zum 20ſten Jahre, offen blieb. Die ſogenannten Näthe (Fugen), womit die Knochen in einander wachſen, werden bald feſt; von dem Zuſammenwachſen der beiden Stirnbeine ſieht man gewöhnlich ſpäterhin keine Spur mehr.

Die Geſichtsknochen verändern ſich zum Theile noch mehr. Das Riechbein wird erſt jetzt allmählig ausgebildet, doch in ſeinem mittleren Theile noch knorpelig. Wahrſcheinlich hängt mit dieſer ſpäteren Ausbildung die ſpätere Entwickelung des Geruchsſinns zuſammen.

Der Oberkiefer iſt noch zur Zeit mehr breit als hoch; gegen die Augen und Naſe hin am früheſten vollendet; die beinahe rechtwinklichte Ecke unter der Augenhöhle wird jetzt rundlich. Die Naſenhöhle iſt flacher und etwas mehr vorwärts gewölbt, als bei den Erwachſenen, und kommt jetzt noch nicht zur völligen Ausbildung. Der Unterkiefer war mit ſeinen beiden Stücken ſchon in den erſten Lebenswochen, aber in einem ſehr ſtumpfen Winkel, zuſammengeſchmolzen; dieſe Stelle nun, d. i. das Kinn, bleibt vorn immer noch rundlich, und der Kiefer höher, dagegen in der Gegend des 3ten Backenzahns niedriger, als nach dem 8ten Jahre. Auch iſt der Unterkiefer im Ganzen noch niedrig und breit, gleichſam aufgeſchwollen, ſeine Subſtanz lockerer, und ſeine Gelenkknöpfe rundlicher. Einiger andrer Verſchiedenheiten nicht zu erwähnen. — Das Gaumenbein iſt ebenfalls noch nicht ganz vollendet. Die Verknöcherung der Zungenbeine endigt erſt nach dem 18ten Jahre. Die Scheitelbeine wachſen erſt nach dem 12ten Jahre zuſammen. Die Muſchelbeine ſind noch klein und unvollkommen; die Thränenbeine nach Verhältniß am meiſten unter allen Geſichtsknochen ausgebildet; die Naſenbeine aber nach Verhältniß die größten, und noch faſt regelmäßige Vierecke, ſo daß ſie nachmals noch an den unteren Enden zunehmen müſſen. Die Wangenbeine haben noch nicht ihre beſtimmte Form.

Wir ſehen alſo, daß das Kind noch lange nicht der Phyſiognomie, der Geſichtsmienen, folglich des Ausdrucks der Empfindungen, und in wiefern man vom Mangel des Aeußeren auf Mangel des Inneren ſelbſt ſchließen kann, der Empfindungen, ſo fähig ſey, wie die ſpätere Jugend. Schon hieraus iſt es klar, daß man in dem 3jährigen Kinde noch nicht die Gefühle und Begehrungen des 7jährigen, vielweniger des erwachſenen Menſchen ſuchen ſolle. Denn auch die inneren Organe müſſen dieſer äußeren Unvollendetheit entſprechen. Daher hat das Angeſicht des Kindes ſo viel Unbeſtimmtes, ſo

viel Einfalt, gleich der noch nicht entfalteten Blume; auch der Geſchlechtsunterſchied iſt da nur noch leiſe bezeichnet. Auch iſt Alles mit Fette gleichſam ausgeſtopft, welches nicht geſchehen könnte, wenn die Geſichtsmuſkeln von Empfindungen wie bei einem Erwachſenen abgearbeitet würden. So iſt ſein Geſicht ausgerundet.

Der Mahler, welcher ein ſchönes Kind mahlen will, darf alſo nicht etwa einen Menſchen nach verkleinertem Maßſtabe zeichnen, ſondern muß das Verhältniß in den Theilen, das da noch ganz anders iſt, z. B. in dem größeren Kopfe, faſt durchaus anders aufſtellen. Am wenigſten darf er dem Geſichte das bekannte Oval geben; es iſt vielmehr apfelrund, vollwangig und die Naſe tritt nur wenig hervor.

Die Zähne brechen gewöhnlich in folgender Ordnung während dieſer Periode aus:

Nachdem die 4 oberen und 4 unteren Schneidezähne, und hierauf das 1ſte obere und 1ſte untere Paar Backenzähne hervorgekommen ſind, ſo erſcheint in dem 2ten Jahre das zweite Paar Backenzähne, unbeſtimmt ob zuerſt oben oder unten; oder doch einer von denſelben; gegen das Ende des 2ten Jahres erſcheinen die Eckzähne; wenn nicht etwa einer ſchon vor dem Backenzahne ausgebrochen wäre; gewöhnlich zuerſt das untere Paar; oder auch erſt im 3ten Jahre. Hierauf tritt ein ſcheinbarer Stillſtand in dem Zahngeſchäfte ein, d. h. innerhalb einiger Jahre, bis zum 7ten, bricht kein neuer Zahn hervor.

Wann dieſe Zähne, nämlich 8 Schneidezähne, 4 Eckzähne und 8 Backenzähne, zuſammen 20 an der Zahl, da ſind, ſo ſcheint damit die Gränze der beendigten erſten Kindheit ſo ſcharf, als es hier nur überhaupt möglich iſt gezogen zu ſeyn. Wir geben aber lieber noch einige Zeit zu, und nehmen die drei Jahre voll. Mit dem Ausbruche der Zähne hat ſich vieles in der ganzen Natur des Kindes entſchieden, welches ſchon daraus abzunehmen iſt, daß die Kinder ſo leicht dabei er-

kranken, wenn gleich ein völlig gesundes gar nicht vom Zahnen angegriffen wird.

Das Gehirn hat sich in dem dreijährigen Kinde völlig entwickelt, im Ganzen beinahe bis zu der Größe wie bei dem Erwachsenen. Es verändert sich nachmals mehr in der inneren Qualität, wobei es schwerer und fester wird. Daher ist das dreijährige Kind schon zu vielen Geistesthätigkeiten des Erwachsenen fähig, insofern sie nicht das stärkere Einprägen und Festhalten der Eindrücke voraussetzen.

Die Substanz dieses nächsten Seelenorgans ist also jetzt noch weich. Sie besteht aus dem weißen und grauen Marke, und das ganze ist symmetrisch in Lappen und Windungen abgetheilt. Bei Erwachsenen sind diese fast nie ganz gleich; doch findet übrigens hier eine große Gleichheit unter den Menschen statt, so daß diese Theile des Lebens unter allen am wenigsten in der Form, wohl aber in der Größe und Proportion, und vermuthlich auch der inneren Qualität, variiren.

Das Rückenmark steigt durch das runde Loch herauf in das Hinterhaupt, und geht hier zum Gehirn über, welches im Ganzen gewölbt nach vorn hintreibt, so daß seine höchste Ausdehnung von dem Scheitel nach der Stirne hingeht, wo es sich über die Augenhöhlen gleichsam herumwendet.

Sogleich über dem Rückenmarke bilden sich zu beiden Seiten die Lappen des kleinen Gehirns, welches bei den Thieren so wie das Rückenmark im Verhältnisse zum Gehirn größer ist, als bei dem Menschen. Auf diesem liegen nun die Lappen des großen Gehirns, worin sich größere und kleinere Höhlen befinden. Das große und kleine hat eine Menge Windungen, worin das Mark mit einem Häutchen umschlossen ist. Noch einige andere Theile liegen unmittelbar an dem Rückenmarke, welche die Verbindung der beiden Gehirnhälften ausmachen.

Der Bau des menschlichen Gehirns ist sehr ver-

ſchieden von dem der Thiere, und dieſe unterſcheiden ſich nach ihren Gattungen wieder unter einander darin beträchtlich. Daß einzelne Geiſtesverrichtungen etwa beſondern Theilen des Gehirns eigen ſeyen, iſt nicht zu glauben. Einiges möchte man vermuthen. Größere Sehehügel dienen vielleicht für mehr Geſichtsvorſtellungen. Von den Blättern des kleinen Gehirns, deren man 300 bis 800 zählt, fand man bei einem Blödſinnigen 324, und bei Menſchen von vorzüglichen Geiſteskräften vorzüglich viel. Bis zur Mannbarkeit iſt das Verhältniß des kleinen Gehirns zum großen ſtärker.

Uebung kann wohl manche Theile entwickeln, und alſo Anſtrengung des Geiſtes den Bau des Gehirns ändern, ſo wie Anſtrengung des Armes ihn mit der Zeit muſkulöſer macht. Daher erklärt es ſich unter andern, warum dem rohen Menſchen die Anſtrengung des Armes leichter wird als das Denken, und daß eine allſeitige Bildung zu ſorgen hat, daß weder die Denkkraft noch die Muſkelkraft ſo bald ermüde. Mit den Gewohnheiten (Aſſociationen) hängen wahrſcheinlich Veränderungen des Gehirns zuſammen, auch mit krankhaften Zuſtänden. Man hat Beiſpiele, daß Kopfwunden vortheilhaft für den Geiſt wirkten, ſo daß er mehr Kraft zeigte, die ſich mit der Heilung wieder verlor. Man hat mehrere Fälle der Art.

Mehrere Geiſteskräfte erfordern ein im Verhältniſſe gegen den Körper größeres Gehirn, wie rhachitiſche und verwachſene Perſonen beweiſen, deren Kopf und Geiſt auf Unkoſten des Körpers gewonnen hat. Sollte vielleicht frühzeitige Geiſtesbildung auf ähnliche Art auf den Kopf wirken?

Vor dem 2ten Jahre iſt das Gehirn ſehr weich, weßhalb die Kinder da noch keines bleibenden Eindrucks fähig ſind. Und darum iſt überhaupt in der Jugend mehr Empfänglichkeit, in dem reifen Alter mehr Beſtimmtheit. Auch iſt bei Kindern mehr graue Subſtanz als bei Erwachſenen, und die weiße iſt mehr blutreich; das

kranken, wenn gleich ein völlig gesundes gar nicht vom Zahnen angegriffen wird.

Das Gehirn hat sich in dem dreijährigen Kinde völlig entwickelt, im Ganzen beinahe bis zu der Größe wie bei dem Erwachsenen. Es verändert sich nachmals mehr in der inneren Qualität, wobei es schwerer und fester wird. Daher ist das dreijährige Kind schon zu vielen Geistesthätigkeiten des Erwachsenen fähig, insofern sie nicht das stärkere Einprägen und Festhalten der Eindrücke voraussetzen.

Die Substanz dieses nächsten Seelenorgans ist also jetzt noch weich. Sie besteht aus dem weißen und grauen Marke, und das ganze ist symmetrisch in Lappen und Windungen abgetheilt. Bei Erwachsenen sind diese fast nie ganz gleich; doch findet übrigens hier eine große Gleichheit unter den Menschen statt, so daß diese Theile des Lebens unter allen am wenigsten in der Form, wohl aber in der Größe und Proportion, und vermuthlich auch der inneren Qualität, variiren.

Das Rückenmark steigt durch das runde Loch herauf in das Hinterhaupt, und geht hier zum Gehirn über, welches im Ganzen gewölbt nach vorn hintreibt, so daß seine höchste Ausdehnung von dem Scheitel nach der Stirne hingeht, wo es sich über die Augenhöhlen gleichsam herumwendet.

Sogleich über dem Rückenmarke bilden sich zu beiden Seiten die Lappen des kleinen Gehirns, welches bei den Thieren so wie das Rückenmark im Verhältnisse zum Gehirn größer ist, als bei dem Menschen. Auf diesem liegen nun die Lappen des großen Gehirns, worin sich größere und kleinere Höhlen befinden. Das große und kleine hat eine Menge Windungen, worin das Mark mit einem Häutchen umschlossen ist. Noch einige andere Theile liegen unmittelbar an dem Rückenmarke, welche die Verbindung der beiden Gehirnhälften ausmachen.

Der Bau des menschlichen Gehirns ist sehr ver-

die feinſten Vertheilungen in der ganzen Haut ausgebreitet, doch vorzüglich in den Fingerſpitzen organiſirt.

Alles dieſes iſt in dem dreijährigen Kinde zu ſeiner Entwickelung gelangt.

Aber in keinem iſt alles genau ſo geſtaltet wie in dem andern, und auch in den körperlichen Theilen iſt wenig Einförmigkeit. Die Hauptorgane ausgenommen variiren die Menſchen in der Größe und Zahl mancher Theile, in ihrer Richtung ꝛc. bis ins Unendliche, z. B. in dem Aderngeflechte. Allerdings wirkt Gewöhnung u. dgl. viel dazu, aber vieles iſt doch ſchon von der Geburt an in den Kindern verſchieden, und ſo zeigt ſich in den dreijährigen ſchon eine große Mannigfaltigkeit, in den entfalteten Organen, der Textur und in dem ganzen Baue.

---

b) Geiſtige Entwickelung.

1. Der Sinne.

Mit dem Sehen wird das Kind, ſobald es laufen kann, fertig. Denn vorher ſchon faßte es Formen und Geſtalten auf, unterſchied genau in dem Geſichtsfelde, und erkannte Manches ſchon von weitem. Nunmehr belehrt es ſich auch über die Entfernung der Gegenſtände, und ſchaut ſich um, nach oben, nach unten, und rundumher *). Es ſieht den Himmel und die Erde mit ihren Geſtalten, als ein Ganzes, kurz es ſieht jetzt die Welt, und ſteht und geht mit verſtändigem Sehen darin herum. Jetzt beſchäftigt es ſich nun damit, das Bleibende und Wechſelnde herauszuſehen, die Gegenſtände zu vergleichen, Größe, Farbe, Figur zu bemerken, und mehreres, woran es die Dinge ſchärfer unterſcheidet und ſich bekannt macht.

---

*) Vom kleinen Kinde ſagt ein Volkswort in mehreren Gegenden Deutſchlands: „es ſieht was fleugt, aber nicht was kreucht.“

Rückenmark iſt verhältnißmäßig kleiner, und ſo finden ſich noch einige andere Verſchiedenheiten.

Das Gehirn wirkt überhaupt auf die Nerven nach erhaltenem Eindrucke zurück, und ein verhältnißmäßig zum Körper größeres Gehirn wirkt ſtärker zurück als ein kleineres. Daher ſind magere Perſonen empfindlicher und lebhafter als fette, Kinder ebenfalls mehr als Erwachſene. Hierin legt ſich der Zuſammenhang des Geiſtigen und Körperlichen im Naturell deutlicher dar. Daher erklärt man auch die ſchwächere Geiſteskraft bei Rieſen. Sollte es ſich nicht eben hieraus erklären, daß der Menſch langſamer wächſt, als das Thier? Denn je ſtärker das Wachsthum, deſto geringer ſcheint hiernach die Rückwirkung des Gehirns zu ſeyn.

Da nun mit dem Gehirne alle Nerven in beſondrer Verbindung ſtehen, ſo bemerken wir auch von dieſen Einiges. Mehrere ſind paarweiſe. Das 1ſte Paar iſt der Geruchnerve; er iſt bei Kindern verhältnißmäßig groß und dick, aber kurz.

Das 2te P. der Sehnerve; bei dem Kinde weicher und kleiner. Das 3te, 4te, 5te, 6te P. vertheilt ſich. Das 7te P. iſt der Antlitznerve. Das 8te P. der Hörnerve, der allerkürzeſte, innerſte, von Knochen umſchloſſen; bei dem 3jährigen Kinde faſt ganz wie bei dem Erwachſenen, nur wohl etwas weicher. Kann es alſo vielleicht darum ſo aufmerkſam anhören? Außer dieſen giebt es noch 3 P. Gehirnnerven und den ſympathetiſchen Nerven; die andern gehen ins Rückenmark.

Das Gehirn iſt das verbindende Organ. Zu den Aſſociationen trägt der ſympathetiſche Nerve viel bei. Die Sinneneindrücke gelangen durch ihre Nerven zum Gehirn, wovon aber nur der Hör- und der Sehnerve die beſtimmten einzelnen ſind; auch der Geruchnerve, wenn anders nicht noch andre zum Riechen mitwirken. Der Geſchmack hat mehrere Nerven, und der Taſtſinn iſt in

Auf gleiche Art wird in dem Gehörsinne die Thätigkeit frei. Denn das dreijährige Kind unterscheidet in dem Schalle die verschiedenen Arten, und ob er nahe oder fern ist; und so wie es ruhiger still steht und sein Haupt herum bewegt, fängt es an zu vernehmen, was rund umher vorgeht. Auch findet es jetzt mehr oder weniger Wohlgefallen an den musikalischen Tönen. Allein noch vieles dringt in sein Ohr, was dunkel in die Tiefe des Geistes wirkt, ohne als etwas Bestimmtes aufgefaßt, oder wäre es auch das, ohne doch verstanden zu werden. Von dieser Wirkung sind die Gespräche und meisten Worte der Menschen umher. Es wäre nicht einmal gut, wenn das Kind hierauf mit einer Aufmerksamkeit horchte, welche

---

Zustande des andern; das ist auch manchmal Ursache des Schielens (strabismus); es ist indessen meist üble Angewöhnung. Cheselsdens Knabe sah die Gegenstände, nachdem er auch an dem 2ten Auge operirt war. Die Menschen sehen die Größe verschieden (wie auch Verf. dieses durch die Beobachtungen eines Lehrers weiß, der seine Schüler die Mondscheibe auf Papier zeichnen ließ; jeder machte einen Kreis von andrer Größe). „Ein Paar Brüder, nach Huddart, unterschieden nur schwarz und weiß; sehr oft findet sich Verschiedenheit der Menschen in Verwechselung der Farben. Ist das Auge durch Weiß stark erregt, so erfolgt nach Göthes Farbenlehre, schwarz, und so umgekehrt, auf grün roth, auf blau gelb ꝛc.“ (d. h. die Farben fordern einander). — „Das Bild auf der Retina ist verkehrt, wie auch die Beobachtung an Kaninchen beweist; aber wir sehen das Obere über uns, und so alles in Beziehung auf uns; vielleicht dreht es sich auch durch die Kreuzung der Sehnerven um (?). Leidenfrost sah einen sehendgewordnen Blindgebornen, der alles verkehrt sah, bis er nach und nach zum Urtheile kam, wie die andern Menschen. Bertolazzi erzählt von einem 17jährigen, der vor der Operation nur Farben sah. Ware operirte einen 8jährigen Knaben, der nachher Farbe, Gestalt und Entfernung unterschied, das Cheseldens Blinder beim Sehendwerden nicht sobald konnte.“ — Die Lichtstrahlen fallen zum Sehen in einem Winkel von höchstens 48 Graden ins Auge. Ob der Gegenstand fern oder nahe sey, bemerkt das Auge wohl, als Sinn zugleich für den Raum, durch eine unmittelbare Empfindung, die sich nur erst allmählig entwickelt.

man ein Lauern nennt; denn diese Schärfe der Aufmerksamkeit in dem Sinnorgane, worin das ganze Leben hindurch eine Anregung des Tieferen bleiben soll, würde den Sinn für das Unendliche vermindern, woher es kommt, daß ein lauerndes Kind wohl Bösartiges und Mangel der Liebe verräth. Also bleibt in der Auffassung durch den Gehörsinn noch immer mehreres undeutlich als in dem Sehen.

Im Ganzen aber herrscht jetzt in diesen beiden Sinnen freie Aufmerksamkeit mit Verstand und Vernunft.

Der Tastsinn, welcher vorher schon in seiner Verbreitung in der ganzen Haut die Vorstellungen von Kalt und Warm, Naß und Trocken dem Geiste zugeführt hat, formt sich nun in den Fingerspitzen besonders zu gewissen Unterscheidungen. Und da das Kind nunmehr die Hände frei gebraucht, so vermehren und verfeinern sich auch seine Vorstellungen der Art. Nicht blos das Harte und Weiche wird im Allgemeinen von ihm erkannt, sondern auch das Feste, das Flüssige, Widerstehende, Nachgiebige, Stumpfe, Scharfe ꝛc.

Damit haben sich nun vom Anfange die Gesichtsvorstellungen zur Kenntniß des Körperlichen associirt. Das dreijährige Kind sieht also völlig die Gestalten und Körper, und bemerkt deren Beschaffenheit, z. B. ob sie starr oder fließend sind, fest stehen oder fallen, naß oder schmutzig machen, oder klebrig, oder rauh, oder glatt sind ꝛc. Auch wendet es diese Vorstellungen auf seinen eignen Körper an, so daß sie in sein Selbstgefühl eingehen. Hiermit haben sich auch allmählig die Gehörvorstellungen verbunden. Das Kind rührt, stößt, schlägt an etwas Hartes, und hört Schall, Klang, Ton; es wiederholt seine Versuche am Festen und Flüssigen, es klappert, klingelt, rasselt, plätschert ꝛc. und so bildet es sich durch die Associationen dieser drei Sinne, und hierzu auch noch des Geschmackssinnes eine Menge Vorstellungen. Es sieht z. B. dem Glase an, daß es klingt,

dem Waſſer darin, daß es bei dem Umwenden ausfließen wird, oder daß es, in ſeinen Mund gegoſſen, ihm den Durſt löſchen wird, und ſo langt es darnach.

Der Geſchmackſinn wird ſeit der Entwöhnung von der Bruſt und dem Hervorbrechen der Zähne mehr entwickelt, wegen der mehrfachen Speiſen und ihrer längeren Verarbeitung im Munde. Da ſich der Hunger damit vereinigt, ſo entſteht die Aſſociation, die wir Appetit nennen, wozu ſich leicht andre geſellen, z. B. das Wäſſern des Mundes bei dem Anblicke einer Speiſe, oder wohl gar ſchon bei dem Anhören, wenn von der Speiſe geſprochen wird.

Der Sinn des Geruchs entwickelt ſich nun endlich auch. Aber noch immer bleibt er zu ſehr mit dem übermächtigen Geſchmacke vereinigt, als daß er ſich zu eignen freien Perceptionen abſonderte. Vor Beendigung des 3ten Jahres wird das Kind ſchwerlich mit freier Aufmerkſamkeit den Wohlgeruch empfinden, und darum vor den Blumen weilen; auch dann wird es noch wenig ihre Gerüche unterſcheiden. Folglich giebt es hier noch keine Aſſociationen mit beſtimmten Vorſtellungen; ſo dauert es z. B. noch lange, bis das Kind die Blume auf den Geruch anſieht, oder ſie daran erkennt. Dagegen verfließen nun unbeſtimmt die erſten angenehmen Geruchempfindungen deſto mehr in die erſte Sinnenerkenntniß überhaupt, und in das erſte Selbſtgefühl im Ganzen. Und daher kommt wahrſcheinlich die bekannte Erfahrung, daß die Gerüche uns mit ihren dunkeln Gefühlen in die frühe Kindheit zurückführen. Denn alle andre Vorſtellungen haben ſich mit beſtimmteren verbunden, und rufen alſo beſtimmtere aus den erſten Zeiten hervor, dieſe aber ein völlig Unbeſtimmtes.

In dieſen beiden letzteren Sinnen iſt alſo die Vorſtellungskraft noch am wenigſten entwickelt, aber am meiſten unter ihnen gereizt wird der Geſchmackſinn. Da ſich dieſer mit dem Appetite verbunden hat, und das

Speiſebedürfniß mit dem Wachsthume des Kindes zunimmt: ſo wird er zum herrſchenden Sinne gleichſam befeſtigt, und das iſt wohl das Hinderniß, daß ſich der Geruchſinn nicht ſchneller entwickelt, und daß in dem Taſtſinne die weitere Entwickelung der Sinnenkraft gar aufhört. Wäre es möglich, daß ein Kind ohne Speiſebedürfniß lebte, ſo würde in ihm vermuthlich noch ein neuer Sinn erſcheinen, der aus dem Taſtſinne hervorginge. So aber werden die meiſten Aſſociationen von dem Geſchmacke beherrſcht; die Vorſtellungen des Geruchs beziehen ſich faſt ganz darauf, und viele von den Gefühl-, Geſichts- und Gehör-Vorſtellungen; das Kind ſieht z. B. viele Dinge darauf an, ob man ſie auch eſſen kann, und nur, wenn es geſättigt iſt, ſieht und hört es ganz frei. Nun iſt aber allerdings ein Unterſchied unter den Kindern; je nachdem jene oberen Sinne mehr ihre Freiheit haben, wird das Kind edler.

Schon dieſe vielfachen Verflechtungen von Sinnenvorſtellungen geben der Kraft einen weiten Spielraum zum höheren Grade des Lebens und der Wirkſamkeit. Und der ruhig gehaltene Gang der allmähligen Entwikkelung läßt die gewonnenen Vorſtellungen deſto mehr befeſtigen, und deſto vielfacher mit andern aſſociiren.

Aber darin erwachſen denn nun auch die ſogenannten Irrthümer der Sinne. Kein Sinn für ſich allein trügt, das Irren beſteht vielmehr darin, daß man wähnt, was dem einen Sinne die beſtimmte Vorſtellung gebe, müſſe dem andern eine andere beſtimmte gewähren, die ſich einmal zufällig damit aſſociirt hatte. So iſt es ein Irrthum nicht des Geſichtſinnes, ſondern eines voreiligen Urtheils für den Taſtſinn, wenn das Kind den Mond greifen will; ſo iſt es eine voreilige Geſichtsvorſtellung, wenn man das Kügelchen, welches man zwiſchen den kreuzweis über einander geſchlagenen Fingerſpitzen doppelt fühlt, welches Sinnenwahrheit iſt, für zwei Kügelchen, d. i. für zwei neben einander zu ſehende hält;

ſo iſt es voreiliges Urtheil für dieſe beiden Sinne, wenn man den ſchwächeren Laut aus der Ferne, oder den zurückprallenden nicht dem rechten Gegenſtande zuſchreibt; ſo ſind alle Arten des optiſchen Betruges. Folglich entſteht die Täuſchung aus einem Tauſche der einen Sinnenvorſtellung mit der andern, welchen die Phantaſie macht, da man bei der einen wirklichen bleiben ſollte.

Bis zum Verlaufe der Kindheit iſt demnach die Sinnenkraft in allen ihren Richtungen, ſo weit wir ſie nämlich kennen, entwickelt und größtentheils geformt, allein noch immer im Einzelnen nicht völlig frei, und im Ganzen in nicht rein ausgeſchiedener Geſtaltung. So viel Sinne, ſo viel Arten die Welt in ſich aufzunehmen, und in dieſen einzelnen Formen der Anſchauung kommt die vollſtändige und gemeinſame zum deutlichen Bewußtſeyn*).

2. — des inneren Sinnes.

Das Gedächtniß hat ſich frühzeitig angelegt, und während der jetzigen Periode wird es in ſeinen verſchiedenen Zweigen begründet, geformt und geübt. Da nun in dem Gehirne des dreijährigen Kindes alle Theile entwickelt ſind, auch dieſes Organ der Vorſtellungskraft mehr Conſiſtenz erhalten hat, ſo möchte wohl, bei den vollkommneren Geſichtsvorſtellungen, das Kind nunmehr ſein Sachgedächtniß ſo gewinnen, daß es im Stande iſt, alles, was es deutlich ſieht, auch rein zu behalten.

*) Walther, über die Natur und Nothwendigk. der Sechszahl der Sinne, 1809. nimmt das Gemeingefühl als Individualitätsſinn an, hierzu aber noch außer den 5 Sinnen einen 6ten als Sinn für die Maſſe. Die beiden oberen und den Taſtſinn nennt Kant die mehr objectiven, Geſchmack und Geruch die mehr ſubjectiven, und die Sinne des reproductiven Syſtems, und treue Wächter, vorzüglich den Geruch, durch welchen man tödten, aber auch Scheintodte erwecken kann.

Das bestätigt auch die Erfahrung, wie wir leicht an uns selbst bemerken können, wenn wir uns in jene Morgendämmerung zurückerinnern. Da nun auch die verschiedenen Laute sich durch den Gehörsinn eingeprägt haben, so bleiben diese ebenfalls in der Erinnerung. Eben so, nur dunkler, die Vorstellungen der andern Sinne. Und da die Thätigkeit des inneren Organs sich mehr gebildet hat, so vermag die Einbildungskraft die gewonnenen Vorstellungen jetzt freithätig zu reproduciren, und das oft bis zu einem hohen Grade der Lebhaftigkeit, ja in krankhaftem Zustande bis zur Verwechselung ihrer Bilder mit der Wirklichkeit. Diese bildende Kraft des innern Sinnes ist aber darum so wenig herabzusetzen, als die Empfindungskraft in den äußeren Sinnen wegen der Möglichkeit einer Täuschung.

Nun kommt es darauf an, ob das Kind die Vorstellungen jedes Sinnes im Auffassen sowohl als im Behalten, mehr aus einander hält, oder die von mehreren Sinnen zusammenfließen läßt. Nur im ersteren Falle hat sich das Gedächtniß des einzelnen Sinnes angelegt, geübt, nachdem es schon früher begonnen hatte, im letzteren Falle verwirrt und vereinigt sich alles mehr durch einander, wie es der gemeine Mensch so häufig zeigt, welcher das, was er sieht und hört, sich auch gern handgreiflich vorstellt. Der Natur nach liegt in jenen beiden oberen Sinnen die meiste sondernde Kraft, zum schärferen Ausscheiden ihrer Vorstellungen, weßhalb auch hierin die Talente hervorwachsen, und sich jedem sein eigenes Gedächtniß bildet. So wird sich jetzt der Formensinn, es sey nun der mathematische oder der ästhetische, der Farbensinn, der Tonsinn, der Personensinn, das Sachgedächtniß und das Wortgedächtniß allmählig bestimmter auszeichnen. An denjenigen Sinn nun, welcher der ausgezeichneteste ist, werden sich die andern Vorstellungen alle am meisten anknüpfen; so wird z. B. bei dem einen Kinde mehr die Figur, bei dem andern die Farbe das

Mittel ſeyn, woran es die Gegenſtände feſthält und reproducirt; ſo bei dem einen die Geſichtsvorſtellung, bei dem andern mehr die Gehörvorſtellung oder das Wort; das Mädchen wird ſich gemeinhin die Perſonen, und alles in Beziehung auf ſie, mehr merken der Knabe die Sachen. — Alſo geben ſich jetzt allerdings die vorzüglichen Talente zu erkennen.

Allein daraus iſt noch nicht auf den künftigen Künſtler zu ſchließen. Denn unerachtet ein geheimer Zuſammenhang zwiſchen dem Talente und Genie zu ſeyn ſcheint, ſo erfordert doch das Genie noch etwas Höheres. Nicht das Herausſehen der einzelnen Formen, nicht das Heraushören ſcharf geſonderter Töne macht es da aus: ein Verſchweben und Verfließen des Reinaufgefaßten, ein Zuſammentreffen der Freithätigkeit in dem Wahrnehmen und Darſtellen mit der freien ſchönen Natur außerhalb, und in allem eine Tendenz zum Unendlichen, das iſt die Eigenſchaft des Genius. Und dieſer blitzt nur ſelten ſchon in dem dreijährigen Kinde hervor.

Nach der alten Bemerkung, daß unſer Wiſſen ſich eigentlich auf das Behalten gründe *), ſehen wir, daß unſer Kind jetzt ſchon vieles wiſſen kann, wenn wir es dazu anführen. Es kann einen Reichthum von Sachkenntniſſen (Anſchauungen) ſowohl als Wortkenntniſſen beſitzen. Doch iſt es zu den erſteren fähiger, welche auch jetzt die Natur hauptſächlich verlangt. Allein nicht außer Acht iſt unſere andere Bemerkung zu laſſen, daß ein Gedächtniß für ſich ohne das Freithätige der Aufmerkſamkeit und überhaupt der Geiſteskraft noch kein Wiſſen gewährt, und daß es alſo eigentlich eine Mittelſtufe für die höhere Kraftübung ſeyn, und zur Schöpfung der Ideen führen ſoll. Dieſes Streben muß allerdings in dem dreijährigen Kinde, wenn es nicht an Geiſteskraft Mangel leidet, ſichtbar ſeyn. Die Einbildungskraft ver-

*) Tantum scimus, quantum memoria tenemus.

arbeitet geiſtig die Sinneneindrücke vermittelſt des Gedächtniſſes, und je mehr Eindrücke in demſelben niedergelegt werden, um deſto freier und erweiterter wird ihre Wirkſamkeit *). Denn ſie hängt dann deſto weniger in ihren Bildern von den Objecten ab, ſie beſitzt Vorrath genug in dem Organe, und ſie kann als Phantaſie ihre Schöpfungen bis ins Unendliche vermehren. Ihre Thätigkeit iſt alſo von großem Werthe, und ſie muß ſich jetzt ankündigen. Im natürlichen Zuſtande wirkt ſie den übrigen Entwickelungen harmoniſch, weil ſie die Blüthe der Geſammtthätigkeit des entwickelten Vorſtellungsvermögens ſelbſt iſt; dabei kommt es nun nicht nur auf den Grad ihrer Lebhaftigkeit an, ſondern auf die Uebung der Aufmerkſamkeit in dem Feſthalten und Abſtoßen der Eindrücke. Ihr tiefer Zuſammenhang mit der Erregbarkeit und Feſtigkeit der innerſten Kraft, folglich mit der Tugend ſelbſt, wird hieraus erklärbar.

In dem Blindgebornen und Taubſtummen iſt das Gleichgewicht des inneren Sinnes, d. i. der Functionen der Phantaſie, mit den äußeren etwas geſtört. Oefters mag ſie da wohl ein Uebergewicht haben, allein da hier weniger Vorſtellungen von außen eingehen, ſo ſetzt es ſich wohl ſo ziemlich wieder gleich; den Ausſchlag aber, ob ſich das Kind zum phantaſtiſchen oder geordneten Sinne hinneige, giebt auch hier erſt die Tugendkraft.

Was heißt das nun, der Geiſt hat etwas gewonnen? Nicht, als ob etwas in ihm niedergelegt, oder etwa dem Gehirne materiell eingeprägt ſey; ſo was ſind die Aſſociationen, die Gedächtnißeindrücke und die Kenntniſſe keineswegs. Vielmehr iſt dieſe innere Bildung des

*) Man nennt die innige Verbindung der Eindrücke oder Vorſtellungen, vermöge deren ſie einander hervorrufen, und gewiſſermaßen unzertrennlich fürs Leben geworden ſind, Aſſociationen: Darwin (Zoonomie ꝛc.) begreift auch das, was man Conſenſus u. Antagoniſmus nennt, unter denſelben, und leitet von ihnen aus früher Kindheit die Leidenſchaften her.

Geiſtes eine Formung und Verſtärkung der Thätigkeit ſelbſt; denn in dem Geiſte iſt nur Thätigſeyn, und das bewirkt in dem Organe eine Fertigkeit zu beſtimmten Verrichtungen *). So wie z. B. Wort und Anſchauung in

*) Ein großer Gewinn für die Anthropologie iſt Sömmerrings Entdeckung, daß das Gehirn des dreijährigen Knaben beinahe die Größe des Erwachſenen habe. Wenn aber Cicero in der dort angeführten Stelle notiones insitas et animis quasi consignatas annimmt, und wir dieſes auch nur dahin beſtimmen wollten, daß das 3jährige Kind der Ideen wie der Erwachſene fähig ſey: ſo würden wir zu viel folgern, weil es hierzu ja nicht blos auf die Größe, ſondern auch auf die Qualität des Organs ankommt, die doch noch ſehr von der des Erwachſenen verſchieden iſt. (Tab. Bas. Enceph. C. II.) Der gelehrte Verf. führt hierbei die Stelle aus dem Cicero Tusc. Q. I. an, wo dieſer ſich auf jene Sokratiſche Belehrung eines Sclaven über einen mathematiſchen Satz in Platons Menon bezieht. Dort behauptet nämlich Sokrates mittelſt ſeiner Entwickelungskünſte, daß alles Lernen nur eine Erinnerung (ἀνάμνησις) ſey. Wir verweiſen auf das, was Geſch. d. Erz. von Platon vorkommt, und wenden auf ſein Erinnern oder Lernen hier nur unſere anthropologiſchen Grundſätze an. Nach dieſen iſt es allerdings ein Entwickeln und Herausheben aus einem ungeſchiedenen Zuſtande, alſo ein ſchärferes Auffaſſen deſſen, was dunkel in der Seele lag: aber es iſt grade wie mit dem Wachſen, die innere Kraft bildet in ſich unter dem Zufluſſe von äußerem Stoffe und Reize auch etwas Neues. Dieſes Einſammeln, Ausbilden und Hervorbringen der Vorſtellungen beginnt mit der Sinnenentwickelung, alſo mit der Geburt und gewiſſermaßen noch vorher, und erzeugt nicht nur immer Neues, ſondern auch eine immer ſtärkere Productions- oder bildende Geiſteskraft. Die ſogenannten angebornen Ideen ſind nichts anders als Fähigkeiten zu einer gewiſſen Reihe von inneren Bildungen. Der Geiſt iſt in ſich ſelbſt zeugend und empfangend zugleich. Das Lernen iſt ein ſolches Erzeugen in ſich ſelbſt aus dem, was man ſchon in ſich hat, und nur in dieſer letzteren Hinſicht mag es eine Erinnerung heißen. Denn es war immer vorher ſchon etwas da, woraus die neue Geiſtesbildung erwuchs, und das Erſte fällt in das Dunkel des Unbegreiflichen, das auf der Entſtehung des Geiſtes und ſeiner Individualität ruht. Wie in dem erſten Worte des Kindes ſchon ſeine ganze Mutterſprache liegt, und wie überall in der Natur Keime, Knoſpen, Blüthenſtaub, Neues erzeugen, ſo ſproſſen auch Gedanken aus Gedanken hervor.

der Aufmerkſamkeit zuſammentreffen, ſo bricht in der Seele gleichſam ein Knoten mit neuen Knoſpen, ein neues geiſtiges Gebilde beginnt und fährt fort.

---

3. — der Seele bis zum Selbſtbewußtſeyn.

Das Kind iſt ſchon in der vorigen Periode zu dem Bewußtſeyn gelangt, wornach es die Gegenſtände von der vorſtellenden Kraft unterſcheidet; es hat angefangen das in ſich zu fühlen, was in allen Vorſtellungen als das Bleibende immer wieder vorkommt. Dieſes Selbſtgefühl verſtärkt ſich durch folgende Momente:

1) Die Vorſtellungen der Sinne, vornehmlich der oberen, ſind freier geworden; das Kind fühlt ſeine Unabhängigkeit und Freithätigkeit in jeder derſelben mit jedem Tage mehr.

2) Die Freithätigkeit verbreitet ſich durch alle Sinne hin; das Chaos verliert ſich, überall geſtaltet die Vorſtellungskraft, und das Kind muß dieſe ſeine Kraft als dieſelbe in allen Eindrücken im Ganzen gewahr werden; es fängt darin an, ſich von der Welt außerhalb zu unterſcheiden; die Vorſtellung von dem Raume außerhalb entwickelt ſich, deren Element ſchon in dem Sehen der Formen vorkam, und welche ſich mit dem Sehen des Geſichtskreiſes vollendet.

3) Die Aufmerkſamkeit wird in allen dieſen Beſtimmungen freier. So wie das Kind auf ſeinen Füßen zu ſtehen anfing, faßte es freier die Gegenſtände durch die Sinne auf, und fühlt nun täglich mehr ſeine Selbſtthätigkeit.

4) Auch in den geſammelten Gedächtnißvorſtellungen fühlt das Kind allmählig dieſelbe Freithätigkeit ſeiner Kraft.

5) In allem dieſem unterſcheidet es immer beſtimm-

ter die vergangene Vorstellung von der gegenwärtigen, weil es seine Freithätigkeit in der Reproduction von jener zwar anders fühlt als in dem gegenwärtigen Eindrucke, aber doch immer wiederfindet. Es wird demnach seine Kraft als eine solche gewahr, die in der eben vorübergegangenen Vorstellung wirkte, und in der vor dieser hergehenden gewirkt hatte, und dieselbe ist, die es jetzt als seine fühlt. Je länger es diese Uebung fortsetzt, und das geschieht mit jeder Stunde, um desto weiter rückwärts erinnert es sich dieser seiner Selbstheit. Zugleich wächst mit der Wirksamkeit der Phantasie die Vorstellung eines künftigen Eindrucks. Dieses von Tage zu Tage geübt, giebt die Vorstellung von der Zeit. Sie wird verstärkt durch das Wiedererkennen der Gegenstände nach dem Schlafe, nach dem Speisegenusse und überhaupt nach Intervallen seiner Thätigkeit, also durch das Gedächtniß. Die Form der Zeit, so wie des Raumes, die dem Geiste ursprünglich eingeprägt ist, tritt auf solche Weise allmählig ins Bewußtseyn.

6) Aber das Kind wird zugleich in dieser Wahrnehmung der Dinge außer sich sein Inneres, seine Selbstthätigkeit gewahr, und nicht minder bei den Dingen nach einander, das Bleibende in sich, eben diese Selbstthätigkeit, und also immer Dasselbe in sich; es wird also seiner selbst inne als dem äußeren Raume entgegen gesetzt und als in allen Zeittheilchen Dasselbe; oder: es fängt an Sich Selbst zu fühlen und von der Welt außer sich zu unterscheiden.

Nur ist das noch bis jetzt blos eine dunkele Vorstellung des Fühlens, nichts von Reflexion. Und in der Stufe, wo jetzt die Kraftentwickelung steht, dient es dem Kinde zunächst dazu, um die Gegenstände desto deutlicher von sich zu unterscheiden. Da es sie nun aber auch täglich mehr unter einander sondert, so kommt ihm allmählig das bestimmte Bewußtseyn: „das ist das, das ist jenes.“

Aber die aufmerksamer gewordene Denkkraft lenkt sich, von jedem neuen Gegenstande gereizt, auch auf das, was das Kind bei allen Vorstellungen in sich gewahr wird. Mit diesem Zurücklenken wird sie Reflexion, welche nunmehr ein helleres Licht auf alle Vorstellungen wirft, sowohl auf die der äußeren Dinge, als der inneren Empfindung.

Hierzu kommt nun die Erhöhung des Selbstgefühls durch die stärker gewordene Bewegungskraft. Ganz besonders in seinem Gehen und Sprechen, so wie in dem freien Gebrauche seiner Hände, ist das Kind seiner Selbstthätigkeit inne geworden, und zwar als gerade derselben, die es auch in allen seinen Sinnenvorstellungen gewahr wurde. Auch der Gebrauch seiner Zähne, und kurz jede neue Entwickelung trägt dazu bei, daß es ein lebhaftes Gefühl seiner Selbstkraft gewinnt. Es fühlt sich in allem als Dasselbe, und als etwas, das nicht die Dinge außer ihm sind, als das, was in allem Wechsel bleibt. Da ist es nahe daran zu denken: Ich.

Nunmehr reflectirt auch das Kind hierauf, und so tritt das Selbstbewußtseyn hell hervor.

Ungefähr in der Mitte des 3ten Jahres mag sich so, in der Regel, das Selbstbewußtseyn völlig entschieden haben. Man sieht, daß es nichts Plötzliches ist, so wenig als irgend eine Entwickelung.

Das Kind mußte es in seinem Namen fühlen lernen, weil dieser mit allen Associationen, die es hervorbringen halfen, zusammentraf; und so wird der Name das Mittel zur Reproduction dieses Bewußtseyns. Ohnehin dient das Wort zum Festhalten der Vorstellung. Schon der Säugling horchte hin, wenn man ihn mit seinem Namen rief; da war also schon dunkel jenes Selbstgefühl, das nunmehr zum Selbstbewußtseyn geworden ist. Denn jetzt weiß das Kind bestimmt, daß es selbst mit seinem Namen gemeint ist, und bezeichnet sich mit demselben in der dritten Person.

Da es indeſſen nun auch bemerkt, wie es die Andern ausdrücken, wenn ſie ſich ſelbſt meinen, und ihnen alſo das Wort, Ich, abmerkt: ſo ſagt es nunmehr: „Ich“ —. Damit iſt denn nun das Selbſtbewußtſeyn vollkommen deutlich; gewöhnlich gegen Ende des 2ten Jahres *).

Wenn das Kind nun ſagt: Ich, ſo meint es ſich freilich noch, wie es da geht und ſteht, Leib und Seele ungetrennt; ja es meint ſich noch mehr von Seiten des Leibes, weil es ſich darin ſelbſt erſcheint, von der Seele iſt es noch keiner abgeſonderten Vorſtellung fähig.

So beginnt mit dem Selbſtbewußtſeyn die Erhebung über Zeit und Raum, und darin das Gefühl des Unendlichen. Hiermit äußert ſich in dem Feſthalten ſeiner ſelbſt nunmehr die Denkkraft des Kindes auch beſtimmter als Vernunft. Wir ſehen, im gewöhnlichen Falle, bei dem dreijährigen Kinde alle Geiſtesverrichtungen des Erwachſenen, freilich nur in ihren Anfängen.

---

*) Rudolphi, Phyſiol. führt an: „Ich habe ſelbſt erlebt, daß ein Kind nur eine ungemein kurze Zeit, ſo daß es beiden Eltern aufgefallen war, ſich in der 3ten Perſon mit ſeinem Namen nannte, und dann gleich von ſelbſt anfing, von ſich in der 1ſten Perſon zu ſprechen.“ — Herbart, Pſychol. 2ter Thl. zeigt, daß man zuerſt das Selbſt da vorſtelle, wo etwas abſichtliches erſcheint im Handeln ꝛc., ſo gebe es ein Er, Du, endlich Ich Selbſt. Nämlich zuerſt ein Gefühl des Selbſt im Subject, weil ſich dieſes jeden Augenblick im Mittelpuncte ſeiner Beſtrebungen, Genießungen und Beobachtungen findet; das Kind fühlt ſich ſelbſt, noch ehe es ſich denkt; das Selbſt iſt der Kern des Sich; die Selbſtbeſtimmung iſt die in ſich zurückgehende Thätigkeit. Das Kind ſtellt ſich vor noch in einer gewiſſen Einheit mit der Umgebung; daher weint es, wenn es ſich an einem unbekannten Orte allein befindet; ſo wie ſich nun allmählig die Perſon von der Umgebung ablöſt, vorerſt in dem Leibe, dann auch der Seele, ſchlafend und erwachend ꝛc., ſo gewinnt der Geiſt endlich das Ich. Dieſe für die Seelenlehre fruchtbaren Gedanken widerſprechen nicht der von uns für die Erziehungslehre bemerkten Entwickelung.

Das Chaos iſt zerfloſſen. Noch zwar iſt das Kind von drei Jahren weit von der Reife entfernt, aber es hat ſich zum deutlichen Bewußtſeyn der Außendinge und ſeiner ſelbſt erhoben.

---

4. — der Gefühle und Neigungen.

Der Reiz erregt die Kraft, ſich entweder nach etwas hin- oder von etwas wegzuwenden. In dem erſten Falle entſteht die Begierde, in dem zweiten der Abſcheu (Widerwille). Die Begierden des Kindes befeſtigen ſich, indem ſie ſich mit Vielem, und endlich auch mit dem Selbſtgefühle aſſociiren, mithin öfters erweckt werden, und gleichſam in die Seele hineinwachſen. So werden ſie Neigungen. Auf gleiche Weiſe die Abneigungen, nur daß dieſe ſchwerer und ſeltener entſtehen, weil der verabſcheuete Gegenſtand gemieden und in wenige Aſſociationen verflochten wird. Dieſe gute Verfaſſung des Gemüths erſchwert dem Haſſe die Anſiedelung in demſelben.

Die erſten Neigungen des Kindes ſind offenbar die Speiſeluſt und die Seheluſt. Dieſe letztere zeigte ſich ſchon bald nach der Geburt. Denn nicht wie das Thierjunge, deſſen Geſichtsthätigkeit im Dienſte des Erhaltungstriebes iſt, ſondern freithätig ſieht das Kind in die Welt hinaus, um ſich Vorſtellungen zu verſchaffen. Dieſer Trieb zeigt ſich bald auch in den andern Sinnen; es iſt der geiſtige, denn in ihm entwickelt ſich die Geiſtesthätigkeit. Der Erhaltungstrieb dagegen iſt unmittelbar für das thieriſche Leben. Wäre die Wohlordnung noch in der menſchlichen Natur, ſo ſtänden der thieriſche und geiſtige Trieb nicht nur im Gleichgewichte, ſondern die Tendenz des geiſtigen zur Oberherrſchaft müßte vom Anfange entſchieden ſeyn. Das läßt ſich etwa ſo denken. Kein thieriſches Leben kann ohne Magen beſtehen; und mit ihm ſteht das Gehirn in der genaueſten

Verbindung, so daß auf der einen Seite das Verdauungsgeschäft, auf der andern starkes Denken, wie auch starke Gefühle und Willensregungen sich wechselsweise hindern, und daß der hungrige Magen zur äußersten Anstrengung reizt, und sogar manchmal Raserei bewirkt. Der Trieb, welcher in diesem Organe wirkt, ist also an sich sehr dringend und viel dringender als jener, allein er regt sich nur dann und wann, in der Zeit des Bedürfnisses, das bald abgethan ist, also werden seine Begierden nicht mit allem associirt. Dagegen sind die Begierden der Sinnenwahrnehmung im wachenden Zustande beständig rege; sie associiren sich mit jedem Pulsschlage, und so zu sagen, mit dem ganzen Leben. Was also jene Neigung durch die intensive Stärke der einzelnen Erregung gewinnt, das erhält diese höhere durch die Menge und Continuität der Erregungen. Würde das Bedürfniß der Speise sehr oft eintreten, so müßte die niedere Neigung bald das Uebergewicht erhalten. So aber müssen wir die Weisheit der Natur bewundern, daß, so wie die Eßlust des Kindes mit dem Wachsthume stärker wird, auch mehr Quellen der Sinnenthätigkeit sich aufschließen, und auch diese stärker wird. Aber klar ist es auch, warum die niedere, die sogenannte gröbere Sinnlichkeit, so schwer auszurotten ist, wenn sie einmal herrschend geworden, denn sie hat sich alsdann in alle Regungen des Lebens verschlungen, und die Natur ist einmal verunstaltet. So wie nun die Eßlust den Vorrang behaupten will, so legen sich mehr und mehr Vorstellungen an sie an, selbst der Gesichtssinn muß ihr dann dienen; das Kind will essen, d. i. zur Befriedigung seines immer regen Appetits genießen, was es nur ansieht. Umgekehrt wird das zum Geistigen sich erhebende Kind sich augenblicklich vom Essen wieder zu etwas anderem hinwenden, und es wird über einen neuen Gegenstand alle Speise vergessen.

Die Uebung der Gliedmaßen bringt nunmehr noch eine andere Neigung mit sich, nämlich die Lust, sie zu ge-

brauchen, alſo die Neigung zu laufen und ſich der oberen Gliedmaßen zu bedienen. Auch hieraus entwickeln ſich mehrere Neigungen, und ſchon jetzt die zu ſpringen, die zu ſchlagen, und die mit den Händen alles anzufaſſen *). Man kann ſie zuſammenfaſſen unter der Benennung: Neigung zum Spielen. Sie wird jetzt immer ſtärker, welches ebenfalls weislich eingerichtet iſt, nicht nur um das körperliche Gedeihen zu befördern, ſondern auch um jenen beiden Hauptneigungen, die zuſammen genommen ſich in dem Triebe zur inneren, ſowohl phyſiſchen als geiſtigen, Thätigkeit vereinigen, ein Gegengewicht zu erwecken, und mit der Zeit ein Uebergewicht, damit das Kind auch zu einem äußerlich thätigen Menſchen erwachſe. So entwickelt die Natur Thätigkeitstrieb.

In demſelben liegt zugleich der Sprachtrieb, der ſtärker oder ſchwächer iſt, nicht nur, je nachdem das Organ gut oder ſchlecht iſt, und das Kind zum Sprechen erweckt wird, ſondern auch der Geiſt ſich entwickelt.

Iſt die Sympathie in dem Kinde ſtark, ſo wird ſie, und zwar gemeiniglich in Verbindung mit Redſeligkeit, oder auch überhaupt mit der Luſt an äußerer Thätigkeit, zum Geſelligkeitstriebe.

Das Kind fühlt, daß es etwas vermag; dadurch wird es zu Unternehmungen angereizt, wobei es oft ſympathetiſch erweckt und durch die Aſſociation des Gelingens geſtärkt wird. So kommt dem geſunden thätigen Kinde der Muth, wir möchten ſagen, ein Unternehmungstrieb. Indeſſen macht das Gefühl der Schwäche und die Erfahrungen des Mißlingens das Kind auch vorſichtig, unter Umſtänden verzagt, und beſonders bei einer lebhaften Einbildungskraft leicht furchtſam. Uebrigens iſt die Furchtſamkeit ſelbſt ein Werk der guten Mut-

*) Man bemerkt nicht ſelten bei ungebildeten Erwachſenen noch dieſen kindiſchen Trieb, alles, was ſie recht ſehen wollen, mit ihren Händen anzufaſſen.

ter Natur. Gott bewahre uns vor einem Kinde ohne natürliche Furcht. Das würde auch keine Abhängigkeit fühlen, und wie wäre da an kindliche Liebe, an Dankbarkeit, an Vertrauen, an Gehorſam zu denken? Wahrlich, ein Menſch, der nichts fürchtet, iſt nahe daran, ein Ungeheuer zu ſeyn *). Und wie bald würde auch dieſes Kind zu Grunde gehen! Denn um den Menſchen gegen hundert Uebel zu ſichern, gab ihm die Natur nichts anders als die Furcht. Darum iſt auch ein tollkühner Menſch kein beſonnener, folglich kein edler; und Kinder der Art ſind, wo es auf Beſonnenheit in dem Muthe ankommt, gerade die feigſten. Bei Kindern, deren völlige Furchtloſigkeit man bewundert, iſt die Natur ſicher irgendwo aus ihren Fugen gerückt.

Auf der andern Seite iſt aber auch ein muthloſes Kind ein erbärmliches Geſchöpf, welches die Würdeloſigkeit des Feigherzigen im Kleinen darſtellt. Hier muß alſo doch die Natur eine Mittellinie ziehen zwiſchen Tollheit und Feigheit, ſo daß ſie das Kind furchtſam und muthvoll zugleich werden läßt. Dieſes ſehen wir auch wirklich in der Vorſicht der Kinder, die uns oft wahrhaft bewundernswürdig iſt; ſie entwickelt ſich in der Regel mit dem Laufen.

Der Gegenſtand der Furcht ſind Dinge, welche einen grellen Eindruck machen, oder Schmerz erwarten laſſen u. ſ. w.; das Dunkel vermehrt ſie, und faſt noch mehr das Helldunkel, weil es der Phantaſie Spielraum giebt, und alles ungewiß macht. Auch hierin iſt die weiſe Veranſtaltung der Natur nicht zu verkennen, da ſie will, daß wir deſto vorſichtiger da ſeyn ſollen, wo wir Uebel zu beſorgen haben, die wir nicht kennen. Die Geſpenſter-

*) Ils ne craignent rien! ſagte dem Verf. ein Franzoſe im J. 1800, um den traurigen Zuſtand der Kinder ſeiner Gegend zu bezeichnen. Ein Geſchlecht von Himmelsſtürmern — wenn ihnen die Kraft nicht verſagte!

furcht kann hieraus entstehen, aber bei guter Erziehung wird sie es nicht.

Da das Kind die Sachen gern hat, so erwächst die Neigung, sie zu haben, die ihm gefallen, wann und wie es nur will. Dieser Trieb zum Besitze wird dadurch verstärkt, daß es die Sachen in der Gewalt der Andern sieht, und durch sie im freien Gebrauche beschränkt wird.

Mit dem verstärkten Selbstgefühle kommt die Vergleichung seiner selbst gegen Andre. Rousseau meint, daß das Böse des Kindes von der Zeit anfange, als es sich mit Andern vergleiche. Was soll doch das heißen? Eben als ob jetzt das Böse auf einmal, der Himmel weiß wie und woher, in das Kind hineingeflogen käme, in dem Augenblicke, als es den Fortschritt gewonnen hat, daß es messen kann. Warum nicht lieber ein Dämon? Die Sache ist vielmehr nur die, daß das Böse als solches jetzt entschiedener in die Augen fällt. Es war früher schon da, der Egoismus nur noch verdeckt.

Das edle dreijährige Kind hat die Tugenden der Kindlichkeit entwickelt, es ist fromm, frohsinnig, folgsam. Das aber ist schon Bildung.

---

5. — der Sprache *).

Wir bemerkten in dem ersten Schreien des Kindes den Keim seiner Sprachkraft. Es wollte sich damit dem

---

*) Meist nach Sömmerring, vom Bau des menschl. Körp. 1. B. 2te Abth. und mehreres nach der neuesten Physiol. Rudolphi ꝛc., vgl. Wolfg. von Kempelen, Mechanismus der menschl. Sprache 1791. Das eigentliche Stimmorgan ist der Kehlkopf (larynx), an welchem sich die Stimmritze (glottis) befindet. Wird diese verengt, und dann die Luft (willkürlich, aber gewöhnlich beim Ausathmen) durch sie gestoßen, so entsteht die Stimme (vox), bei einer Eröffnung derselben von höchstens $\frac{1}{10}$ Zoll; bei $\frac{1}{12}$ Z. entsteht schon, nach Kempelen, keine

Eindrucke entgegen ſetzen, und jetzt, da es zu dem willkürlichen Gebrauche dieſer Kraft gelangt iſt, und ſich ihrer mit Bewußtſeyn bedient, ſo will es durch ſie ſein Inneres darlegen. Der Nachahmungstrieb und die Aufmerkſamkeit in dem Gehörſinne bringt es dahin, daß es nunmehr Worte formt und ſeine Vorſtellungen in Sätzen ausſpricht.

Auch hier das Hervorgehen der Kraft aus einem Zuſtande des Ungeſchiedenen. Und eben ſo bilden ſich nach und nach die Buchſtaben, oder vielmehr die einfachſten Sylben und Worte. Zuerſt ſondert ſich das a heraus. Denn zu dieſem Laute bedarf es nur einer mittlern Eröffnung des Zungenkanals bei gänzlich offenem

---

Stimme mehr. Der Kehlkopf wirkt dabei im Ganzen nicht blos als ein Blaſe-, auch nicht blos als ein Saiten-Inſtrument, wie Manche nur Eins annahmen, ſondern als beides zugleich; das erſtere durch den Ausſtoß der Luft, das zweite durch das An- und Abſpannen der Bänder. Für hohe Töne verlängern ſich dieſe, indem ſich der Kehlkopf in die Höhe zieht, zugleich aber die Stimmritze ſich verengert. Bei dem Manne iſt der Kehlkopf größer, und die Bänder, Knorpel ꝛc. ſind ſtärker, daher die Stimme tiefer, Baß oder Tenor; bei dem Weibe iſt das Gegentheil, daher die Stimme höher, aber auch zarter, Sopran od. Alt; bei der Jugend iſt ſie feiner, und wird auch gewöhnlich ſo bei den Greiſen (Homer. Il. 3, 151 fg. mit dem Schwirren der Cicaden verglichen); bei der Jugend männl. Geſchl. höher, ſinkt aber tiefer mit Eintritt der Pubertät zum Alt, Tenor, auch oft zum Baſſe. Fehlt es den Kehlkopfbändern an Befeuchtung, ſo iſt die Stimme rauh und heiſer. Das Metall der Stimme ſcheint von den Zuſtänden der innern Haut abzuhängen. Die volle Stimme kommt aus der Bruſt, die Halsſtimme (Fiſtel-, Falſett-St.) entſteht wahrſcheinlich, wenn der hintere Theil der Stimmritze verſchloſſen, und nur ein kleiner Theil vorn geöffnet iſt; die Kopfſtimme entſteht durch die Naſe (das Näſeln); die Bauchſtimme, bei Bauchrednern, durch eine eigne Uebung. Das Trillern (vibratus vocis) wird im Kehlkopfe bewirkt. Das Bewegte der Stimme hängt von den Nerven, alſo den Gefühlen ab. Auch das Stammeln (balbutire) hängt von den Nerven ab, erfolgt alſo leicht bei lebhafter Aufregung derſelben. Das Pfeifen (sibilum) entſteht, wenn ſich die Lippen bis auf eine kleine Oeffnung ſchließen.

Munde (wozu gerade das Kind am meiſten durch das Schreien gewöhnt iſt), und übrigens können die Sprachwerkzeuge, z. B. die Zunge, ſich in einem Zuſtande befinden, wie ſie wollen; „a iſt der leichteſte, einfachſte, articulirte Laut — wird daher am früheſten von allen Kindern nachgeahmt, — iſt daher der Grundbuchſtabe aller Sprachen — und billig der Erſte Buchſtabe des Alphabets;“ bemerkt Sömmerring.

Im Anfange geht nun dieſes a bald mehr in ein e, bald mehr in ein u über, bis ſich ſein Gegenſatz in dem u beſtimmter bildet; beide fließen aber noch ſo ziemlich in dem o zuſammen, bis auch dieſes beſtimmter ausgeſprochen wird. Bei mehrerer Fertigkeit bildet ſich der Gegenſatz des u in dem i, letzteres durch die größte Verengerung des Zungenkanals, alſo der ſchwerſte Selbſtlauter zur reinen und klaren Ausſprache; es wird gern zu einem Mitlauter j. Das e, welches auf dem Wege zu dem i liegt, wird früher von dem Kinde erlernt. Da nun aber die Selbſtlauter des e und o verſchiedene Grade haben, worin ſie ſich dem a oder u, oder auch einander ſelbſt mehr annähern, oder da Mitlauter ſich anhängen, ſo variirt ihre Ausſprache bei den Kindern ſehr, und daher auch die Verſchiedenheit der Selbſtlauter bei den verſchiedenen Nationen. Ein helles reines a und ein dunkles reines u hört man am ſeltenſten.

Die weiteſte Mundöffnung giebt a, etwas weniger weite e, noch weniger i, noch etwas weniger o, die geringſte u; dagegen iſt bei u die weiteſte Oeffnung des Zungenkanals, weniger bei o, noch weniger bei a, noch weniger bei e, die geringſte bei i. Alſo bleibt a auf jeden Fall der mittlere in der Stimmanſtrengung.

Die Selbſtlauter (Vocale) ſind nach Kempeler die reine Stimme, wie ſie aus der Stimmritze kommt, durch die Zunge den Lippen zugeführt und durch deren Eröffnung herausgelaſſen wird, weder die Zähne noch di

Naſe haben einigen Antheil daran“ *); und die Mitlauter diejenigen, welche noch einen andern Laut, der die reine Stimme verändert, ein Sauſen, oder Brauſen, oder Ziſchen, oder Schnarren hineinbringen. Wenn man unter den Doppellautern ein reines Zuſammenfließen zweier reinen einfachen Lauter, die ſchnell nach einander geſprochen werden, verſteht, ſo iſt das Kind jetzt deren noch nicht fähig.

Unter den Mitlautern ſind b und m am leichteſten, weil es hierzu nur eines abſichtlichen Schließens und Eröffnens der Lippen bei dem Ausſtoßen der Stimme bedarf. Das Kind ſpricht ſie alſo am erſten unter allen, bald das b, bald das m zuerſt. Fahren die Lippen nach dem Verſchließen aus einander, ſo giebt es ein b, bleiben ſie geſchloſſen und iſt nur die Naſe offen, ſo giebt es ein m, welches daher bei verſtopfter Naſe leicht ein b wird. Daher haben die erſten Worte des Kindes ſicher einen dieſer Mitlauter, und welchen es ſich zuerſt angewöhnt hat, der wird ihm am geläufigſten. Nach dieſen beiden iſt das d am leichteſten; es iſt gleichſam ein b, welches die Zunge durch Anſtoßen an die Vorderzähne und Zurückfahren formt. Daher gewöhnen es ſich die Kinder leicht als Anfangsbuchſtaben ihrer erſten Worte an.

Die erſten Worte der Kinder ſind alſo:

ba; ma; bah; mam; ab; am; abba; amma; babbah; da; dab; dam.

Es verſteht ſich, daß die Modification in der Aus-

*) Allerdings doch bei manchen die Naſe, die aber ſchon einen Uebergang zu den Mitlautern machen, man denke nur an das Indiſche om, und Franz. on. Ueberhaupt vergeſſe man nicht das Geſetz der Continuität in der Natur, nach welchem die Buchſtaben nicht wie unſere Ausſcheidung ſie angiebt, im natürlichen Sprechen vorkommen, ſondern in einem Hinüberfließen, ſo daß auch Vocale und Conſonanten vielfach, und in jeder lebendigen Sprache anders in einander hinüber und herüber ſpielen.

sprache nach Verschiedenheit der Nation, des Schlags, der Gegend, der Individualität sehr verschieden ausfällt.

Der König Psammetichus in Aegypten *), der die Ursprache der Menschen erfahren wollte, hätte darum nicht nöthig gehabt, die armen Kinder nur bei den Ziegen zu lassen; er konnte ihr erstes Wort, als ba oder ma ꝛc. an jedem Kinde hören. Und daß man nun aus ihrem ba oder be, wobei sie vermuthlich noch das Mökern ihrer Ziege nachahmten, ein Wort βεκός, das auf Phrygisch Brot hieß, machte, und daraus den Schluß zog, die Phrygische Sprache sey die erste; das war freilich ein Zusatz, den die Einbildungskraft der Erwachsenen den Kindern lieh.

Nach jenen Mitlautern kommt die Reihe an das l; es bedarf hierzu nur des Andrückens der flachen Zunge nach oben, indem sie sich mit ihrer Spitze, gleich hinter den oberen Schneidezähnen, an den Gaumen gelegt hat, so daß der aus der Stimmritze kommende Laut zu beiden Seiten der Zunge hervordringt, also die Zunge die Luft theilt.

Etwas verschieden hiervon ist das n, welches dadurch gehört wird, daß die Zunge bei dem Laute und bei offenem Munde sich fester an den Gaumen anlegt, so daß der Laut nicht anders als durch die Nase gehen kann. Es kommt etwas später als das l bei den Kindern und verwechselt sich leicht mit dem l, und wenn die Nasenhöhle verstopft ist, wird es leicht ein m.

Das d am Ende läßt gern ein n vor sich hören, weil sich die Zungenspitze gern zuerst an den Gaumenknochen anlegt, ehe sie zum d anstößt; das Kind spricht leichter aus band als bad.

Zum h ist es erst später fähig; sobald es mit dem a spielt, und diesen Laut mit einem Hauche aussprechen kann, wird es im Stande seyn, hand zu sagen. Ein ver-

*) Herodot. 2, 2.

ſtärktes h iſt ch, mehr oder weniger gurgelnd oder ziſchend (gleitend) ausgeſprochen, wobei es auf den folgenden Vocal ankommt, ob dieſer ein i, ein e, oder ein a, o, u iſt; aber der verſchiedene Bau des Stimmorgans bei den verſchiednen Nationen, oder die Einübung macht auch viel dabei.

Das f lernt es in dieſer Periode kaum ausſprechen, weil dazu die Schneidezähne da ſeyn, und die Lippen ſich über die untern legen müſſen, um die Luft nach unten durch zu laſſen. Vielleicht noch eher das verwandte w, wozu aber auch eine eigne Gewandtheit in Erweiterung oder Verengerung des Zungenkanals und der wenig geöffneten Lippen erfordert wird. Das richtet ſich nach dem folgenden Vocal und nach der angebornen beſonderen Organiſation. Die Adſpiration und das Digamma der Griechen, und die Verwechſelung der Ausſprache von w und b gehört daher.

In dem b liegt Anfangs das p; erſt nach längerer Uebung ſondert ſich letzteres aus, indem dabei die Stimmritze weniger mitwirkt, und die Luft im Munde aus den geöffneten Lippen hervorbricht, wodurch es ein Gefühl von mehr Härte als das b gewinnt. Eben ſo das t von dem d, indem das t ebenfalls den Stimmlaut ſchweigen, und nur die Luft, die beim Abziehen der Zunge vom Gaumen ausbricht, wirken läßt. Aber aus dem t kommt dann ſpäterhin das k und das g; die Zunge berührt bei dem k den Gaumen voller, bei dem g hohler, bei welchem auch die Stimme mehr als bei dem k mittönt, während die Zunge mit dem hintern Theile an den Gaumen und mit der Spitze an die untern Zähne rührt; das k fühlt ſich härter; in beiden Buchſtaben iſt die Lage der übrigen Sprachwerkzeuge faſt wie bei dem t; alſo ſcheiden ſich dieſe letzteren erſt mit mehrerer Uebung von dem t aus, und ſelten wird das zweijährige Kind es weiter bringen als zu ſagen Tind (ſtatt Kind), Tall (ſtatt Karl).

Aus der Aussprache des l entwickelt sich bei mehrerer Bildung und Kraft (oft erst gegen das 10te Jahr hin) das reine r; ein Schnarren kann frühe da seyn. Bei dem r zittert die Zunge mit der flachen Spitze gleich hinter den oberen Schneidezähnen an dem Gaumen in einer schnellen Bewegung; bei diesem Buchstaben kommen die meisten Fehler vor, vielleicht ist er am meisten thierischer Laut, der also reinerer Bildung bedarf.

Zu dem s müssen die Vorderzähne helfen, und es bedarf eines geschickten Gebrauchs der Zunge, die sich mit ihrer Spitze an die untern Schneidezähne legt, so daß zwischen diesen und den oberen bei offenem Munde, die Luft heraus sauset. Fehlen die oberen, so leidet seine Aussprache, legt sich die Zunge zwischen die Schneidezähne, so wird es gelispelt, wird es zu weich gesprochen, so giebt es ein Franz. z; zu hart gesprochen, wird es ein sch. Dieser starke Zischlaut entsteht dadurch, daß die Zunge mit der aufwärts gebogenen Spitze an dem Gaumen liegt; Nationen und selbst Provinzen derselben Sprache sind überhaupt in den Zischlauten sehr verschieden. Daher gehören diese Buchstaben zu den späteren, und selten werden sie noch vom dreijährigen Kinde rein ausgesprochen.

Manche Buchstaben, welche das Kind jetzt einzeln ausspricht, vermag es doch nicht nach einander auszusprechen; selbst b und m nach einander erfodern viele Uebung, weil der eine, mit geringem Unterschiede, wie der andere gebildet wird, also die Lippenbewegung des einen leicht in die des andern übergeht, und statt sich zu verändern, sich lieber wiederholt.

Nach diesen physiologischen Grundsätzen ist es sehr interessant, die Kinder in ihrer Sprachbildung zu beobachten. Auch hier wird man finden, wie sich auf ähnliche Art, wie bei dem Gesichtssinne, immer etwas Neues aus dem Unbestimmteren gestaltet.

Die Buchſtaben theilen ſich zwar der Natur nach in Selbſtlauter und Mitlauter, aber, wie bemerkt, durch Uebergänge. In der Mitte liegen die Stimm-Mitlauter, und zwar den Vocalen am nächſten, die ſogenannten liquidae: l, m, n, r, den Conſonanten am nächſten: b, d, g; ganz ſtumme (mutae) ſind: k, p, t; Windlauter (explosivae) ſind: f, h, ch, ſch; Wind- und Stimmlauter zugleich: r, j, w, v, z. Auch laſſen ſich die Mitlauter in Sauſe-, Ziſch-, Brauſe- und Schnarrlaute eintheilen.

Der ganze Sprachvorrath des 2- bis 3jährigen Kindes läßt ſich in folgenden Sylben aufzeichnen:

ab $\begin{matrix}ob\\ub\end{matrix}$ $\begin{matrix}eb\\ib\end{matrix}$ und umgekehrt ba ꝛc. wie auch zuſammengeſetzt bab, bob ꝛc.

am $\begin{matrix}om\\um\end{matrix}$ $\begin{matrix}em\\im\end{matrix}$

ad $\begin{matrix}od\\ud\end{matrix}$ $\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$d, und umgekehrt ꝛc.

al, $\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$l, $\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$l, und umgekehrt ꝛc.

an, $\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$n, $\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$n, und umgekehrt.

af, $\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$f, $\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$f, und umgekehrt.

wa, w^{o}_{u}, w^{e}_{i}.

Und zuſammengeſetzt:

dab, d$\begin{matrix}o\\u\end{matrix}b, d\begin{matrix}e\\i\end{matrix}$b, dam ꝛc. bad, band, b$\begin{matrix}o\\u\end{matrix}d, b\begin{matrix}o\\u\end{matrix}$nd ꝛc.

dal ꝛc. dand ꝛc. bal ꝛc. bam ꝛc. lam ꝛc. land ꝛc. hab ꝛc. hand ꝛc. ham ꝛc.

daf ꝛc. baf ꝛc. laf ꝛc. maf ꝛc. haf ꝛc.

ſam ꝛc. ſab ꝛc. ſand ꝛc. ſal ꝛc. wam — wab — wand — wal ꝛc.

Dieſe Sylben ſtehen hier hauptſächlich wegen des Elementarunterrichts im Leſen, wovon man jetzt viel ſpricht, und oft ohne an die Entwickelung des Organs genugſam zu denken.

Mit ihnen verbindet sich freilich die eigene Organisation und der Nachahmungstrieb, so daß sie sich verschieden modificiren; und hieraus erklärt es sich, daß nicht nur die Nationen verschiedene Sprachen, und die Bewohner verschiedener Gegenden verschiedene Mundarten haben, sondern auch jede Familie ihr Eigenthümliches in der Sprache, ja jeder einzelne Mensch dasselbe hat. Die weiteren Entwickelungen, in grammatikalischer und ästhetischer Hinsicht, kommen erst bei Gelegenheit der künftigen Jahre vor. Wie in dem liebevollen Kinde die Sprache noch in höherem Sinne Muttersprache wird, haben wir schon bei der vorigen Periode bemerkt.

Auch fängt nunmehr das Stimmorgan an, sich zum Gesange zu entwickeln. Dieser (cantus) ist das Wechseln der Töne nach der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Langsamkeit und Geschwindigkeit, doch im Tacte und Rhythmus, also der Gebrauch der Stimme als Musik *).

Uebersicht.

Die Entwickelung des Kindes ist ein Heraustreten des Endlichen zum Streben nach dem Unendlichen. Aus dem unbestimmten Zustande der Ungeschiedenheit gestaltet sich alles Menschliche nach und nach, und darin bewegt sich vom Anfange das Göttliche, und je mehr es darin wirkt, desto mehr wird es in dem höheren Streben sichtbar.

---

*) Schall, Laut, Ton sind nicht gleichbedeutende Worte. Die Töne sind die musikalischen Laute, nach der Höhe und Tiefe, und auch innerlich (der Qualität nach) von jedem andern Laute verschieden. Nur das Stimmorgan der Menschen und der Singvögel ist zu diesen musikalischen Lauten geeignet, aber der Mensch ist unendlich gesangreicher als diese, theils wegen des großen Umfanges seiner Töne, da z. B. eine Catalani 3½ Octaven umfaßte, theils wegen des Musikalischen seiner Seele.

In dieſer Anſicht gewinnt das ganze Daſeyn des Menſchen, und insbeſondere das Mannigfaltige in den Entfaltungen der Jugend ſeine Einheit. Hierauf konnten wir alles, was uns in dem Kinde vorkam, zurückführen: allein begreiflich iſt es, daß wir überall auf das Unerklärbare ſtoßen mußten; denn von Anbeginn iſt es das Werden eines Geiſtes in dem organiſchen Körper; und in uns ſelbſt bleibt ſtets eine unerforſchte Tiefe.

So iſt unerklärbar die Erzeugung des Menſchen; ſo das Freithätige in dem erſten Sehen, in dem Hören, in allen Sinnen, und überhaupt in der Aufmerkſamkeit; ſo das Verhältniß der Sinne, ſo wie des ganzen körperlichen Organiſmus, zum Geiſte; ſo die Sprache; ſo die Erſcheinung der Liebe in dem erſten Lächeln; u. ſ. w. Die Anfangspunkte von allem dieſem werden ewig dem Menſchen ein Geheimniß bleiben, weil ſie an der Grenze des Endlichen liegen, da wo es das Unendliche berührt: ſind ſie aber nur aufgefaßt, ſo erklärt ſich daraus die Reihe der Entwickelungen, wie in dem Gewächſe, wenn einmal Keim und Bildungstrieb da iſt. Nun aber entdeckt ſich uns in dem Menſchen auch überall ein Unendliches jenſeits, wohin die Tendenz der Kraft geht, nach vollendeter Geſtaltung des Endlichen. Wir wollen es beſtimmter anſehen.

1) Das Kind ſah in dem Lichtmeere nach und nach das Beſtimmtere heraus; es wurde ihm erſt Licht, dann ſchied ſich ihm das Hellere und Dunklere, dann entſtanden ihm Farben und Formen vor den Augen, bald ſah es Himmel und Erde mit ihren Geſtalten, es hielt das Bleibende in dem ſich Bewegenden feſt, nun ſtand die Welt vor ihm da, und endlich fand es ſich ſelbſt in dieſer Welt, als das Bleibende in allem Wechſel. Damit dämmert nun der Gedanke der Gottheit und Ewigkeit hervor, und in allem das Hinſchauen nach dem Unendlichen. So wie wir in unſern Kinderjahren unſern Geſichtskreis ſahen, ſchwebten unſere Blicke um den Rand

des blauen Horizonts, und eine neue unbekannte Sehnsucht sagte in uns: Jenseits! Dieses Jenseits hinter den fernen Bergen oder hinter dem weiten Meere erfüllt schon den Knaben mit wunderbarem Verlangen. Wie in der Kindheit der Welt jene Dichtungen von glückseligen Inseln und andern Paradiesen nach andern Himmelsgegenden entstanden, so erblühen sie immer noch in jeder Kinderseele, welche den Zug zum Unendlichen stärker fühlt. Und wenn die Kraft bei dem Anschauen des gegenwärtigen Gegenstandes über allen gereizten Zustand hinaus ist, nach vollendeter Jugend, und wenn dieser Gegenstand selbst die Vollendung der Form hat, welche der Vollendung des Geistigen entspricht: so winkt uns in ihm die Schönheit zur höheren Welt.

2) Durch das Ohr rauscht das Meer des Unendlichen nach dem Geiste hin. Dieser will auffassen, aber er kann nur Endliches auffassen, da merkt das Kind auf und hört Einzelnes heraus, und immer Mehreres und immer leiser und unterscheidender. Es vernimmt die Menschenstimme, und ahndet darin die Geisterwelt. Die Sprache regt in ihm eine neue Welt auf, worin es immer durch schärferes Aufmerken und Denken das Unendliche vernichtet und gestaltet. Aber was in der Kindheit der Welt geschah, daß das Wort und die Sage die Phantasie zu einer Welt von ihren Schöpfungen anregten, und durch den Gehörsinn der innere Sinn fürs Wunderbare belebt wurde, das werden wir auch an unserm dreijährigen Kinde bemerken. Verlieren sich nun diese Morgenträume vor der wachen Vernunft, so ergreift doch noch immer die Allgewalt der Musik das Gemüth, und zieht es zum Unendlichen hin.

3) Das Licht ist der erste Aufruf zur Geistesthätigkeit, hierauf der Schall. In dem Sehen beweiset der Geist mehr seine Kraft, alles endlich zu machen als in dem Hören, denn vor den Augen steht uns alles hell und deutlich, wenn in dem Ohre die Phantasie mehr dunkel

angeregt wird. Jener Sinn iſt darum mehr der Sinn fürs Weltliche, dieſer mehr für das Myſtiſche. Allein wir ſchauen doch auch im Geſichtskreiſe, wo Himmel und Erde zuſammen fließen, und in der Schönheit eben ſo gut nach dem Unendlichen hin, als wir in unſerer Verbindung mit der Geiſterwelt durch das Gehör zur Tiefe des Geiſtigen hingezogen werden. In den beiden Sinnen ahndet das fromme Gemüth die Gottheit, wie von Anbeginn, ſo jetzt; wie der Erwachſene, ſo das heranwachſende Kind. „Gott ſprach: es werde Licht, und es ward Licht.“ — Die Erhabenheit dieſes Ausdruckes iſt nur durch ihn ſelbſt auszuſprechen. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes — es iſt keine Sprache noch Rede, da man ihre Stimme nicht höre — ihre Rede geht an der Welt Ende ꝛc.“ So der heilige Sänger des Morgenlandes. Und welcher Leſer der Griechen fühlt nicht in ihren Dichtungen, wie ſich auch hier den beiden Sinnen, am meiſten aber dem Geſtaltenſinne, das Unendliche eröffnet. Möge der Sinn unſerer Jugend die Weihe der Frömmigkeit vom früheſten an erhalten, daß Licht und Laut das Bewußtſeyn des Ewigen hervorrufe!

Grauſenvoll iſt der Natur nach die Finſterniß, Phantaſieerregend das Halbdunkel, ſchrecklich das Ende aller Dinge, und unwürdig der Menſchheit das Unterliegen im Irdiſchen: dagegen wird ſtets den Geiſt erheben der Sternenhimmel über ihm und das Bewußtſeyn des Göttlichen in ihm, und unverlierbar ſoll ihm bleiben der Glaube an Gott und ewiges Leben, an Himmel und Verklärung. Das Kind wird zum Lichte auf der Erde geboren. Als ein Jüngling, dem daſſelbe von ſeiner Geburt an verſchloſſen war, durch eine Staaroperation das Geſicht erhielt, und das Licht in ſeine Augen drang, rief er entzückt: „Ich ſehe die Majeſtät Gottes!“ Das erinnere uns an ein Erwachen zu einem noch höheren Lichte.

4) Sobald das Kind seiner Sprachkraft inne geworden ist, so scheint es darin, und überhaupt im Gebrauche der Stimme, seine größte Stärke zu fühlen. Hierin bleibt es aber lange im gereizten Zustande, denn es hört und lernt immer Neues, und immer hat es mehr auszusprechen. Im Anfange, wenn noch die Fluth der ungeschiedenen Eindrücke einströmen, ist der Schrei gleichsam das umfassende Wort für das Alles, Aeußeres und Inneres zusammenbegriffen; und so wie sich ihm das Aeußere gestaltet, so werden ihm die Laute auch bestimmtere Bezeichnungen. Das erste Wort ist das Mutterwort (matrix) aller folgenden, und des ganzen Sprachreichthums; wie aus der Wurzel das Gesproß hervortreibt, immer Neues aus Neuem, Frisches aus Frischem. Daher bedeutet auch das erste Wort des Kindes noch ungeschieden sein Gemüth und die Welt, und in Beziehung auf das Object zugleich Gattung, Art und Einzelwesen, in der Mehrzahl und in der einfachen Zahl, den Naturlaut mit dem der Menschen umher sich vermischend. Und immer fließt sein Inneres ein, so z. B. wenn es ruft: „Mutter!" so sagt es zugleich: „ich will bei dir seyn, ich will das haben," oder so etwas; wenn es sagt: „der Hund!" auf ihn hindeutend, so liegt darin, daß es ihn fürchtet, oder daß er ihm gefalle ꝛc. Erst mit dem Selbstbewußtseyn scheiden sich die Worte für das Innere aus, und die Bezeichnungen der Außendinge nähern sich dem Verstande der Erwachsenen. Das dauert aber noch eine gute Zeit hindurch. Die um das Kind sind, (oder Kinderbücher schreiben) wollen das so selten begreifen, ja, die wenigsten Menschen verstehen die Kindersprache. Verstehen sich doch die Gelehrten so selten auf die Sprache der früheren Welt, und ist sie eine andere als Kindersprache? Einer unserer sprachkundigsten Kenner des Alterthums mag hier reden*):

*) Friedrich Creuzer, die histor. Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung.

„Der Vortrag der älteſten Lehre und Meldung konnte doch wohl kein anderer ſeyn, als ihn das äußerſt unbeugſame Organ einer Sprache darbot, die auf dieſer Stufe faſt ganz Bild und Empfindung war ꝛc. — Die Beſtätigung dieſer Anſichten finden wir in ausdrücklichen Zeugniſſen des Alterthums. Vielſeitigere Bemerkungen bieten ſich dar, wenn man ſich das Weſen der älteſten Denk- und Sprechart aus den noch vorhandenen Spuren entwickelt. Hier zeigt ſich eine Welt von ſymboliſchen Erſcheinungen ꝛc. — Auch ſcheint die Sprache durch die anſchauliche Beharrlichkeit des Symbols zuerſt von dem Erzeugniß der Bildnerei zu ihrem eigenthümlichen Weſen, der Darſtellung in der Folge, überzugehen ꝛc. — Es iſt bequemer, in dem ſchmeichelnden Selbſtgefühle eigener Mündigkeit auf jene Bilderwelt verachtend herabzublikken, als in ihr bleibende Naturgeſetze des Geiſtes aufzuſuchen. Deswegen hat die bisherige Erziehungslehre ſich entweder, wiewohl nie ungeſtraft, von jenen Geſetzen gänzlich losſprechen zu können geglaubt, oder doch im Ganzen wenig gründlichen Gebrauch davon gemacht" ꝛc. — Und nachdem ſich dieſer Gelehrte darauf bezogen, daß „das Auge aus heller gegenwärtiger Umgebung berichtet, aber das Ohr der Sinn des Wunderbaren iſt" (wobei Leſſing und Herder angeführt werden), „deſſen Empfindungen unbeſtimmter ſind, und nicht in gleich entſchiedener Nähe erſcheinen" — ſo folgert er: „Verſchwindet nun der vernommene Laut in eine unabſehbare Ferne, ſo wird die idealiſirende Kraft der Seele noch lebhafter angeregt, und die Sage geht ins Gebiet der freieren Dichtung über. Auch die Sprache, deren der Naturmenſch mächtig iſt, theilt der Sage dieſes ſeltſame Anſehen mit. Anfangs mangelt wohl der eigentliche Ausdruck des Geiſtigen gänzlich" ꝛc.

Ganz natürlich, denn Anfangs iſt alles, das Geiſtige und Körperliche, ungeſchieden. Wie es ſich nun aber doch wieder in dem Kinde, worin ſich die reine Na-

tur frei entwickelt, etwas anders verhalte, als in jenem rohen Halbwilden, der nun zum Aussprechen des Geistigen und Körperlichen gelangt, und in seinem Bildungsgange bald dieses hinüber, bald jenes herüber zieht, das muß sich bei der Entwickelung der weiteren Jugendjahre zeigen. Genug, das dreijährige Kind geht in Absicht seiner Sprache auf ähnliche Art, wie ein Volk auf jener Stufe, in sein mythisches Alter über; und in dem ganzen Leben des höher strebenden Menschen ist auch bei dem Triebe, sich oder die Außenwelt auszusprechen, die Sehnsucht zum Unendlichen unverkennbar. Darum ist es ein Beweis von weiser Selbstbeschränkung, das Heiligste und Innerste für unaussprechlich anzuerkennen. Denn so wie es ausgesprochen wäre, so wäre es ein Begriffenes, d. i. ein Endliches, geworden. Dagegen hat das Verbot einen tiefen Sinn *): „Du sollst den Namen Gottes nicht entheiligen!" Darum bleibt die Vereinigung von Geist und Buchstaben ein Geheimniß, darum kann das Wesen der Religion und Tugend, und darum auch der Genius keine Sache des Lernens seyn, wenn gleich die Darstellungen dieses Höheren nur durch Bildung gelingen; darum steht der Dichter so hoch; darum offenbart sich in einem Lakonismus, wo das vielsagende und durchgebildete Wort gleichsam wieder in die Anschauungsfülle der Kindheit zurückkehrt, vollendete Gelehrtenbildung; und darum endlich sind der Verstandesmensch und der Mystiker zwei entgegengesetzte Pole, die sich nimmermehr verstehen.

5) Alle Erkenntniß des endlichen Geistes ist discursiv. Sie geht vom Einzelnen zum Einzelnen, im Bestimmen, Begreifen desselben immer weiter, als Verstand, und darin sucht sie Einheit im Ganzen, als Vernunft. Hierin ist also die Tendenz zum Unendlichen ebenfalls klar. Wo die Denkkraft einseitig als Verstand

*) Vgl. Gesch. d. Erz. S. 171. von der Hebräischen Sprache.

wirkt, da iſt und bleibt der Menſch allzu weltlich, ohne jenes höhere Streben: wirkt ſie aber einſeitig als Vernunft, ſo glaubt der Menſch den Gegenſtand aller Gegenſtände erfaßt zu haben, und — umarmt eine Wolke ſtatt der Juno. Dieſes, gleichſam allzuviel Geiſt in dem Menſchen, macht ihn am Ende zu einem Myſtiker, der ſich in dem Pantheiſmus verliert *). Die Idee der Gottheit iſt alſo allerdings das Höchſte alles Denkens; und erſt dann, wenn der endliche Geiſt den unendlichen begriffen hätte, dürfte die Philoſophie ſich rühmen, alles gefunden zu haben. So aber bleibt es ſtets bei dem Suchen, und wenn es gut geht, d. h. wenn die Denkkraft als Verſtand und Vernunft harmoniſch wirkt, nähert ſich die Menſchheit der Vollendung der Wiſſenſchaft an **). Einſeitigkeit iſt in dem einen wie in dem andern Trägheit, und wirft mehr zurück als ſie fördert. Nur der geiſtig geſunde und energiſche Menſch bringt in ſeiner Erkenntniß zu den Höhen der Wahrheit. — Das Element von jener Harmonie des Verſtandes und der Vernunft dämmert ſchon in dem erſten Sehen des Kindes hervor.

6) Das Geniale eines Menſchen iſt die Tendenz zum Unendlichen in ſeiner Darſtellungskraft. Sein Grund liegt in dem Unbegreiflichen, und wer kann das Göttliche darin verkennen? Doch iſt es dem Göttlichen der Liebe untergeordnet; oder iſt es in dem tieferen Grunde mit ihr Eins und daſſelbe, nur daß es der Menſch blos als Darſtellungsgabe in ſich beſchränkt hat?

Der Menſch wird den Menſchen nie ergründen, aber ewig wahr bleibt es, daß nur das Streben zum Unend-

*) S. Geſch. d. Erz. S. 51. 69. 99. die Yogi und Sufi u. ſ. w.

**) Das war der Begriff der Philoſophie bei Pythagoras und Platon; Geſch. d. Erz. S. 310. 405.

lichen in aller Entwickelung des Menschen das Vortreffliche sey.

So ist denn nun bis zu Ende dieser Periode die Welt vor den Augen des Kindes gleichsam geworden, und es hat sich selbst darin gefunden. Wie in der Entwickelung des Gesichtssinnes sich allmählig aus dem Lichtnebel alles herausscheidet, bis zum hellen Erscheinen der Umrisse, Farben, Gestalten, und endlich des zusammenhängenden Ganzen der mannigfaltigen Gegenstände, das können wir Erwachsene immer noch bei uns im Kleinen bemerken, wenn wir aus einem düsteren Zustande des Sehens allmählig zum hellen Anschauen uns ermuntern, oder etwa aus einer Düsternheit zu uns selbst kommen. Außer uns stellt sich uns das Bild jener Entwickelung in uns täglich dar, an jedem Morgen. Mit dieser Periode des Kindes geht also im eigentlichen Sinne die Morgendämmerung seines Lebens zum helleren Tage über.

Wir können uns auch zum Theil bis in jenes Lichtwerden zurück erinnern, welches von dem Selbstbewußtseyn an möglich wird. So weiß der Verf. noch, als wäre es gestern gewesen, wie er auf einem Steine stand und vorwärts in ein Gefäß mit Wasser fiel; dieses war das helleste Moment, das folgende plötzlich entschwunden; er war damals genau 2 Jahr alt. Ferner schwebt ihm eben so hell in der Erinnerung vor, wie er eben in die Stube getragen wurde, in welcher ihm der Anblick und Geruch der geschlachteten Schweine entgegen kam, und einen so schrecklichen Eindruck auf ihn machte, daß, als er bald darauf krank ward, er in dem Phantasiren die Fleischstücke sich bewegen sah, und auch dessen erinnert er sich noch deutlich, ja jener widrige Geruchseindruck ist ihm noch lebhaft gegenwärtig; er war damals ein Kind von 2½ Jahren.

Solche einzelne Puncte, welche ſich im Erwachen zum Selbſtbewußtſeyn vorzüglich hell hervorhoben, ſind es, die uns jetzt noch deutlich aus dunkler Ferne hervorſchimmern. Auch hier dieſelben Naturgeſetze: erſt Einzelnes noch im Ganzen verſchwommen, dann beſtimmtere Geſtalten, endlich reiht ſich alles zu einem ausgebildeten Ganzen zuſammen. Die Sonne geht über der Erde auf.

Zeichen.

a. Die Naturart.

Wir haben in den einkeitenden Grundbegriffen ein mehrfaches Naturell angenommen, indem die Natur in jedem ihrer Einzelweſen irgend eine Richtung vorherrſchen läßt, und ſich ſo bei jedem Menſchen von ſeinem Beginnen an entweder eine mehr herauswirkende oder mehr in ſich gekehrte Menſchennatur entwickelt, wovon denn jede wieder nach dem Verhältniſſe der Einwirkung und Gegenwirkung in zwei beſondere Naturelle aus einander geht. So haben wir vier angenommen an der Stelle der Temperamente, welche theils krankhafte, theils erſt ſpäter erzeugte Beſchaffenheiten ſind *), je nachdem die

---

*) Temperamentum (zu unterſcheiden von complexio) κρᾶσις, iſt eine alte Idee, ſo wie auch die Annahme von 4 Temperamenten. Nach Hippokrates und Galenus, ſo auch nach Ariſtoteles ſind ſie: κρᾶσις θερμὴ κ. ξηρά, κρ. ὑγρά, κρ. ψυχρά, κρ. ξηρά; temper. calidum et siccum, t. humidum, t. frigidum, t. siccum; das warme und trockene, das feuchte, das kalte, das trockene Temper. oder, mehr nach krankhaften Zuſtänden: das choleriſche, das ſanguiniſche, das phlegmatiſche, das melancholiſche. Die Humoralphyſiologie liegt zum Grunde, darum iſt es zu verwundern, daß man dieſe Temperamentslehre nicht mit derſelben, die ſchon längſt verworfen iſt, aufgegeben, und dafür eine mehr dynamiſche angenommen hat, welche ſchon in einer Idee Platons zu finden wäre (ſ. Geſch. d. Erz. S. 397 fgg.) Für die Praxis ſind

Natur, welche das Kind mit auf die Welt gebracht, durch Zufall und Abſicht, Lebensweiſe und Erziehung, u. ſ. w.

---

ohnehin ſchon längſt jene Temperamente verſchwunden; wußte doch ein Leibnitz nicht einmal das ſeinige zu erkennen, und wenn Herbart (Pſychol. als Wiſſenſch. 2ter Th. S. 118.) gewiſſe Thiergattungen zu Repräſentanten der 4 Temper. macht — „das phlegmatiſche Rind, der ſanguiniſche Singvogel, der choleriſche Hund, die melancholiſche Eule“ — ſo möchten wir darin einen Humor des Philoſophen finden, und erwarten, daß jeder Rind und Hund u. den Vogel der Athene verſchmähen, und alle, die ihm lieb ſind, lieber der Philomele zuweiſen werde. Der vielſeitige Anthropolog Platner wollte damit den Temperamenten ins Leben helfen, daß er die Vierzahl verdoppelte, und ſogar auf ein Böotiſches und auf ein Attiſches, ſogar auf ein hektiſches gerieth! Und doch ſind auch da immer Miſchungen aus Miſchungen nöthig, ſo daß am Ende ſtatt der Scheidung in die 4 Elemente ein Chaos in dem Menſchen (Mikrokoſmus) erfolgt. Dagegen lenkte der Phyſiolog Metzger zu dem Naturgeſetze der Zweitheilung ein, indem er nur 2 Temper. annahm, das rege und das träge (die heraus od. die herein gekehrte Richtung der Kraft?) was nur zu wenig Specification giebt. Der naturphiloſophiſche Phyſiolog Ackermann nannte Temperament das Verhältniß der automatiſchen u. animaliſchen Erregung, und nahm hiernach 2 an, worin jede faſt allein waltet, und weiter 2, worin eine Erregung nur vorherrſcht, das käme der in dem Organiſmus der Menſchenkraft begründeten Eintheilung noch näher, wenn dieſe Kraft vollſtändig und nicht in ihrer niederen Halbheit aufgefaßt wäre. Der beſonnene Phyſiolog Rudolphi erklärt Temperam. als die Beſonderheit, Individualität jedes Menſchen in ſeinem ganzen Organiſmus, od. ſein eigentliches Seyn, das ſich hauptſächlich auf angeborne Anlagen gründet, aber durch die Verkettung von Geſchlecht, Alter, Klima ꝛc. näher beſtimmt wird. Aber dann gäbe es ſo viele Temperamente als Individuen, d. i. unendlich viele. Man verſteht aber unter jenem Worte nicht die Individualität, ſondern gewiſſe Gattungen, unter welche man ſie, und nur nach ihren Naturanlagen, claſſificiren möge. Darauf geht denn auch dieſer Naturforſcher ein, und nimmt 8 Temperamente an: 1) „das ſtarke, oder Normaltemperam. in geiſtiger Entwickelung des Phyſiſchen und Moraliſchen, mit Erkennen der eigenen Kraft u. großer Unabhängigkeit von äußeren Einflüſſen beſtehend (das iſt aber ſchon Bildung u. zwar Ideal!), 2) das rohe, athletiſche, Böotiſche — geringe Beweglichkeit des ſtarken, feſten

vielfach verändert worden. Daß unſere Eintheilung dem Pädagogen beſſer diene, wird man in der Erfahrung anerkennen, aber hierzu muß jedes Naturell ſo charakteriſirt ſeyn, daß man es bei dem bis zum Selbſtbewußtſeyn entwickelten Kinde beſtimmt aufzufinden im Stande ſey. Das geſchieht auch im gemeinen Leben öfter, als man vielleicht denkt, denn man redet von dem aufgeweckten oder in ſich gekehrten Knaben, von dem lebhaften oder ſinnigen Mädchen, von feurigen, raſchen, wilden, und von gelaſſenen, ruhigen, langſamen jungen Leuten. Unſere Sprache beſitzt hierin einen Reichthum, und das deutet doch auf eine Unterſcheidung der Naturen, welche

---

Körpers, bei wenigen geiſtigen Anlagen (eine ſtiefmütterliche Natur?), 3) das lebhafte — große Beweglichkeit u. Empfänglichkeit bei günſtigen phyſiſchen u. moraliſchen Anlagen (welche wären die? das iſt vielmehr ſchon Bildung ꝛc.) 4) das unruhige — große Beweglichkeit eines günſtig entwickelten Körpers (wozu doch der Gymnaſt verhilft?) bei geringen geiſtigen Anlagen (?), 5) das ſanfte — milde, große Ruhe des ſonſt ziemlich günſtig entwickelten Geiſtes, bei mittelmäßiger oder ſchwacher Entwickelung des Körpers (alſo muſiſche Bildung ohne gymnaſtiſche?); 6) das träge — phlegmatiſche, große Trägheit u. Schlaffheit von der phyſ. u. moraliſchen Seite (d. i. Verwahrloſung von Seiten der Erziehung!); 7) das furchtſame, zarte, hypochondriſche — große Empfänglichkeit des über den Geiſt herrſchenden wenig entwickelten Körpers (krankhaft und verwahrloſt!); 8) das finſtere — ſchwermüthige, große Empfänglichkeit des den Körper beherrſchenden, oft zerſtörenden Geiſtes (höchſt krankhaft und verbildet!). Alles das legt vor Augen, daß von blos phyſiologiſcher Seite die ſogenannten Temperamente nicht begründet werden konnten, da es den größten Männern des Faches nicht gelungen iſt, daß man alſo aus der Geſammtkraft des Menſchen die Eintheilung der Naturen, die man von Alters her dunkel gekannt hat, deutlich zu machen verſuchen muß. — Der Pädagog Map (Kunſt der vern. Kinderzucht), hat zuerſt der Naturelle in pädag. Beziehung gedacht, aber Gewordenes u. ſogar Verdorbenes mit den Anlagen vermiſcht, wenn er ſie z. B. in die hitzigen, gelaſſenen, langſamen eintheilt, aber auch in die gelehrigen u. ungelehrigen, ehrlichen u. boshaften, und noch dazu in die großen, mittelmäßigen u. kleinen Geiſter.

freilich mehr gefühlt wird, als genau durch Merkmale zu erkennen ist, zwar ähnlich der Physiognomik, aber sicherer.

Wir können indessen bei dem dreijährigen Kinde noch nicht zu einer zuverlässigen Kenntniß seiner Naturart gelangen *), weil sich diese erst durch die ganze Jugend hindurch entwickelt; nur dürfen wir die Hauptmerkmale einer jeden anzuzeichnen versuchen, um sie nachmals entweder zu berichtigen, oder weiter auszuzeichnen, und hiernach denn auch in die zwischenliegenden Abstufungen einzugehen.

1) Im Allgemeinen das mehr herauswirkende Naturell, und diesem gegenüber das mehr empfängliche. Ist das Kind unruhig, leicht bewegt, sträubt es sich etwa stark, sucht es immer etwas zu treiben, unternimmt z. B. der Knabe jetzt schon gern etwas, sey es zu machen oder zu zerstören, so ist er offenbar in die erste Abtheilung zu bringen, dagegen das ruhige, stille, nicht leicht erregte, aber doch wohl aufmerksame Kind in die andere.

2) Das erste (aufgeweckte) Naturell scheidet sich in das feste und lebhafte. Jenes ist in diesem Alter noch schwerer zu erkennen, und etwa nur an dem stärkeren Widerstäuben des Kindes, auch wohl an Bestimmtheit in Entschlüssen und deren Ausführung, an Beharrlichkeit, Nachsinnen, u. dgl. zu vermuthen. Das lebhafte aber äußert sich wohl am früheſten durch das leichte Aufgeregtwerden, wenn das Kind etwa schnell von einem Eindrucke ergriffen wird, den es dann eben so schnell bei dem andern wieder entschwinden läßt, wenn es eifrig hört, sich bald aber wieder wegwendet, in dem Bilderbuche immer

*) Der Verf. durfte sich für seinen Versuch einer Eintheilung der Naturelle der Zustimmung J. P. Richters in seiner Levana, und eines J. M. Sailer in seinem Erziehungsbuche, und hier in praktischer Beziehung, erfreuen, aber auch seiner eigenen Erfahrung. Er selbst hat von sich in frühen Jahren schon wohl gewußt, wohin seine Natur gehöre, und bei seinen Zöglingen ist er kaum hier oder da in Verlegenheit gekommen; kurz, er hat sich von der Anwendbarkeit der Classification überzeugt.

unruhiger blättert, aus Einem immer ins Andere kommt, augenblicklich geht, läuft, folgt, ſpricht, aber auch voreilig in ſeinem Thun und Treiben iſt, etwa auch leicht weint, lacht, zürnt, um ſich ſchlägt, und wieder gut wird, u. dgl. Nur ſey man vorſichtig im Urtheile, damit man die dieſem Alter überhaupt zukommende Lebhaftigkeit nicht für eine beſondere, und die vorübergehende nicht für die bleibende halte.

3) Die empfänglichen (ſtillen) Naturen laſſen ſich ſchon ſchwerer in die beiden Gattungen, die weichen (ſanften) und die innigen (tiefen) in dem Kindesalter unterſcheiden. Ruhiges Hinſehen, Hinhören, Aufmerken, Gehorchen, Hingeben, vielleicht bereitwillige Thränen im Auge, mit bald erlöſchendem Eindrucke, bezeichnen mehr die erſte, dagegen Feſthalten des Eindruckes, ſtilles Nachſinnen, Anſchein von Kälte, Verſchloſſenheit, zurückgezogenes Weſen mehr die zweite Gattung.

Aber gerade dieſe vierte hat jetzt noch vieles mit der erſten, der feſten und tiefen Naturart gemein, welche ſich erſt mit Entwickelung des Charakters offenbaren kann. Daher ſind die Merkmale nur erſt auf das eine oder andere hindeutend, und in Verbindung mit den übrigen Aeußerungen des Kindes beſtimmend. Wir können hierzu nur auf folgendes aufmerkſam machen, wodurch ſich eine feſte energiſche Natur ankündigen möchte. Man bemerkt da wohl: Ruhe, Ernſt, Unverdroſſenheit, Leichtigkeit im Thun, etwas Unbeſtimmtes, manchmal ein ſtilles Sinnen bis zum Selbſtverlieren, viel Unerklärbares, indem das Kind manchmal ſeinen eignen Weg geht, dann wieder ſeine beſonderen Launen hat, wohl manchmal für dumm gehalten wird, zuweilen Lichtblicke einer wunderbaren Phantaſie, dann wieder getreues Aufmerken, vorzüglicher Ausdruck in den Geſichtsmienen. Feſte Entſchloſſenheit in ſeinem Thun und Weſen dabei verkündigt einen ſtarken Charakter, ausgezeichnete Thätigkeit im Se-

hen, oder Hören, oder geistvolles, auch phantasievolles Sprechen, oder Geschicklichkeit in den Geberden, oder insbesondre in den Händen deutet auf Talent.

Auch hier wird vieles durch die Vergleichung mit andern Kindern, insbesondre mit Geschwistern, wenn z. B. eins sehr aufgeweckt, das andre auffallend still ist, sichrer erkannt.

In dieser Periode müssen sich die Kinder der verschiedenen Nationen schon sehr merklich unterscheiden; so mögen wohl die Französischen im Durchschnitte um ein gutes lebhafter seyn, als die Deutschen, aber auch unter diesen findet sich vermuthlich das lebhafte Naturell häufiger als irgend ein anderes. Wir möchten die Hälfte der jungen Leute in Deutschland diesem zutheilen, und den übrigen dreien die andre Hälfte so, daß der kleinste Theil der ersten Naturart zufiele. Doch dieses nur muthmaßlich nach Bemerkungen in Schulen, und wegen des Nationalzugs, der Gemüthlichkeit *).

Alles dieses gilt von gesunden Kindern, und von dem Ganzen ihrer Entwickelung; denn einzelne Momente, oder ein krankhafter Zustand lassen oft etwas bemerken, das nur vorübergehend ist, und gar nicht in der Natur des Kindes liegt. So können auch die Erscheinungen des lebhaften, wie des empfänglichen Naturells, sich einzeln alle bei dem festen finden, da dieses nicht durch stärkeres Bewegtwerden von dem Aufnehmen des Eindruckes abgehalten wird.

Der Knabe und das Mädchen äußern sich hierin verschieden. Der Knabe muß der Natur nach sich stär-

*) Hierin ist noch vieles für Nationalität und Geschichte zu erforschen, wodurch es z. B. begreiflich wird, warum die energischen Naturen, die von Zeit zu Zeit auftreten, bei der einen Nation besser oder leichter, bei der andern unglücklicher wirken. Was sollte auch aus einem Volke werden, dessen Söhne lauter Alexander wären? und was dann aus der Welt?

ker bewegen, als das Mädchen, wenn auch dieses ein lebhafteres Naturell hätte, als jener.

Auch die Fehler und Tugenden dienen zur Erforschung des Naturells. Hang zum Eigensinne ist dem empfänglichen eigen, aber auch Hang zum Frohsinne und Sanftheit, dagegen Hang zum Eigenwillen, zum Rechthaben, zum Zorne, zur Heftigkeit verräth das aufgeweckte; dabei deutet ein starker Thätigkeitstrieb, ernster Gehorsam, Ereifern über das Unrecht auf Festigkeit. Geschwindes unruhiges Laufen, leichtes Fallen, beständige Beweglichkeit, bezeichnet das lebhafte; je nachdem das nun mit Umständen begleitet ist, verkündigt es eine Neigung zur Lustigkeit, zur Zerstreuung, zum Leichtsinne, aber auch zur Emsigkeit. Vieles und schnelles Sprechen, das leicht zum Stottern führen kann, zeigt meist Voreiligkeit des Denkens und Urtheilens, öfters auch Mangel der Innigkeit, und überhaupt eine mehr lebhafte Natur an. Erschrickt das Kind leicht, kommt es leicht außer sich, sey es nun vor Freude oder vor Traurigkeit, so wird es wohl ein innig bewegtes, auch etwa ein tiefes Gemüth, aber schwerlich ein energisches entwickeln. Die Beschaffenheit der Nerven, ob mehr Spann- oder mehr Empfindungskraft, kommt ebenfalls hierbei in Betracht.

An manchen genialen Menschen hat man ein sehr frühes Hervortreiben bemerkt, dagegen wurden manche Kinder in den ersten Jahren für dumm gehalten, in welchen doch eine vorzügliche Geisteskraft lag. Darüber läßt sich wenig in Regeln fassen. Aristoteles schrieb vorzüglichen Menschen, wie dem Sokrates, Platon, Herkules ꝛc. das melancholische Temperament zu; das wären nach unserer Ansicht energische, feste und zugleich tiefe Naturen, mehr oder weniger durch Innigkeit gemäßigt.

Wir dürfen aber bei allem dem nicht vergessen, daß die Kinder sich noch weniger, wie die Erwachsenen, scharf

in dieſe Claſſen ſondern, und daß überhaupt auch unter den Gewächſen die Gattungen und Arten in Farben und Formen durch vielfache Uebergänge in einander fließen.

Das Forterben mancher Anlagen zeigt ſich auch oft im Naturell. Die Eltern können es um ſo leichter in ihrem Kinde auffinden, wenn ſie es anders aufmerkſam und unbefangen genug beobachten.

Zweite und dritte Periode.

Das Knaben- und Mädchenalter; der Jüngling und die Jungfrau.

I. Wachsthum des Körpers.

Das dreijährige Kind hat beiläufig die Hälfte der Größe, zu welcher es, wenn alles gut geht, auswachsen wird. Der ganze Organismus hat sich in allen Theilen gestaltet, aber noch in keinem vollendet. Er dehnt sich nach und nach in dem Umfange mehr aus, bis die Länge des jungen Menschen ihr Höchstes erreicht, aber zugleich formt sich die Gestalt, und die Theile treten in ihr Verhältniß. Während dessen, und noch weiter hinaus, gewinnen diese Theile auch ihre verhältnißmäßige Festigkeit. Dieses zusammen in der Entwickelung des Organismus nennt man den Wachsthum. Er ist der Länge nach bei dem Manne mit 25 Jahren und bei dem Weibe mit 18 bis 20, oft auch bei jedem Geschlechte früher vollendet, aber die innere Befestigung geht noch fort, oft bis zum 40sten Jahre. Von dieser Zeit an zieht sich die Natur wieder von ihrem Höchsten dadurch zurück, daß die zunehmende Befestigung der festeren Theile über das Verhältniß hinausgeht, die Knochen werden mehr von Knochenmaterie, und in dieser mehr von Kalkerde zu immer größerer Starrheit und Sprödigkeit durchdrungen, ja auch weichere Theile, z. B. die Luftröhre und manche Gefäße, Sehnen ꝛc. fangen nach dem Mittel-

punkte des Lebens an ſich zu verknöchern. Während des Wachsthums vergrößert ſich der Körper in dem Umfange, in ſeinen inneren Organen und in der Länge; nach Vollendung des Wachsthums in einzelnen Theilen, und etwa auch in der Dicke.

Das Knochengebäude, deſſen Feſterwerden vermuthlich auch durch das, was die Reſpiration in das Blut hereinführt, befördert wird, dient zur Grundlage. In einzelnen Stücken deſſelben erlangt es nach dem 3ten Jahre ſeine Ausbildung, insbeſondere aber macht das 7te oder 8te Jahr hierin eine Hauptepoche der Jugend. Das wichtige Zahngeſchäft, welches von dem 3ten Jahre an gewöhnlich etwa 2 Jahre inne hält, wird im 5ten oder 6ten wieder bemerkbar, wo nämlich das 2te Paar Backenzähne oben und unten hervorkommt, und fährt bis zum Umzahnen fort, welches in dem 7ten oder 8ten Jahre beginnt. Das 7jährige Kind hat 20 Zähne, die Milchzähne, welche aber beſtimmt ſind, auszufallen, und durch andere erſetzt zu werden. Dieſes geſchieht in folgender Weiſe. Die Kiefer vergrößern ſich mit dem Wachsthume des ganzen Körpers, aber die Milchzähne wachſen nicht, und ihre Fächer werden alſo für ſie zu groß; zu gleicher Zeit werden ihre Wurzeln erweicht und weggeſaugt, die Zähne wackeln, und da nun die nachkommenden Zähne mittlerweile vorbereitet werden, und nachdringen, ſo müſſen die erſteren endlich ausfallen. Zuerſt geſchieht dieſes gemeiniglich mit den unteren Schneidezähnen, und dann mit den oberen in dem 7ten oder 8ten Jahre. Während deſſen bringt auch das 3te Paar Backenzähne hervor, welches perennirend iſt; die Zahl der Zähne hat ſich hierdurch auf 24 vermehrt. Hierauf hält das Zahnen, ſo weit es äußerlich erſcheint, wieder einige Jahre inne, bis im 10ten—12ten Jahre auch die Eckzähne und das 1ſte und 2te Paar der Backenzähne wechſelt. Noch iſt es nicht vollendet; mit dem 18ten Jahre bricht ebenfalls als perennirend das 4te Paar, der Weisheitszahn, durch,

verknöchert war es aber schon im 6ten oder 7ten Jahre. Manchmal kommt auch späterhin, wohl erst im 30sten Jahre, noch ein 5tes Paar; so hat alsdann der Mensch 32 Zähne.

Die übrige Verknöcherung geschieht mehr stetig. Bis zu dem 18ten Jahre ist die Kniescheibe größtentheils vollendet, so auch das Hüftbein, und das Kreuzbein; der unterste Theil des Rückgraths fängt alsdann erst an sich zu verknöchern, und die Rippen fangen an, mit ihren Gelenkknöpfchen zusammen zu schmelzen. Das Schlüsselbein, welches am früheſten ausgebildet war, wird doch erst weiterhin an dem Brustende zu Knochen, und so wird auch die Verknöcherung an den Schulterblättern, wo sie doch am früheſten angefangen hatte, gerade am spätesten vollendet. Die Scheidebeine (am Gesichte) wachsen zusammen, die Zungenbeine werden meist erst am Ende dieser Periode vollkommen, die Näthe der Schedelknochen wachsen mehr in einander, und späterhin verliert sich auch gewöhnlich jede Spur der Stirnbeinnath. Die Stirnhöhlen entstehen allmählig. Die Oberarmbeine lassen ihre Knochenkerne, welche früher an verschiedenen Orten entstanden waren, erst mit der Vollendung des Gerippes zusammen schmelzen. Eben so die übrigen Knochen der Gliedmaßen. Bei der Geburt waren die Knochen der Arme verhältnißmäßig kleiner aber stärker, als die der Füße, dennoch werden einige Knochen in jenen später vollendet als in diesen, und die Schulterblätter am spätesten. So geht die innere Knochenbildung noch in ihrem stetigen Gange weiter fort bis zu dem 40sten Jahre hin. Die Schedelknochen nehmen mehr an Dicke als an Größe zu.

Daß nun gegen das 7te Jahr durch den ganzen Knochenbau eine beträchtliche Veränderung vorgehe, dem zweiten Triebe der Bäume vergleichbar, ist nicht blos aus dem Zähnewechsel ersichtlich; noch eine andere Erscheinung spricht dafür. Die rhachitischen Kinder gene-

sen öfters mit diesem Alter; ihre Knochen nämlich, welche vorher weicher und zum Theil mehr ausdehnbar waren, als sie seyn sollten, werden jetzt eher als vorher fest und stark, proportionirt, und überhaupt gesund. Also muß doch der Organismus um diese Zeit vorzüglich für die Knochenkraft thätig seyn, und mehr wie sonst den ernährenden Stoff gerade diesen festen Theilen zuführen. Doch wird übrigens die Natur hierdurch nicht so merklich angegriffen, wie durch das erste Zahnen. Da nun die Oxydation des Blutes den Faserstoff vermehren soll, so muß auch die Mehrheit und Stärke des Knochenstoffes von derselben abhängen, und daher mit der Lungenthätigkeit in genauer Verbindung stehen.

Die Lunge nämlich, als das Organ, welches die luftartige Lebensspeise aus der Atmosphäre in das Blut aufnimmt, entwickelt sich mit der Geburt des Kindes allmählig, so daß sie die ganze Jugendzeit hindurch einen verhältnißmäßig stärkeren Wachsthum hat, als die andern Theile. Jedoch ist dieses um so mehr der Fall, je jünger das Kind ist. Ungefähr in demselben Verhältnisse, als die Lunge größer wurde, sind frühzeitig die Brustdrüsen, wie auch die Luftröhrendrüsen verschwunden, auch die Leber ist in dem Wachsen zurückgeblieben, und der Unterleib wächst jetzt minder in die Länge als in die Breite. Dagegen dehnt sich im Ganzen der Oberleib mehr aus, jedoch bei dem Knaben beträchtlicher als bei dem Mädchen. Auf diese Weise nimmt die mehr und mehr erweiterte Lunge auch mehr aus der Luft ein. Auch die Haut wird, als einsaugendes Organ, immer geschickter, dem Organismus Sauerstoff zuzuführen. Man hat auch einen Wechsel der Farbe an der Lunge dem Alter nach bemerkt, welcher mit dem vermehrten Oxydationsprozeß in Verbindung stehen mag. Bei Kindern unter 10 Jahren fand man sie schmutzig fleischfarben, nach dem 20sten Jahre fast dunkelblau und grau gesprenkelt. So wie der Mensch sich der Reife nähert,

hat der Zwerchmuſkel mehr allein das Hülfsgeſchäft bei dem Athmen; und das Athmen ſelbſt wird mehr ruhig, es gewinnt mehr einen langſamen und gehaltenen Tact*).

Der Puls ſchlägt in einer Minute

bei dem dreijährigen Kinde	100 mal,
bei dem ſiebenjährigen Kinde	90 mal,
in dem mannbaren Alter	80 mal,
in dem Manne	70 mal,
in dem Greiſe	60 mal und weniger.

In dem neugebornen Kinde ſchlug er 120 mal, auch wohl darüber. Man ſieht alſo, daß die Lebhaftigkeit des Blutumlaufes um ſo ſchneller abnimmt, je jünger noch der Menſch iſt, bis endlich das Herz in jenem ruhiger gehaltenen Tacte ſchlägt und gewiſſermaßen bleibt. Jene Lebhaftigkeit iſt vom Anfange der erſten 3 Jahre bis zu Ende derſelben = 5 : 4, von dem 4ten Jahre bis zu Ende der folgenden 4 Jahre beinahe = 8 : 7, von dem 9ten bis zu Ende der folgenden 18 Jahre beinahe = 21 : 20; ſie nimmt ab in den erſten 3 Jahren ungefähr noch einmal ſo geſchwind, als in den folgenden 4 Jahren, und in dem 18ten Jahre der Jugendzeit 15 mal langſamer, als in den erſten 7 Jahren, und gar 24 mal langſamer als in den erſten 3 Jahren. Es verſteht ſich hierbei von ſelbſt, daß dieſe Zunahme der Ruhe in dem Pulsſchlage ſowohl als in dem Athmen von Tage zu Tage ſtetig fortgeht **).

*) Es richtet ſich in einem nicht genau beſtimmten Verhältniſſe nach dem Pulsſchlage, wie oben in einigen Angaben bemerkt worden; gewöhnlich ſcheinen auf 17 Pulsſchläge 4 Ein- und Ausathmungen zu kommen, alſo bei manchen vielleicht genau auf 4 eine, welches das reine Verhältniß gäbe = 4: 1; hängt das vielleicht mit guter Tactanlage zuſammen?

**) Im Schlafe geht der Puls etwas langſamer. Rudolphi, Phyſ. führt an:

bei einem 8jähr. Knaben ſchlug er im Wachen 100, im Schlafe 89 mal
" " 11jähr. " " " " 90 " " 80 "
" " 14jähr. " " " " 82 " " 62 "

Dieſer ruhigere und langſamere Blutumlauf hat indeſſen mehr Lebenskraft und Energie gewonnen; das Blut führt den dicker und feſter werdenden Muſkeln, und überhaupt allen Theilen täglich mehr Stärke zu. Das Gefühl der Kraft wächſt mit dem jungen Menſchen, er mag ſich gern bewegen, und erhält immer mehr Spannkraft in den Muſkeln und Nerven. Die Verdauung geht langſamer von ſtatten, wozu auch die veränderte Lage des Magens beiträgt. Denn zuerſt mehr ſenkrecht nimmt der Magen allmählig eine mehr wagerechte Richtung, ſo daß die Speiſen länger darin verweilen; daher wird auch das Erbrechen weit ſeltener und gewaltſamer, als es bei dem Kinde war, die Galle wird ſchärfer und wirkſamer, und die Säfte des Körpers bekommen überall mehr animaliſche Kraft, ſie verweilen länger, und werden mehr ausgearbeitet. Das Drüſenſyſtem iſt in der frühen Kindheit am meiſten thätig, allmählig nimmt ſeine Größe ab, die Saugadern werden immer weniger reizbar und voll, und die Thätigkeit der ausführenden Organe tritt mehr hervor, bis mit vollendetem Wachsthume eben ſo viel Stoff ausgeſchieden als angeeignet wird. Auch verliert ſich nach und nach das Fett in dem Zellengewebe, und überall vermindert ſich die Weichheit des Körpers, die Schärfe der Säfte, und die Reizbarkeit von dieſer Seite.

Auch in die Nerven bringt mehr innere Energie. In der Kindheit ſind ſie am größten im Verhältniß zum Körper, und die Empfänglichkeit herrſcht in denſelben am meiſten vor; mit der weiteren Entwickelung bleiben ſie verhältnißmäßig kleiner, zugleich bekommt die Spannkraft das Uebergewicht. Da das Naturell lebhafter oder heftiger zu ſeyn ſcheint, wenn die Nervenenden im Gehirn im Verhältniſſe zu demſelben kleiner ſind, ſo wird vielleicht dieſes Feuer, das leicht zu viel Selbſtverzehrung bewirken könnte, in der Kindheit durch ihre Größe gemildert.

Das Gehirn ist in dem dreijährigen Kinde zwar in allen seinen Theilen entwickelt, aber es gewinnt erst allmählig mehr Festigkeit und innere Kraft *); es wiegt, wie man gefunden hat, in dem neugebornen Kinde $26\frac{1}{4}$ Loth, in dem 2jährigen $46\frac{1}{2}$ Loth, in dem 6jährigen 71 Loth, in dem Erwachsenen 96—100 Loth (3 Pfund). In dem neugebornen Kinde wiegt es also beinahe den 10ten Theil des ganzen Körpers, in dem 2jährigen etwa den 14ten Theil, in dem 6jährigen den 18ten bis 20ten Theil, und in dem Erwachsenen ist es $\frac{1}{30}$ bis $\frac{1}{50}$, bei außerordentlich schweren Personen wohl gar $\frac{1}{200}$ des ganzen Gewichts. Weil nun das Gehirn sich vom 4ten Jahre an dem Raume nach viel weniger vergrößert als dem Gewichte nach, so nimmt es bis zum vollendeten Wachsthume an spezifischer Schwere zu; in dem 6jährigen Kinde ist diese beinahe noch einmal so groß, als in dem 2—3jährigen, im hohen Alter aber wird es wieder spezifisch leichter **). Auch ergiebt sich hieraus, daß je jünger das Kind, um desto größer und schwerer im Verhältnisse zu dem Körper das Gehirn ist. Da nun ein im Verhältnisse zum Körper größeres Gehirn stärker zurückwirkt, so sind Kinder empfindlicher und lebhafter, und das besonders vor dem 6ten—7ten Jahre. Außerdem lassen sich noch folgende Veränderungen in dem Gehirne bemerken. Bei Kindern findet sich mehr graue,

*) „Die Hirn- und Nervensubstanz enthält nach Vauquelin unter 100 Theilen 80 Theile Wasser, 4,53 weiße fette Substanz, 7 Theile Eiweißstoff, 5,15 Schwefel und verschiedene Salze. Das weiße Hirnmark unterscheidet sich von der grauen, nach John, dadurch, daß es etwas mehr Fett und etwas härteren Eiweißstoff hat.“ Rudolphi, Physiol. I. S. 165.

**) Auch werden im Greisenalter die Nerven dünner, und schwinden immer mehr; desgleichen alle feste Theile; aber die weichen werden härter, die Pulsadern und viele Knorpel verknöchern, alle Bande des Organismus verknöchern, die Sinne werden stumpfer, und alle Kräfte nehmen ab (decrepitum senium).

d. i. Rindensubstanz, das kleine Gehirn ist bis gegen das 18te Jahr hin verhältnißmäßig größer, so auch die sogenannten ovalen Körper, und das Rückenmark höher; die weiße Marksubstanz, als der edlere Theil, nimmt mit dem Heranwachsen stärker zu. In einer der Hirnhöhlen hat man nach dem 13ten Jahre des Kindes den sogenannten Hirnsand bemerkt, welcher in 3 Partien abgetheilt ist, und an Größe und Menge variirt. — Im Ganzen bekommt in der heranreifenden Jugend also auch das nächste Seelenorgan mehr und mehr Energie und Festigkeit, überwiegend über die Weichheit, Empfindlichkeit und Lebhaftigkeit.

Die ganze Gestalt des Körpers tritt in allen ihren Theilen mit jedem Jugendjahre mehr in das schöne Verhältniß des ausgebildeten Menschen. Der Kopf ist im Wachsthume zurückgeblieben, der Hals hält ihn freier empor, die Brust hat sich erhoben und erweitert, der Unterleib hat sich zurückgezogen, aber die Hüften sind breiter geworden, immer fester steht der junge Mensch auf seinen Füßen, diese gehen mehr gestreckt, und die Arme erhalten mit den Händen ihre verhältnißmäßige Länge. Da nun die Muskeln überall ihre Fülle und Ausdehnung erhalten, so rundet sich alles aus, und die jugendliche Gestalt steht endlich da in ihrer Kraft und Schönheit. Das Unbedeutende des Gesichts geht in einen sprechenden Ausdruck über. Schon durch die Zähne haben die Wangen das Oval des Gesichts zu bilden angefangen, das hervortretende Kinn führt das fort, der Mund formt sich aus seiner Unbestimmtheit, oft erst gegen das 14te Jahr hin, dann deuten die geschlossenen Lippen Edleres an, die Backen ziehen ihre hervorgedrungene Fülle etwas zurück, die Nase legt das Profil schärfer hervor, die Augen lassen mehr Seele erscheinen, die Augenbraunen ziehen ihren Kreis, die Stirn verkündigt Denkkraft, und um das Angesicht legt sich der Haarwuchs herum. So entscheidet sich gewöhnlich um das 14te Jahr hin die Phy-

ſiognomie, und täglich beſtimmter. Von dieſer Zeit an zeigt ſich, beſonders bei der ungebildeten Menſchenclaſſe, die Aehnlichkeit mit den Eltern am ſtärkſten. Die Mundhöhle iſt durch die Zähne und die Veränderung der Kiefer etwas kleiner geworden, aber ſo, daß die Zunge dadurch eine beſtimmtere und mehrfachere Wirkſamkeit erhält, je nachdem ſie Theile berührt; die Luftröhre verlängert und erweitert ſich, und das ganze Stimmorgan bildet ſich aus.

Die ganze phyſiſche Entwickelung der Jugend zeigt, daß der Körper während ſeines Wachsthums von der größern Weichheit, Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit übergeht zu mehrerer Feſtigkeit, Stetigkeit und Wirkſamkeit. Das Kind nimmt um ſo unbeſtimmter auf, je jünger es iſt: der junge Menſch wirkt um ſo mehr heraus, je näher er der Reife kommt. Die ganze Jugendgeſchichte von der Geburt an, und ſchon vorher, läßt ſich alſo als ein allmähliger Uebergang von dem Negativen in den Organiſmus zu dem Poſitiven denken. Der Mutter noch ganz zugehörig war das Kind Anfangs faſt nichts als empfangende Kraft, wurde aber mehr und mehr zu der ſelbſtthätigen Kraft entwickelt, in welcher es mit der Geburt erſchien, und unter dem Einfluſſe von Luft, Licht, u. ſ. w. nahm ſeine Kraft täglich entſchiedener die Richtung, die wir als die poſitive bezeichnen, als aus ihrem Innern herauswirkend. So wird der Menſch auch im Phyſiſchen mehr ein freies Weſen und indem das Aufnehmen und Herauswirken ins Gleichgewicht tritt, mehr er ſelbſt. Naturell und Geſchlecht geben hierin weitere Beſtimmtheit.

Allerdings hat ſich ſchon vom früheſten an das Geſchlecht entſchieden, wir möchten ſagen, ſchon mit dem Hereintreten des Geiſtes in die Wirklichkeit; indeſſen entſcheidet ſich der Geſchlechtscharakter nur nach und nach völlig. In den erſten 3 Lebensjahren ſind Knaben und Mädchen zwar ſchon beſtimmt verſchieden, auch zeigt ihr ganzes Weſen ſchon da genug das Knabenhafte und Mäd-

chenhafte, aber doch haben sie noch vieles mit einander gemein, was sich mehr und mehr bis zur Pubertät sondert. Hierbei nun folgende Erscheinungen.

Der Knabe verliert gegen das 7te Jahr hin den Ton seiner Stimme, selten kann er nun noch dem Mädchen gleich Sopran singen; der Ton fällt immer mehr, der 14jährige Knabe spricht schon gern im Tenor, und die Stimme des Mannes wechselt zwischen diesem und dem Basse *). Die Brust erhebt sich mehr und wird breiter. Die Muskeln sind mittlerweile immer straffer und stärker geworden, welches schon der Hang des Knaben zur Muskelthätigkeit ankündigte.

Das Mädchen behält den höhern Ton seiner Stimme, ja, er wird noch feiner und steigt gern bis zum höchsten Silbertone. Die Natur scheint übrigens unter dem weiblichen Geschlechte die Alt- und Sopranstimme so ziemlich gleich vertheilt zu haben, und nur in der Reinheit und Anmuth der Stimme den Ausdruck der reinen Seele zu setzen. Gegen das 13te oder 14te Jahr hin pflegt die Stimme eine Zeit lang unbestimmter und schwächer zu werden, bis sie bald nachher aus dieser Krise reiner und sanfter hervorgeht. Zu gleicher Zeit kündigt dem Mädchen die Natur eine mächtige Veränderung an, welche manchmal mit krankhaften Zuständen verbunden ist; es erfolgt nun im gesunden Zustande ein periodischer Blutverlust. Die Gestalt des Weibes bleibt kleiner als die des Mannes, seine Muskeln sind mehr ausgerundet, Sanftheit, Weichheit und Fülle geben ihm die Formen der Schönheit.

*) Dieses hängt zugleich, wie oben bemerkt, mit der Größe der Stimmritze zusammen. Nach Rudolphi, Physiol. fand sie sich in folgenden Verhältnissen zunehmend:

bei dem ¾jähr. Kinde am kleinsten,
" " 3jähr. " um ¾ Linien größer,
" " 12jähr. " " 1½ bis 2 Linien größer als bei d. 3jähr.
" " ausgewachsenen Weibe um 2 Linien größer als bei dem 12jähr. Kinde.
" " " Manne um 2 bis 2½ als b. d. 12jähr. Kinde.

Vergleichen wir die männliche und weibliche Jugend in ihrer physischen Entwickelung noch genauer mit einander, so finden wir bei jener mehr Andrang des Blutes nach der Brust, und stärkere Respirationswerkzeuge, und mehr Muskelkraft: bei dieser verhältnißmäßig mehr Entwickelung der Blutgefäße in dem Unterleibe, mehr Erweiterung des Beckens, mehr Ausdehnung des Zellengewebes, mehr Weichheit, so daß doch Stärke nicht fehlt. Nerven und Muskeln gewinnen in jedem Geschlechte ihren eigenthümlichen Charakter; dort mehr Spannkraft und nach außen wirkendes Vermögen: hier mehr Reizbarkeit, Zartheit und Empfänglichkeit; in dem männlichen Organismus herrscht das Positive, in dem weiblichen das Negative vor. Weil nun überhaupt das letztere, übergehend zum ersteren, der Charakter der Jugend ist, so erklärt sich vielleicht hieraus das geschwindere Heranreifen des Mädchens vor dem Jünglinge. Wo nämlich die Natur in ihrer Richtung bleibt, bildet sie sich gleichförmiger im Ganzen aus, und kommt früher zum Ziele, auch gestaltet sich alles stetiger von innen heraus. Vielleicht erklärt es sich so, wie gleich der Blume das Weib das Meisterstück der freien und schönen Natur wird. In der männlichen Jugend dagegen bekommt die Richtung der Kraft einen Umschwung; der Knabe fängt daher früh an allerlei zu machen und wieder zu zerstören, als ob er seine Bestimmung fühle, sich die Natur zu unterwerfen. Dieser Uebergang zum Entgegengesetzten kann nicht anders als im Kampfe erscheinen. Und so findet sich auch wirklich die Entwickelung des Knaben, besonders nach dem 7ten Jahre, als ein Ringen und Treiben, wodurch er, statt der Anmuth sich lieber Würde erringt. Der physische Organismus führt allerdings auch auf diesen Unterschied der Geschlechter hin.

Die Hauptperiode des jugendlichen Alters ist sonach die Erscheinung der Pubertät, bei dem männlichen Geschlechte gewöhnlich mit dem 15ten oder 16ten Jahre,

in derſelben liegt, in dem Lebenstriebe (im engeren Sinne) zuſammen.

Die zweite Richtung, welche human-animaliſch iſt, äußert ſich vorerſt im Erhaltungstriebe durch die Nahrung, ſodann auch im Fortpflanzungstriebe. Indeſſen ſind in allen Lebensverrichtungen innerhalb des Körpers die Erregungen, Befriedigungen und Rückwirkungen dieſer Triebe mit jenen organiſchen Verrichtungen in Eins verfloſſen, in welcher Vereinigung die Verdauungs-, Ernährungs-, Ausleerungsgeſchäfte, Schlafen und Wachen erklärbar, und theils weniger, theils mehr der Willkür unterworfen ſind.

Die dritte Richtung iſt die unmittelbare für die Humanität, nämlich die Bewegung der Gliedmaßen, der Gebrauch der Hände, die Stimme und Sprache; auch dieſe Aeußerungen ſind mit jenen Lebensverrichtungen unendlich verſchlungen. Da dieſes zunächſt in die Bildung eingeht, ſo müſſen wir uns den Zuſammenhang aller dieſer Thätigkeiten etwas deutlicher machen.

Die willkürlichen Bewegungen bringen den Leib von einem Orte zum andern, führen dem Munde die Speiſe zu und äußern durch die Stimme die Bedürfniſſe; hieraus erfolgt theils Befriedigung der Triebe, theils Unterhaltung der ganzen organiſchen Thätigkeit. Die Triebe regen dieſe willkürlichen Bewegungen und Aeußerungen an, ſie unterhalten aber auch den Lebensprozeß; die Sinnenbeſchäftigung erregt vermittelſt der Nerven und des Gehirns Bewegungen und Stimme, und ſie wirkt zugleich als Reizmittel auf den ganzen inneren Organiſmus; die Befriedigung des Hungers und Durſtes führt dieſem Organiſmus Stoff und Reiz zu, und bewirkt Sprachlaute und Gebrauch der Gliedmaßen; der Fortpflanzungstrieb wirkt ebenfalls im Innern als Lebensreiz, und bringt willkürliche Thätigkeiten hervor. Auch mittelbar wirkt jeder dieſer drei Triebe auf das Ganze,

indem ſie unter einander in genauer Verbindung ſtehen. Der Speiſetrieb macht, daß man ſich umſieht, daß man aufhorcht, daß man fühlt, riecht und ſchmeckt, um den Hunger zu ſtillen: umgekehrt erregt der Anblick und der Geruch der Speiſen den Appetit. Der Geſchlechtstrieb hat die Sinne in ſeinem Dienſte, wird durch Anblick, Stimme und Ton erregt, und ſteht auch mit dem Speiſetriebe in einer gewiſſen Wechſelerregung. Von der Befriedigung oder Nichtbefriedigung dieſer Triebe hängt ferner die innere Stärke oder Schwäche ab, womit der Körper die atmoſphäriſche Einwirkung aufnimmt, oder worin er ſich leichter oder ſchwerer fühlt: dagegen wirken Erde, Luft und Licht von außen zur inneren Stimmung, womit die Lebensverrichtungen freier oder gehinderter vor ſich gehen, daß etwa die Muſkelfaſer zur Bewegung oder der Nervenäther zur Empfindung gereizt werde, und womit der Lebensſtrom ſich durch alle Zweige trüber oder fröhlicher ergießt. Und nicht blos in dem Bewußtſeyn erfolgt dieſe Wechſelwirkung aller jener Thätigkeiten, noch häufiger und wirkſamer entſpinnt ſie ſich in dem bewußtloſen Zuſtande. So greifen ſie alle zuſammen zu der ganzen Kraftäußerung des menſchlichen Organiſmus. Die Anthropologie weiß noch vieles vom merkwürdigen Conſenſus oder Antagoniſmus einzelner Thätigkeiten aufzuzeigen.

Hierin liegt uns die körperliche Jugendentwickelung vollſtändiger vor. In der Kindheit wirkt die Schwerkraft und die Atmoſphäre zuerſt am meiſten auf das phyſiſche Leben, das Licht wirkt mehr allmählig, indem es vermuthlich das Aufrichten der Geſtalt, wie bei Baum und Blume, befördert und eigene Lebensreize gewährt, aber beſtimmt zuerſt zu Erregung des Sinnes in dem Sehen; während in jener zweiten Richtung der Speiſetrieb erwacht, dagegen der Geſchlechtstrieb noch lange ſchlummert. In jener dritten Richtung kommt das Kind zuerſt zum Gebrauche der Hände, langſamer und ſpäter

zur freien Bewegung der Gliedmaßen, und noch langsamer und später in den Besitz der Sprache.

Die Kindheit hat alle Sinne entwickelt, die Gestalt aufgerichtet, die Glieder frei gemacht und die Sprache angefangen. Das mittlere Jugendalter bildet beinahe dieses alles aus; insbesondere ist die Periode um das 7te Lebensjahr als die völlige Entwickelung der Sprachkraft anzusehen. Aber die Ausbildung der freien Bewegungen, wie auch der Sprache und Stimme, fällt in das letzte Jugendalter, und hier erst erwacht der Geschlechtstrieb. In der Kindheit befindet sich hauptsächlich der Sinnentrieb und Speisetrieb, zusammen der Auffassungstrieb in dem gereizten Zustande, und auch alle übrigen willkürlichen wie unwillkürlichen Thätigkeiten müssen mehr oder weniger in dem Dienste desselben seyn; das Körperliche hat in der ganzen Stimmung des Kindes noch die Oberhand, die Ermüdung erfolgt bald, und selbst der Schlaf weicht noch nicht so willig dem Tage.

Das Knaben- und Mädchenalter hat seinen gereizten Zustand in den Sinnen, in den Bewegungen der Gliedmaßen, hauptsächlich der Füße, in den Handbeschäftigungen und in der Stimmäußerung, alles dieses durch den Trieb nach Vorstellungen, mitunter aber auch durch den Speisetrieb erregt, von der Schwerkraft noch ziemlich festgehalten, bald ermüdet, aber schon mehr von dem Einflusse des Lichtes im Wachen und Schlafen und in der ganzen Stimmung abhängig. Es ist das Alter des freien Spieles der mannigfaltigen Thätigkeiten von Auffassen zum Bewegen, vom Geben zum Empfangen.

Das Jünglingsalter bringt durch die Entwickelung eines neuen Triebes eine gänzliche Veränderung hervor; alle Thätigkeiten treten insgeheim in den Dienst dieses mächtigen, aber zur Selbstbeherrschung führenden Triebes, hierin ist jetzt der gereizte Zustand, zugleich in der nach Ausbildung sich sehnenden Muskel- und Nervenkraft.

Der Organismus lebt in einer neuen ätheriſchen Strömung, die Phantaſiegebilde der Nacht und die Energie des Tages führen das Streben des jungen Menſchen über die Erde hinweg. Es iſt das Alter des Treibens zum höheren Ziele.

Dieſe ganze Kraftäußerung iſt nun nach den Geſchlechtern verſchieden, ſo wie ſich dieſes aus der vorherrſchenden poſitiven oder negativen Kraft erklärt. Denn hiernach müſſen jene drei Richtungen mit ihren dreifachen Functionen bei dem Knaben und Jünglinge im Ganzen einen mehr poſitiven, ſo wie bei dem Mädchen einen mehr negativen Charakter annehmen. Jener ſitzt nicht gern lange ruhig, hängt nicht ſonderlich von der Atmoſphäre in ſeiner Stimmung ab, und macht leichter die Nacht zum Tage; er vergißt leicht das Eſſen, ſeine Sinne wollen auf die Dinge umher wirken, er greift mit ſeinen Händen nach dem, was er ſieht, er liebt, was das Ohr füllt, ſucht das Weite, rennt, ſpringt, klettert, ringt, fliegt auf dem Roſſe hinaus; er ſpricht gern laut, ſchreit, befiehlt, ſtellt ſeine Begriffe auf, und will, daß ſein Wort gelte u. dgl. m. Das Mädchen ſitzt dagegen lieber, oder bewegt ſich im engeren Kreiſe, hängt mehr von geheimen Einwirkungen des Organismus ab, iſt daher leicht der Laune (luna) unterworfen, wird inniger froh im Frühlingslichte, ſchaudert mehr vor dem Dunkel, ſucht mehr den Genuß, fühlt aber nur ſchüchtern den Geſchlechtstrieb. Es läßt ſich eher zu Hauſe halten, hüpft und tanzt lieber, als es rennt und ſpringt, fährt lieber, als es reitet, ſehnt ſich aber immer wieder nach ſinniger Unterhaltung.

Hiernach zeigen ſich folgende Erſcheinungen der Jugend dem Alter und Geſchlechte gemäß.

Der 3—7jährige Knabe, im freien Beſitze ſeiner Sinne, weilt vor keinem Gegenſtande leicht mit ruhiger Beſchauung, ſondern er hat immer einen Zweck bei ſeinem Hören und Sehen, und daher wirken ſeine Sinne mehr für die

Wahrnehmung als für das Gefühl. Er unternimmt gern allerlei mit seinen Händen oder Fäusten, am meisten liebt er Werkzeuge, womit er allerlei machen kann. Doch selten ist er lange anhaltend und ruhig hierbei, denn auch seine Füße wollen sich bewegen, und sympathisch wird er zum Laufen, Springen, Klettern und Herumbalgen aufgeregt. — Das Mädchen fängt schon in diesem Alter an die Gegenstände ruhiger und sinniger aufzufassen, es beschäftigt am liebsten seine Finger, doch hüpft es auch wieder gern mit andern fröhlich herum.

Der 7—14jährige Knabe liebt Beschäftigungen, wobei er seine zunehmende Muskelstärke auf alle Art gebrauchen kann, ein innerer Reiz der wachsenden Energie treibt ihn, mehr und mehr seine Gliedmaßen zu versuchen. Diese Kraft spielt in ihm bei der leisesten Anregung, und nur in ruhigeren Augenblicken begiebt er sich zum Anschauen und Anhören. — Das Mädchen von 7—12 Jahren wandelt schon öfters ruhig in der Natur, sieht sich um und hört ohne weiteren Zweck, dann sehnt es sich wieder nach seinen munteren Gespielen. Die Bewegungen seiner Gliedmaßen sind sänfter, anmuthiger und lange nicht so angestrengt, als die des Knaben.

Der 14—18jährige Jüngling steht und geht zwar gehaltener und manchmal mit gemessenem Schritte, aber seine Lust an körperlicher Anstrengung mannigfaltiger Art wächst im Ganzen, indem sie sich zugleich mehr ordnet. Jetzt treten Momente der ruhigen Betrachtung ein, worin er die Sinneneindrücke auffaßt. Sein Blick wird ernst, spähend, feurig, durchdringend, nicht selten dabei etwas finster, auch zuweilen schüchtern, zuweilen feindlich angreifend; sein Ohr leihet er Andern, wohl aber nicht gern lange.

Von dem 13ten bis 14ten Jahre an geht das Mädchen zur Jungfräulichkeit durch folgende Erscheinungen über. Seine Stimme wird schwächer und verliert an Reinheit, seine Glieder empfinden zu Zeiten Müdig-

keit, es fühlt ſich unbehaglich, iſt niedergeſchlagen, weiß nicht, was ihm fehlt, hat Bangigkeit, durch ſeine ganze Natur dringt ein Ton der Wehmuth. Auf einmal geht eine Veränderung in ſeinem ganzen Blutumlaufe vor, die ſich nun monatlich zu beſtimmter Zeit einſtellt; es wird ihm heiterer zu Muthe und leichter in den Gliedern, der Frohſinn kehrt zurück, die Welt iſt ihm wieder hell geworden, aber ſie ſieht ihm ganz anders aus; ſeine Verhältniſſe zu den Menſchen haben ſich geändert; getroſter in dem Beſitze ſeiner Unſchuld und ſchüchterner in dem Gedanken ihres möglichen Verluſtes tritt es in die Geſellſchaft der Erwachſenen, und iſt, wie dieſe, geſetzt in ihrem Betragen. Jetzt wird die Stimme wieder wohlklingend. Das Ohr horcht auf leiſe Laute und erkennt ſie bald, das Auge weilt mit ſanftem Blicke vor dem Gegenſtande, und ſchlägt ihn gegen Verletzungen der Schamhaftigkeit nieder, bewaffnet ihn gegen frevelhaftes Anſinnen, verräth aber die Liebe durch etwas Schmachtendes oder Verſtohlenes. Das Gefühl und der Geruch wird immer zarter, und der Geſchmack ſchärfer unterſcheidend. Die jugendliche Munterkeit äußert ſich gern lebhaft im Tanzen, aber ſie wechſelt zuweilen mit einer trüben und gereizten Stimmung, ohne Bewußtſeyn eines Grundes dazu, mit mehr oder weniger Laune, und das nicht blos nach jenen periodiſchen Veränderungen. Die liebliche Lebhaftigkeit des Mädchens ſpielt aber immer noch durch die würdevolle Anmuth der geſetzten Jungfrau*) hindurch.

*) Ἀνθεστηριάς, Geſch. d. Erz. S 273.

II. Entwickelung des Geistes.

1. In der Sinnenthätigkeit.

Wenn gleich in dem dritten Jahre alle Sinne wirken, so erhalten sie doch in den folgenden Jahren erst die Vollendung ihrer Thätigkeit. Der Tast- und Gefühlsinn ist wohl selten vor dem 7ten Jahre in dem Grade ausgebildet, wie ihn, um nicht etwa die künstlerische Hand zum Maße zu nehmen, der erwachsene Mensch gewöhnlich besitzt. Der Geruchsinn scheint erst mit der Mannbarkeit in seiner ganzen Stärke hervorzudringen; und der Geschmacksinn vielleicht noch später, wie man daraus sieht, daß der Jüngling nur im Falle der Verwöhnung oder Verfrühung z. B. Weinsorten und Speisezubereitungen scharf unterscheidet. Eben so selten wird man Knaben und Mädchen sich viel mit dem Geruche der Blumen beschäftigen sehen; die Farben fesseln sie noch. Es geht indessen auch im Sehen und Hören die Ausbildung bis in das Jünglingsalter weiter fort. Wie sehr unterscheidet sich auch hierin die Entwickelung des Menschen von dem Thierjungen! Der Grund dieses langsameren Ganges muß also in dem Geistigen liegen, und hierdurch wird uns die Entwickelung eines jeden einzelnen Sinnes erst ganz erklärbar.

Die Aufmerksamkeit ist es, welche die Sinnenkraft im Ganzen weiter führt, indem sie dieselbe in ihren einzelnen Zweigen aufhält. Sie, diese früheste menschliche Aeußerung des neugebornen Kindes, trat zuerst in dem Gesichtssinne hervor, und vollendete sich bald darauf in dem Gehöre. An Auge und Ohr ist nun einmal die Seele gewöhnt, in diesen Sinnen ist sie ganz und ungetheilt. Aber hier erhält sie auch so viel Stoff und so mannigfaltige Reize, daß sie mit der Beschäftigung derselben Sinne gar nicht fertig wird; die Welt bietet vom Morgen bis zum Abende dem Kinde so viel zu sehen und zu

hören und zu unterscheiden dar, daß es schon von dieser Thätigkeit ermüdet, wäre es auch nicht von andrer, Abends einschlafen muß, und wenn es am Morgen erwacht, so bringt ihm Licht und Schall wieder Neues entgegen. Das dauert wenigstens bis zum 7ten oder 8ten Jahre so fort, daß ihm noch die alltäglichsten Gegenstände unter neuen Formen erscheinen, mit neuen Anschauungen seine Aufmerksamkeit unterhalten und zu neuer Anstrengung seine Denkkraft erregen. Auf diese Art findet das Kind sobald noch nicht Zeit für die Ausbildung der andern Sinne, und wird auch mit jenen noch nicht so leicht fertig.

Lange Zeit muß nämlich damit hingehen, bis der Knabe Nah und Fern gegen einander genugsam abmißt, und selbst der Erwachsene hat hiermit noch viel zu thun. Die physische Beschaffenheit des Auges macht dieses erst nach und nach möglich, denn die Feuchtigkeiten, womit das Auge des Kindes stärker angefüllt ist als das des Erwachsenen, nehmen allmählig ab, die inneren Theile, wie die Krystalllinse und das Netzhäutchen, rücken dadurch näher zusammen, die frühere Kurzsichtigkeit verliert sich und der Jüngling sieht im natürlichen Zustande weiter und näher als der Knabe. Schon hieraus ergiebt sich, daß sich die Aufmerksamkeit in dem Sehen die ganze Jugendzeit hindurch in einem gereizten Zustande befindet. Aber auch die neuen Unterscheidungen von Formen, Farben und Gestalten ziehen die Kraft des Anschauens und Denkens überwiegend heraus in die Gesichtswelt. Daher gelangt kaum der Jüngling zu jener Ruhe, worin die Aufmerksamkeit unbefangen des Eindrucks dem äußeren Reize das völlige Gleichgewicht hält, d. h. wo er ästhetisch sieht, und vor dem Schönen weilt. Dann erst betrachtet er die verfließenden Linien, die vielgestalteten Massen, das mit dem Schatten vertheilte Licht und den darüber hingegossenen Farbenschimmer ungestört; denn nun quält ihn nicht mehr der Trieb, wissen zu wollen,

was das iſt, wie weit es iſt, warum das ſo ausſieht; er mißt nicht mehr die Schritte und Meilen zum Baume und Gebirge ab, und denkt nicht mehr ſo angelegentlich an den Namen des Dorfes, deſſen Kirchthurm hervorragt — kurz die Landſchaft fängt nunmehr an, ſich als ein ſchönes Gemälde vor ihm zu verbreiten, und in ſeinem Sehen erwacht nun erſt ganz der Sinn für das Mahleriſche. Und nunmehr iſt nicht nur der Geſichtsſinn, ſondern auch die Geiſteskraft in demſelben ganz frei geworden. So erfolgt es in dem gewöhnlichen Naturgange bei dem Jünglinge; etwas früher bei dem Mädchen. Der Geſichtsſinn nimmt jetzt mit Freiheit wahr und ſchaut mit ruhigem Wohlgefallen an.

Auf ſolche Art ſehen wir, daß der Menſch alles ſein Denken und Anſchauen durch das Sehen zuerſt und lange Zeit faſt allein bildet, und ſo nimmt er auch hauptſächlich von dem Geſichtsſinne ſeine Vorſtellungen, wenn er ſich erklären will (wovon das eben Geſagte in ſeinen Worten ein Beiſpiel giebt). Faſt möchten wir ſagen, der Geſichtsſinn ſey der erſte Sitz der Geiſteskraft.

Darüber könnte es nun kaum zur Entwickelung des Taſtſinnes kommen, wenn dieſer nicht durch jenen ſelbſt belebt und unterhalten würde. Aber das Kind greift nach allem; was es ſieht, befühlt es, ſo daß man wohl ſagen möchte, die Kinder wollen auch mit den Fingern ſehen; es läßt auch wohl die Sache in den Händen herumgehen, oder ſtampft mit den Füßen darauf. Dieſes iſt langehin eine jugendliche Aeußerung, um die Begriffe von Raum, Entfernung, Geſtalt, Oberfläche zu berichtigen, oder vielmehr um das Geſchäft des Auges zu vollenden. Aus dieſem Grunde kommt der Menſch erſt durch die gewöhnliche Bildung dazu, daß er in ſeinen Fingerſpitzen mit Zartheit und Beſtimmtheit wahrnimmt, aber nur durch höhere zu einem Gefühle, wie es der Kenner der plaſtiſchen Kunſt beſitzt, deſſen Hand jene feine Em-

pfindung der Oberfläche hat. Faſt durchaus bleibt dieſes letztere ganz ſchlummern, ſonſt würde ſich vermuthlich das Gefühl als Sinn für die Oberfläche von dem Getaſte als Sinn für den Punct des Widerſtandes eben ſo ſcharf unterſcheiden, wie etwa der Geſchmack von dem Geruche. Alles dieſes liegt in der immer vorwaltenden Beſchäftigung der Augen und in der Beziehung des Taſtens und Fühlens auf das Sehen. Bei dem Blindgebornen vertritt *) darum das erſtere die Stelle des Sehens, und kommt er etwa einmal zu ſeinem Geſichte, ſo ſieht er vorerſt wie er fühlt und ſieht für ſein Fühlen, d. h. er hält das Geſichtsfeld für eine Fläche, worin er alles unmittelbar berühren kann, bis der Geſichtsſinn gleichſam ſein Recht der Erſtgeburt allmählig geltend macht. Aber daß mit demſelben der Taſtſinn für den Verſtand ſeine Vorſtellungen verbindet, ſagt ſchon das Wort, begreifen.

Dieſe zwei oder drei Sinne laſſen demnach auf alle Weiſe ihre Perceptionen zu einer gewiſſen Einheit zuſammenfließen, doch ſo, daß in dem geſunden Zuſtande die des Auges die deutlichſten und herrſchendſten ſind. Sie erhalten ſo auch eine gewiſſe Einerleiheit, nämlich in dem Heraustreten der Geiſteskraft zur Außenwelt hinaus, gleichſam ein Dahinſtellen des Außer uns, oder des Raumes und ſeiner Abmeſſungen. Sie entfalten ihre einzelnen Richtungen dieſer gemeinſchaftlichen Hauptrichtung in wechſelſeitigem Einfluſſe auf einander, während der ganzen

*) Man widerſpricht dem ſogenannten Vicariren der Sinne, und man hat recht, wenn es heißen ſollte, daß z. B. durch die Fingerſpitzen die Geſichtswelt in die Seele eingehe, oder daß der Blinde die Farben fühle, wie ſie nur das Auge ſehen kann. Aber ſoweit iſt es zu verſtehen, daß die Seele für die Weltanſchauung durch einen andern Sinn Vorſtellungen enthalte, wenn der Hauptſinn für dieſe Art der Anſchauung fehlt, aber freilich nur analoge, zur Unterſcheidung und Erkennung der Dinge. Hiervon unten bei der Bildung.

Jugendzeit hindurch, ſo daß erſt in der dritten Periode derſelben die ruhige Empfindung mit der gehörigen Schärfe und Feinheit ſtatt findet; und alsdann nimmt die Seele nicht blos durch dieſe Sinne wahr, ſondern empfindet auch mit inniger Luſt durch dieſelben das Schöne, das Zarte, das Glatte. Es iſt ein ſeltener Fall, und entweder außerordentliches Talent oder Affectation, wenn der 14jährige Knabe oder das 12jährige Mädchen die Mahlerei eines Stückes bewundert, oder von der Zartheit in den Berührungen der Tonſaite redet, oder Sinn für die Verhältniſſe der Bildſäule äußert. Mit 16 oder 18 Jahren geht dieſer innere Sinn den Gebildeteren gewöhnlich erſt auf, und mit demſelben eine höhere Welt.

Doch auch das Gehör hatte ſich früh entwickelt, als eine der erſten Aeußerungen der Sinnenkraft. Eben darum wird es minder von dem Sehen beherrſcht, es ſteht dieſem vielmehr zur Seite als ein ganz verſchiedener Sinn, und beide erregen ſich wechſelſeitig, nehmen ſich in Anſpruch, beſchränken ſich, nur aber ſo, daß der Geſichtsſinn immer als Hauptſinn vorſtrebt. Will nämlich das Kind ſchärfer bemerken, was es hört, ſo nimmt es das Auge zu Hülfe, als wollte es den Schall auch anſehen: umgekehrt iſt es dagegen nicht leicht der Fall, daß es einem Gegenſtande anhören will, was es ſieht; jenes iſt daher die natürliche Aſſociation dieſer beiden Sinne die ganze Jugend hindurch, die Herrſchaft des Ohres aber das Werk der Reflexion und Bildung. Der 14jährige Knabe oder das 12jährige Mädchen werden immer noch mehr ſehen wollen und hören, und ſchärfer, leichter, freier mit dem Auge unterſcheiden als mit dem Ohre. Nur bei einer vorzüglichen muſikaliſchen Anlage werden ſie vor dem 7ten Jahre mit freier Aufmerkſamkeit die Verſchiedenheit der Töne anders als dunkel empfinden, wenn ſie gleich alsdann Thier- und Menſchenſtimmen und die Sprachlaute hinlänglich unterſchei-

den *). Doch wird das letztere ſich noch die Jugendzeit hindurch ausbilden, und auch der Erwachſene lernt ja noch feinere Nuancirungen der Sprachlaute. Von früh hem gewöhnt zu erfahren, woher der Schall komme und was er bedeute, wird der Jüngling lange noch bei allem, was er hört, insgeheim in dieſem gereizten Zuſtande des Erkennenwollens erhalten, und daher iſt das ruhige Anhören der Wohlklänge und zwar außer der Melodie auch der Harmonie eine Sache der ſpäteren Jugend oder der vorzüglichen Uebung. Aus dem ſtärkeren Gebrauche des Geſichtsſinnes iſt es begreiflich, warum die Aufmerkſamkeit im Hören ſo häufig fehlt.

Die Ruhe und Stille der Seele, welche zu dem Aufhorchen und Anhören erfordert wird, iſt auch für die Unterſcheidung in dem Riechen und Schmecken nothwendig. Dieſe drei Perceptionen haben das mit einander gemein, daß ſie mehr die Eindrücke von außen hineinziehen als der Außenwelt poſitiv entgegen gehen; aber dabei iſt der innere Sinn doch nicht paſſiv oder dem Eindrucke hingegeben. Seine Thätigkeit iſt mehr eine innere des Unterſcheidens mit Selbſtſtändigkeit und innerem Feſthalten während des Wechſels jener Eindrücke, welche momentan und vorübergehend ſind, eine mehr nach innen gekehrte Thätigkeit. Der Gehörſinn bleibt hierbei

*) Der Schall erfordert wenigſtens 30 Schwingungen in einer Secunde; ſind ſie gleichförmig und beſtimmter, ſo heißt er Klang, außerdem Geräuſch (strepitus); die Geſchwindigkeit der Schwingungen (im Klange) macht den Ton, je langſamer, deſto tiefer. Wir unterſcheiden auch das Metall (timbre) des Tons bis zu den feinſten Abſtufungen; auch die Modulation der Stimme, wie ſie das Gemüth ausdrückt. Sehr hohe und nicht ganz reine Töne machen widrige Eindrücke, ſelbſt bei Hunden, Diſſonanzen dem menſchlichen Ohre, dem aber das Uniſono dadurch unangenehm iſt, daß es zu wenig erregt und alſo Langeweile macht. Der Menſch iſt allein der Muſik fähig, und ſo verſchieden auch die Menſchen im muſikaliſchen Gehöre ſind, ſo iſt doch darin eine gewiſſe Gleichheit. S. Rudolphi, Phyſiol.

immer der vorzüglich gereizte und beschäftigte, daher kommt es erst spät in der Jugend zur Schärfe des Geruches und Geschmackes und zum freien Wohlgefallen dabei. Wenn auch die Jungfrau den Duft des Veilchens einzieht, so wird sie immer wieder von dem Farbenreize angezogen, und der Jüngling vergißt noch geschwinder den Wohlgeruch, und bricht er die Rose ab, um ihren Geruch zu genießen, so wird sie bei seiner unsanften Behandlung im Munde oder in der Hand bald ersterben. Lange weilen junge Leute gewöhnlich nicht bei den Gerüchen; so wie sie etwa nur einen Laut vernehmen, wendet sich augenblicklich wieder die Aufmerksamkeit in den Gehör- oder einen andern Sinn. Und bei dem Geschmacke vergessen sie gewöhnlich die Aufmerksamkeit und verlieren sich in den Genuß der Gegenwart; denn es scheint erst völlige Selbstbeherrschung dazu zu gehören, daß man bei diesem Sinne nicht von dem Speisetriebe hingezogen werde.

Aus diesem Verhältnisse der Sinne zu einander und zu der Geisteskraft in denselben wird es klar, daß ihre Entwickelung sich erst mit den Jahren der Reife vollenden kann.

Obgleich der Geist mit dem früheſten zuerst gleichsam ganz in den Augen vordrang, so zieht er sich doch bald in dem Gehöre in das Innere zurück *); stellte er dort die Außenwelt gleichsam außer sich hin, und sieht

*) Die Taubstummen haben nicht, wie Kant will, ein bloßes Analogon der Vernunft, sondern sind oft ausgezeichnete Köpfe, wie Habermaß in Berlin, Massieux in Paris, von Schütz, ehedem in Camberg, selbst Lehrer der Taubstummen, beweisen; auch ist es unrecht, ihre Moralität herabzuwürdigen; — bemerkt Rudolphi, Physiol. mit Recht. Auch sagt er, daß der Mangel der beiden oberen Sinne den Menschen unter das Thier, ja unter die Pflanzen setze, weil ihm bei großen körperlichen Bedürfnissen alle Mittel der Selbsterhaltung dadurch für immer versagt seyen.

er mit Verstand aus sich heraus in dieselbe hinein, so erzeugt sich ihm hier eine innere Welt, in welcher er das Geistige vernimmt und sich mehr zur Vernunft erhebt. In beiden Sinnen geht seine Denkkraft als menschlicher Geist hervor, anfmerkend, auffassend, einbildend, begreifend, durch Klarheit der Einsicht strebend zur Idee und zur Einheit. Der Gesichtssinn mit den ihm zugehörigen niederen Sinnen mußte vorherrschen und muß die erste Stimme behalten, wenigstens bis über den Mittagspunct des Lebens, weil es der weltliche Sinn ist, und der Geist zuerst sein weltliches Vermögen entwickeln soll. Aber früh schon mußte er auch zurückgezogen werden, und dieses geschah auf der niedrigsten Stufe zuerst durch den Speiseinstinct mit dem noch dunkeln Geschmackssinne, welcher das Kind noch eine Zeit lang immer wieder an seine Mutter zurückgab, und hier gleichsam an dem Höheren festhielt, bis es sein Gehörsinn, hauptsächlich durch der Eltern Stimme, gewöhnt, zur höheren Welt hinführt, und nun die Tendenz nach jener Welt das Gleichgewicht gegen die nach der Erde hin allmählig erhalten will. Er erhält endlich in dem Alter das Uebergewicht so, daß das Auge immer dunkel werden und das Ohr gegen die irdischen Töne sich verschließen mag, der Geist lebt indessen hienieden schon sein inneres Leben für den Himmel. — So steht die Entwickelung der Sinneskraft im genauesten Zusammenhange mit der ganzen Bestimmung des Geistes in seinem Werden.

Die Sinnenthätigkeit zeigt in dem Sehen, Tasten und Fühlen, eine mehr positive, in dem Hören, Riechen und Schmecken eine mehr negative Richtung, darum bildet sie sich erst in beiden zusammen vollständig aus *).

*) So wie, hinsichtlich der Außenwelt das Auge der Sinn ist für die Ferne, und das Ohr für die Tiefe (das Innere), so möchte man Finger und Gaumen die Sinne für die Nähe, die äußere und

2. In der Denkthätigkeit.

Das Aufmerken iſt das erſte Denken des Kindes. Wir ſahen, daß in jener früheſten Periode das Kind im Sehen und Hören zuerſt alles noch als etwas Ungeſchiedenes auffaßt, und nun nach und nach das Einzelne herausſieht und heraushört, und formt, beſtimmt, feſthält. Die Aufmerkſamkeit des dreijährigen Kindes zeigt ſich in allen Sinnen, aber in verſchiedenem Grade, am meiſten in dem Auge und Ohre. Am leichteſten wird ſie in dem Auge erregt und hier geht auch das Unterſcheiden und Erkennen am ſchnellſten weiter. Aber das 7jährige Kind will noch gern alles ſehen, und behält erſt das recht, was es in ſein Auge gefaßt hat; daher heißt es richtig, daß anſchauliche Kenntniſſe die erſten für die Kinder ſeyen. Man verſuche es auch ſelbſt noch bei 10jährigen Kindern von etwas zu reden, wovon ihnen kein Bild vorſchwebt, ob ſie mit Aufmerkſamkeit zuhören; ſo wie man ihnen aber im Erzählen oder Erklären Geſichtsgegenſtände vorführt, ſo hängen ſie an dem Munde des Sprechenden mit ganzer Seele. Und ſo

---

innere, und die Naſe als den Sinn für Ferne, Tiefe und Nähe zugleich, der Aeußeres und Inneres vereinigt, bezeichnen. Den Geſchmack- und den Taſtſinn beſitzt der Menſch vorzüglicher als die Thiere, nämlich zur Feinheit für die Ausbildung. Der Rüſſel des Elephanten, die Fühlhörner der Inſecten und Schnecken, die Zungen der Schlangen und Vögel, die Schnurhaare der Raubthiere ꝛc. kommen nicht den Fingern des Menſchen bei, und dienen nur zum Ergreifen des Raubes oder zur Gewahrung deſſen, was ſie ſuchen oder meiden. Der Geſchmack leitet das Thier, aber auch den Menſchen bei guter Gewöhnung, zur Auswahl der dienlichen Nahrungsmittel. Das Kind liebt mehr die milden und ſüßen, der Mann mehr die gewürzhaften und ſcharfen, der Greis oft wieder jene des Kindes, das Weib bleibt mehr bei denſelben das ganze Leben durch; unter allen Sinnen dauert er am längſten bis ins Alter in ſeiner Schärfe. Der Geruch iſt zwar bei manchen Thieren ſtärker als bei dem Menſchen, und zur Auswahl der Speiſen dienend, aber in dem Menſchen feiner und eingreifender in das Nervenſyſtem.

bleibt es die ganze Jugendzeit hindurch Gesetz: was recht gefaßt werden soll, muß sich durch den Gesichtssinn möglichst versinnlichen. Da indessen in der Aufmerksamkeit die Freiheit hervortritt, so ist sie von diesem Sinne keineswegs gefangen, sondern sie wendet sich willkürlich nicht nur zu dem Gegenstande von dieser oder jener Form und Farbe hin, sondern sie zieht sich auch augenblicklich von allen Gesichtsgegenständen weg, und hat es z. B. blos mit einem Schalle zu thun; aber auch von allen Sinneneindrücken macht sich schon das 3jährige Kind manchmal los, und hält eine abgezogene Vorstellung fest.

Es bedurfte nur zweier verschiedenartiger Sinne, daß sich das Gleichgewicht der Freiheit für die Aufmerksamkeit völlig einstellte. Diese ist alsdann nicht mehr in einer Richtung befangen, sie kann von dem Ganzen der gegebenen Sinnenvorstellung sich abziehen, um nur einen Theil festzuhalten; sie kann das Reale derselben fahren lassen, und nur den Begriff von derselben, von dessen Eigenschaften, Verhältnissen, Merkmalen beibehalten; sie kann in der Einbildungskraft mehreres trennen und verbinden, und so sich Vorstellungen von ganz andern Dingen vorhalten, als die wirklichen sind; sie wirkt also im Auffassen und Einbilden mit der freiesten Selbstthätigkeit. Diese Erscheinungen sehen wir bei dem Kinde nach drei Jahren täglich interessanter werden. Knaben wie Mädchen suchen überall Neues auf, und hören oder sehen sie etwas, das sie noch nicht gesehen und gehört haben, oder bemerken sie in dem Bekannten etwas, das ihnen bisher noch verborgen geblieben war, so kommt es zur lauten Freude. Das fremde Thier, die entdeckte Regelmäßigkeit in dem Gewächse, das Wiedersehen eines Orts, den sie jetzt verändert finden, das beschäftigt ihre Seele, daß sie alles darüber vergessen. Ganz besonders freuen sie sich, wenn sie das in der Wirklichkeit sehen, was ihnen in dem Bilderbuche, oder in Erzählungen, oder in ihren eigenen Vorstellungen vorgekommen war. Dieses leben-

2. In der Denkthätigkeit.

Das Aufmerken iſt das erſte Denken des Kindes. Wir ſahen, daß in jener früheſten Periode das Kind im Sehen und Hören zuerſt alles noch als etwas Ungeſchiedenes auffaßt, und nun nach und nach das Einzelne herausſieht und heraushört, und formt, beſtimmt, feſthält. Die Aufmerkſamkeit des dreijährigen Kindes zeigt ſich in allen Sinnen, aber in verſchiedenem Grade, am meiſten in dem Auge und Ohre. Am leichteſten wird ſie in dem Auge erregt und hier geht auch das Unterſcheiden und Erkennen am ſchnellſten weiter. Aber das 7jährige Kind will noch gern alles ſehen, und behält erſt das recht, was es in ſein Auge gefaßt hat; daher heißt es richtig, daß anſchauliche Kenntniſſe die erſten für die Kinder ſeyen. Man verſuche es auch ſelbſt noch bei 10jährigen Kindern von etwas zu reden, wovon ihnen kein Bild vorſchwebt, ob ſie mit Aufmerkſamkeit zuhören; ſo wie man ihnen aber im Erzählen oder Erklären Geſichtsgegenſtände vorführt, ſo hängen ſie an dem Munde des Sprechenden mit ganzer Seele. Und ſo

---

innere, und die Naſe als den Sinn für Ferne, Tiefe und Nähe zugleich, der Aeußeres und Inneres vereinigt, bezeichnet. Den Geſchmack- und den Taſtſinn beſitzt der Menſch vorzüglicher als die Thiere, nämlich zur Feinheit für die Ausbildung. Der Rüſſel des Elephanten, die Fühlhörner der Inſecten und Schnecken, die Zungen der Schlangen und Vögel, die Schnurhaare der Raubthiere ꝛc. kommen nicht den Fingern des Menſchen bei, und dienen nur zum Ergreifen des Raubes oder zur Gewahrung deſſen, was ſie ſuchen oder meiden. Der Geſchmack leitet das Thier, aber auch den Menſchen bei guter Gewöhnung, zur Auswahl der dienlichen Nahrungsmittel. Das Kind liebt mehr die milden und ſüßen, der Mann mehr die gewürzhaften und ſcharfen, der Greis oft wieder jene des Kindes, das Weib bleibt mehr bei denſelben das ganze Leben durch; unter allen Sinnen dauert er am längſten bis ins Alter in ſeiner Schärfe. Der Geruch iſt zwar bei manchen Thieren ſtärker als bei dem Menſchen, und zur Auswahl der Speiſen dienend, aber in dem Menſchen feiner und eingreifender in das Nervenſyſtem.

Die Sinneneindrücke beherrſchen die Denkkraft der erſten Kindheit, aber ſo wie die Aufmerkſamkeit freier wird, werden auch die Aſſociationen und Gebilde der Einbildungskraft freier und beſtimmter. Der 7jährige Knabe ſieht ſchon nicht mehr die Dinge genau wie ſie ſind, und wenn er von dem erzählt, was er geſehen hat, ſo wird er ſelten ein treues Bild wieder geben; er wird weglaſſen, er wird übertreiben, ſeine Phantaſie wird überall über die Sinnenwelt hinausſpielen. Auch wird er ſich lieber mit Ungeheuern als mit der wirklichen Welt in den Erzählungen unterhalten laſſen. Der Erzähler Robinſons hätte mit ſeinen Belehrungen aus der wirklichen Welt wenig Eingang gefunden: die Unterhaltung der Phantaſie durch die wundervollen Schickſale des Knaben war es, was dieſem trefflichen Buche ſo viele Wirkſamkeit in der Kinderwelt verſchafft hat. Und gewiß wird das Mädchen in dem ſpielenden Alter ſein kleines Drama mit der Puppe der Pflanzenkunde, und das Mährchen dem Unterrichte über die Naturkräfte vorziehen. Die Folge der freier gewordenen Phantaſie. Darum eben iſt dieſe Zeit das Alter des Spiels.

Die Phantaſie hat hierdurch ebenfalls eine gewiſſe Herrſchaft gewonnen, welche ſie die ganze Jugendzeit hindurch ausübt, aber ſie ſelbſt wirkt immer freier. Es wird wenig Jünglinge geben, welche nicht dichten, wenn gleich nur wenige Sprache und Talent genug haben, um ein Gedicht zu Stande zu bringen. Und wenn das Mädchen manchmal für ſich ſelbſt iſt, ſo ſind das Weihestunden des ſchönen Sinnens, wo liebliche Bilder ſein inneres Leben verſchönern. Nach und nach tritt die Jugend mit dieſer idealen Welt wieder in die wirkliche, Einbildungskraft und äußerer Sinn kommen in das Gleichgewicht, und es erwächſt in beidem jene freie Thätigkeit der Reife, die wir Beſonnenheit nennen.

1) Die Entwickelung des Gedächtnisses steht mit allem diesem in einem Verhältnisse, das man genauer kennen muß. In den ersten Wochen der Kindheit schon fingen die Vorstellungen des Gesichtssinnes an sich einzuprägen, und wenn sie wieder vorkamen, dem Kinde bekannt und allmählig auch von ihm erkannt zu werden. Eben so die des Gehörs, nur daß jene immer die häufigsten und mächtigsten blieben, welche in der Seele hafteten. In den ersten Lebensjahren ging so der Sinn hervor für diese oder jene Art Vorstellungen, z. B. der Sachen oder der Worte, der Formen oder der Farben oder des Materiellen, d. h. es legten sich die Richtungen des Gedächtnisses an in dem Auffassen und Behalten der Eindrücke, je nachdem in der Aufmerksamkeit des Kindes die Vorstellungen der verschiedenen Sinne mehr aus einander gehalten wurden, oder mehr zusammenflossen. Von dieser Zeit an, also in der zweiten Kindheit, tritt die Thätigkeit des Gedächtnisses in ihrer Stärke und Richtung ganz hervor. Das Kind hat nunmehr seine Welt umher in unendlich vielen Wahrnehmungen aufgenommen, es findet jeden Tag mehr Bekanntes wieder, es übt sich also jeden Tag mehr im Wiedererkennen, und dieses macht ihm so viele Freude, daß es sich vieles nur in der Absicht merkt, um dasselbe wieder zu erkennen. Auffassen und Behalten wird also immer mehr bei ihm verbunden, d. h. seine Geistesthätigkeit zeigt sich jetzt noch mehr als Gedächtniß. Die früheren Eindrücke waren mehr in einander verflossen, jetzt aber gestalten sie sich schärfer, und drücken sich also bestimmter ein. Sie prägen sich aber auch tiefer ein, da die Aufmerksamkeit freier und fester auffaßt. Das Wiedererkennen wird sonach leicht und das Behalten daueend. Dieses ist wirklich bei den Kindern gegen das 7te Jahr hin deutlich zu bemerken. Alles was sie aufmerksam sehen und hören, geht mit frischer Gestalt in ihre Seele ein, wird von ihnen öfters träumend und wachend in einer gewissen

Lebendigkeit vorgeführt, und ſehr vieles davon bleibt das ganze Leben hindurch zur leichten und ſicheren Wiedererinnerung. Das Gleichgewicht zwiſchen der Einbildungskraft und den Sinnen macht dieſes gewiſſermaßen nothwendig. Denn hierdurch wiederholt der Geiſt den Sinneneindruck eben ſo gern und eben ſo leicht, als er ihn empfing, und ſpielt damit in mancherlei Aſſociationen, ſo daß er in unendlich vielfachen Verflechtungen immer wieder als derſelbe erkannt wird. Hat der Knabe z. B. in Geſellſchaft der Mutter oder des Vaters einmal auf einem Spaziergange einen Platz zum erſtenmale gefunden, etwa im Frühlinge, und auf demſelben neue Blumen u. dgl., ſo wird ſich ihm ein Bild in der Seele gezeichnet haben, das ihm oft in angenehmen Träumen erſcheint, und in ſpäteren Jahren, wenn er etwa dichtet, wird es ihm anmuthig vorſchweben. Oder hat er ſeine Lateiniſchen Declinationen mit Eifer gelernt, ſo declinirt er vielleicht im Traume und vergißt nicht leicht dieſe Wortformen. Die Blume, welche das Mädchen auf ſeinem Gartenbeete erzog, oder die Perſon, welche ſeine Blicke mit Intereſſe anſahen, oder das Wort, was ſie ſprach, dieſes wird in ſeiner Seele bleiben, und das Mädchen wird ſich nach langer Zeit noch leicht daran erinnern. Waren in jene Vorſtellungen etwa auch Wohlgerüche gefloſſen, ſo ziehen dieſe mit einer Art Wehmuth noch lieblicher in die Kindheit zurück.

Das Seelenorgan, das Gehirn, macht die zweite Kindheit zur Hauptperiode des Gedächtniſſes, indem es ſich nicht nur völlig entfaltet, ſondern auch feſt genug geworden iſt, um die Eindrücke nicht in einander verſchwimmen zu laſſen, doch aber weich genug iſt, um leicht und viel aufzufaſſen *). Weil nämlich ohne den guten

*) Nicht als ob das Gedächtniß, wie wir mit Rudolphi, Phyſiol. ſagen, durch Eindrücke in das Gehirn erklärt werden könne, da es vielmehr Veränderungen, Reizungen ſind, die im

Zuſtand dieſes Organs die Thätigkeit der Erinnerung noch weniger von von ſtatten geht, als die des Auffaſſens: ſo iſt es klar, daß es einen gewiſſen Zuſtand deſſelben giebt, worin ſich die Vorſtellungen leicht und tief einprägen, worin alſo die Einbildungskraft gerade recht als Gedächtniß wirken kann, und dieſes iſt jene Mitte zwiſchen Weichheit und Starrheit der Hirnfibern, wie es ſich in dem Kinde zwiſchen 3 und 14 Jahren befindet.

Aber aus demſelben Grunde nimmt das leichte Auffaſſen für das Gedächtniß von dieſer Zeit, etwa von dem 10ten Jahre an, allmählig ab. Denn die Phantaſie wird thätiger, und der Sinn empfängt die Eindrücke minder rein und mit weniger Achtſamkeit, indem die Jugend alsdann gewöhnlich ſchon etwas anderes im Sinne hat, als ſie hört oder ſieht; und die Gehirnfiber wirkt

---

Gehirne vorgehen, u. welche, je öfter ſie ſich wiederholen, um ſo leichter von ſtatten geben, und uns ganz zu Gebote ſtehen. „So kann ſelbſt," lehrt dieſer Phyſiolog weiter, „nach langer Zeit, wo die Erinnerung ſchlief, das Gehirn mit einem male, z. B. nach einer Krankheit, dahin kommen, daß in der Jugend erlernte Dinge wieder vorgebracht werden. Noch mehr ſpricht dafür die Vergeſſenheit (oblivio), die z. B. nach Krankheiten, nach Kopfverletzungen eintritt. Die Nennwörter entſchwinden darum früher, weil ſie das Materiale ausmachen, die Prädicate weniger, weil ſie in vielem vorkommen. Haller ſagt auch, daß die Namen zuerſt vergeſſen würden. So giebt es Beiſpiele von Vergeſſen der Subſtantive durch Krankheiten; auch Aehnliches durch Mangel der Uebung. Selkirk hatte 4 Jahre 4 Monate auf einer Inſel allein gelebt, und die Sprache halb vergeſſen, ſprach auch ſehr unverſtändlich, — dazu mag aber ſein Tiefſinn beigetragen haben. — In der Kindheit wird das Gedächtniß blos geübt, allein ſpäterhin iſt nöthig, darauf zu ſehen, daß das Neuerlernte mit dem vorigen zuſammenhänge, und je mehr man es in allen ſeinen Beziehungen auffaßt, und immer wieder in andern Verbindungen zurückruft, um ſo mehr lernt man es beherrſchen. Je leichter man es auffaßt, um deſto mehr muß man fürchten, es zu vergeſſen. Vorzüglich muß man das Geringfügige gar nicht behalten wollen — alle dieſe Dinge wirken auf das Uebrige ſtörend ein." — Auch ſoll Traurigkeit dem Gedächtniſſe ſchaden.

mit mehr Festigkeit dem Nerveneindrucke entgegen, so daß dieser nicht so wie bisher der materielle Hauptfactor zu dem Producte der eingehenden Vorstellung bleibt. Daher verwirren sich die aufgefaßten Perceptionen mit den Erzeugungen der Einbildungskraft, und bestehen folglich nicht für sich, so daß sie wieder zu erkennen wären, mit andern Worten: sie eignen sich mehr zur Belebung des productiven Vermögens, als zur Unterhaltung des reproductiven, oder sie erregen mehr das Spiel der jugendlichen Phantasie in Begriffen und Bildern, als sie dem Gedächtnisse dienen. Es kostet daher dem 14jährigen Knaben mehr Anstrengung etwas auswendig zu lernen als dem 7jährigen. Aber seine innere Thätigkeit ist auch freier und stärker geworden. Er sieht und hört schärfer, was er sehen und hören will, und prägt es sich schärfer ein; will er nun richtig sehen und hören, so wird er die Sache dem Gedächtnisse zwar mit mehr Anstrengung, aber zur bestimmten und festen Wiedererinnerung übergeben. Weil nun die innere Geistesthätigkeit im Fühlen, Begriffebilden und Zweckefassen mit der Jugendreife zunimmt, so wird alles besser und leichter behalten, was dieses Innere trifft; der Jüngling, welcher als Knabe am besten die Wortform oder die väterliche Flur behielt, denkt jetzt an die Bedeutung der Worte und an die Rechte, Vortheile, Benutzung, Verschönerung ꝛc. des Gutes, und erlernt am liebsten Gedanken in der Sprache und Verhältnisse in den menschlichen Dingen. So wendet sich das Gedächtniß allmählig von den Anschauungen zu den Begriffen; in den früheren Jahren mehr ein Geschäft des Sinnes im Auffassen, wird es in dem Jünglingsalter mehr ein Geschäft des Denkens in den sich wiederholenden Begriffen. Und hiermit wird das Erinnerungsvermögen stärker. Denn die vielen gesammelten Eindrücke werden jetzt häufig und immer häufiger reproducirt, und in mancherlei Denkformen geordnet, oder mit mancherlei Gefühlen verflochten, so daß es nicht selten

ein Lieblingsgeschäft der Jugend wird, in das Paradies ihrer Kindheit zurückzuschauen. Man höre nur ihre Unterhaltungen. Wenn sie so recht vergnügt unter einander sind, so gerathen sie in das Erzählen dessen, was sie alles sahen, wie sie dorthin reiseten, wie sie da mit diesen oder jenen Kindern zusammenspielten u. s. w. Die Mädchen werden dann ungewöhnlich lebhaft und gleichsam selig, die Thräne glänzt in dem Auge, und man vernimmt die rührendsten Empfindungen: die Jünglinge werden dann ernster, oft traurig, weil ihnen die Gegenwart nicht gefällt, legen aber dann bald das Schöne der Vergangenheit vorwärts, und heller flammt ihr Entschluß, die Welt zu verbessern.

Auf solche Weise entwickelt sich das Gedächtniß in der zweiten und dritten Jugendperiode im Ganzen mit zunehmender Stärke, aber mit veränderter Richtung und wird recht, was sein Name bezeichnet, das Aufbewahren des Gedachten. In der Zeit zwischen dem 4ten und 14ten Jahre ist es in seiner vollesten Kraft zum Auffassen; dieses ist also die eigentliche Zeit des Auswendiglernens, welche gegen das 8te bis 10te Jahr hin ihr Höchstes hat; also mit Recht die Schuljahre. Die nachfolgende Periode ist mehr zum Auffassen der Begriffe und zur inneren Bereicherung des Gedächtnisses vermittelst der Wiederholung und Verarbeitung der Eindrücke geeignet, also mehr für das Befestigen der Anschauungen durch die Denkkraft. Bei Jünglingen beginnt hier das Studium der Sprachen und Sachen, bei Mädchen das Nachdenken über das, was es bisher einsammelte und übte, mit belehrenden Gesprächen bei seiner weiblichen Beschäftigung. In dem Knaben und Mädchen ist das Gedächtniß hauptsächlich für die Zukunft, in dem Jünglinge für die Vergangenheit thätig, im Ganzen der Jugend für die Bildung des Geistes bestimmt, denn es macht das Auffassen zu einem Wissen, das Begreifen zu einem Behalten, und giebt dem Wechsel der Vorstellungen das

Bleibende und die Einheit. Auch mußte das Sinnliche des Gedächtniſſes das Erſte ſeyn, denn ſonſt verlor der Geiſt die Welt ganz aus dem Geſichte, und es gab keine Bildung für die Erde: hierauf mußte aber das Geiſtige deſſelben folgen, denn ſonſt verlor ſich der Geiſt in dem Sinnenleben, und bildete ſich nicht für die höhere Welt. Gerade dieſer Entwickelungsgang in dem Ergreifen und Behalten der Vorſtellungen giebt dem Geiſte Reichthum und Beſtand.

Die Gegenſtände des Gedächtniſſes verändern ſich ebenfalls nach der Natur der Jugend. Zuerſt ſind es Geſichtsvorſtellungen, nachher Gehörvorſtellungen. Die der übrigen Sinne werden unbedeutender für das Aufbewahren, weil ſie ſich mehr oder weniger an jene beiden anlegen, und für ſich ſowohl der Lebhaftigkeit als der Dauer ermangeln. Gerüche behält man ſelten ganz im Sinne, die widrigen, welche durch Stärke auffallen, noch am meiſten; eben ſo verhält es ſich mit Geſchmäcken; und was wir von Schwere, Härte, Rauhheit u. dgl. empfinden, ſchwebt uns nur ganz ſchwach vor, und wir trennen es in der Erinnerung kaum von der Vorſtellung der Körper ſelbſt. Nur dieſe, die Geſtalten in dem Raume, prägen ſich tief und feſt genug ein, und nur, wenn der Geſichtsſinn fehlt, durch das äußerliche Gefühl. Die Geſichtsvorſtellungen ſind immer die hauptſächlichſten und häufigſten für das Gedächtniß, denn wir mögen uns erinnern, wann und wie wir wollen, überall ſtoßen wir auf ſolche, und auf ſo viele, daß wir ſie nicht aufzuzählen vermögen; auch wird kein Sehendgeborner ſich nur Einer Vorſtellung erinnern, ja nur eine ſchaffen können, ohne ihr ein Bild unterzulegen; bei Blindgebornen erſetzt die vollkommene Ausbildung des Taſtſinnes den Mangel des Geſichts durch analoge Vorſtellungen. Da nun bei weitem die meiſten äußeren durch das Auge in die Seele eingehen, ſo wird das innere Geſichtsfeld ſo ausgedehnt und ſo angefüllt, daß wir nach dem gewöhn-

lichen Maße unſerer Geiſteskraft nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil klar und unverwirrt in der Erinnerung ſchauen. Daher heben ſich nur ſolche zu einem bleibenden Andenken hervor, welche theils den äußeren Sinn, theils das Gemüth mächtig ergreifen, die alſo in einem ſolchen Zuſtande aufgefaßt werden, wo das Gemüth nicht zugleich durch andere Vorſtellungen zerſtreut war, ſondern vielmehr auch alle ſeine Gedanken an dieſelben anſchloß. Weil dieſes ſelten der Fall iſt, und weil das innere Geſchäft, die Einbildungskraft, mit dem Zunehmen des Kindes immer lebhafter wird, und alſogleich wieder, nachdem die Aufmerkſamkeit etwas gefaßt hat, wieder fortſpielt: ſo ſtehen eben nicht viele ſolcher Bilder in unſerer Seele, aber die darin ſtehen, ſind die ausgemahlteſten aus der früheſten Jugend, und ſie ſtehen da, als Scenen aus einer andern Welt,' als glückſelige Inſeln. Ja ſelbſt lebhafte und beſtimmte Träume aus der Jugendzeit können auf ſolche Art nachmals mit wirklichen Wahrnehmungen bis zur Selbſttäuſchung verwechſelt werden.

Eine eigene Bemerkung verdient noch das Verhältniß der Geſichts- und Gehörvorſtellungen unter einander für das Gedächtniß. So wie nämlich das Kind durch das Ohr zum Aufmerken erregt wird, und nun hinſieht, um durch das Auge den Gegenſtand für das Gehör zu fixiren; ſo bedarf der Menſch überhaupt der ruhenden Außenwelt, um die Welt der inneren Veränderungen darin feſt zu halten; denn was in der Zeit ewig fortfließet, erſtarret im Raume, und ſo müſſen die Sinne des Raumes durch Anſchauung des Bleibenden die Vorſtellungen ſelbſt bleibend machen. An dem Aeußeren entwickelt ſich das Innere, wir bedürfen der Objecte, damit das Subject zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt gelange; und ſo wie uns alle Begriffe durch Anſchauungen zuerſt werden, ſo auch die Vorſtellungen von dem Subjecte ſelbſt. Auch dieſes entwickelt ſich in der Form des äußeren Sin-

nes, ſo wie das Kind lange Zeit ſeinen Leib für ſein Selbſt hält. Alle Sprache geht in Abſicht des Geiſtigen von dem Materiellen aus, und auch auf der Stufe der höchſten Bildung fällt es dem Geiſte ſchwer, ſich ſelbſt, und überhaupt Subſtanz ganz geiſtig zu denken, ohne irgend etwas unterzulegen, das als das Beharrende jedesmal als im Raume dargeſtellt wird. Und ſo muß dieſer Sinn noch vielmehr alles andre Bleibende als bleibend auffaſſen und aufbewahren helfen. Wie wollte man ſonſt das Beharrliche von dem Wechſelnden unterſcheiden? Die Schälle möchten wohl in dem Gedächtniſſe bleiben, wie ſie es wirklich thun, aber ihre Nähe und Ferne in der Vergangenheit würde doch nur ſchwach unterſchieden, und flöſſe immer mit dem Jetzt zuſammen, ſo daß alles beinahe als Gegenwart daſtünde, ungefähr wie dem eben ſehend gewordenen Blindgebornen alles wie auf einer Fläche dicht vor dem Auge ſteht. Hieraus könnte wohl ein Geiſtesleben hervorgehen, das aber nur an Intenſion durch die Schalleindrücke gewönne, und von keiner andern als einer geiſtigen Außenwelt wüßte. Das Wort würde freilich in dieſe Welt einführen, aber es würde nichts Bleibendes außer dem Laute oder außer dem Inbegriffe hohler Lautformen, und dieſes kaum, in der Seele laſſen. Nur der Inhalt dieſes Wortes kann ihm Gehalt und Beſtand geben, dieſer bezieht ſich aber alsdann auf etwas anders als auf den bloßen Laut, er bezieht ſich auf eine Sache, d. i. auf einen Gegenſtand des räumlichen Sinnes, denn ſelbſt bei Beziehung der inneren Anſchauungen und Gefühle kommt man, wie wir geſehen haben, auf das Körperliche zurück.

Mittlerweile werden aber auch die Gehörvorſtellungen lebhafter, ſchärfer und tiefer. Da ſie in die innere Welt führen und den Geiſt in dem Menſchenworte das Geiſtige unmittelbar vernehmen laſſen; ſo erregt dieſes die Anſchauung, welche nun einmal zum Bleiben geeignet

iſt, und vermählt ſich mit derſelben, ſo daß es nun ein Ganzes der Ideenaſſociation wird; bei dem Worte reproducirt ſich die Sache in der Einbildungskraft, und dieſe hält das Wort feſt. Es kommt hier gar nicht zur Reflexion auf den Laut als das Zeichen, ſondern dieſes fließt ſo in Eins mit der bezeichneten Sache, daß dieſe ſelbſt in dem Augenblicke des Hörens ſchon der Seele vorſteht. Aber da in dem Worte die tiefſte Erregung des Geiſtes ſtatt findet, ſo iſt begreiflich, daß wohl ohne daſſelbe die Vorſtellung von der Sache ſich wiederholt und auch erkannt wird, daß aber daraus ſich lange nicht das lebendige Begreifen und Weiterdenken erzeugt, als wenn der Geiſt von dem Geiſte dabei unmittelbar vermittelſt des Gehöres angeſprochen wird. Darum fehlt es den Taubſtummen zwar nicht an Gedächtniß, aber an einer ſtärkeren Vernunftthätigkeit und einem lebendigeren Denkgeſchäfte. So wie demnach der räumliche Sinn das Gedächtniß in ſich erzeugen läßt, ſo giebt der Sinn für die Zeit das Geiſtige dabei, und dieſer für die Außenwelt negative Sinn wird für die innere poſitiv, ſo wie der räumliche, an ſich, weniger das Geiſtige hervortreibt, daß Neues daraus hervorgehe. Sach- und Wortgedächtniß, allgemeiner, Geſichts- und Gehörgedächtniß geben alſo nur in ihrer Vereinigung das wahre Gedächtniß als die Quelle aller geiſtigen Producte. Durch das Gehör gleichſam befruchtet, bringen die Geſichtsvorſtellungen geiſtiges Leben hervor; und zwar ſo, daß es nur eines Schalles bedarf, um die Aufmerkſamkeit auf eine ganze Menge Gegenſtände zu erregen, oder eines Lautes, um die ganze Welt der Einbildungskraft heraufzuführen, oder eines Wortes, um in einem umfaſſenden Gedanken alle Anſchauungen ins Bewußtſeyn zu rufen, daß man alſo weit weniger zu hören braucht, als zu ſehen, um das Gedächtniß ſich zur innern Einheit und Kraft entwickeln zu laſſen. Daher kann man das Gehör verlieren, ohne daß der Geiſt etwas weiter als neue Gehörvorſtellungen

verliert, weil einmal ſein inneres Leben, insbeſondere die Phantaſie, auf immer erregt iſt.

Die beiden oberen Sinne mußten ſich alſo mit einander entwickeln, und zwar in dem langſamen Gange, um den Geiſt völlig hervorbringen zu laſſen. Denn ſonſt bliebe er theils zu arm, theils zu ſchwach. Erhielt er zu wenig Vorſtellungen von der Außenwelt, ſo bliebe er zu abgeſondert von der Welt, erhielt er zwar viele, aber ohne Erregung der Innenwelt, ſo würde er zu viel von dem Sinnenleben eingenommen und vielleicht ein Menſchenthier. Gerade ſo in dieſem langſamen Gange erzeugte ſich das Gedächtniß als innerer Reichthum und als inneres Leben für das Ganze der Geiſtesbildung.

Es wäre eine eigene intereſſante Unterſuchung, wie die Thiere darum, weil ſie ſich ſo geſchwind und viel mehr als der Menſch für einen Hauptſinn entwickeln, nur zu einem Analogon von Gedächtniß kommen, aber keineswegs dazu, was es eigentlich iſt, nämlich zu derjenigen Thätigkeit, welche alle Vorſtellungen, die in der Zeit ausgeſtreut ſind, zu einer innern Einheit, aus deren Schoße immer neues geiſtige Gebilde hervorſteigt, zuſammenfaßt. Oder vielmehr, es würde durch ſolche Unterſuchungen anſchaulich werden, daß der Geiſt ſich auf Erden nur durch Gedächtniß als Geiſt entwickelt, und daſſelbe nur durch jene Ordnung und Langſamkeit in dem Entwickelungsgange vermittelſt der Einbildungskraft ganz Gedächtniß wird *).

Die Erfahrung beſtätiget übrigens genau dieſe Theorie. Die Kinder behalten immer am beſten, was ſie ſehen, und zwar indem ſich das Wort, als diejenige Gehörvorſtellung, welche zum Feſthalten des Angeſchauten dient, zugeſellt. Sie horchen auf, mahlen, was ſie

*) *Μνημοσύνη* bei den Griechen die Mutter der Muſen, und bei Platon die *ἀνάμνησις* die Quelle des Wiſſens.

ist, und vermählt sich mit derselben, so daß es nun ein Ganzes der Ideenassociation wird; bei dem Worte reproducirt sich die Sache in der Einbildungskraft, und diese hält das Wort fest. Es kommt hier gar nicht zur Reflexion auf den Laut als das Zeichen, sondern dieses fließt so in Eins mit der bezeichneten Sache, daß diese selbst in dem Augenblicke des Hörens schon der Geist vorsteht. Aber da in dem Worte die tiefste Erregung des Geistes statt findet, so ist begreiflich, daß wohl ohne dasselbe die Vorstellung von der Sache sich wiederholt und auch erkannt wird, daß aber daraus sich lange nicht das lebendige Begreifen und Weiterdenken erzeugt, als wenn der Geist von dem Geiste dabei unmittelbar vermittelst des Gehöres angesprochen wird. Darum fehlt es den Taubstummen zwar nicht an Gedächtniß, aber an einer stärkeren Vernunftthätigkeit und einem lebendigeren Denkgeschäfte. So wie demnach der räumliche Sinn das Gedächtniß in sich erzeugen läßt, so giebt der Sinn für die Zeit das Geistige dabei, und dieser für die Außenwelt negative Sinn wird für die innere positiv, so wie der räumliche, an sich, weniger das Geistige hervortreibt, daß Neues daraus hervorgehe. Sach- und Wortgedächtniß, allgemeiner, Gesichts- und Gehörgedächtniß geben also nur in ihrer Vereinigung das wahre Gedächtniß als die Quelle aller geistigen Producte. Durch das Gehör gleichsam befruchtet, bringen die Gesichtsvorstellungen geistiges Leben hervor; und zwar so, daß es nur eines Schalles bedarf, um die Aufmerksamkeit auf eine ganze Menge Gegenstände zu erregen, oder eines Lautes, um die ganze Welt der Einbildungskraft heraufzuführen, oder eines Wortes, um in einem umfassenden Gedanken alle Anschauungen ins Bewußtseyn zu rufen, daß man also weit weniger zu hören braucht, als zu sehen, um das Gedächtniß sich zur innern Einheit und Kraft entwickeln zu lassen. Daher kann man das Gehör verlieren, ohne daß der Geist etwas weiter als seine Gehörvorstellungen

verliert, weil einmal ſein inneres Leben, insbeſondere die Phantaſie, auf immer erregt iſt.

Die beiden oberen Sinne mußten ſich alſo mit einander entwickeln, und zwar in dem langſamen Gange, um den Geiſt völlig hervordringen zu laſſen. Denn ſonſt bliebe er theils zu arm, theils zu ſchwach. Erhielt er zu wenig Vorſtellungen von der Außenwelt, ſo bliebe er zu abgeſondert von der Welt, erhielt er zwar viele, aber ohne Erregung der Innenwelt, ſo würde er zu viel von dem Sinnenleben eingenommen und vielleicht ein Menſchenthier. Gerade ſo in dieſem langſamen Gange erzeugte ſich das Gedächtniß als innerer Reichthum und als inneres Leben für das Ganze der Geiſtesbildung.

Es wäre eine eigene intereſſante Unterſuchung, wie die Thiere darum, weil ſie ſich ſo geſchwind und viel mehr als der Menſch für einen Hauptſinn entwickeln, nur zu einem Analogon von Gedächtniß kommen, aber keineswegs dazu, was es eigentlich iſt, nämlich zu derjenigen Thätigkeit, welche alle Vorſtellungen, die in der Zeit ausgeſtreut ſind, zu einer innern Einheit, aus deren Schoße immer neues geiſtige Gebilde hervorſteigt, zuſammenfaßt. Oder vielmehr, es würde durch ſolche Unterſuchungen anſchaulich werden, daß der Geiſt ſich auf Erden nur durch Gedächtniß als Geiſt entwickelt, und daſſelbe nur durch jene Ordnung und Langſamkeit in dem Entwickelungsgange vermittelſt der Einbildungskraft ganz Gedächtniß wird *).

Die Erfahrung beſtätiget übrigens genau dieſe Theorie. Die Kinder behalten immer am beſten, was ſie ſehen, und zwar indem ſich das Wort, als diejenige Gehörvorſtellung, welche zum Feſthalten des Angeſchauten dient, zugeſellt. Sie horchen auf, mahlen, was ſie

*) *Μνημοσύνη* bei den Griechen die Mutter der Muſen, und bei Platon die *ἀνάμνησις* die Quelle des Wiſſens.

hören, in ihrer Seele nach; bald werden ihnen die Worte ſelbſt ein Gegenſtand, dem ſie nachſinnen, und ſo kann ein Wort dem jungen Menſchen den Schlaf rauben, oder den Zorn entflammen.

So zeigt ſich die erſte Kindheit in ihrem Auffaſſen mehr blos empfangend, die zweite zugleich die Eindrücke im Denken beſtimmend und aufbewahrend. Der innere Trieb wird alſo ſtärker aufgereizt und tritt mit jedem Sinneneindrucke mehr in Conflict, es geht ein Hinaus- und Hereinwirken vor, worin das innere Bilden der Einbildungskraft lebhaft ſpielt, und dieſes Spiel iſt das betriebſame Auffaſſen für das innere Behalten, d. h. das zur vollen Thätigkeit erwachte Gedächtniß. In der folgenden Periode verliert ſich mehr und mehr das Ergreifen des Aeußeren und es treibt mehr im Inneren, im Begriffenen und Empfundenen ſein Geſchäft fort. In dem Knaben- und Mädchenalter iſt das Gedächtniß in ſeiner Beziehung auf die Außenwelt mehr beſtimmend, indem es die Vorſtellungen für das Einſammeln bearbeitet, in dem Jünglingsalter zieht es ſich im Aufnehmen von außen mehr zurück, dagegen wird es für die innere Welt mehr beſtimmend, indem es die eingeſammelten und erregten Vorſtellungen bearbeitet, um neue daraus zu erzeugen. Das Mädchen faßt aber mehr ſeine Vorſtellungen durch den Sinn als durch vorſtrebende Begriffe, und nachmals ſind ſeine Erinnerungen mehr Eingebungen der Natur, welche ihre unendliche Fülle in ihm aufblühend entfaltet, als Gedankenerzeugungen durch Begränzung und Befeſtigung des Begriffes. Sein Gehör vernimmt lebendiger in dem Worte den Geiſt, es braucht darum nicht ſo viel nachzudenken in der Erinnerung, ſondern nur ſich zu beſinnen; aber es kann auch nicht ſo vieles in Begriffen lernen als der Knabe und Jüngling.

2) Das Denkgeſchäft, insbeſondere was man den Verſtand nennt, iſt hierdurch in ſeiner Entwickelung mit aufgezeigt; wir dürfen nur noch Weniges hinzuſetzen. Dieſe Thätigkeit iſt das Begränzen, Feſthalten und Ordnen der Vorſtellungen. Es muß ihr alſo theils die Anſchauung als Stoff gegeben ſeyn, und hier faßt der Verſtand das Gegebene als Eins auf, dieſes von vielem andern, was der Sinn zuführt, ſondernd und ausſcheidend, und durch den Begriff beſtimmend und behaltend; er vereinzelt ſo das verfloſſene Ganze, was im unbegränzten Raume und in der fort und immer fortfließenden Zeit in die Empfindung eingeht; er ſtellt ſich das unendliche Weltganze in unendlich vielen Gegenſtänden dahin, und beweiſet ſich als eine Thätigkeit, welche auf Verendlichung ausgeht. Sein Product iſt der Begriff, d. i. die Begränzung der Vorſtellungen durch das Auffaſſen zu Einem. Theils ſind aber auch die ſchon gewonnenen Begriffe ſowohl mit als ohne ſinnliche Eindrücke der Stoff des Verſtandes, um andere Begriffe daraus zu bilden, oder, wie man es ausdrückt, aus mehrerem Einzelnen etwas Allgemeines abzuziehen; man ſpricht inſofern von einem Abſtractionsvermögen. Auch hier iſt wieder das Product der Begriff, welcher vereinzelt und verendlicht und, der Sinnenwelt den Gegenſtand entreißend, mit ihm die Gedankenwelt als mit einem Gedankendinge erweitert.

Der Verſtand zeigt ſich zuerſt im Sehen, und zwar ſogleich nach der Geburt. Denn von dort geht das Geſchäft des Menſchen an, Einzelnes herauszuſehen und das Chaos zu geſtalten. Allmählig verbinden ſich, wie wir bemerkt haben, hierzu die andern Sinne mit dem Geſichte. Bis zum 3ten oder 4ten Lebensjahre hin hat das Kind ſich ſo die Welt gegenüber geſtellt, als ein Zuſammenhängendes im Raume, auch in der Zeit, und ſein Denkgeſchäft geht darin fort, ſo daß es Einzelnes in ſchärferem Umriſſe auffaßt, mit mehr Aufmerkſamkeit un-

terscheidet, und also alles besser verstehen lernt. Hierzu ist aber beständige Vergleichung nöthig, und je vielseitiger diese ist, um desto glücklicher bildet sich der Verstand. Dieses Vergleichen geht zum Urtheilen über, welches in dem Denken eines Begriffes durch einen andern besteht. Es ist nur dann möglich, wenn die vorherigen Eindrücke zugleich der Seele gegenwärtig sind, mithin durch die Einbildungskraft reproducirt werden; und je lebendiger, vielfacher, treuer dieses geschieht, um desto mehr lernt das Kind verstehen. Dieses ist die Thätigkeit, welche wir als Gedächtniß, als erinnerndes Vermögen, bemerkt haben, welches also dem Vergleichen und der Urtheilskraft dient; und so ist es eine ganz unrichtige Meinung, wenn man sie und das Gedächtniß als feindselig gegen einander stellt. Beide stehen vielmehr in dem freundlichsten Vereine zur Geistesbildung.

Indessen gehört eine eigene Bestimmtheit und Energie der Denkkraft dazu, um durch einen Begriff etwas zu denken, d. i. zu urtheilen, sey es nun (subsumirend) etwas unter denselben zu fassen, ihn auf etwas anzuwenden, oder (reflectirend) aus dem Einzelnen und Besonderen das Allgemeine zu gewinnen. Damit besteht also allerdings die Verschiedenheit einer scharfen Urtheilskraft von einem starken Gedächtnisse. Das letztere findet sich sogar bei Blödsinnigen, und Schwäche desselben bei großen Geistern. Dort ist die ordnende Thätigkeit gestört, hier verweilt sich der Geist nicht genug bei dem Festhalten der Vorstellung, indem er immer lieber Neues erzeugt; nur die genaueste Verbindung zwischen Denken und Behalten ist die Quelle eben sowohl von dem guten Gedächtnisse als von Schärfe, Tiefe und Gewandtheit im Urtheile. Und hierauf hat es die Natur angelegt. Die Seele ist nichts als Thätigkeit, und sie verwebt alles durch die Ideenassociation zusammen, alle einzelne Thätigkeiten, wodurch die Eindrücke reproducirt, die Vorstellungen gebildet werden, vereinigt sie zu ihrer

Selbſtkraft, welche in jedem Augenblicke über jede derſelben gebieten, ſie hervorrufen, wiederholen, zu Neuem geſtalten möge. So wird der Geiſt täglich mehr Ein Gedanke, in welchen alles ſein Wollen und Fühlen einfließt.

Das Knaben- und Mädchenalter zeigt uns in ſeiner vorzüglichen Gedächtnißthätigkeit dieſe Richtung des Denkvermögens zum unendlich vielfachen Verketten der Vorſtellungen unter einander, und zur Annäherung an jene vollkommene Denkthätigkeit. Der Knabe wiederholt lieber, was er gelernt hat, als daß er einen neuen Begriff macht: aber bei allem dem treibt ihn doch eine geheime Wißbegierde, welche neue Vorſtellungen auffaſſend und immer jene dabei wiederholend, den Verſtand in ſich ſelbſt verſtärkt. Dieſes geſchieht anfangs mehr in den äußeren Anſchauungen, nachmals mehr in den Begriffen. Der Jüngling wiederholt nicht mehr ſo gern das Erlernte, vielmehr langweilt ihn das lange Aufhalten bei dem Vorigen; er will im Denken immer weiter: allein aus dem geſammelten Vorrathe bildet er mit erſtarkter Kraft ſeine Begriffe, und ſo doch in jedem Neuen das Alte wiederholend, aber aus demſelben immer Neues erzeugend, nähert er ſein Denken der Einheit alles deſſen, was er empfunden und gedacht hat, er gewinnt mehr und mehr einen bereicherten und zugleich ordnenden, d. h. einen hellen Verſtand.

Die Form bei dem weiblichen Geſchlechte iſt hierin überhaupt: ſein Verſtand erſcheint mehr durch den Sinn. Das 7jährige Mädchen ſinnt gern über alles nach, was ihm geſagt wird, oder was ihm als neu in die Augen fällt; es verbindet ſo alles ſein Empfinden mit ſeinem Denken, und es denkt am liebſten das, was es empfindet, d. h. es bezieht überall ſeine Begriffe auf ſeine äußeren und inneren Anſchauungen. Das 12jährige Mädchen zeigt gewöhnlich ſchon viel mehr Verſtand als der 14jährige Knabe. Dieſes kommt daher, weil

ein Lieblingsgeschäft der Jugend wird, in das Paradies ihrer Kindheit zurückzuschauen. Man höre nur ihre Unterhaltungen. Wenn sie so recht vergnügt unter einander sind, so gerathen sie in das Erzählen dessen, was sie alles sahen, wie sie dorthin reiseten, wie sie da mit diesen oder jenen Kindern zusammenspielten u. s. w. Die Mädchen werden dann ungewöhnlich lebhaft und gleichsam selig, die Thräne glänzt in dem Auge, und man vernimmt die rührendsten Empfindungen: die Jünglinge werden dann ernster, oft traurig, weil ihnen die Gegenwart nicht gefällt, legen aber dann bald das Schöne der Vergangenheit vorwärts, und heller flammt ihr Entschluß, die Welt zu verbessern.

Auf solche Weise entwickelt sich das Gedächtniß in der zweiten und dritten Jugendperiode im Ganzen mit zunehmender Stärke, aber mit veränderter Richtung und wird recht, was sein Name bezeichnet, das Aufbewahren des Gedachten. In der Zeit zwischen dem 4ten und 14ten Jahre ist es in seiner vollesten Kraft zum Auffassen; dieses ist also die eigentliche Zeit des Auswendiglernens, welche gegen das 8te bis 10te Jahr hin ihr Höchstes hat; also mit Recht die Schuljahre. Die nachfolgende Periode ist mehr zum Auffassen der Begriffe und zur inneren Bereicherung des Gedächtnisses vermittelst der Wiederholung und Verarbeitung der Eindrücke geeignet, also mehr für das Befestigen der Anschauungen durch die Denkkraft. Bei Jünglingen beginnt hier das Studium der Sprachen und Sachen, bei Mädchen das Nachdenken über das, was es bisher einsammelte und übte, mit belehrenden Gesprächen bei seiner weiblichen Beschäftigung. In dem Knaben und Mädchen ist das Gedächtniß hauptsächlich für die Zukunft, in dem Jünglinge für die Vergangenheit thätig, im Ganzen der Jugend für die Bildung des Geistes bestimmt, denn es macht das Auffassen zu einem Wissen, das Begreifen zu einem Behalten, und giebt dem Wechsel der Vorstellungen das

Bleibende und die Einheit. Auch mußte das Sinnliche des Gedächtniſſes das Erſte ſeyn, denn ſonſt verlor der Geiſt die Welt ganz aus dem Geſichte, und es gab keine Bildung für die Erde: hierauf mußte aber das Geiſtige deſſelben folgen, denn ſonſt verlor ſich der Geiſt in dem Sinnenleben, und bildete ſich nicht für die höhere Welt. Gerade dieſer Entwickelungsgang in dem Ergreifen und Behalten der Vorſtellungen giebt dem Geiſte Reichthum und Beſtand.

Die Gegenſtände des Gedächtniſſes verändern ſich ebenfalls nach der Natur der Jugend. Zuerſt ſind es Geſichtsvorſtellungen, nachher Gehörvorſtellungen. Die der übrigen Sinne werden unbedeutender für das Aufbewahren, weil ſie ſich mehr oder weniger an jene beiden anlegen, und für ſich ſowohl der Lebhaftigkeit als der Dauer ermangeln. Gerüche behält man ſelten ganz im Sinne, die widrigen, welche durch Stärke auffallen, noch am meiſten; eben ſo verhält es ſich mit Geſchmäcken; und was wir von Schwere, Härte, Rauhheit u. dgl. empfinden, ſchwebt uns nur ganz ſchwach vor, und wir trennen es in der Erinnerung kaum von der Vorſtellung der Körper ſelbſt. Nur dieſe, die Geſtalten in dem Raume, prägen ſich tief und feſt genug ein, und nur, wenn der Geſichtsſinn fehlt, durch das äußerliche Gefühl. Die Geſichtsvorſtellungen ſind immer die hauptſächlichſten und häufigſten für das Gedächtniß, denn wir mögen uns erinnern, wann und wie wir wollen, überall ſtoßen wir auf ſolche, und auf ſo viele, daß wir ſie nicht aufzuzählen vermögen; auch wird kein Sehendgeborner ſich nur Einer Vorſtellung erinnern, ja nur eine ſchaffen können, ohne ihr ein Bild unterzulegen; bei Blindgebornen erſetzt die vollkommene Ausbildung des Taſtſinnes den Mangel des Geſichts durch analoge Vorſtellungen. Da nun bei weitem die meiſten äußeren durch das Auge in die Seele eingehen, ſo wird das innere Geſichtsfeld ſo ausgedehnt und ſo angefüllt, daß wir nach dem gewöhn-

lichen Maße unſerer Geiſteskraft nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil klar und unverwirrt in der Erinnerung ſchauen. Daher heben ſich nur ſolche zu einem bleibenden Andenken hervor, welche theils den äußeren Sinn, theils das Gemüth mächtig ergreifen, die alſo in einem ſolchen Zuſtande aufgefaßt werden, wo das Gemüth nicht zugleich durch andere Vorſtellungen zerſtreut war, ſondern vielmehr auch alle ſeine Gedanken an dieſelben anſchloß. Weil dieſes ſelten der Fall iſt, und weil das innere Geſchäft, die Einbildungskraft, mit dem Zunehmen des Kindes immer lebhafter wird, und alſogleich wieder, nachdem die Aufmerkſamkeit etwas gefaßt hat, wieder fortſpielt: ſo ſtehen eben nicht viele ſolcher Bilder in unſerer Seele, aber die darin ſtehen, ſind die ausgemahlteſten aus der früheſten Jugend, und ſie ſtehen da, als Scenen aus einer andern Welt, als glückſelige Inſeln. Ja ſelbſt lebhafte und beſtimmte Träume aus der Jugendzeit können auf ſolche Art nachmals mit wirklichen Wahrnehmungen bis zur Selbſttäuſchung verwechſelt werden.

Eine eigene Bemerkung verdient noch das Verhältniß der Geſichts- und Gehörvorſtellungen unter einander für das Gedächtniß. So wie nämlich das Kind durch das Ohr zum Aufmerken erregt wird, und nun hinſieht, um durch das Auge den Gegenſtand für das Gehör zu fixiren; ſo bedarf der Menſch überhaupt der ruhenden Außenwelt, um die Welt der inneren Veränderungen darin feſt zu halten; denn was in der Zeit ewig fortfließet, erſtarret im Raume, und ſo müſſen die Sinne des Raumes durch Anſchauung des Bleibenden die Vorſtellungen ſelbſt bleibend machen. An dem Aeußeren entwickelt ſich das Innere, wir bedürfen der Objecte, damit das Subject zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt gelange; und ſo wie uns alle Begriffe durch Anſchauungen zuerſt werden, ſo auch die Vorſtellungen von dem Subjecte ſelbſt. Auch dieſes entwickelt ſich in der Form des äußeren Sin-

nes, ſo wie das Kind lange Zeit ſeinen Leib für ſein Selbſt hält. Alle Sprache geht in Abſicht des Geiſtigen von dem Materiellen aus, und auch auf der Stufe der höchſten Bildung fällt es dem Geiſte ſchwer, ſich ſelbſt, und überhaupt Subſtanz ganz geiſtig zu denken, ohne irgend etwas unterzulegen, das als das Beharrende jedesmal als im Raume dargeſtellt wird. Und ſo muß dieſer Sinn noch vielmehr alles andre Bleibende als bleibend auffaſſen und aufbewahren helfen. Wie wollte man ſonſt das Beharrliche von dem Wechſelnden unterſcheiden? Die Schälle möchten wohl in dem Gedächtniſſe bleiben, wie ſie es wirklich thun, aber ihre Nähe und Ferne in der Vergangenheit würde doch nur ſchwach unterſchieden, und flöſſe immer mit dem Jetzt zuſammen, ſo daß alles beinahe als Gegenwart daſtünde, ungefähr wie dem eben ſehend gewordenen Blindgebornen alles wie auf einer Fläche dicht vor dem Auge ſteht. Hieraus könnte wohl ein Geiſtesleben hervorgehen, das aber nur an Intenſion durch die Schalleindrücke gewönne, und von keiner andern als einer geiſtigen Außenwelt wüßte. Das Wort würde freilich in dieſe Welt einführen, aber es würde nichts Bleibendes außer dem Laute oder außer dem Inbegriffe hohler Lautformen, und dieſes kaum, in der Seele laſſen. Nur der Inhalt dieſes Wortes kann ihm Gehalt und Beſtand geben, dieſer bezieht ſich aber alsdann auf etwas anders als auf den bloßen Laut, er bezieht ſich auf eine Sache, d. i. auf einen Gegenſtand des räumlichen Sinnes, denn ſelbſt bei Beziehung der inneren Anſchauungen und Gefühle kommt man, wie wir geſehen haben, auf das Körperliche zurück.

Mittlerweile werden aber auch die Gehörvorſtellungen lebhafter, ſchärfer und tiefer. Da ſie in die innere Welt führen und den Geiſt in dem Menſchenworte das Geiſtige unmittelbar vernehmen laſſen: ſo erregt dieſes die Anſchauung, welche nun einmal zum Bleiben geeignet

ist, und vermählt sich mit derselben, so daß es nun ein Ganzes der Ideenassociation wird; bei dem Worte reproducirt sich die Sache in der Einbildungskraft, und diese hält das Wort fest. Es kommt hier gar nicht zur Reflexion auf den Laut als das Zeichen, sondern dieses fließt so in Eins mit der bezeichneten Sache, daß diese selbst in dem Augenblicke des Hörens schon der Seele vorsteht. Aber da in dem Worte die tiefste Erregung des Geistes statt findet, so ist begreiflich, daß wohl ohne dasselbe die Vorstellung von der Sache sich wiederholt und auch erkannt wird, daß aber daraus sich lange nicht das lebendige Begreifen und Weiterdenken erzeugt, als wenn der Geist von dem Geiste dabei unmittelbar vermittelst des Gehöres angesprochen wird. Darum fehlt es den Taubstummen zwar nicht an Gedächtniß, aber an einer stärkeren Vernunftthätigkeit und einem lebendigeren Denkgeschäfte. So wie demnach der räumliche Sinn das Gedächtniß in sich erzeugen läßt, so giebt der Sinn für die Zeit das Geistige dabei, und dieser für die Außenwelt negative Sinn wird für die innere positiv, so wie der räumliche, an sich, weniger das Geistige hervortreibt, daß Neues daraus hervorgehe. Sach- und Wortgedächtniß, allgemeiner, Gesichts- und Gehörgedächtniß geben also nur in ihrer Vereinigung das wahre Gedächtniß als die Quelle aller geistigen Producte. Durch das Gehör gleichsam befruchtet, bringen die Gesichtsvorstellungen geistiges Leben hervor; und zwar so, daß es nur eines Schalles bedarf, um die Aufmerksamkeit auf eine ganze Menge Gegenstände zu erregen, oder eines Lautes, um die ganze Welt der Einbildungskraft heraufzuführen, oder eines Wortes, um in einem umfassenden Gedanken alle Anschauungen ins Bewußtseyn zu rufen, daß man also weit weniger zu hören braucht, als zu sehen, um das Gedächtniß sich zur innern Einheit und Kraft entwickeln zu lassen. Daher kann man das Gehör verlieren, ohne daß der Geist etwas weiter als neue Gehörvorstellungen

verliert, weil einmal ſein inneres Leben, insbeſondere die Phantaſie, auf immer erregt iſt.

Die beiden oberen Sinne mußten ſich alſo mit einander entwickeln, und zwar in dem langſamen Gange, um den Geiſt völlig hervorbringen zu laſſen. Denn ſonſt bliebe er theils zu arm, theils zu ſchwach. Erhielt er zu wenig Vorſtellungen von der Außenwelt, ſo bliebe er zu abgeſondert von der Welt, erhielt er zwar viele, aber ohne Erregung der Innenwelt, ſo würde er zu viel von dem Sinnenleben eingenommen und vielleicht ein Menſchenthier. Gerade ſo in dieſem langſamen Gange erzeugte ſich das Gedächtniß als innerer Reichthum und als inneres Leben für das Ganze der Geiſtesbildung.

Es wäre eine eigene intereſſante Unterſuchung, wie die Thiere darum, weil ſie ſich ſo geſchwind und viel mehr als der Menſch für einen Hauptſinn entwickeln, nur zu einem Analogon von Gedächtniß kommen, aber keineswegs dazu, was es eigentlich iſt, nämlich zu derjenigen Thätigkeit, welche alle Vorſtellungen, die in der Zeit ausgeſtreut ſind, zu einer innern Einheit, aus deren Schoße immer neues geiſtige Gebilde hervorſteigt, zuſammenfaßt. Oder vielmehr, es würde durch ſolche Unterſuchungen anſchaulich werden, daß der Geiſt ſich auf Erden nur durch Gedächtniß als Geiſt entwickelt, und daſſelbe nur durch jene Ordnung und Langſamkeit in dem Entwickelungsgange vermittelſt der Einbildungskraft ganz Gedächtniß wird *).

Die Erfahrung beſtätiget übrigens genau dieſe Theorie. Die Kinder behalten immer am beſten, was ſie ſehen, und zwar indem ſich das Wort, als diejenige Gehörvorſtellung, welche zum Feſthalten des Angeſchauten dient, zugeſellt. Sie horchen auf, mahlen, was ſie

*) *Μνεμοσύνη* bei den Griechen die Mutter der Muſen, und bei Platon die *ἀνάμνησις* die Quelle des Wiſſens.

hören, in ihrer Seele nach; bald werden ihnen die Worte ſelbſt ein Gegenſtand, dem ſie nachſinnen, und ſo kann ein Wort dem jungen Menſchen den Schlaf rauben, oder den Zorn entflammen.

So zeigt ſich die erſte Kindheit in ihrem Auffaſſen mehr blos empfangend, die zweite zugleich die Eindrücke im Denken beſtimmend und aufbewahrend. Der innere Trieb wird alſo ſtärker aufgereizt und tritt mit jedem Sinneneindrucke mehr in Conflict, es geht ein Hinaus- und Hereinwirken vor, worin das innere Bilden der Einbildungskraft lebhaft ſpielt, und dieſes Spiel iſt das betriebſame Auffaſſen für das innere Behalten, d. h. das zur vollen Thätigkeit erwachte Gedächtniß. In der folgenden Periode verliert ſich mehr und mehr das Ergreifen des Aeußeren und es treibt mehr im Inneren, im Begriffenen und Empfundenen ſein Geſchäft fort. In dem Knaben- und Mädchenalter iſt das Gedächtniß in ſeiner Beziehung auf die Außenwelt mehr beſtimmend, indem es die Vorſtellungen für das Einſammeln bearbeitet, in dem Jünglingsalter zieht es ſich im Aufnehmen von außen mehr zurück, dagegen wird es für die innere Welt mehr beſtimmend, indem es die eingeſammelten und erregten Vorſtellungen bearbeitet, um neue daraus zu erzeugen. Das Mädchen faßt aber mehr ſeine Vorſtellungen durch den Sinn als durch vorſtrebende Begriffe, und nachmals ſind ſeine Erinnerungen mehr Eingebungen der Natur, welche ihre unendliche Fülle in ihm aufblühend entfaltet, als Gedankenerzeugungen durch Begränzung und Befeſtigung des Begriffes. Sein Gehör vernimmt lebendiger in dem Worte den Geiſt, es braucht darum nicht ſo viel nachzudenken in der Erinnerung, ſondern nur ſich zu beſinnen; aber es kann auch nicht ſo vieles in Begriffen lernen als der Knabe und Jüngling.

2) Das Denkgeſchäft, insbeſondere was man den **Verſtand** nennt, iſt hierdurch in ſeiner Entwickelung mit aufgezeigt; wir dürfen nur noch Weniges hinzuſetzen. Dieſe Thätigkeit iſt das Begränzen, Feſthalten und Ordnen der Vorſtellungen. Es muß ihr alſo theils die Anſchauung als Stoff gegeben ſeyn, und hier faßt der Verſtand das Gegebene als Eins auf, dieſes von vielem andern, was der Sinn zuführt, ſondernd und ausſcheidend, und durch den Begriff beſtimmend und behaltend; er vereinzelt ſo das verfloſſene Ganze, was im unbegränzten Raume und in der fort und immer fortfließenden Zeit in die Empfindung eingeht; er ſtellt ſich das unendliche Weltganze in unendlich vielen Gegenſtänden dahin, und beweiſet ſich als eine Thätigkeit, welche auf Verendlichung ausgeht. Sein Product iſt der Begriff, d. i. die Begränzung der Vorſtellungen durch das Auffaſſen zu Einem. Theils ſind aber auch die ſchon gewonnenen Begriffe ſowohl mit als ohne ſinnliche Eindrücke der Stoff des Verſtandes, um andere Begriffe daraus zu bilden, oder, wie man es ausdrückt, aus mehrerem Einzelnen etwas Allgemeines abzuziehen; man ſpricht inſofern von einem Abſtractionsvermögen. Auch hier iſt wieder das Product der Begriff, welcher vereinzelt und verendlicht und, der Sinnenwelt den Gegenſtand entreißend, mit ihm die Gedankenwelt als mit einem Gedankendinge erweitert.

Der Verſtand zeigt ſich zuerſt im Sehen, und zwar ſogleich nach der Geburt. Denn von dort geht das Geſchäft des Menſchen an, Einzelnes herauszuſehen und das Chaos zu geſtalten. Allmählig verbinden ſich, wie wir bemerkt haben, hierzu die andern Sinne mit dem Geſichte. Bis zum 3ten oder 4ten Lebensjahre hin hat das Kind ſich ſo die Welt gegenüber geſtellt, als ein Zuſammenhängendes im Raume, auch in der Zeit, und ſein Denkgeſchäft geht darin fort, ſo daß es Einzelnes in ſchärferem Umriſſe auffaßt, mit mehr Aufmerkſamkeit un-

aber ihm fehlt, was das Kind vom Anfange hat, das Streben zum Unendlichen, d. i. die ſchon in dem erſten Empfinden ſich entwickelnde Vernunft; darum kommt auch das Thier nicht zum Begreifen, ſondern es empfindet nur, denn der Verſtand iſt die angewandte Vernunft, die Aeußerung dieſes Strebens in dem Einzelnen der Wahrnehmung. Und da dieſes Streben ganz von innen heraus der Außenwelt entgegen tritt, ſo erſcheint es zuerſt, wie wir längſt bemerkten, in dem Freithätigen der Aufmerkſamkeit. Es ruhet nicht. Was bewußtlos mit dem Verſtandesbegriffe geformt iſt, kommt mit der Entwickelung der Sprache in das Bewußtſeyn; ſo wie das Kind nur andeuten kann mit Worten: „das iſt der Stock," — „das iſt nicht die Mutter," — „das iſt eine große Kugel," ꝛc. ſo iſt Verſtand und Vernunft in dieſen Begriffen entſchieden. Die andern Kategorieen kündigen ſich zugleich mit an, aber die eine ſondert ſich früher, die andre ſpäter aus dem Stamme. So wie das Kind etwas höret und ſich darnach umſieht, iſt es eben, als wollte es fragen: „woher? — was iſt die Urſache von dieſer Wirkung?" — ſo wie es ſich an der Mutterbruſt fühlt und lächelnd nach dem Angeſichte hinſchaut, ſo fühlt es ſich auch im Verhältniſſe mit einem andern Weſen; und ſo wie es jenes Getränk in der Taſſe nicht ſo gern mag, als das andere, das ihm jetzt gereicht wird, oder ſo wie es von der fremden Perſon ſich wegwendet und nach der bekannten reicht, ſo unterſcheidet es Eigenſchaften an den Gegenſtänden. Die Kategorieen der Relation, Urſache und Wirkung, Subſtanz und Accidenz, und Gemeinſchaft dämmern ſo hervor, kommen aber erſt zum Bewußtſeyn, wenn das Kind etwas über die Dinge ausſpricht. Die Kategorieen der Qualität, Eins, Mehreres, Alles, zeigen ſich ebenfalls früh, ſobald nur das Kind nach Mehrerem ſich umſieht, Einzelnes feſthält, und das, was es ſucht, gefunden hat; zum Bewußtſeyn kommen ſie erſt mit dem Zählen. Die Kategorieen der Mo-

dalität, oder das Denken über das Wirkliche im Gegensatze des Möglichen, und über das Nothwendige, liegen ebenfalls in den ersten Wahrnehmungen, indem das Kind sucht, wiedererkennt, vermißt, erwartet, fürchtet, und manches zuversichtlich annimmt, z. B. die Ursache, die Liebe der Mutter ꝛc. aber zum Bewußtseyn kommen sie erst mit den dieses bezeichnenden Worten. Alle diese Verstandesbegriffe wachsen also gleichzeitig hervor, wie die Knospen eines Blüthenstengels, und finden in der ersten Kindheit statt, allein das Bewußtseyn der durch sie geformten sinnlichen Begriffe erfolgt nach einer gewissen Ordnung, gerade so wie von jenen Knospen auf dem fortwachsenden Stengel immer eine etwas später zum Aufblühen kommt als die andre. Daß das Kind zuerst etwas Daseyendes und ein ungeschiedenes Eins denkt, ist augenscheinlich; eben so, daß es zum Denken des Nothwendigen am spätesten gelangt, vielleicht gewöhnlich nicht vor dem 6ten, 7ten Jahre: aber schwerer ist es anzugeben, wie die übrigen Begriffe zwischen diesen beiden zum Vorscheine kommen, da es an sorgfältigen Beobachtungen fehlt. Es scheint, daß es früher über die Zahl urtheilt, d. h. früher drei zählen kann, als es deutlich die Ursache von etwas denkt, und daß es erst dann, wenn es Eins und Eins in der Zeitfolge unterscheidet, und ein Drittes und Viertes oder noch Mehrere hinzudenken kann, das in der Zeit Vorhergehende auszuwählen und als das Bewirkende zu denken vermag. Das Kind horcht z. B. auf einen Laut, dabei liegt dunkel die Vorstellung in ihm, daß irgend ein Thier oder sonst etwas vorher da seyn muß, das den Laut von sich giebt; es horcht aber, um dieses herauszudenken, weil es den Gegenstand nicht sieht, d. h. es macht sich dunkel die Vorstellung: ob eine Katze? oder ein Hund, oder ein Vogel ꝛc. kurz, es vergleicht mehrere Vorstellungen, bis es sich sagt, es ist ein Hund, und diesen also als die Ursache des Lautes erkennt, oder den Gedanken dunkel in sich hat:

„wenn ich einen solchen höre, so muß vorher ein Hund da seyn.“ Wir sehen hierbei, wie sich mit zunehmender Aufmerksamkeit, Unterscheidung und Klarheit neben den Begriffen von Ursache und Wirkung die Begriffe von dem Möglichen und Unmöglichen, von Vielem und Allem, von dem Nichtseyenden und Nichtsweiterseyenden, von dem Zufälligen, Bleibenden und Zusammenbestehenden, sondern und formen. Wenn alle diese Begriffe in dem Bewußtseyn ausgeschieden sind, so kann erst der von dem Nothwendigen seine Klarheit erhalten, er erhält sie aber in und mit den andern und für diese; nämlich das Nothwendige in der Zeitfolge für Ursache und Wirkung, das Nothwendige im Raume für das Seyende, und in Verbindung mit jenem für das Bleibende und das Zusammenbestehende, das Nothwendige im Vergleichen des Mehreren mit der Einheit für das intensive, extensive und protensive Maß. Obgleich in diesen Entwickelungen das Eine später, vielleicht Jahr und Tag später erscheint, als das Andere, so geschehen sie doch zu gleicher Zeit, indem die Entfaltung des Einen auch eine Sonderung des Uebrigen ist, und gleichsam wie ein Licht, das in dieser innersten, gleichsam chemischen, Thätigkeit bei neuen Bildungen aufleuchtet, alles Einzelne in dem Bewußtseyn erhellet, nur aber das Eine vor dem Andern. Die Periode, worin man dieses beobachten kann, ist von der frühesten Kindheit an bis etwa gegen das 8te Jahr hin. Während dieser Zeit sind die Kinder immer in dem gereizten Zustande, begreifen zu wollen und zu können; es ist alsdann, wie in dem thierischen Organismus, wo zugleich Trieb und Lust hervorbringt, indem das Organ hervorwächst.

Sind diese Begriffe entwickelt, so spielt die Phantasie mit ihnen herüber und hinüber, sie sondern sich immer bestimmter, sie kommen mit ihrer Bestimmtheit und Klarheit beständig in einzelnen Vorstellungen vor, und derselbe Verstandesbegriff, welcher das Bleibende auffaßt,

thut es auch im Innern mit dieſen überall vorkommenden Vorſtellungen; derſelbe Trieb, welcher die Einbildungskraft zum Gedächtniſſe macht, behält auch dieſe überall vorkommenden Begriffe, indem die Seele ſie in ſich durch das Wort befeſtigt. So kommt endlich das Kind zu dem Bewußtſeyn des reinen Begriffes ſelbſt, d. h. es denkt: „wo eine Wirkung iſt, da iſt auch eine Urſache,“ ꝛc. Durch hundert geheime Vernunftſchlüſſe hindurch iſt es zu dieſem hellen Bewußtſeyn gelangt; vielleicht ſchon gegen das 6te Jahr hin, obwohl die völlige Entwickelung dieſer Begriffe mehrere Jahre nach einander erfordert. Die Zeit von dem 8ten bis 15ten Jahre kündigt ſich hiernach als die eigentliche Periode des Katechiſirens an.

Das Geſchäft, welches die Vernunft in dieſer Entwickelung der Verſtandesbegriffe vornimmt, um hierdurch zum Ganzen und Vollendeten hinzuſtreben, iſt ein Abſtrahiren des Allgemeinen von dem Einzelnen, und ein Reflectiren von dem Einzelnen auf das Allgemeine der Regel oder des Begriffes; es geht während der erſten und zweiten Lebensperiode unabläſſig im Stillen vor ſich, und die Reſultate kommen erſt in dem Jünglingsalter völlig zum Vorſcheine. Da nun aber das Allgemeine in vielem Einzelnen begriffen und behalten wird, ſo erhebt es ſich ſtufenweiſe aus dieſem, und je jünger die Seelenkraft iſt, um deſto mehr hält ſie noch am Einzelnen. Der 7jährige Knabe hat z. B. den allgemeinen Begriff Stein und viele Gattungsbegriffe von den Dingen; er ſieht die Urſache, daß der Tiſch gedeckt wird, oder daß er Unannehmlichkeiten erfahren muß, in manchen Menſchen umher; er berechnet ziemliche Zahlen, er hält das Gehorchen für nothwendig u. ſ. w., aber er denkt noch nicht an den allgemeinen Begriff von Naturproduct, noch wird ihm nicht klar, was die Urſache aller Urſachen, oder auch, was die menſchliche Freiheit ſey, und daß es ein Unendliches gebe, das alle Zahl über-

steigt, ein Ewiges, ein nothwendiges Wesen, das sind ihm noch zu hohe Begriffe. Zu diesen höchsten Begriffen reifet erst der Jünglingsgeist heran, es sind die Ideen, wohin die Vernunft von der ersten Entfaltung des Verstandes durch alles Aufmerken, Unterscheiden, Vergleichen, Abstrahiren, Reflectiren, Systematisiren, Zusammenfassen hindurch unablässig hinstrebt. Die letzte Jugendperiode ist demnach die Zeit der Reflexion und der Classificationen bis etwa bei dem Jünglinge gegen das 18te Jahr hin, wo daher die Zeit des wissenschaftlichen Studiums eintritt. Der 7jährige Knabe denkt zwar auch schon über Wahrheit und Dichtung, Einerleiheit und Verschiedenheit, Aeußeres und Inneres, auch macht er Beschreibungen von Gegenständen, aber es gehören noch Jahre dazu, bis er auf diese Begriffe selbst reflectirt, und sie endlich in Definitionen aufstellt.

Der Verstand bekommt besondere Namen, je nachdem er sich in irgend einer Richtung auszeichnet. Wenn er das Allgemeine und Besondere richtig und leicht verbindet, so heißt er gute Urtheilskraft, wenn er dieses unterscheidend thut, Scharfsinn, und thut er es mit glücklichen Ideenassociationen, Witz *). Schon die kleinen Kinder zeigen diese Vorzüge, wenn sie einen guten Verstand haben. Sie bemerken z. B. die Verschiedenheit zweier Thiere, sie treiben mancherlei Spiel mit Worten, sie urtheilen geschwind über die Gesichtsmiene eines Bekannten, oder wie sie etwas von Vater oder Mutter zu erhalten gedenken. Das alles geschieht aber der Natur nach bewußtlos und unabsichtlich, wenigstens die ganze zweite Periode hindurch; erst mit dem Jüng-

*) Das Lat. ingenium ist nur beziehungsweise das eine oder andere, im Allgemeinen bezeichnet es das Dreifache zusammen; etwas mehr sagt das Franz. genie, weit mehr aber Genie in unserm Sprachgebrauche als das schöpferische Vermögen reiner Ideen.

lingsalter kann die Reflexion auf Witz und Scharfsinn und das Wohlgefallen daran entstehen, wenn anders die Kinder natürlich geblieben sind, denn vorher sind sie in die Sache selbst noch zu viel verloren. Der 10jährige Knabe, auch wohl der jüngere, mag etwa leicht Räthsel errathen, auch die zwiefache Bedeutung eines Wortes unterscheiden, und mit guter Auswahl der Worte oder richtiger Anwendung der Regel etwas übersetzen: aber kaum wird der 14jährige selbst Räthsel machen, Aufsätze von eigner Erfindung zu Stande bringen, oder etwas kritisch beurtheilen können, weil noch nicht genug Abstraction von dem Gegenstande selbst, und Reflexion auf Regel, Begriff und Ideenverbindung eingetreten ist, und das mit allem Rechte. Vor dem 15ten Jahre wird man also mehr die Urtheilskraft, den Scharfsinn und den Witz in Bemerkungen zu üben haben; erst nachher tritt die völlige Uebung durch eigne Productionen ein.

Die Verstandesentwickelung des Mädchens ist vom frühesten an bedeutend verschieden. Hier ist nicht die scharfe Sonderung und Hinstellung der Verstandesbegriffe, sondern überall erscheinen diese mehr vereinigt, und bleiben mehr unmittelbar mit der Anschauung verbunden. So z. B. erkennt das kleine Mädchen an seiner Puppe die Möglichkeit, daß sie größer seyn, oder daß man sie an- und auskleiden kann, es personificirt sie, legt ihr Handlungen bei, unterhält sich mit ihr, und hat so immer ein gewissermaßen belebtes Ganzes vor sich, welches von ihm mit den ungeschiedenen Begriffen von Daseyn, Größe, Person (Substanz und Ursache), und möglichen Verhältnissen recht deutlich vorgestellt wird: aber es wird nicht leicht etwas Einzelnes von diesem Gesammtbegriffe abtrennen, wie etwa der Knabe, wenn er fragt: „was kann man damit machen?“ Das Mädchen wird nie gern auf das Wort und die Wortform reflectiren, es wird nie so leicht wie der Knabe etwa die Naturproducte durch Begriffe classificiren: aber es wird

bei dem Worte immer die Sache vor ſich haben, und wenn es etwas hört oder lieſet, ſo wird alles weit mehr von ihm empfunden; überall iſt ihm die Anſchauung mit dem Begriffe zugegen. Und wenn das Mädchen auch die Claſſification der Naturproducte lernt, ſo erhält es durch die abgetrennten Merkmale weniger eine Beſchreibung als eine Erinnerung an den Gegenſtand ſelbſt, der alsdann ſogleich ganz vor ihm ſteht, und ſeine Vorſtellungen ſind gemeiniglich klar, allſeitig und richtig. Auch in dem Zählen iſt dieſes bemerkbar. Der Knabe haftet mehr an der abſtrahirten Zahl: das Mädchen ſieht mehr die gezählten Sachen. Daher iſt es ſo gelehrig für das Kopfrechnen, beſonders was Dinge des täglichen Lebens betrifft, aber das Wiſſenſchaftliche der Arithmetik iſt ihm mehr zuwider, als wenn es in Knabenkleidern gehen und den Stock führen ſollte. Noch entfernter iſt ihm eine ſtrenge Geometrie, da es ſich ſchlechterdings nicht von der Tendenz ſeines Sinnes, das Ganze und die ſchöne Form aufzufaſſen, losreißen kann, alſo nur mit Widerwillen ſeiner Natur ſich zu den ſteifen Linien und Winkeln, und der Vergleichung der abgezogenſten Begriffe bequemen würde, und das gewiß nie mit Glück. Ein Weib, das die Mathematik verſteht, iſt eine Seltenheit. Und wenn das Philoſophiren in Aufſtellung eines Syſtems durch abgegränzte und abgeglichene Begriffe geſetzt wird, ſo hat Kant ſehr recht, wenn er ſagt: einem Weibe, das eine Philoſophin iſt, fehlt nichts als der Bart.

Die Vernunft des Weibes lebt durchaus in dem Sinne, ſie nimmt in ihrer Entwickelung den geradeſten Weg, indem ſie das Scheiden durch den Verſtand möglichſt abkürzt, und in und mit dem Sinne unmittelbar hervorkommt. Der Mann muß ſich die Vernunft mehr ſelbſt machen, durch viele Umwege, durch immer neue Verſuche im Aufſtellen und Umbilden der Begriffe: dem Weibe giebt ſie die Mutter Natur mit, wie durch einen

höheren Inſtinct. Daher iſt der Witz des Mädchens, wenn er gut iſt, am allerweiteſten entfernt von dem Geſuchten und Erkünſtelten, er iſt naiv, d. h. eine Eingebung der reinen Natur; ſein Scharfſinn iſt fein und ſchön, d. h. er unterſcheidet nur, was die Natur ſelbſt unterſchieden haben will, nicht nach willkürlichen Begriffen, ſondern nach der Sache; ſein Urtheil iſt treffend und von reinem Geſchmacke, d. h. ſo wie die Natur die Sache ſelbſt darſtellt, nicht einem Grundſatze zu gefallen oder um eine Lehre zu behaupten; überall Verſtand und Sinn zugleich, oder die Vernunft als Trieb einer reinen Natur. So, z. B. löſen die Mädchen viel leichter gute Charaden, ſie entdecken viel ſchneller die Merkmale eines Naturproductes, ſie behalten viel ſchärfer das Charakteriſtiſche eines Menſchen, ſie fällen bei mehrerer Reife ein viel richtigeres Urtheil in Sachen des Geſchmacks und in dem Sittlichen, und ihre unwiſſenſchaftlichen Worte dabei ſind unendlich mehr werth, als alle Terminologieen der äſthetiſchen und moraliſchen Lehrbücher. Deshalb auch verdirbt man die weibliche Natur, wenn man ſie durch Phraſen ſolcher Bücher bilden will. Die jetzige Welt iſt genug mit ſolchen Verkehrtheiten für ihre Verbildung geſtraft. Wird die Natur durch die Erziehung geehrt, ſo gelangt das Mädchen früher zur Vernunft als der Jüngling, es wird alsdann nicht ein Verſtandesweib, ſo wenig wie dieſer ein Vernünftler wird, ſondern beide reifen zu vernünftigen Menſchen heran, jedes in ſeiner eigenen Würde und Geſtalt.

Gerade auf dieſem Wege mußte ſich die Vernunft entwickeln. Wäre da kein Auffaſſen durch die Sinne, ſo bliebe der Geiſt in tiefem Schlummer, es käme nichts in die Seele; wäre keine Aufmerkſamkeit da, ſo würde nichts geiſtig aufgefaßt, wäre keine Einbildungskraft da, ſo bliebe die Seele ein bloßer Spiegel, gleich dem Netzhäut-

chen in dem Auge; wäre ſie nicht reproducirend, ſo zögen die Eindrücke nur wie Wolken vorüber, wäre ſie nicht zugleich producirend, ſo brächte der Geiſt keine Gedanken hervor; wäre nicht Auffaſſen und inneres Bilden innigſt vereinigt, ſo fehlte ganz die geiſtige Thätigkeit, und es gäbe kein Denken, kein Fühlen und kein Wollen. Würde das Empfundene und Gedachte nicht behalten und wieder erkannt, d. h. fehlte das Gedächtniß, ſo hätte der Geiſt überall nichts Bleibendes, und ſo käme kein Wiſſen, kein einzelner Begriff in ihm, nicht einmal ein Selbſtbewußtſeyn zu Stande; wäre nichts Schöpferiſches mit dieſem Feſthalten verbunden, ſo könnte ſich der Geiſt nicht entwickeln; und wäre nicht dieſes alles vereinigt, ſo käme gar nicht der Verſtand hervor, dann auch nicht alle dieſe Thätigkeiten als die Wirkungen einer und derſelben Kraft, dann auch keine Vernunft, und es erſchiene nimmermehr in dem Leibe der Geiſt.

Was heißt das nun: der Geiſt erwächſt in dem Kinde? Das Kind empfindet durch die Sinne, aber in dem erſten Empfinden dringt die Aufmerkſamkeit, mit derſelben der Verſtand, und in dieſem die Vernunft hervor. Aber zugleich beginnt das Getriebe des inneren Sinnes, und äußert ſich im Allgemeinen als Einbildungskraft. Nach einiger Zeit zeigt ſich dieſe Thätigkeit nach zweien Richtungen, bald als wiederholend, bald als ſchaffend, d. i. als Gedächtniß und als Phantaſie. Alles aber iſt im Grunde nur Eine Thätigkeit, nämlich die in allen Beziehungen ſich entwickelnde Vernunft. Der Verſtand iſt nichts anders als die ſich entwickelnde Vernunft in dem Hindurchgehen durch das Einzelne. Bald erſcheint dieſe Thätigkeit als ſcheidend, bald als ſchaffend, bald als Begriffe auf Anſchauungen und auf Begriffe beziehend. Alles die Eine Kraft der Vernunft in ihrer Wirkſamkeit unter dieſen verſchiedenen Formen, welche wir nur in der Reflexion und Abſtraction als Geſondertes hinſtellen. So iſt in dem Kinde ein Vernunftweſen geboren, und

wird durch die Vernunftanlage getrieben, wie durch einen Inſtinct, zu verſtehen, zu behalten, Gedanken zu erſchaffen. So entwickelt ſich die Vernunft von der Geburt des Menſchen ſeine Jugend hindurch bis zur Reife, ſo erwächſt der Geiſt.

Die Sprache legt dieſes dar. Die erſten Worte des Kindes bezeichnen ſein Verhältniß zu einem Gegenſtande, des erregten Inneren zu dem erregenden Aeußeren, und zwar entweder ein Empfinden oder ein Begehren, und anfangs auch dieſes noch vereint. Allmählig ſcheidet ſich dieſes alles mehr aus, und ſo auch der Gegenſtand von dem Gemüthszuſtande, und dann die Verhältniſſe. Somit ſcheiden und vermehren ſich auch die Worte. Anfangs iſt die Sprache noch arm und unbeholfen, aber doch weiß das dreijährige Kind ſich auszudrücken, das ſiebenjährige beſitzt ſchon einen ziemlichen Vorrath, und ſpricht über vieles, macht aber bis ins Jünglingsalter hin noch wenig Worte über das, was es zu ſagen hat, nur wo es etwas zu erzählen hat, iſt es dafür deſto redſeliger, ſo wie ſie auch die Erzählungen ſelbſt lieben, und wiſſen von Dingen, die ſie vorhaben, oder wovon das Spiel ihrer Einbildungskraft erregt iſt, unaufhörlich zu ſprechen. Da drängen ſich die Vorſtellungen und Bezeichnungen, ihr Vortrag iſt, wenn die Phantaſie nicht fehlt, wortreich*). Wird der Jüngling reifer, ſo ſpricht er zwar gemeſſener und bedachtſamer, aber noch in übertriebenen Ausdrücken. Erſt mit der Reife wird das Reden ruhiger, ſonorer, ernſter, geſetzter, und erhält allmählig ſeinen abgewogenen Nachdruck.

Das Mädchen iſt zwar im Ganzen redſeliger, aber auch ſchüchterner, und früher überlegſam und beſonnen; es ſpricht mehr dramatiſirend, der Knabe mehr epiſirend, was er unternehmen will, u. dgl.

*) Quintil. wünſcht daher: Sit in adolescente, quod rescindatur.

Aus den ersten noch ganz unbestimmten Sprachäußerungen werden Ausrufungen, Hauptwörter und Zeitwörter, und aus diesen erwachsen bald die Beiwörter, Fürwörter, Verbindungswörter u. s. w. und so gewinnt die Sprache schon in den ersten Jahren viel Reichthum und Bestimmtheit. Bald reihen sich aus den einzelnen Wörtern Sätze zusammen. Anfangs liegt in dem Worte der Satz, es ist ein Ganzes der Beziehung, aber jetzt verbindet sich Begriff mit Begriff im klarem Bewußtseyn; der vollständige Satz wird erst bei der eingetretenen Reflexion ausgesprochen. So sagt das Kind etwa zuerst „Mutter!" — nachmals: „die Mutter!" — hierauf: „da die Mutter!" — endlich: „die Mutter kommt;" oder ich sehe die Mutter; oder etwas Aehnliches. Bei der weitergehenden Reflexion wird nun auch das Verhältniß der Gegenstände und Zustände durch die Nebenwörter angegeben; z. B. „ich will zu der Mutter gehen;" — „von der Mutter bekommen;" — aber im Anfange mit wenigeren Worten, etwa: „zu der Mutter!" — „von der Mutter!" — und das mit Mienen und Geberden, welche das Uebrige sagen. Selten hört man vor dem vierten Jahre des Kindes einen vollständigen Satz. Noch bedarf es aber hier, und bis etwa zum siebenten Jahre vieler Beobachtungen, um auszumitteln, worin die Entwickelung der Denkkraft durch die Sprache bei allen Kindern gleich sey, und worin verschieden. Daß die Sprache hauptsächlich von dem Gesichtssinne ausgeht, da sie auch die innere Welt (in dem Gehöre) mit der Außenwelt für das Zusammenleben der Menschen verbinden muß, haben wir oben bemerkt. Diesen Charakter behauptet sie am stärksten in der Jugend und bei dem ungebildeten Menschen. Aber da der Geist immer tiefer in sich selbst schauen lernt, und das Geistige immer unabhängiger von dem Sinnlichen vorzustellen strebt; so mußte sich auch in der Bildung des heranwachsenden Jünglings dieses Uebergehen der Sprache von dem Gesehenen zu dem blos Gedachten bemerken lassen. Will

man alſo Knaben und Mädchen ganz verſtändlich ſeyn, ſo muß man ſich der Ausdrücke und Beſchreibungen, welche von dem Geſichte hergenommen ſind, bedienen; erſt die reifere Jugend lernt die abſtractere Sprache verſtehen.

Alſo ſpricht das Kind: einzelne anſchauungsvolle Ausdrücke, und hierauf halbausgeſprochene Sätze aus dem Kreiſe der Sinne, beſonders des Geſichts; der Knabe: Sätze, welche meiſt ſinnliche Urtheile ausdrücken, dann Begriffe und Urtheile theils in beſtimmteren Worten, theils in beſtimmteren Wortfügungen, endlich Beſchreibungen hauptſächlich von Dingen, welche in die Augen fallen. Der Jüngling: Verbindung von Sätzen zu Perioden, weiter Ueberfluß an Begriffen und Anſchauungen von allen Seiten her zuſammengeführt, dabei auch wohl Uebertreibungen der Phantaſie in Darſtellung der ſinnlichen Gegenſtände, endlich Aneinanderreihen zum Ganzen, Verarbeiten der Kenntniſſe zur Einſicht, Erheben der Begriffe zu Ideen, in Allem Gefühl, Gedanke, Gemüth, Geiſt. — Die Unterrichtslehre hat das Speciellere der Sprachentwickelung auszuführen.

Durch die Sinne kommen Anſchauungen in die Seele, und es ſcheiden ſich Empfindungen und Begriffe, und durch die Sprache wurzelt alles feſt. Beſtändig ſproßt da Neues hervor, Einzelnes aus Einzelnem, Vorſtellungen, Empfindungen, Begehrungen, Begriffe, Gedanken, Entſchlüſſe, Handlungen. Die Welt ſtrömt durch die Thore der Sinne ein, der Geiſt ſendet ſeine Thätigkeiten entgegen, empfängt, behält, bildet um, vergeiſtigt, ſchafft ſeine Gemüthswelt, und in ihr erwächſt er ſelbſt zu ſeinem unendlichen Ziele.

3. In dem Fühlen und Begehren.

Wenn man die Geiſtesentwickelung in der Sinnen- und Denkthätigkeit bemerkt hat, ſo erkennt man in der-

ſelben ſchon das Begehrungs- und Gefühlvermögen in ſeinem Hervorſtreben. Denn beides entwickelt ſich in und mit den Vorſtellungen als Einheit der Kraft. Es iſt überall dieſelbe Vernunft. Sie lebt in dem Kinde vom Anfange an zugleich fühlend und wollend auf. Weil indeſſen gerade dieſe beiden Richtungen unmittelbar durch Selbſtthätigkeit beſtimmt werden, und weniger im Wirken der Natur als der Freiheit liegen, ſo fällt bei weitem das Meiſte dabei der Gewöhnung und Erziehung anheim, indem die Menſchenkraft mit jedem Momente, wie ſie ſich entwickelt, den Einfluß der Menſchen umher und ihrer eignen Freithätigkeit erfährt, und ſich hiernach bildet. Was wir bisher betrachteten, hatte zwar auch ſchon vieles von der Bildung empfangen, indeſſen fällt doch das Uebrige der Gemüthsentwickelung bei weitem mehr in die folgenden Kapitel. Wir haben daher in dieſem nur den Naturtrieb zu betrachten, wie er das Gemüth in die Humanität durch die Gefühle und Begehrungen einführt. Wir gehen alſo den verſchiedenen Richtungen nach, in welchen der Trieb und die Neigungen der menſchlichen Natur ſich darlegen. Es ſind folgende: der menſchliche Naturtrieb 1) zu der Lebensthätigkeit überhaupt, 2) zu der Erhaltung, 3) zur Fortpflanzung, 4) zur Geſelligkeit, 5) zur Perſönlichkeit. Wir ſehen alſo in dieſer Ordnung, wie ſie ſich entwickeln.

1) Der Lebenstrieb beſteht in dem Allgemeinen der Lebenskraft, um ſich zur Empfindung und Bewegung erregen zu laſſen und ſelbſt zu erregen; er äußert ſich alſo in dieſen Thätigkeiten und in der Luſt an denſelben. Uebung und Trieb ſteigern ſich da bis zur völligen Entwickelung der Kraft wechſelſeitig. Daher der immer ſtärkere Reiz zu beidem; daher will der Knabe ſo gern laufen, ſpringen, klettern, ringen, Schlittenfahren ꝛc., und iſt entweder ſiech oder verweichlicht, wenn er das nicht will. Gegen das Jünglingsalter hin hören

dieſe Anſtrengungen allmählig auf Spiel zu ſeyn, weil die Vernunft ſich mehr in allem zeigt; ſie werden mehr Zweck, treten ſeltener ein, und gewinnen ein ernſthafteres Anſehen. Der angehende Jüngling unternimmt Fußreiſen, ermüdet ſich im Tanze, beſteigt das Roß, ſich ſeiner Herrſchaft über daſſelbe erfreuend, durchſtreift Berg und Thal auf der Jagd ꝛc., und weil ihm Unternehmungsgeiſt und Muth mehr natürlich iſt, als Beherztheit und Ausdauer, und der Ehrtrieb hinzukommt, ſo übernimmt er leicht Gefahren, um ſich zu zeigen, und wird leicht gereizt, ſein Leben um der Ehre willen Preis zu geben. Er ſucht ſich hierin geltend zu machen, oder auch einer verehrten Perſon gefällig zu ſeyn, oder der Welt zu dienen, und es wird täglich mehr Ueberlegung und Entſchluß. Eine gewiſſe Unruhe treibt ſo den Knaben umher, er beginnt gern etwas, führt aber noch weniger aus; der Jüngling iſt ſchon langſamer aber kräftiger in ſeinen Unternehmungen, er läßt aber noch immer gern ſeine Kraft ſprudeln, und wird leicht dadurch den Menſchen beſchwerlich. Bei dem Mädchen iſt dieſes alles darin anders, daß es mehr ſeine Freude an körperlichen Bewegungen in dem Schönen, Gefallenden, Anmuthigen ſucht, und darum vorzugsweiſe, oft bis zur Leidenſchaft, den Tanz liebt. Die Luſt am Reiten iſt ſchon ein Hinüberneigen der Natur oder Gewöhnung zur Männlichkeit. Die körperlichen Beſchäftigungen mit Kindern, das Herumſpringen im Hauſe mit vielen leichten und vereinzelten Thätigkeiten ꝛc. werden von den Mädchen ſehr geliebt.

Die Ruhe der Kinder nach der Ermüdung, und der Schlaf zu rechter Zeit, ſtellen ſich bei übrigens guter naturgemäßer Ordnung ebenfalls zum Lebensgenuſſe ſo ein, daß die Kraft zur Luſt wird, und die Luſt zur Kraft. So wachſen beide Geſchlechter lebensluſtig heran, und ſo iſt Fröhlichkeit die Farbe der Roſen- und Jugendzeit.

2) Der Erhaltungstrieb treibt zur Nahrung,

zur Sicherung, und zu den Lebensverrichtungen. So wie das Kind wächst, wird mit dem Geschmacksinne auch seine Eßlust größer, es denkt mehr an das Essen und wird öfters dazu gereizt. Schon Morgens bei dem Aufwachen ist das gewöhnlich sein erster Gedanke. Da aber die Verdauung allmählig langsamer wird, so rücken auch die Zeiten, worin sich die Eßlust einstellt, weiter aus einander. Bei dem 3jährigen Kinde kommt der eigentliche Hunger etwa sechsmal des Tages, bei dem siebenjährigen etwa fünfmal, bei dem zehnjährigen viermal, so fern nämlich nicht durch Langeweile oder Reize zwischen der Zeit der Appetit erregt wird; dieses viermalige Essen des Tages, zweimal zur vollkommnen Sättigung, und zweimal zwischendurch blos zur nöthigsten Befriedigung, bleibt während der ganzen Jugend gewöhnlich, auch noch bei manchen Erwachsenen. Nichts ist ungestümer als der leere Magen der Kinder. Sie sind alsdann in dem gereiztesten Zustande, ärgerlich, ungeberdig, ganz widrig gestimmt; so wie sie satt werden, sind sie munter und aufgeräumt, zu allem Guten mehr aufgelegt, und treiben gern lebhafte Spiele. Daher werden sie auch in der Zwischenzeit so leicht an das Essen erinnert, vergessen es aber auch bald, wenn sie sich in ihrem Treiben befinden.

Schon in der ersten Kindheit hat sich der Trieb zum Essen von dem zum Trinken geschieden, seitdem wird denn auch der letztere besonders erregt, vornehmlich durch Erhitzung. Da nun die Jugend so leicht in Hitze geräth, so wird der letztere Trieb öfter und stärker gereizt, als es heilsam ist, und die jungen Leute werden gerade darin am leichtesten unenthaltsam und unordentlich. Das weibliche Geschlecht liebt das Trinken mehr zur Befriedigung des Durstes, das männliche dabei mehr zur Erregung des Kraftgefühls und der Phantasie, folglich mehr das geistige Getränke. Weil nun dieses letztere so auf die Nerven wirkt, daß sich Genuß und Reizfähigkeit wechsel-

seitig steigern, so wird das männliche Geschlecht leicht, und viel leichter als das weibliche, in dem berauschenden Trunke ausschweifend, dagegen ist es leichter im Stande den Durst zu bekämpfen, als das weibliche Geschlecht.

Als Trieb zur Sicherung bringt der Erhaltungstrieb die Furcht hervor. Wir sahen früherhin, daß alles, was einen grellen widrigen Eindruck auf den Gesichtssinn macht, zuerst die Furcht erregt, so daß also dieser Sinn hauptsächlich dem Menschen zur Sicherung gegeben zu seyn scheint. So wie das Kind mehr Verstand bekömmt, unterscheidet es mehr, was wahrhaft zu fürchten ist, oder nicht, und allmählig verliert sich das Schreckende mancher sinnlichen Eindrücke. Dagegen gewinnt die Phantasie mehr Gewalt, und nun geht die Furcht mehr auf mögliche Gefahren, welche bei einer lebhaften Phantasie sehr leicht übergroß wird. Indessen erhebt sich doch auch zugleich das Selbstgefühl, und, wie wir oben sahen, der Unternehmungsgeist. Hierdurch wägt sich der Trieb der Selbsterhaltung mit dem verstärkten Lebenstriebe in dem Selbstgefühle des gesunden und edlen Kindes so gegen einander ab, daß Vorsicht und Muth hervorgeht, und bei mehrerer Besonnenheit wird die Gefahr theils richtig erkannt und vermieden — dieses besonders von dem weiblichen Geschlechte — theils weniger gescheut, hauptsächlich von dem Jünglinge, wenn ihn sein Jugendfeuer kühn macht.

An den Tod selbst denken gesunde Kinder fast gar nicht, und wenn sie daran denken, so sind es mehr spielende als ernstliche Vorstellungen; denken sie aber einmal wirklich an die Möglichkeit des Sterbens, so liegt ihnen darin ein grausenvolles Dunkel. Das, was sie zunächst fürchten, ist immer der Schmerz und der Anblick von Beschädigungen, z. B. ein blutiger Finger macht ihnen auf den Augenblick mehr bange als das Krankenbette der Mutter. Mit zunehmendem Verstande wird

nun dieſes alles berichtigt. Im Ganzen genommen zeigt es ſich als Wille der Natur, daß die aufblühende Jugend mehr an das Leben als an das Sterben denken ſolle, wie das auch natürlich aus dem Gefühle des zunehmenden Lebens erfolgt.

3) Der Geſchlechtstrieb zeigt ſich in dem früheren Knaben- und Mädchenalter nur in leiſer Andeutung. Er ſcheint mit der Entſcheidung des Geſchlechtlichen in der Phyſiognomie und in der Seele gleichlaufend hervorzudringen; gewiß iſt es aber, daß er der Natur nach ſich nicht eher entſcheidet als mit den dahin gehörigen körperlichen Theilen. Bei dem Knaben geſchieht dieſes ſelten vor dem 14ten Jahre, obwohl vorher ein dunkles Gefühl der Geſchlechtsliebe in ihm erwacht, und ihm irgend ein Mädchen oft ſchon in ſeinen früheren Jahren intereſſant wird. Merkwürdig iſt es, daß öfters die erſte Liebe des Knaben ein erwachſenes Frauenzimmer iſt; vielleicht dadurch erklärbar, daß nun die ausgebildete Weiblichkeit ſtark genug auf den für das andre Geſchlecht noch nicht genug reizfähigen Knaben wirkt, oder daß etwa in dem angenehmen Gefühle der mütterlichen Pflege, die er erfährt, zuerſt das Intereſſe für das weibliche Geſchlecht überhaupt, und zwar für das Zärtliche und Milde, welches dieſem Geſchlechte eigen iſt, und das er immer mehr empfinden lernt, in ihm erwacht, und damit zugleich der phyſiſche Trieb, der ihn doch mehr zu einer andern Freundin, als zu ſeiner Mutter hinzieht. Ja, es giebt manches Beiſpiel, daß die Mutter ſelbſt gewiſſermaßen der erſte Gegenſtand dieſer Liebe wird, ein Verhältniß, welches auf einer Ideenaſſociation in den Gefühlen der Liebe entſteht, die, ſo verſchieden auch ihre Formen ſind, doch überall gleiches Weſens iſt; das Seitenſtück zu der Jünglingsliebe bei den Griechiſchen Männern. In dem Jünglingsalter beſchäftigt ſich die Phantaſie mit dem geliebten Gegenſtande und idealiſirt ihn; das Herz ſchlägt wärmer für denſelben, die Gluth der Liebe durchdringt

die ganze Seele, die Geliebte wird des Liebenden Taggedanke und ſein Traum. Der phyſiſche Geſchlechtstrieb kommt der Natur nach ſpäter, und zwar erſt mit der ihm zugehörigen Ausbildung der Organe und Ausſonderung der Säfte. Ein neuer Reiz entſteht hierdurch in dem Organiſmus, und ſo auch in der Seele ein dunkles Sehnen, das denn endlich, aber bei der reinen Natur erſt zur Zeit der Reife verſtanden wird, und den Gegenſtand ſeiner Befriedigung findet. Dieſes Phyſiſche iſt lange Zeit von der Geſchlechtsliebe getrennt, weil dieſe früher durch die Sympathie erwacht und durch die Phantaſie Nahrung erhält; in einem Weſen, wo geiſtige Thätigkeit herrſcht, ſoll ja dieſer die phyſiſche, gerade hierin vornehmlich, untergeordnet ſeyn. Der Jüngling, ja ſelbſt der Mann von edlen Neigungen, denkt gerade bei dem Gegenſtande ſeiner Liebe am wenigſten an dieſes Phyſiſche, bis nach und nach dieſes allerdings ſich auch bei jener Liebe einfindet, durch welche es aber auch dann veredelt wird. Er iſt ſich daher in ſeiner Liebe der reinen Geſinnung bewußt, ſie dient ihm ſogar als Schutz für ſeine Keuſchheit, denn jener Trieb wird alsdann weniger gereizt, weil die Phantaſie ſich mehr geiſtig von der Geliebten unterhält, und weil er den Beſitz derſelben vorerſt als den eines höheren Weſens ſucht; ſie iſt ihm ſeine Göttin. — Bei dem Mädchen kann nur Geſchlechtsliebe erwachen, und dabei der Wunſch zu gefallen; der Geſchlechtstrieb kommt der männlichen Natur zu. Das Weibliche deſſelben kann aber nichts anderes ſeyn, als ein Anziehen, d. i. bei dem verſtändigen Weſen ein Gefallenwollen, mit der Sehnſucht nach dem Geliebten verbunden. Bei ſiebenjährigen Mädchen äußert ſich dieſes von fern, ſpielend zu ſchalkhaften Nekereien. Sie machen ſich gern mit den Knaben, und gemeiniglich mit etwas älteren, zu ſchaffen, mögen ſich aber doch nicht weit mit ihnen einlaſſen, fliehen z. B. und wollen ſie immer zum Nachlaufen reizen ꝛc. Dieſes drückt ſich bei

dem unverdorbenen Mädchen in hunderterlei zarten und artigen Formen aus. Nähert sich aber die entscheidende Periode, worin das Mädchen zur Jungfrau heranreift, so wird sie spröder, und es ist, als ob sie die Annäherung des Jünglings zu fürchten habe. Wer mit seiner Liebe in jenem Zeitpuncte zudringlich ist, setzt sich der Gefahr aus, ihre Gunst zu verlieren, und wer sich ihr nähern soll, dessen edlen Sinn muß sie achten, und von dem muß sie sich selbst geachtet sehen; nur in dem Grade, als er ihr Herz gewinnt, schmiegt sich die Liebende an ihn an. Ist endlich ihr Herz seiner ganz versichert, besitzt sie sein Herz ganz, so übergiebt sie sich ihm mit voller Liebe. Daß das Mädchen gern gefällt, liegt tief in der Natur des weiblichen Geschlechts, darum soll man das nicht gerade als Eitelkeit anklagen; es soll so seyn, auch die Blume würde gefallen wollen, hätte sie Selbstbewußtseyn. Es ist bestimmt dazu, einen angenehmen Eindruck auf die Menschen umher zu machen, und dieses allgemeine Gefallenwollen des Mädchens verbindet sich nun natürlicher Weise mit der Zuneigung zu dem geliebten Gegenstande, also mit der Geschlechtsliebe, und glücklich, wenn es den rechten trifft, wenn es dabei wahr und innig liebt, und wenn es sich nicht an das Flattern gewöhnt.

Es ist ein seltener Fall, daß Kinder vor dem zwölften oder dreizehnten Jahre die Geschlechtsliebe gegen einander fühlen; selbst noch bei dem Ueberreize in unserer Cultur. Indessen fehlt es doch auch hier nicht an Beispielen einer sehr ernstlichen Liebe. Ein Knabe von etwa vierzehn Jahren und ein Mädchen desselben Alters hatten sich in einander verliebt; der Knabe wird zufällig krank und stirbt, das Mädchen zieht sich seinen Tod zu Gemüthe, — es war vermuthlich in jener Zeit, wo die Natur wegen der Zubereitung zur nahen Entscheidungsperiode schwach ist, und wo alles tieferen Eindruck macht — Es wird ebenfalls krank aus Sympathie, und stirbt

dem Geliebten nach. Die Liebe hat dagegen in der Regel vor dem Alter der Reife noch den Charakter des Jugendlichen, wobei die Phantaſie am meiſten thut; ſie hat noch nicht das tiefe und innige Gefühl, ſie bleibt noch ſchüchtern in ehrerbietiger Entfernung, ſie iſt noch blöde und ſpröde, aber mit Sehnſucht, und ſo iſt ſie jener gereizte Zuſtand, den man das Verliebtſeyn nennt.

4) Der Geſelligkeitstrieb. Er erſcheint ſowohl in der Theilnahme, als in der Nachahmung, beides ſchon an dem kleinen Kinde; aber in dem Knaben- und Mädchenalter ſcheiden ſich mehr und mehr die perſönlichen Zuneigungen von der gleichgültigen Stimmung. So wie ſich nämlich die Individualität ſchärfer formt, ſo tritt auch der junge Menſch den Andern ſchärfer gegenüber. Manche ſagen ſeiner Natur mehr, manche weniger zu, und das empfindet er dunkel; ſo ziehen ſich mehrere Individuen in Sympathie an, oder ſtoßen ſich in Antipathie ab. Hiermit hängen vielleicht, nach der Meinung früherer Phyſiologen, gewiſſe äußerliche chemiſch-organiſche Verhältniſſe der Körper zuſammen, die entweder freundlich oder feindlich gegen einander wirken, oder nach den ſpäteren Erfahrungen des Magnetiſmus noch tiefere Verhältniſſe der Seele. Im Allgemeinen empfindet der Menſch das Menſchliche *), ſo wie es nur bei dem Anblicke Anderer angeregt wird, ſo wie die gleichgeſtimmte Saite mitklingt, wenn die andere ertönt. In dieſem allgemein Menſchlichen liegt der ſympathiſche Zug zu allem hin, was ein menſchliches Antlitz trägt, der organiſche Ausdruck des himmliſchen Bandes in der Geiſterwelt, der Liebe. Schon das Leben überhaupt ſetzt uns in

*) Homo sum, humani nihil a me alienum puto, ſpricht jener Edle des Terentius, (Heaut. I. 1.) im Namen aller aus, denen im Römiſchen und rechten Sinne des Worts Humanität beizulegen iſt.

eine ſolche Mitempfindung mit den Thieren. Dieſes alles zeigt ſich in der früheſten Jugend. Fröhliche Menſchen umher, auch muntere Thiere erwecken das Kind zur Munterkeit: der Ausdruck des Schmerzes macht auch dem Kinde Schmerz. Mitfreude und Mitleid finden ſich alſo frühe ein; nur im Anfange durch das aufgeregt, was in die Augen fällt, nachher auch durch die Einbildungskraft, in dem Jünglingsalter ſchon durch entfernte Vorſtellungen. Aber jene individuellen Verhältniſſe laſſen das Gefühl der Theilnahme gegen manche Perſonen ſchwächer, gegen manche ſtärker werden, ſo wie dem jungen Menſchen die eine weniger, die andere mehr lieb iſt; und da ihm die meiſten gleichgültig ſind, ſo nimmt auch die Allgemeinheit des ſympathiſchen Gefühls in dem Grade ab, als er ſich mehr an einzelne Menſchen anſchließt, d. h. als er älter wird, und ſo wird dieſer Naturzug nach und nach von andern Gefühlen aufgewogen. Durch das Reflectiren und Denken überhaupt würde dieſes ſchöne Gefühl ganz erkalten, wenn nicht die höhere Liebe mit der Vernunft mehr und mehr heraufginge, und das Göttliche in der Menſchheit belebte. Darum iſt das ſchon eine Abirrung von der Natur, wenn das Mitgefühl auch gegen die Perſonen, welche dem jungen Menſchen zuwider ſind, ganz erſtirbt. Die Humanität verläugnet ſich nie ganz, und ſelbſt da kaum, wo man ſie mit Gewalt unterdrückt.

Der Knabe wird zuerſt gewöhnlich zu den Perſonen männlichen Geſchlechts am ſtärkſten angezogen, weil das Gleichartige anzieht, und der Zug zu dem andern Geſchlechte jetzt noch nicht überwiegend ſeyn kann; auch wird das männliche Geſchlecht immer von ſeines Gleichen ſtärker angezogen, weil es das Kräftige liebt. Das Mädchen hält ſich auf ähnliche Weiſe am liebſten zu Perſonen ſeines Geſchlechts, weil hier die ſanfte Natur ſympathiſch angeſprochen wird, und es nachmals die jungfräuliche Schüchternheit mehr von dem männlichen zurückhält. Doch

findet man oft, daß die kleineren Mädchen mehr die Knabengeſellſchaft zum Spielen ſuchen, als umgekehrt die Knaben die Mädchengeſellſchaft, beſonders wo es um muntere Spiele gilt; aus dem angegebenen Grunde der ſtärker erſcheinenden Kraft. Die Kinder werden ſich nämlich ſelbſt deſſen bewußt, was ſie an Andern ſehen, und ihr Kraftgefühl iſt gern erregt, und ſehnt ſich nach Erhöhung. Zum Spielen und Lernen hat der Knabe am liebſten Kameraden ſeines Alters, um nicht unter ihnen zu ſtehen, aber in anderer Hinſicht machen manche ältere Perſonen einen vorzüglichen Eindruck auf ihn; beſonders imponiren ihm die kräftigen, ſo daß er ſich alles von ihnen gefallen läßt, und ohne es zu wiſſen, ſich nach ihnen bildet. Die Mädchen beſchäftigen ſich oft mit kleineren ſehr gern, faſt ſo, wie mit ihrer Puppe, aber ſie wiſſen ſich auch bei größeren recht wohl zu befinden. Die Theilnahme des Gefühls iſt bei jungen Leuten ſehr gering, am geringſten bei Knaben, weil ſie noch mehr im Aeußeren als im Inneren leben, und noch gar nicht dazu kommen, ſich in Andere hineinzufühlen. Man deute es alſo dem vierzehnjährigen Knaben nicht übel, wenn man die Milde des Mitgefühls noch in ihm vermißt. — So wie nun indeſſen das Geſchlechtliche mehr erwacht, ſo erregt die Sympathie der Geſchlechtsliebe mehr gegenſeitiges Intereſſe, und die jungen Leute beiderlei Geſchlechts ſuchen ſich gern einander auf. Sie entwickeln zugleich ein tieferes Gefühl, und ihre Herzen ſind voll, da ſuchen ſie ihres Gleichen auf, um ſich einander mitzutheilen, und jetzt geht ihnen die Welt der Freundſchaft auf. Der Jüngling ſehnt ſich indeſſen in ſeinem Treiben nach Verbrüderungen, indem er große Dinge mit Andern ausführen möchte, und deßhalb auch geheimnißvolle Verbindungen ſucht. Allmählig werden ihm aber die Brüderſchaften gleichgültiger, ſeine Individualität zieht ihn beſtimmter und feſter zu Wenigen hin, und wenn er ſein Gemüth ganz entwickelt hat, ſo findet er ſich hauptſäch-

lich nur mit dem Einen, der auch bei erlangter Reife gerade seinem Gemüthe am meisten zustimmt, und zwischen diesen knüpft sich die innigste Freundschaft.

Hatte das Kind Geschwister, so war es durch das Blut mit diesen mehr als mit andern Kindern verbunden, allein die Geschwisterliebe wird nach und nach durch das Interesse an Andern geschwächt, und zwar in dem Grade, als sich der Geist mehr bildet und das gleichartige Gemüth in einem jungen Freunde findet. So geschieht es, daß sich Fremde öfters mehr werden, als die Brüder, und daß die Freundschaft bei gebildeten Menschen am allerwenigsten an Verwandtschaft gebunden ist; und aus gleichem Grunde geschieht es, daß Brüder und Schwestern in früheren Jahren weniger Interesse an einander finden, bis sie etwa späterhin an den geistigen Geschlechtseigenschaften gegenseitig einige Unterhaltung haben. So schön also die Geschwisterliebe ist, und so gewiß sie in edlen Naturen sich als Treue und Zärtlichkeit veredelt, so wahr ist es doch, daß in der Freundschaft, worin zwei Gemüther gegenseitig ihr Göttliches anschauen, die Sympathie ihr Höchstes erreicht.

Der Nachahmungstrieb geht ganz gleichen Schritt hiermit. So wie dem jungen Menschen jemand viel wird, so wirkt dieser auch sympathisch auf ihn, das Gleichartige erregend. Dieses ist die geheime und starke Macht des Beispiels, welches bei der Jugend fast mehr wirkt, als alles Andere. Bei Knaben scheint er stärker zu seyn, als bei Mädchen. Zunächst zieht die Natur das Kind auch hierin zu den Eltern hin; allmählig aber, wie sich dasselbe mehr in seiner Selbstständigkeit fühlen will, löst es sich auch gern von dem Mutterworte oder der Vaterhand ab, und sein frommer Sinn wird durch den weltlichen mehr aufgewogen.

5) Der Persönlichkeitstrieb. Der Mensch strebt als Person, d. i. als ein Wesen, welches Würde hat, zu bestehen, und zwar um theils etwas zu seyn, theils

etwas zu haben und zu gelten. Beides findet ſich ſchon in der erſten Kindheit in dem dunkeln Selbſtgefühle, jenes als Schamhaftigkeit, dieſes als Liebe zum Beſitze der Sachen, und in dem ſchlimmeren Falle als Herrſchenwollen; mit dem Selbſtbewußtſeyn tritt dieſer Trieb entſchieden hervor, weil alsdann das Kind ſeiner Perſönlichkeit inne geworden iſt, und ihrer gern froh werden mag. Von der Zeit an fühlen die Kinder ihr Ich einander gegenüber, und daher gerathen ſie ſo leicht, mit aller ihrer Lebhaftigkeit, in ein Streiten und Rechten, in ein Necken und Wehren, welches an ſich nicht als ſo arg angeſehen werden muß, wie es etwa ausſieht. Bei den Knaben ſollen alsdann gewöhnlich die Gliedmaßen das ausmachen, was ſpäterhin Gründe thun; es kommt alſo leicht bei einiger Unart unter ihnen zum Raufen. Haben ſie indeſſen einmal ihre Kräfte feindlich gemeſſen, ſo achten ſie ſich gewöhnlich deſto mehr, und ſie ſind ſogleich wieder gute Freunde. Die Mädchen ſind nachgiebiger, geſtehen den Geſpielen für den Augenblick etwas zu, behalten ſich aber ihr Recht im Sinne, werden alsdann leicht ärgerlich, und ſondern ſich auch wohl ab, wenn man ihnen nicht gute Worte giebt; doch vergeſſen ſie bald wieder bei einem neuen freundlichen Eindrucke die vorige Beleidigung.

Das Mädchen freut ſich Sachen zu haben, ſie zu ordnen, zu verſchönern ꝛc., iſt leicht beſorgt, daß man ſie ihm nehme, und darin verſteht es keinen Spaß. Der Knabe will ſich Sachen verſchaffen, iſt eben darum auf ſeiner Hut, daß man ſie ihm nicht mit Gewalt nehme, weil er es Andern zutraut, daß ſie ſich auch verſchaffen wollen, was ihm gefällt; aber er freut ſich ſeiner Kraftäußerung dabei, und mag dieſe gern gegen den andern geltend machen; er verfährt daher, ſo fern er kein Schwächling oder nicht ſonſt verdorben iſt, gewiß nicht mit Liſt und Heimlichkeit dabei, und überhaupt gilt es ihm nicht ſowohl um die Sache, als um ſeine

Thätigkeit, oder hat er die Sache selbst auch gern als Mittel zur Thätigkeit, oder um sein Besitzthum zu behaupten, so ist er des Gebrauchs derselben doch bald müde, und er ist geneigt, sie freigebig einem Andern abzutreten. Der Knabe wie das Mädchen verschenken gern etwas denen, welchen sie gut sind, der erstere, sobald er die Sache nicht mehr mag, d. h. sobald er einmal seine Kraft in dem Besitze derselben gefühlt hat; das letztere, sobald es sie übrig zu haben glaubt. Auf Uneigennützigkeit der Kinder in dem, was sie bedürfen, ist gar nicht zu rechnen, sind sie aber befriedigt, oder sind sie das auch nicht ganz, und ist ihnen jemand besonders lieb, so sind sie mittheilsam und freigebig bis aufs Aeußerste. Zuerst lieben sie die Eßsachen, dann die Spielsachen, dann die schönen Sachen, um in der Kindersprache zu reden, ferner die gebräuchlichen, und unter der Hand lernen sie auch den Werth des Geldes schätzen. Aber sie sind gemeiniglich mit einer Kleinigkeit nicht nur zu befriedigen, sondern sogar zu erfreuen; die Erwachsenen haben gewöhnlich zu sehr den Kindersinn verloren, um genug hieran zu denken. Die leiseste Verstärkung dieses Triebes zum Besitze giebt hier leicht einen üblen Ausschlag; bleibt aber alles im guten Gange der Natur, so halten auch diesem Triebe die übrigen das Gleichgewicht. So sieht man die Kinder in der Stube zusammen, selbst die Geschwister, alle Augenblicke über das Mein und Dein in Streit gerathen, so lange sie nicht mit ganzer Seele etwas Gemeinschaftliches treiben; eben so werden sie leicht bei der Wahl des Spiels uneinig, bis eines aus ihrer Mitte das Ansehen des Tongebers erhält. Da indessen das sympathische Gefühl immer rege ist, und sie gern mit einander zu thun haben, so ist auch ihr Streit bald wieder beigelegt; sie respektiren gegenseitig ihr Eigenthum so wie ihre Kraft, und sind bei allen diesen kleinen Störungen im Ganzen vergnügt zusammen.

So wie der junge Mensch sich mehr fühlt, will er

auch unter den Andern mehr gelten, und ſucht ſich alſo mehr geltend zu machen. Leicht entſteht da freilich alle Bösartigkeit der Rivalität, aber bei einem guten Gange der Entwickelung bildet ſich ſein Sinn für den wahren Seelenadel deſto mehr aus, und er will ſelbſt als würdig dem Würdigen gegenüber ſtehen. Die Achtung ſeiner ſelbſt wächſt mit der Achtung gegen Andere.

Der Jüngling gewinnt mit zunehmender männlicher Kraft hauptſächlich ein mächtiges Freiheitsgefühl. Er läßt ſich nur dann Beſchränkungen gefallen, wenn er ſich frei zu denſelben verſteht. Auch macht er ſich nicht gern von ſeinen Beſitzthümern abhängig. Er iſt mit ſeinen Sachen freigebig, mit ſeinem Gelde leicht verſchwenderiſch; ſeine männliche Natur bringt das ſo von ſelbſt ohne Rückſicht und Ueberlegung mit ſich, bis er nach und nach den Werth der Sachen gegen einander ſchätzen lernt, aber immer dem Würdigen ſie unterordnend, ſich das nährende Gewerbe zu verſchaffen ſucht, und nach dem eignen Heerde ſehnt. Das Mädchen fühlt ſich frei in ſeiner Tugend, ſelbſtſtändig bei ſeiner natürlichen Abhängigkeit, indem es gefällt, und reich, indem es Perſonen beſitzt; es lernt ſich alſo glücklich ſchätzen, wenn es dem Würdigen gefällt, dem ſich ſein Herz zuneigt, und wenn es durch ihn Unterhalt hoffen kann, und ſo tritt es gern mit ihm in den Hausſtand.

Da ſich dieſe Triebe von frühem an zuſammen in dem Gemüthe finden, und gegenſeitig auf einander wirken, oder vielmehr Eins ausmachen, ſo erzeugen ſie auch gemeinſchaftlich ſolche Richtungen der Kraft, worin ſie ſich unter einander beſchränken, indem jedoch ein Trieb vorherrſchend etwas anſtrebt, d. h. begehrt oder verabſcheut. Dieſes ſind die Neigungen. Sie legen ſich in den einzelnen poſitiven oder negativen Begehrungen der Kindheit noch ſchwach an, gleichſam noch in Eins ver-

flossen, werden immer mehr zur Gewohnheit, nehmen an Bestimmtheit und Stärke zu, und spielen mannichfaltiger, bis sie in dem Jünglingsalter zu einer Hauptneigung eingehen. Sie entstehen aus einem dunkeln Getriebe des Inneren, welches vornehmlich in den Associationen sein Werk hat. Die Verbindung der Vorstellung einer Sache und der sie begleitenden Lust erregt immer die Begierde, und sie verstärkend, kommt sie öfter, zieht mehr und mehr andere Vorstellungen an sich, und giebt diesen allen durch jene den angenehmen Ton. Zugleich lenkt sich die Aufmerksamkeit immer eifriger und unwillkürlicher auf diesen Gegenstand, und verläßt die andern in demselben Grade. Dadurch nun kommt der Seele immer wieder dieselbe Vorstellung im Wachen, im Träumen, die von allem erneuert, von selbst hervorgerufen wird, sich mit jedem Tage tiefer eingräbt, die Phantasie lebhafter beschäftiget; und so neigt sich die Seele diesem Gegenstande zu und so ist aus der einzelnen Begierde eine Neigung geworden. Wird nun das Bewußtseyn heller, das Nachdenken geschäftiger, und die Selbstbestimmung überlegter, so werden alle jene dunkeln Associationen unter Einem Gedanken vereinigt, und dieser stellt den Gegenstand in den lieblichsten Farben dar. Nun richten sich alle Thätigkeiten und Gedanken darauf hin, und so wird die Neigung eine herrschende. Am stärksten zeigt sich das in dem Verliebten; zuerst der blinde Zug, und hernach das gefällige Urtheil, als wäre es von der unbefangenen Vernunft selbst gesprochen.

Sind die Neigungen mit lebhafteren Gefühlen, die eben darum vorübergehend, aber heftig sind, verbunden, so heißen sie Affecte, befestigen sie sich aber mit einer gewissen Ruhe, so daß sich das Nachdenken, gleichsam als partielle Vernunft, in ihren Dienst begiebt, so wirken sie dauernd und mächtig, und heißen Leidenschaften. Das Knaben- und Mädchenalter bringt wegen seiner Lebhaftigkeit die Neigungen leicht zu Affecten, aber nur das

Jünglingsalter erſt zu Leidenſchaften. Und weil dem Widrigen die Natur ſtärker widerſteht, ſo ſind die widrigen Affecte und Leidenſchaften früher und ſtärker als die angenehmen oder gemiſchten. Bei dem männlichen Geſchlechte brechen ſie gern wild hervor, bei dem weiblichen wühlen ſie tief in der Bruſt. Der Knabe geräth z. B. in Zorn, ſtampft auf den Boden, ſchlägt um ſich, und der Jüngling entbrennt in Flammen, ſein Geſicht glüht, ſeine Augen treten furchtbar hervor, er kennt ſich nicht mehr, er wüthet und tobt. Das Mädchen wird nur bei einer verdorbenen Natur dahin gerathen, dagegen wird leicht Gram oder Aerger in ſeinem Inneren zehren. Das weibliche Geſchlecht iſt im Ganzen den Affecten mehr unterworfen als das männliche, es hat ſtärkere, ſie wechſeln aber öfter: die Leidenſchaften aber, welche beiden Geſchlechtern gleich gefährlich ſind, wurzeln bei dem weiblichen feſter.

Die Neigungen beziehen ſich auf die Thätigkeit, auf die Sachen, und auf die Perſonen.

1) In der erſten Beziehung bildet ſich frühzeitig bei dem einen Kinde die Neigung mehr zur körperlichen Thätigkeit, bei dem andern mehr zur geiſtigen: aber auch bei manchem das Entgegengeſetzte, nämlich Abneigung gegen die eine oder die andre Art der Anſtrengung. In dem Knabenalter geſtalten ſich jene Neigungen theils für zweckmäßige Beſchäftigung, theils für das Spiel; und die erſtere theils zur Arbeitſamkeit, theils zur Lern- und Wißbegierde, beides in den Geſchlechtern verſchieden beſtimmt. Die Trägheit dagegen wird Arbeitsſcheu, auch wohl Hingebung an das Spiel der Einbildungskraft. Die Neigung zum Spielen äußert ſich bald mehr in den Körperkräften, z. B. Herumlaufen, Ringen, Tanzen, bald mehr in den Geiſteskräften, wie bei den Geſellſchafts- und Kartenſpielen; auch kann ſich eine mittlere Neigung bilden, nämlich zur Beſchäftigung, aber mit Unſtetigkeit, alſo zu einer unruhigen Geſchäftigkeit. Alles dieſes

nimmt in jedem Geschlechte eine eigne Form an. Der Knabe macht allerlei z. B. mit seinen Hölzern und Werkzeugen, und sitzt wohl Stunden lang, um etwas damit zu Stande zu bringen; oder er kommt mit seinen Kameraden auf den Einfall, etwas gemeinschaftlich auszuführen, wie etwa eine Schlittenfahrt, ein Gesellschaftsspiel ꝛc.: das Mädchen ist mit seiner Puppe, oder andern Sachen beschäftigt, oder es hat eine dramatische Unterhaltung mit seinen Gespielinnen, so geht das Spielen der Kindheit in Beschäftigungen über, die allmählig ernster werden.

2) Das Kind liebt auch die Sachen; hieraus entsteht die Neigung zum Besitze, und zwar theils zum Erwerben, theils zum Ersparen, dieses mehr bei dem weiblichen, jenes mehr bei dem männlichen Geschlechte. Das Mädchen ordnet gern seine Sachen, und schaut lange mit innigem Vergnügen auf sie hin, wenn es sie zierlich geordnet hat. Nun entsteht auch die Geldliebe, und mit der Neigung zur Arbeit oder zum Spiele verbunden, die Liebe zum Gewinnste. Der Knabe sucht das Geld, um sich dafür etwas zu kaufen, z. B. Obst, Messer ꝛc., das Mädchen wohl auch zu einem ähnlichen Zwecke, aber es hält doch lieber die Ausgabe zurück. Abneigungen entstehen wohl gegen das Erwerben, woraus späterhin Mangel der Betriebsamkeit wird, oder gegen das Ersparen, welches zur Verschwendung hinführt; gegen den Besitz selbst findet sich der Natur nach keine Abneigung, nur hat die Neigung dafür ihre Grade. Uebrigens verbinden sich die obigen Neigungen und Abneigungen mehrfach mit diesen.

3) Die Neigung zu den Personen ist die zu den Eltern, zu Geschwistern, zu Gespielen, endlich zu dem Freunde oder Geliebten. Die Neigung des Knaben ist dabei mehr auf die Thätigkeit gerichtet; sie lieben die Menschen mehr darum, daß ihre Thätigkeit durch sie angenehm erregt wird. Die Zuneigung gegen die Mutter nimmt daher gewöhnlich ab, wenn sich diese von dem

Knaben beherrſchen läßt; da iſt ihm oft ſogar der ſtrenge Lehrer noch lieber. Das Mädchen hat mehr Wohlgefallen blos an der Perſon; es ſchmiegt ſich an die Mutter an, nimmt gern das Kind auf den Arm und ſpielt mit ihm, oder mag gern an der Seite ſeiner Menſchen gehen. Aber ſchon in früher Kindheit entſtehen auch Abneigungen gegen Perſonen, welche für das Kind etwas Furchterregendes, oder manchmal auch etwas unerklärbar Widriges haben, am häufigſten gegen die, von welchen es ſich mit Feindſeligkeit behandelt fühlt. Glaubt ſich der Knabe überlegen, oder will ſich das Mädchen gern mit jemand etwas zu ſchaffen machen, ſo entſteht die Neigung zum Necken, die inſofern noch ganz unſchuldig iſt, da ſie eben ſo gut in freundlichen Scherz als in boshafte Neckereien ausſchlagen kann. Sie gewinnen entweder eine allgemeine Neigung zur Geſellſchaft, oder jene Abneigung einer übermäßigen Blödigkeit, ſie werden menſchenſcheu, die Knaben wohl leichter als die Mädchen, theils weil dieſe mehr Intereſſe überhaupt an den Menſchen haben, theils weil jene leicht fürchten, nicht genug zu gelten.

Die Neigung zu den Perſonen bezieht ſich auch auf die eigene Perſon und bringt dadurch die vergleichenden Neigungen hervor, worin man ſich ſelbſt mit Andern gegen einander über fühlt. Das Gefühl des eignen Ichs iſt zwar ſtärker als die Theilnahme an dem fremden Ich, aber die Sympathie, das humaniſirte Selbſtgefühl, das Göttliche der Liebe vermag doch dieſem natürlichen Egoiſmus das Gegengewicht zu halten. Aber hier eben zeigt ſich die natürliche Verdorbenheit ſchon früh in dem Kinde. Weiter erzeugt ſich zuerſt die Neigung geliebt, dann die geachtet zu werden, jene mehr bei dem weiblichen Geſchlechte zugleich als Neigung zu gefallen, dieſe mehr in dem Jünglinge als Neigung zu gelten; in beiden Geſchlechtern das Ehrgefühl. Zugleich entwickelt ſich in dem Kinde eine Abneigung gegen alles, was ſeinem inne-

ren oder äußeren Werthe zuwider ist; es will nicht gern mißfallen, es scheut sich das Gefühl seiner Schamhaftigkeit zu verletzen; so ist das Kind schüchtern, es fürchtet den Tadel, es freut sich des Lobes, und die Furcht vor Schande wächst mit ihm auf. Erfolgt nun alles in einer guten Entwicklung, so muß dem Jünglingsalter Gefühl der eignen Würde und dabei Bescheidenheit eigen geworden seyn. Mit der Neigung gefallen zu wollen, und mit dem Ehrgefühl, oder mit Selbstgefühl, hängt die Neigung zusammen, gern gut oder auch schön gekleidet zu seyn; am meisten die Neigung der Mädchen.

Die Zuneigungen gegen Thiere entstehen hauptsächlich aus dem Wohlgefallen an dem Spielen mit den Thieren, also aus Mangel an einer besseren Unterhaltung, seltner aus einem überfließenden Wohlwollen.

Wenn sich nun alle Neigungen so naturgemäß bilden, daß jede zu rechter Zeit hervorkommt, keine ausartet, und alle sich einander das Gleichgewicht halten, so bekommt das Gemüth seine Vielseitigkeit und Harmonie*). Alsdann gewinnt der junge Mensch Selbstbeherrschung, Muth und Freiheit. Bei dem Thiere dringt die Hauptrichtung so früh vor, und wächst so mächtig in sich selbst, daß es derselben mit unwiderstehlichem Zuge folgen muß. Der rohere Mensch wird auf ähnliche Weise wegen seiner Einseitigkeit von mächtigeren Neigungen beherrscht, und Affecte und Leidenschaften brechen stärker in ihm hervor, als in dem cultivirten Gemüthe, in welchem nur allein Ruhe und Stille mit der Energie gedeihen kann. In der Mannichfaltigkeit der menschlichen Neigungen erwächst die Freiheit, indem diese, unter einander sich beschränkend und mildernd, der Willkür den freiesten Spiel-

*) Das ist es, was die großen Bildner im Alterthume suchten, und jene σωφροσύνη, als das Höchste in ihrer Volkserziehung. S. Gesch. d. Erz. S. 111. 530. u. a.

raum lassen. Hier ist also der große Wirkungskreis der Erziehung.

Während der ganzen Jugend treten einige Perioden ein, wo die Kinder sich merklich verändern, und dem Anscheine nach gemeiniglich verschlimmern, indem sie etwas Unleidliches und Widerstrebendes zeigen. Die gemeine Sprache nennt das die Flegeljahre. Sie sind nichts anders, als die Perioden des Ueberganges aus der Kindheit in das Knabenalter, und aus diesem in das Jünglingsalter. Hauptsächlich dieser letztere Uebergang, bei Knaben zwischen 12 und 15, und bei Mädchen zwischen 10 und 13 Jahren; doch bei manchen früher, bei manchen später. Alsdann entsteht in dem Organismus eine gewisse Unruhe vor dem Erwachen neuer Reize und eine Unbestimmtheit der Kraft, welche sich mehr in das Innere zurückzuziehen scheint, gleichsam um so im Geiste, wie im Körper, an Festigkeit zu gewinnen. Es ist eine Art von Vegetiren, nicht selten bei den Kindern, die sonst einen guten Kopf haben, von dem Anscheine der Dummheit begleitet. Die Kinder wissen alsdann nicht recht, was sie wollen, und man weiß auch nichts rechts mit ihnen anzufangen. Aber man sey deßhalb unbesorgt; auch die beste Frucht ist vorher, ehe sie am Baume reift, hart und herbe.

Die Naturelle müssen sich während der Jugendzeit immer sicherer unterscheiden lassen, wenn man die Betrachtung fortsetzt. Die Art zu denken, zu fühlen, zu begehren, die Spiele, die Arbeiten, die Neigungen, das ganze Betragen — alles dieses einzeln und noch mehr in seinem Zusammenseyn, zeigt schon in den 7jährigen Kindern, noch genauer in den 14jährigen u. s. w., ob das mehr nach außen wirkende, oder das in sich gekehrte Naturell

vorherrſche. Auch laſſen ſich da die zwiſchenliegenden oder vereinigenden erkennen. So 1) das lebhaft-feſte, das wir etwa durch das heftige bezeichnen, 2) das ſanft-lebhafte, etwa das joviale? aufgeräumte? — 3) das innig-ſanfte, etwa das ruhige? — 4) das innig-lebhafte, etwa das hitzige? auch das empfindliche? — 5) das ſanft-feſte, etwa das ſtarke? — 6) das innig-feſte, die tiefe und große durchſetzende Natur. Doch bedarf dieſe Claſſificirung nach vieler Sorgfalt, die ſich aber auch gewiß belohnen wird.

Ueberblick auf die ganze Entwickelung von der Kindheit bis zur Reife. Das Heraustreten der Kraft aus einem Zuſtande des Ungeſchiedenen in die Sonderung des Einzelnen und zum Wachsthume des Ganzen, iſt die Geſchichte der Jugend. Ueberall Entwickelung und Entfaltung. Die Denkkraft trat in der Sinnenanſchauung hervor, durch ſie ſchied ſich die Welt in ihre Geſtalten, ſie bildete Begriffe, reihete dieſe zuſammen, und ſuchte nun in dem Einzelnen immer wieder das Ganze, auffaſſend und einbildend, aufbewahrend und producirend, d. i. als Sinn, Verſtand, Gedächtniß, Phantaſie, im Ganzen als Vernunft. Das Begehrungsvermögen äußerte ſich gegen Einzelnes, es entſtanden negative und poſitive Begierden, Neigungen, in Verbindung mit der Denkkraft Willensbeſtimmungen, welche zur Einheit des Charakters in den einzelnen mannigfaltigen Aeußerungen führen. Hierdurch beſtimmten und vermehrten ſich die einzelnen Gefühle, und es bildete ſich im Ganzen auch dieſes Vermögen. Denken, Begehren und Fühlen, in der erſten Thätigkeit des Kindes noch in Eins verfloſſen — und eben darum war noch keine dieſer einzelnen Thätigkeiten das, was wir darunter verſtehen — ließen ſich allmählig ſo unterſcheiden, daß bald dieſes bald jenes hervortrat, obgleich durchaus Eins in dem Gemüthe.

Wie aus einem Keime wuchs alles Geistige unter mancherlei Erregungen heraus. Die Sprache bildete sich dabei als das Aeußere dieses Inneren durch den Verstand und die dazu bestimmten Organe. So erwuchs der Geist in und mit dem Leibe, anfangs noch in Einheit des Selbst, bis endlich der Geist sich als das wahre Selbst zu erfassen anfing, seiner höheren Natur und seines Ewigen sich bewußt ward, den Leib als sein Organ kennen und immer mehr gebrauchen lernte, sich selbst aber über alles Irdische zur Gottheit erheben konnte. Der Leib entwickelte indessen ebenfalls seine Organe, und diese gewannen ihre Stärke, Bestimmtheit und Harmonie für das Ganze. Dieses war die Zeit des Wachsthums, womit sich die Jugend beendigte, indem höchstens gegen das 25ste Jahr hin die völlige Reife eintrat. So entwickelte sich der Mensch.

Der erwachsene Mensch.

Wir haben hier hauptsächlich zu sehen, was die Natur im Körperlichen mit Beendigung des Wachsthums hervorbringt, da das Geistige fast ganz das Werk der Bildung ist. Indessen gehört sie auch mit zur Vollkommenheit des Leibes, und die geistige Entwickelung kommt allerdings auch hier schon mit in Betracht.

Die Vollkommenheit des Leibes ist vierfach, indem sie theils in dem Inneren, theils in dem Aeußeren vorkommt, und in jeder dieser zwei Richtungen wiederum in zwiefacher Beziehung. Sie ist nämlich

1) im Inneren Stärke, d. h. zureichende Kraft für die Bestimmung des Menschen, der auf der Erde leben und als Geist in dem Leibe, diesen beherrschend, sich ausbilden soll. Diese Stärke wird betrachtet

a) als zureichende Kraft für die Erhaltung des Lebens und aller Verrichtungen der Organe, der

menschlichen Bestimmung gemäß, d. i. als Gesundheit, d. i. innere Stärke des Organismus, in ihrem Gleichgewichte mit Wohlbehagen.

b) Als zureichende Kraft für die Geschäfte der menschlichen Bestimmung gemäß, d. i. als Leibesstärke; die Kraft im Widerstande und in der Ueberlegenheit gegen Aeußerliches, worauf sie nach außen hin wirkt, also Stärke zur Leibesanstrengung. Bei dem Manne ist sie kräftiger in dem Wirken auf die Außendinge, als Muskelstärke; bei dem Weibe kräftiger in dem Ertragen und Ausharren, als Nervenstärke. Jene fällt mehr äußerlich in die Sinne, aber diese ist darum nicht minder Kraft, und beide sind Leibesstärke, insofern einander gleich zu setzen. Das beste ist die seltene Vereinigung von beidem.

Die Vollkommenheit des Leibes ist

a) im Aeußeren, Zweckmäßigkeit der Gestalt und der Glieder für die menschliche Bestimmung; und hier

a) die Gestalt an sich betrachtet — Schönheit, d. h. Darstellung der göttlichen Idee in der Menschengestalt, jedem Geschlechte gemäß;

b) in den Verrichtungen der Glieder, als Zweckmäßigkeit derselben in ihrem Baue und in ihrer Uebung — Gewandtheit. Die Gewandtheit der Schönheit gemäß giebt dem Manne mehr den Ausdruck von Strenge, d. i. Würde, und dem Weibe mehr den Ausdruck von Weichheit und Sanftheit, d. i. Anmuth. Bei seltener Vollendung ist beides vereinigt, und das nie vorhandene Ideal ist Schönheit und Anmuth in Einem.

Beides ist der Ausdruck jener beiden ersteren inneren Vollkommenheiten im Ganzen. Sie sind Werk der Natur in der Anlage, aber zugleich Werk der Ausbildung; ohne jene ist diese nie möglich, und nur diese führt

jene zum Ideale hin. Wir werden daher in der folgenden Abtheilung davon reden.

Zum Schlusse wird es erlaubt seyn, aus einem der neuesten physiologischen Systeme *) folgendes hier anzufügen.

„Das Thier ist frühzeitig ausgebildet, körperlich und in seinen Fertigkeiten; nur der Mensch hat eine lange Kindheit und Jugend, und besitzt keine angeborne Kunstfertigkeiten. Das Meerschweinchen kann schon laufen, bevor es eine Stunde alt ist. Es ist eine Kluft zwischen ihm, dem vernünftigen, sittlichen Wesen, und den Thieren; auch ist es falsch, daß er von der Empfängniß bis zur Geburt eine Menge Thierreihen durchlaufe, da er vielmehr von seinem ersten Keime schon die Anlage zum Menschen hat. Er durchläuft nur ähnliche Stufen, wie die ihm verwandten Thiere, nicht Thierclassen. Bei den Fischen, denen man ein Größerwerden beilegt, ist doch die Ausbildung aller Körpertheile gleichzeitig."

„Das kindliche Alter zeichnet sich aus durch Zartheit und Weichheit des Baues, große Empfindlichkeit und Reizbarkeit, bei sehr regem Bildungstriebe. Von der Geburt an plötzlich so vielen Reizen hingegeben, würde es ihnen erliegen, wenn es sich nicht durch langen Schlaf dagegen sicher stellte. Das folgende Alter, sonst bis zum 10ten Jahre (?), jetzt bis zum 7ten gerechnet, hat stärkere Reproduction, und ist daher manchen Krankheiten, wie Skropheln, Rhachitis, unterworfen. Der Unterschied, den die Kinder schon im Geschlechte zeigen, kommt durch unsere Schuld (?); gleich behandelt würde höchstens (?) eine etwas kräftigere Natur in

---

*) Rudolphi, Physiologie ꝛc. I. S. 256. 259. 263 fg. Wir haben nur gerade nicht die Worte beibehalten, sondern geben es mehr auszugsweise.

den Kindern männlichen Geſchlechts hervorblicken (??). — Aus dem wilden Mädchen wird die ſittſame Jungfrau, aus dem unbändigen Knaben ein raſcher, muntrer, anſtändiger Jüngling, dem die Reize des Lebens erblühen, und deſſen Blicken ſich die Welt öffnet. Glücklich, wenn er ſich die Reinheit des Herzens und der Sitten bewahrt; denn weſſen Phantaſie vergiftet iſt, deſſen Kraft iſt zugleich gebrochen."

„Das Knaben- oder Mädchenalter bis zur Pubertät, die bei dem Mädchen, je nach Lebensart und Stärke, im mittleren Europa mit 12—16 Jahren eintritt, im Norden menſtruirt es ſpäter; im Alter von 8—12 Jahren iſt es wild, wie der Knabe (?), aber dann fangen die Geſchlechter an ſich abzuſondern. Der Knabe wechſelt mit 15—16 Jahren ſeine Stimme. Dieß iſt die Periode der Ungezogenheit und des eigentlichen Unterrichts, und es bedarf der Wachſamkeit, daß der erwachende Geſchlechtstrieb nicht zerſtörende Folgen habe. Beiden Geſchlechtern droht in dieſer Periode Gefahr von Seiten der Bruſt, und wo irgend erbliche Anlage dazu iſt, da entwickeln ſich Lungenkrankheiten. Der Jüngling genießt ſeine Jugend länger; er hat ſich zum ſchwereren Kampfe des Lebens zu rüſten. Die Jungfrau genießt ſie gewöhnlich ſehr kurze Zeit, tritt früh in den Kreis der Gattinnen und Mütter, ohne in ihm bis zum Matronenzuſtande große Aenderungen zu erleiden."

„Das Alter des Mannes tritt mit 25—30 Jahren ein, und dauert bis 50—60; es iſt vorzugsweiſe Fehlern des Unterleibes ausgeſetzt. Bei dem Weibe verliert ſich mit 45—50 Jahren die Menſtruation, nicht ohne Gefahr. Der Körper des Mannes iſt größer, in allen Theilen feſter, und von ſchärferen Umriſſen; in Gehirne, Stimmorgane, Athemholen, Kreislaufe, Verdauung, überall haben ſeine Organe mehr Umfang und Kraft. Der Mann iſt weniger (? vielleicht nur in anderer Weiſe) reizbar, weniger empfindlich (?), daher auch mo-

ralisch kräftiger (dieses ist offenbar zu viel gesagt), und zu allen (?) Anstrengungen geschickter; mehr der Vernunft als dem Gefühle gehorchend und sich selbst erziehend (auch dieses ist zu viel gesagt), gegen den Mann der edelsten Freundschaft fähig, gegen das Weib oft despotisch und ungerecht, doch gewöhnlich von demselben überlistet und beherrscht; gegen Kinder ruhiger, gleichmüthiger, daher ein besserer Erzieher (das ist wohl richtig nach der Erfahrung getroffen), in Leidenschaften heftig aufbrausend, oft hart und roh, doch gewöhnlich früher zur Besinnung kommend, offener, wahrer, großmüthiger."

„Das Weib ist in allen Theilen zarter und weicher gebaut, sein Stimmorgan und seine Athemwerkzeuge sind kleiner aber beweglicher; es ist reizbarer und empfindlicher (nur in seiner Art), daher aber auch schwächer, veränderlicher (?), wankelmüthiger (gewiß nicht in der Regel), launenhafter, eigensinniger, eitler, furchtsamer (?), abergläubischer, schlauer, grausamer, der Freundschaft gegen das eigene Geschlecht beinahe unfähig, dem Manne oft schwärmerisch hingegeben, die Kinder durch Liebe an sich kettend, und zu den größten Aufopferungen für dieselben, oft auf die rührendste Weise bereit *). Wohlerzogen übertrifft es den Mann an Sittsamkeit, Milde, Demuth, Geduld und Frömmigkeit, und entfaltet Seelenreize, die alle körperliche Schönheit verdunkeln. Schlecht erzogen kann es eine Furie und Hyäne werden, und überbietet den Mann in allen Lastern **). Da das Weib

*) Als Bild dient hier die Mutter in Florenz, die ihr Kind einem Löwen abjagt.

**) Obgleich in obiger Charakteristik beider Geschlechter mehrere Züge gewiß nicht in der Regel sind, so ist sie doch im Ganzen richtiger als man sie gewöhnlich bei Physiologen findet. Von allen den anthropologischen Schilderungen beider Geschlechter, die dem Schreiber dieses nur irgend vorgekommen sind, wüßte er auch nicht eine einzige, die nicht einseitig wäre, und selbst in Hauptzügen

beſtimmt iſt, die Frucht zu empfangen und in ſich auszubilden, auch noch eine Zeit nach der Geburt mit der paſſendſten Nahrung zu verſehen, ſo iſt ein großer Theil deſſelben dazu eingerichtet, und dieſe eigenthümlichen Organe beherrſchen den ganzen Körper, oder werden wenigſtens überall in Mitleidenſchaft gezogen."

„Das Klima hat Einfluß theils durch ſeinen Wechſel, z. B. der Europäer acclimatiſirt ſich für die heiße Zone durch Mittelländer, — theils als einheimiſch, — deſſen Macht iſt gering. Ein 15jähriger Indianer, der ſchon ziemlich wild geworden war, änderte ſich im Collegium zu New Yerſey in kurzer Zeit, und wurde auch in ſeiner Phyſiognomie milder."

---

der Erfahrung widerſpräche. Selbſt die Aeſthetiker ſind da noch von der Naturkenntniß häufig entfernt, und wenn in Göthe's Meiſters Lehrj. ein Weib ſagt: „wir ſind hoch, kalt, klar, ling," ſo gilt das nur von den — Aurelien.

Zweite Abtheilung.

Bildung.

Das Kind kann nicht die Menschheit in sich entwickeln, wenn es nicht vom frühesten an wenigstens etwas von Bildung empfängt, und noch weniger kann der junge Mensch zu dem heranwachsen, wozu er gerade nach seiner Natur bestimmt ist, wenn nicht andere Menschen bildend auf ihn einwirken. Wir mußten daher schon vieles, was hierzu dient, in der Jugendentwickelung mit begreifen. Jetzt wenden wir uns zu dem Einzelnen, was dabei geschehen soll. Bilden heißt nämlich (s. Einl.) nach einer Idee darstellen, und hier insbesondere in dem erwachsenden Menschen dahin wirken, daß sein Urbild, wozu Gott ihn erschaffen und seine Natur angelegt hat, in ihm zur Ausgeburt und Vollendung gelange. Alles in der Gesammtheit der Behandlung, was man hierzu bei dem Kinde von seiner Geburt bis zur Reife veranstaltet und thut, macht den vollständigen Begriff der Erziehung aus. Das Einzelne, was sie in sich begreift, um die physischen und geistigen Kräfte für diesen Gesammtzweck gehörig zu entwickeln, nennen wir im bestimmteren Sinne Bildung; so glauben wir, jedem dieser Hauptwörter, die sonst so unbestimmt durch einander gebraucht werden, eben die Bedeutung anzuweisen, die man gewöhnlich dunkel dabei fühlt, und die jedem eignet. Und so wird auch das ganze Geschäft deutlicher erkannt. Die Erziehung führt den jungen Menschen dahin, daß er sein Urbild in vollendeter Schönheit erkenne, und mit geübter Kraft in sich aufzustellen strebe. Die Bildung übt hierzu seine Kraft in ihren verschiednen

Richtungen und Thätigkeiten, und so fließt sie beständig auf die Entwickelung günstig ein. Wer bildet, entwickelt und leitet die Natur zu irgend einem höheren Ziele, und wer erzieht, bildet sie in allen Zweigen für dieses Ganze. Wohl giebt es eine Entwickelung auch des Menschen, welche großentheils der Bildung entbehrt; wie bei den wilden und rohen Menschen. Auch giebt es mannigfache Bildung, welche noch nicht Erziehung ist, z. B. in einer Kunst oder Wissenschaft: aber umgekehrt gilt das nicht; das Ganze ist nicht ohne das Einzelne. Daher müssen wir erst die verschiedenen Zweige der Bildung durchgehen, ehe wir die Einsicht in und über das Ganze der Erziehung gewinnen.

Ein Hauptzweig ist der Unterricht. Da dieser sich zugleich auf die Gegenstände verbreitet, die er lehrt, so geben wir ihm füglich sein eignes Gebiet, und brechen daher in der vorliegenden Abtheilung jedesmal bei dem Puncte ab, wo der Unterricht anhebt, um in unserm 3ten Bande diesen selbst von diesen Puncten aus zu zeigen. Es wird sich hiernach alles folgendermaßen sondern. Die körperliche Bildung beruht vorerst auf dem gesunden Gedeihen, und das ist Gegenstand der Wartung und Pflege, d. i. der sogenannten physischen Erziehung; dann verlangt sie auch Gewandtheit und Geschicklichkeit, das aber wird schon Gegenstand des Unterrichts, und so scheiden wir das, was dahin gehört, für den 2ten Band aus. Die geistige Bildung betrifft Kopf und Herz, das Lernen, Fühlen und Handeln; alles nun, was zu dem ersteren gehört, liegt in dem Gebiete der Unterrichtslehre, welche das Wesen der intellectuellen Erziehung ausmacht; das zweite und dritte vereinigt sich für die erziehende Gesammtthätigkeit als Charakterbildung, gewöhnlich die moralische Erziehung genannt, giebt aber vorerst einiges Einzelne zu betrachten, welches wir schicklich mit dem Namen der Bildung des Ge-

müthes bezeichnen. Hiernach legt ſich uns der geeignete Stoff für dieſe zweite Abtheilung vor.

Er läßt ſich wohl am beſten auf folgende Art ordnen. Vorerſt verfolgen wir den richtigen ungeſtörten Bildungsgang bis zu ſeinem Ziele, hierauf bemerken wir die Abirrungen und die Wege zum Zurückführen; der erſte Abſchnitt zeigt die reine Bildung des jungen Menſchen in ihrem geſunden Gedeihen, der zweite die Störungen derſelben, ihre Krankheiten und Heilmittel; beide haben ſowohl das Körperliche als das Geiſtige zum Gegenſtande.

Erſter Abſchnitt.

Die reine Bildung.

I. Körperbildung.

Wenn der Weiſe von Athen einen ſchönen Körper einer ſchönen Seele anweiſen wollte, ſo hatte er ohne Zweifel eine vollendete Natur des Menſchen im Sinne, wie denn jeder ächte Bildner nicht einmal ſo weit, wie der Erziehungslehrer von Genf, der gemeinen Natur huldigen darf. Eben jene höhere weiſet auf das Ideal hin, welches auch in der leiblichen Geſtalt erſcheinen will. Wir bilden das Kind, wenn wir von ſeiner Geburt an dieſe ſeine Schönheit, ſo weit ſie nur in ſeinen Körpertheilen und Gliedmaßen angelegt iſt, vorausſehen, und alles für die lebendige Entwickelung ſeiner Kraft thun, was der Bildhauer an dem Marmorblocke mit dem Meiſel vornimmt *), um denſelben in einer herrlichen Menſchengeſtalt hinzuſtellen.

Was in dem erſten Lebensjahre hierzu geſchehen kann, iſt alles das, was dem Kinde freie Bewegung und Uebung ſeiner Gliedmaßen und Sinne, und geſun-

*) „Weghauend und bildhauend," wie Sokrates von Hamann mit nur zwei Zügen gemahlt iſt; vgl. Geſch. d. Erz. S. 379 fgg.

des Gedeihen gewährt. Da dieses in dem Ganzen der physischen Erziehung liegt, so werden wir es in der folgenden Abtheilung bemerken. Aber von dem zweiten Lebensjahre an beginnt schon hierin eine bestimmte Beschäftigung mit dem Kinde.

1) Erregung der Körperkraft. Mutter und Vater und Wärterin nehmen das Kind geschickt und ohne nachtheiligen Druck auf die Arme, tänzeln oder schaukeln es, gehen oder springen mit ihm herum, so weit es ihm wohl thut. Mit dem Knaben gehe man etwas herzhafter um; sein Trieb wächst an dem Gleichartigen heran, daher sind ihm kräftige, männliche Gesichter und Stimmen heilsam. Die Väter, welche sich die Freude versagen, sich so mit ihrem Kleinen abzugeben, wissen nicht, was sie ihm dadurch entziehen, und wie sie schon im ersten Lebensjahre, von welcher Zeit an das geschehen sollte, etwas Unkräftigeres an ihrem Sohne verschulden. Bei den höheren und höchsten Ständen wird durch solche Vernachlässigung schon der Grund zu der beklagten Weichlichkeit gelegt. Man sollte daher das Knäbchen, sobald es nur herum getragen wird, nicht blos einer Wärterin überlassen, sondern es auch einem braven Manne mitunter anvertrauen *). Selbst für Mädchen scheint diese frühe Erweckung durch das männliche Gesicht und die männliche Wartung Erforderniß zu seyn, weil die Natur dem Vater eben sowohl Freude an dem Kinde gestattet als der Mutter.

2) Uebung der Arme. Man lasse das Kind greifen, reichen, schlagen, wie es Lust hat; doch hauptsächlich mit dem rechten Arme, es sey denn, daß es ihn zum Rutschen gebrauchte, und den andern frei hätte, woher es vermuthlich kommt, daß die Kinder gern link werden **). Schlägt es auf Menschen, so zeige man ihm,

*) Wie bei den Griechen nicht blos ἀ, sondern auch ὁ τροφός.

**) Die linke Seite soll durch die rechte geschützt werden; sie

daß es wehe thut, im Scherze oder Ernſte. Dem Knaben laſſe man es ja nicht an Stöcken, Peitſchen, Hölzern, u. dgl. fehlen. Will es ins Licht greifen, ſo laſſe man das allenfalls zu; beſſer als dergleichen ganz verſagen.

3) Uebung im Rutſchen und Laufen. Man laſſe dem Kinde hierin ganz ſeine Freiheit; je mehr man es darin zurechtweiſen will, um deſto gezwungener und unſicherer wird es laufen. Warum auch das übereilen? Die Kraft, Fülle und Anmuth wird durch alles Zwängen und Uebertreiben gehindert, und langſamere Entwickelung behält hier den Vorzug. Man gebe nur dem Kinde Gelegenheit und Aufforderung, vorerſt Polſter, Fußdecken, dann ebenen Boden, ungeglättet und ohne Splitter, Eſtrich, Tenne, Hof, Raſenplatz, u. dgl., dabei freundliche Zuſprache und Mitfreude, ſo kommt ſchon alles zu rechter Zeit und das Kind hat ſeine Freude daran. Ließe man es zu viel liegen, oder trüge es nur immer herum, und hielte man es überhaupt von der freieren Bewegung ſeiner unteren Gliedmaßen ab, ſo würde man die Bildung derſelben hemmen und der gedeihlichen Kraftentwickelung ſchaden. Vornehmlich verdienen die Verkehrtheiten in dem Laufenlernen der Kinder ernſtliche Rüge. Was ſollen doch alle die Maſchinen, Gängelwagen, Laufbänder, Fallhüte? Soll das Kind vor der Zeit laufen? Nun ſo lege man ihm auch andere Feſſeln an, welche ihm überhaupt ſeine Kindheit verkürzen und verkümmern, damit es bald möglichſt ein kleiner Mann werde. Wollt ihr aber der Natur ihr Recht gewähren, ſo überlaßt es ihr auch getroſt, daß ſie das Kind ſeine Gliederkraft im Laufen richtig entwickele und übe, es lernt dann am ſicherſten ſeine Kräfte kennen und gebrauchen. Wer dagegen mit Künſteleien dem Kinde auf die Beine helfen will, muß er-

---

trägt den Lebensquell, das Herz, in ſich und ſtrömt dem rechten Arme die Kraft zu, womit dieſer vertheidigen und angreifen, ſtark, gewandt, geſchickt werden kann.

warten, daß es nur mehr, und vielleicht immer ſchwanken, ſtolpern und fallen werde. Die geſunde Natur läßt das Kind wohl an der elterlichen Hand leiten, aber ſie weiß von keinem Gängelbande. Bei krankhaften Kindern, z. B. die einen Anfang zur Rhachitis haben, ſind ſolche Maſchinen noch ſchädlicher, wenn es nicht eigene ärztliche ſind. Daß die Gängelbänder und ſelbſt auch die Laufſtühle die Bruſt der Kinder drücken, und ſie zum Einbiegen der Bruſt, wie auch zum Vorwärtsneigen gewöhnen, daß das Kind mehr hängt als ſteht, und daß der Fallhut den Kopf einengt, und dem Kinde noch dazu deſto mehr Gefahr für Kopfwunden auf die Zukunft zuzieht*), da es von der natürlichen Vorſicht durch ihn zurückgehalten wird, alle dieſe Folgen braucht man den Freunden der Natur nicht einmal anzuführen.

Auch die Aengſtlichkeit der Wärterinnen, wenn die Kinder zu laufen anfangen, bringt dieſe in Gefahr. Denn ſie bedürfen des Muthes, und haben ſie ihn, ſo gelingt ihnen auch, was die Natur mit ſich bringt: werden ſie aber zaghaft, dann verläßt ſie alle Kraft, ſie ſchwanken und fallen, und verlieren den Muth ganz. Das müſſen ſie aber, wenn ſie Aengſtlichkeit der Perſonen um ſich her bemerken, welche theils ſympathiſch auf ſie wirkt, theils ihre Aufmerkſamkeit zu frühe auf Gefahren lenkt. Ueberdas gewöhnen ſich die Kinder, wenn die Wärterinnen ſogleich zulaufen, ſie halten, zurechtführen ꝛc. daran, daß ſie ſich von fremder Kraft unterſtützen laſſen, lernen ihre eigene nicht recht kennen, vermeſſen ſich oder verzagen, beides am unrechten Orte, bleiben unſicher im Laufen und in vielem andern, und fallen deſto mehr und deſto gefährlicher. Einem ſolchen ängſtlich bewachten Kinde

*) So kannte der Verf. einen 5—6jährigen Knaben, der jeden Augenblick fiel, bei ſonſt geſunder Kraft, und ſeinen Kopf mit Beulen und Narben bezeichnet hatte, weil man ihm vom früheſten an einen Fallhut aufgeſetzt; es war ein munterer Knabe.

läßt sich beinahe mit Gewißheit unglückliches Fallen weissagen. Lasse man es nur immerhin jetzt noch fallen; jetzt beschädigt es sich nicht bedeutend, wenn man es anders von ungünstigen Orten zurückhält, und so lernt es am besten Vorsicht. Rousseau erinnert sehr richtig, daß man für ein Kind, das gar keine Beschädigung erlitten habe, wegen zukünftiger desto mehr fürchten müsse; denn ihm fehlt die Association, die es durch sein Gefühl bei möglichen Gefahren stark genug erinnert. Je mehr der Mensch überhaupt, und so auch vom früheſten der Kindheit, auf sich selbst hingeworfen wird, desto mehr muß er sich zusammennehmen, und desto ernstlicher gilt es ihm.

Aengstliches Schreien und Helfen, wenn etwa das Kind gefallen wäre, macht Uebel ärger. Meistens würde sich das Kind gar nicht wehe gethan haben, und oft würde es über sein Fallen sogar lachen: aber nun meint es Wunder, was ihm für ein Unheil begegnet sey, fürchtet und schreit selbst, und wird unsicher; und obendrein bekommt der Egoismus dadurch Nahrung, das Kind lernt einen Werth darein setzen, bedauert zu werden, und jammert nur desto mehr. Man zeige sich statt dessen lieber gleichgültig, und muntere das Kind auf, mache aus seinem kleinen Unfalle einen Scherz, lasse es wo möglich sich selbst wieder aufhelfen, lenke auch wohl seine Aufmerksamkeit auf etwas anders, vornehmlich auf die Ursache, zeige ihm, wie es zugegangen, blos mit ruhiger Theilnahme, ohne das Gefallene zu schelten, oder die Erde zu schlagen!

Ist das Kind von diesen Bewegungen ermüdet, dann nehme man es auf, lasse es ausruhen, oder trage es eine Zeit lang herum. Fängt es an, sich aufzurichten und auf seinen Füßen sich zu versuchen, so sorge man nur, daß Stühle und andere feststehende Dinge da seyen, an denen es sich halten, auch ohne Gefahr prüfen kann, ob sie wackeln oder zur Stütze dienen; denn das

thun die ſich ſelbſt überlaſſenen Kinder. Nur verhüte man Täuſchung.

Auch ſind Arme und Hände frühzeitig zu üben; man gebe hierzu dem Kinde Sachen, mit denen es allerlei anfangen kann. So lernt es etwas anfaſſen, und übt ſelbſt ſchon die Finger. Das dreijährige Kind kann man ſchon zu Geſchicklichkeiten der Hände üben, wenn man es z. B. auf der Schiefertafel leichte Zeichnungen machen läßt. So bald wie möglich laſſe man es auch ein muſikaliſches Inſtrument lernen. Man gebe ihm Anleitung in Thon, in Pappe u. dergl. zu arbeiten, und was ſonſt für Geſchicklichkeiten mit den Fingern bekannt ſind. Auch dieſes wird ihm zu einer freien Unterhaltung werden, ſo daß es oft nur einer kleinen Anregung von Seiten des Lehrers bedarf.

Aber ſchon etwa bei dem vierjährigen Kinde findet eine gewiſſe Anleitung in allem dieſem ſtatt, im Gehen, Schreiten, Springen, Laufen, Klettern, Werfen, Kräftigen und Bewegen der Arme, Ueben der Hände und Finger, Stellung des Körpers, tactmäßiger Bewegung ꝛc. und hiermit beginnt ſchon der gymnaſtiſche Unterricht *).

Schon die dreijährigen Kinder können zur Luſt und zum Spiele mancherlei körperliche Thätigkeiten vornehmen, und man ſuche ſie naturgemäß zu leiten und dazu aufzumuntern. Das letztere geſchieht am beſten durch Geſpielen.

Der Knabe werde beſonders zu einer Thätigkeit angehalten, welche die Muſkelkraft übt, das Mädchen zu leichteren und ſanfteren Bewegungen. Und da der Naturtrieb beide dazu hintreibt, ſo werden ſie auch Freude daran finden.

Wenn nun hiermit die körperlichen Uebungen ver-

*) So der Tanz der Spartaniſchen Knäbchen, Geſch. d. Erz. S. 264. Wie weit es hierin ſchon in den Kinderjahren gebracht werden kann, ſieht man bei Seiltänzern und Kunſtreitern.

bunden werden, und wenn die Körperkraft nach Regeln geleitet wird: so kann es nicht fehlen, daß nicht der Thätigkeitstrieb, immer lebendiger in derselben wirkend, alles in ein gewisses Gleichgewicht bringe, und sich schon in den Spielen bildend beschäftige. Und wenn so der gymnastische Unterricht mit jedem Jahre strenger wird, so bringt man es in der Körperbildung zu einer unglaublichen Stärke und Gewandtheit.

Aber auch die regelmäßige Ausbildung der Theile, die richtigen Verhältnisse derselben unter einander, und die Schönheit im Ganzen wird durch solche zweckmäßige Uebungen bis zum Alter der Reife, so viel möglich gewonnen.

Wir müssen nun das Ziel dieser Bildung kennen lernen.

1) Die Vollkommenheit der menschlichen Gestalt. Sie besteht, in dem richtigen Verhältnisse aller Theile, wenn jeder zu seiner Bestimmung ausgewachsen ist. Stellt sich dasselbe dem Anblicke gefällig dar, so ist es Schönheit. Wir können nur aus vorhandenen Idealen, insbesondere aus den Werken der Griechischen Kunst in ihrer Blüthenzeit, die Regeln abnehmen.

Hiernach hat man denn die Verhältnisse im Körperbaue für jedes Geschlecht zu bestimmen gesucht *). Zu

*) Die beiden berühmten Mahler, Albrecht Dürer und Lionardo da Vinci haben sich durch die Angabe dieser Verhältnisse auch um die Theorie der Zeichnungskunst verdient gemacht. Da Vinci (st. 1513) schrieb mehrere Abhandlungen, die hierher gehörige, Deutsch übers. 1786, Pract. Werk von der Mahlerei enthält Obs. 9. daß der ausgewachsene Mensch, wenn er wohl proportionirt ist, 10 Gesichtslängen, und die Breite von einer Schulter zur andern 2 Gesichtsl. habe. Obs. 6. will dieser Künstler, man soll die Proportionen, welche schön sind, von den andern unterscheiden. Aber welche sind die schönen? Das läßt sich nur durch einen schon gebildeten Schönheitssinn finden; und wo will er sich anders bilden, als an den Antiken? Man hat in neuerer

dem Maaßſtabe nimmt man die Geſichtslänge. Sie iſt die gerade Linie von dem Haarwuchſe über der Stirne an bis zu der Spitze des Kinnes. Man giebt dieſer Linie drei gleiche Theile, die Geſichtstheile. Die ganze Kopflänge, von der Kinnſpitze bis zu dem Scheitel in dem hingezeichneten Ovale, hat vier ſolcher Geſichtstheile.

1. Die Statur des Mannes.

Die ganze Höhe des Mannes beträgt 10 Geſichtslängen, d. i. $7\frac{1}{2}$, oder etwas über 8 Kopflängen, nämlich der Kopf hat 4 Geſichtstheile,

der Hals 2 Geſichtstheile,

der Rumpf $9\frac{3}{4}$ Geſichtstheile,

die Beine bis an die Knieſcheibe $6\frac{1}{2}$ Geſichtstheile,

von da bis auf die Fußſohle $8\frac{3}{4}$ Geſichtstheile,

alſo zuſammen etwas über 30 Geſichtstheile, (beinahe 31) d. i. etwas über 8 Kopflängen.

Die ausgebreiteten Arme von der Spitze des einen Mittelfingers bis zur Spitze des andern 10 Geſichtslängen, d. i. 30 Geſichtstheile, oder 8 Kopflängen, d. i. gerade ſo viel als die ganze Höhe.

Die Breite von einer Achſel zur andern 8 Geſichtstheile,

— — unter der Bruſt 6 Geſichtstheile,

— — des Arms über dem Ellnbogen $2\frac{1}{4}$ Geſichtstheile,

— — unter dem Ellnbogen 2 Geſichtstheile,

— — am Anfange der Hüften 5 Geſichtstheile,

Zeit auch die Verſchiedenheiten ihrer Verhältniſſe bemerkt, z. B. daß eine Venus eine höhere Länge hat, und will damit auf einen Typus zurückgehen, der den Griechiſchen Künſtlern in der Idee lag, und wornach in den ſchönen Göttergeſtalten ꝛc. auch der Charakter richtig und gefällig erſchien. Das führt weiter.

Die Breite von einer Hüfte zur andern $5\frac{1}{2}$ Gesichtstheile,
— — des Oberschenkels 3 Gesichtstheile,
— — über der Kniescheibe 2 Gesichtstheile,
— — unter der Kniescheibe $1\frac{2}{3}$ Gesichtstheile,
— — der Wade $2\frac{1}{3}$ Gesichtstheile,
— — über dem Knöchel 1 Gesichtstheil.

Der Fuß hat von dem Gelenke bis zur Spitze der größten Zehe 3 Gesichtstheile; von der Ferse bis an diese Spitze $4\frac{1}{3}$ Gesichtstheile.

Die Hand hat von ihrem Gelenke bis zur Spitze des Mittelfingers 3 Gesichtstheile; von der Spaltung der Finger bis dahin $1\frac{1}{2}$ Gesichtstheile; in ihrer größten Breite $1\frac{1}{2}$ Gesichtstheile.

Der Kopf hat vom Scheitel bis zum Haarwuchse über der Stirne 1 Gesichtstheil,
vom Haarwuchse bis zur Nasenwurzel 1 Gesichtstheil,
die Nase (und die Ohren) 1 Gesichtstheil,
vom Anfange der Oberlippe bis zur Kinnspitze 1 Gesichtstheil,
dieser Gesichtstheil hat von der Nase bis zur Trennung der Lippen im Munde $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil,
von da bis zum Anfange des Kinns $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil,
von da bis ans Ende $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil.

In der Breite wird das hingezeichnete Gesicht in 5 gleiche Theile eingetheilt, der mittlere giebt genau die Entfernung der beiden Augen an, jedes Auge ist eben so breit, und eben so jede Entfernung vom äußersten Augenwinkel bis an das Ende.

Der Hals ist von vorn $1\frac{1}{4}$ Gesichtstheile breit, von der Seite 2 Gesichtstheile.

Der Kopf bildet von verschiedenen Seiten angesehen ein Oval, welches sich nur in der Anschauung zei-

gen läßt, weil man bis jetzt noch keine genaue Angaben der Verhältniſſe hat, außerdem, was ſich aus den Breiten und Längen der Geſichtstheile ergiebt. Das eine Oval umfaßt das Geſicht, das andere den oberen Kopftheil von der Stirne über die Schläfe nach hinten um den unteren Theil des Hinterhauptes herum.

Die Geſichtslänge iſt gerade ſo lang als die Hand, und eben ſo lang iſt der Fuß von dem Gelenke an; der Fuß iſt etwas länger als die Kopflänge; die ganze Höhe des Mannes beträgt alſo etwas über 7 ſeiner Fußlängen. Vom Scheitel bis unten an den Unterleib iſt die Hälfte der ganzen Höhe.

2. Die Statur des Weibes.

Die Höhe: Kopf und Hals 6 Geſichtstheile,
der Rumpf $10\frac{7}{12}$ Geſichtstheile,
die Beine etwas über 14 Geſichtstheile.

In der Höhe iſt alſo das Verhältniß des weiblichen Körpers von dem männlichen darin verſchieden, daß die Beine an dem weiblichen etwas kürzer ſind, als die Hälfte der ganzen Höhe.

Die Breite der Achſeln hat 7 Geſichtstheile.
— — der Bruſt an ihrem Anfange 5 Geſichtstheile,
— — am Anfang der Hüften $4\frac{1}{2}$ Geſichtstheile,
— — der Hüften unter dem Nabel 6 Geſichtstheile,
— — der Hüften in der größten Breite, d. i. in der Hälfte $6\frac{1}{3}$ Geſichtstheile,
— — des Schenkels am Anfange $3\frac{1}{3}$ Geſichtstheile,
— — über dem Knie $2\frac{1}{4}$ Geſichtstheile,
— — des Unterarms in der Mitte $1\frac{1}{4}$ Geſichtstheile,

Die Breite des Arms am Ellnbogen 1¼ Geſichtstheile,
— — des Arms unter den Achſeln 2 Geſichtstheile,
— — des Halſes 1¼ Geſichtstheile.

Die Verhältniſſe des Geſichts ſind wie bei dem Manne.

Im Ganzen iſt das Weib kleiner als der Mann; an dem Manne ſind die Bruſt, die Achſeln, und die Armmuſkeln breiter, an dem Weibe die Hüften und Schenkel. Der männliche Körper zeichnet ſich durch das Hervortreten der Muſkeln aus, der weibliche durch die Ausrundung aller Theile; jener zeigt überall Straffheit und Energie, dieſer Weichheit und Fülle. Das weibliche Ideal findet ſich vorzüglich in der Mediceiſchen Venus, das männliche theils in dem Farneſiſchen Herkules, was die Muſkelſtärke betrifft, theils in dem Appollo von Belvedere; aber auch andere Statuen ſind gerühmt, in welchen man das vollkommenſte allgemeine Verhältniß mit dem Ausdrucke des beſondern Charakters gefunden hat. Denn zu dem Ebenmaße muß das Geiſtige kommen in ſeiner reinſten Erſcheinung.

Wenn nun das Individuelle eines Menſchen ſein Urbild darſtellt, ſo iſt dieſer Einzelne auch ſchön, und ſo läßt ſich eine Menſchenwelt denken, welche jeder durch ſeine Schönheit verherrlicht.

2) Die Stärke des Menſchen. Da hierin eine ſichere Norm noch gar nicht feſtſteht, und nach Zeiten und Nationen eine große Verſchiedenheit ſtatt findet, ſo können wir nur die wichtigſten bisherigen Erfahrungen und deren Hauptergebniß anführen. Dieſes letztere iſt hochwichtig: es iſt: die Cultur und hiermit der verbeſſerte geſellige Zuſtand giebt den Menſchen mehr Stärke und phyſiſche

Vollkommenheit *). — Man hat folgende Erfahrungen angemerkt.

Ein Soldat macht in einer Minute 75 gewöhnliche Schritte, und 100 Geschwindschritte.

Man weiß von Fußgängern, die 30 Lieues in 24 Stunden zurücklegten. In Ostindien kommen die Boten von Calcutta nach Bombay in 25 Tagen, und von Madras nach Bombay in 18 Tagen. Spillard machte in 12 Jahren 69,000 Engl. (= 13,800 Deutsch.) Meilen. Ein Läufer, den man für den größten hält, legte 7 Metre und 23 Centimetre in 1 Secunde, 2575 Metre in 3 Minuten 31 Sec. zurück. Milon von Kroton trug einen Ochsen auf seinen Schultern; Rousselle in der Normandie 1800 Pfund, und zwar so, daß sie auf einer schiefen Tafel vertheilt waren, dabei

*) Dieses Gesetz von großem Belange ist erst in der neuesten Zeit entdeckt worden, und erhält durch jede Beobachtung über die uncivilisirten Völker eine neue Bestätigung. Bei der Entdeckung von Amerika fand man die meisten dortigen Nationen als sehr schwache Menschen. (Hern. Oviedo Som. p. 51. Hist. l. 5. c. 6. Torquemada Mon. Ind. 1. p. 580. Simon. Notic. hist. p. 41. Correal II. p. 138. Lion. Wafer, Voyage p. 131.) Der König von Spanien befahl daher, Neger nach Amerika zu ziehen, weil die Arbeit von Einem nützlicher sey, als von 4 Eingebornen. (Herrera Dec. I. l. 9. c. 5. p. 297. So sagt auch Las Casas (Obras p. 4. V.) daß die Amerikaner weichlicher seyen, weniger Arbeiten ertrügen, und leichter an jeder Krankheit stürben. Das bestätigt auch Robertson (Hist. de l' Amér. t. II. p. 234), und hält ihre physische Schwäche für charakteristisch. Auch Volney (Etats-Unis etc. I. 447.), Long, Mackenzie, de la Perouse sagen eben das, und letzterer von den Einwohnern in Chili. Cook sagt dasselbe von den Pescherähs, von den Einw. der Osterinsel, der Ins. Tanna und der Leprosen J. (2 Voy. t. IV. II. III.) Selbst die Otaheiter stehen den Europ. an phys. Stärke nach. (Voy. de Barks at Solander p. 65.); auch die Einw. der Freundschafts- und Societäts-Ins. Neuseeland und Neuguinea (Cook, 2 Voy. I.) Cabillardiere Voy. II. Lemaire, Navig. aux terres Austr.

noch auf jeder Hand 100 Pfund, ſprang damit über 6 Fuß hoch, und hob noch 200 Pfund mit ſeinen Lenden. Er trug alſo eine Laſt von 78 Kilogr., zog aber nur 19 Myriagr. Sein Bruder trug 1500 Pfund = 69 Kilogr., ſeine Lendenkraft aber 22 Myriagr.

Durch den Dynamometer *), d. i. Gradmeſſer für die Stärke des Menſchen, beſtimmt man die Stärke ſowohl in den Händen, als in den Füßen. Vermittelſt deſſelben fand Ranſonnel die Stärke des Mannes von 25—40 Jahren zu 46 Kil. 3. für die Hände, und für die Füße (reale) zu 14 Myriagr. als den Mittelgrad bei ſeinem Schiffsvolke. Dieſes Inſtrument ſetzte auch den Engliſchen Seefahrer Peron in den Stand, die Verſchiedenheit der Nationen in ihrer Muſkelkraft zu erforſchen. Er fand folgendes **):

Den unterſten Grad hatten die Wilden in Van Diemensland, die ſich noch ganz ohne Cultur befinden, mit Mangel kämpfen, manchmal abgezehrt ſind, dann wieder auf kurze Zeit ſich überſättigen, zwiſchen unruhigem Herumſtreifen nach Nahrung und Ermattung oder weichlicher Ruhe wechſeln, ihre Körperkräfte nicht entwickelt, nicht in geordneter Weiſe geübt haben.

Etwas mehr zeigen die Wilden von Neuholland, die auch ſchon etwas mehr cultivirt ſind. In dieſem Lande,

---

*) Regnier zu Paris erfand dieſes Inſtrum. im J. 1807. Der Engliſche Reiſende Peron u. A. bedienten ſich deſſelben; Freycinet verbeſſerte es, wornach ſich das Mittel der Stärke vielleicht noch reducirt.

**) Entdeckungsreiſen nach den Südländern v. 1800—1804 aus d. Franz. überſ. 1819 B. II. p. 373 fgg. — Indeſſen iſt dieſe Dynamometrie noch nicht ganz ſicher, obwohl viel richtiger als die ehemalige, welche ſich blos auf das Ausdauern in den Arbeiten bezog. — Beiſpiele außerordentlicher Stärke bei alten Völkern giebt Plinius, H. N. VII. 20.; von einzelnen Menſchen in neueren Zeiten Krünitz, Encyklop. 72 B. und in andern Schriften.

wie in dem vorgenannten giebt es nur eine kurze Vegetation, auch bietet das Thierreich wenig und schlechte Nahrung dar. Würde man diese Länder anbauen, und eßbare Thiere dort einführen, so würden auch die Einwohner an körperlicher Bildung und Stärke gewinnen.

Schon bedeutend höher stehen die Wilden auf Timor, die noch mehr cultivirt sind. Die Temperatur dieser Insel ist feucht und heiß, Nahrungsmittel sind im Ueberflusse da, und das Leben der Einwohner ist sorglos und unthätig.

Nach mehreren Zwischenstufen kommen die Europäer. Es stellte sich folgendes Verhältniß heraus:

	Händekraft,	Lendenkraft.
1) Einw. von Van Diemensland, 12 Pers. von 18—40 Jahren, Das Mittel	Kilogr. 50, 6	
2) Einw. v. Neuholl. 17 Pers. v. 10—40 J.	51, 8	Myr. 14, 8
3) — v. Timor, mehrere v. 10—60 J. und unter diesen v. 18—40 J. Das Mittel	58, 7	16, 2
4) Franzosen auf dem Schiffe, v. 17 Pers. *)	69, 2	22, 1
5) Engländer = = = v. 14 Pers.	71, 4	23, 8

Hieraus wird der Schluß gezogen, daß unter gleichen Umständen eine reichliche und gesunde Nahrung, eine gewöhnliche, anhaltende, besonders eine mäßige, körperliche Bewegung die Entwickelung und Unterhaltung der physischen Stärke (Muskelkraft) vorzüglich begünstigen. Eine etwas kältere Temperatur scheint ebenfalls viel dazu beizutragen. Auch die verschiedenen Beschäftigungen haben Einfluß; die Matrosen zeigen mehr Kraft in den Händen, die Artilleristen mehr in den Lenden (force des reins). Uebung und Gewandtheit thun ebenfalls viel in Anwendung der Kraft. Sie erreicht in der Regel ihr Höchstes in dem Alter von 40 Jahren; von 18—30 J. nimmt sie fast zur Ver-

*) Die Franzosen waren durch die Seereise geschwächt, die Engländer hatten zunächst keine gemacht.

doppelung zu, von 30—40 nur wenig, von 40—60 nimmt ſie ſtufenweiſe ab.

Das Schlittſchuhlaufen iſt eine eigne Gewandtheit mit Stärke verbunden; die Norweger ſind darin ſchneller als ein Pferd rennt.

Das Schwimmen iſt ebenſowohl wie das Gehen dem Menſchen angeboren, und wird nur viel ſeltner zur Fertigkeit entwickelt. Das Seewaſſer trägt den Menſchen, da er um 3—4 Pfund ſpecifiſch leichter iſt, nur weniger das Flußwaſſer. Hält er nun den Kopf oben, wenigſtens das Geſicht aus dem Waſſer, und weiß er ſich gegen den Wellenſchlag zu behaupten, ſo kann er auch im Fluſſe ſchwimmen, und zwar auf dem Rücken wie auf dem Bauche, ſogar ſtehend; nur erfordert das alles Uebung.

Wenn der Menſch fortwährend gehen könnte, und 1 geogr. Meile (12 auf den Grad) in 2 Stunden zurücklegte, ſo würde er beiläufig in 365 Tagen den größten Kreis um die Erdkugel, 5400 Meilen zu 15 auf den Gr. = 4320 zu 12 auf den Gr. durchwandern *).

II. Geiſtige Bildung.

1. Das Sinnenvermögen.

a. Die Sinne einzeln.

Die Entwickelung der Sinne erfolgt vom Anfange unter dem Einfluſſe der Menſchen umher. Indeſſen iſt noch manches abſichtlich zu thun. Das Kind will vielerlei ſehen. Da es Farben und Formen zu unterſcheiden anfängt, ſo kennt

*) Das ſollen ſchon die alten Chaldäer behauptet haben (?) G. Schubert, Ahndungen einer allgem. Geſch. des Lebens, 2. B. 2. Th. S. 52.

es nichts Wohlthuenderes als die lieblichen Erzeugnisse der Gärten, Wiesen ꝛc., und da die grüne Farbe die angemessenste für das Auge ist, so kann es sich nirgends besser befinden, als im Grünen. Da nun auch die Bewegung und Mannigfaltigkeit in den Gegenständen reizt, so bringe man es so viel möglich ins Freie, wo Natur und Leben herrscht. Nicht übel ist die Gewohnheit in den Städten, daß die Kinder an dem Fenster gehalten werden, wo sie sich Stunden lang mit Sehen angenehm beschäftigen, aber das Land hat das alles, was hierzu und in andrer Hinsicht erfordert wird, viel besser, weil da die meisten Eindrücke der immer frischen Natur dem Auge entgegen kommen. Wie will man ihm nur Eine Stunde, in ländlichen Umgebungen zugebracht, mit einer Stadt, welcher sie fehlen, ersetzen? Und nun so fast der ganze Tag, und viele Tage. Die Einförmigkeit der Zimmer und Straßen, selbst die geschmackvollesten Verzierungen, und alle diese Schönheiten sind doch dem Kinde nichts gegen die freie Natur mit ihren Blumen, Blättern, Zweigen und lebendigen Geschöpfen. Da ist sein bester Entwickelungsort. Und man wird ihn nicht für geringfügig ansehen, wenn man bedenkt, daß jetzt die ersten Eindrücke dem Form- und Farbensinne gegeben werden, welche sich nur dann rein und schön einprägen können, wenn keine fremdartigen dazwischen kommen. Nur so kann die schöne Natur ganz die Bildnerin des Kindes seyn, und das soll sie ja. Auch die Aufmerksamkeit wird so in ihren ersten Elementen aufs beste aufgeregt, vor Zerstreuung, d. i. vor Unterbrechung durch Fremdartiges verwahrt, und zum Rechten, d. i. zur Natur, hingewöhnt. Man wird zwar oft bei Kindern, welche von frühem an auf dem Lande gewesen, den offenen Naturſinn mit der regen Achtsamkeit auf alles, was in der Natur vorkommt, vermissen, und ihn dagegen bei manchem Stadtkinde mehr bemerken, allein es kommt dabei das Meiste darauf an, daß man z. B. nach der Vorschrift Rousseaus die Kin-

der frühzeitig zur Pflanzenkenntniß zu führen, auf die rechte Weise ihre Achtsamkeit errege, leite, unterhalte. Der Vortheile, welche die Landluft für die Gesundheit und Heiterkeit hat, nicht einmal zu gedenken. An Menschen fehlt es dem Kinde da auch nicht; denn nicht die Menge auf den Straßen ist es, sondern in dem Hause die Familienglieder und die wenigen andern, welche da ab- und zugehen, womit es sich befreunden muß. Im Gegentheile machen zu viele Personen, daß es gleichgültiger gegen das Menschenangesicht überhaupt wird, und daß ihm vielleicht keine liebevoll und tief genug in der Seele stehen bleibt.

Da sich das Kind in dem Sehen immer mehr einer gewonnenen Kraft erfreut, so wird ihm die Beschäftigung mit den Augen immer mehr Lust und Spiel, und durch dieses Spiel wird die Sehkraft beständig gebildet. Man unterhalte ihm also das, man trage und führe es in der Natur herum. Indessen muß jetzt auch eine absichtliche Uebung den Gesichtssinn weiter bilden.

Schon in den ersten Lebenswochen gebe man den Augen, wenn sie gesund sind, verschiedene Grade des Lichtreizes, aber ja nichts Blendendes und Grelles. Im Grünen befindet es sich am besten. Auch an das Dunkele werde es gewöhnt, ohne plötzliche Uebergänge; nebenbei dient das auch gegen Furchtsamkeit. Farbenwechsel, fließende Linien, bewegte Gegenstände dienen der Bildung und Aufmerksamkeit der Sehkraft. Man halte also dem Kinde zu der Zeit, wenn es ruhig daliegt und sonst Langeweile haben würde, Blumen von mancherlei Farben, allenfalls auch Papierblätter oder so etwas, einfach und neben einander vor, bis es sie scharf in das Auge gefaßt hat. Dann verwechsele man sie in ihren Stellen neben einander, und lasse sie ebenfalls so auffassen. So kann man das Kind lange unterhalten, bis man bemerkt, daß es sich etwa eine herausgesehen hat, oder daß es ermüdet. Ferner lasse man es nicht blos am gemilder-

ten Tageslichte, sondern auch am Sonnenlichte sehen, sofern seine Augen nicht schwach sind, und dann auch wieder am Mondenlichte, bei dem Lampenscheine und in der Dämmerung. Am besten, wenn es dieselben Gegenstände in diesen verschiedenen Graden und Arten des Lichtes wiedersiehet, etwa dasselbe bekannte Gesicht oder dieselbe Blume. Es versteht sich, daß der Uebergang nicht grell seyn darf, sondern so wie ihn die Natur selbst macht. Diese Uebung ist jetzt nöthig; theils damit das Auge frühzeitig an die verschiedenen Hellungen, wie sie in der Welt vorkommen, gewöhnt werde, und nicht nachmals auf einmal sich darein finden müsse, also wegen des Gesetzes der Stetigkeit; theils damit sich die Sehkraft und in derselben die Aufmerksamkeit schärfe, welches übrigens nicht ohne Nutzen für den Verstand und die Urtheilskraft seyn kann. Allein ja nicht zu viel hierin gethan! Denn dieser Sinn soll nicht gleichsam zu einem Mikroskope oder Fernrohre gemacht werden, wobei das Schwebende und Verfließende der Formen und Farben, und selbst der Sinn dafür allmählig verloren gehen, also das Aesthetische in der Knospe zerdrückt würde. Das will nicht die Natur außer uns, welche uns ihre Mannigfaltigkeiten in lieblicher Verwirrung entgegen bringt, und auch die Natur in uns will es nicht, welche durch die sichtbare Welt zum Unendlichen hinstrebt.

Auch der Gehörsinn bedarf der bestimmten Anregung. Wird ihm jetzt keine Nahrung gegeben, da doch der Trieb seiner Bildung hervorstrebt, so unterbleibt nicht nur vieles zu seiner Vollkommenheit, sondern es entsteht auch überhaupt eine Leere in der Seele, und vermuthlich eine verdrießliche Stimmung. Das Kind muß also mancherlei hören. Aber das nicht blos, es muß gerade denjenigen Laut vernehmen, der jetzt dem Organe zusagt. Da nun dieses hauptsächlich die Menschenstimme ist, wie die Erfahrung lehrt, so muß es Menschen und vornehmlich Mutter und Vater um sich her hören. Gut ist

auch die Gewohnheit das Kind oft mit seinem Namen anzureden, nur sollte das nie mit einem unfreundlichen Tone geschehen.

Schon um an sich das Gehörorgan und in demselben die Aufmerksamkeit zu erwecken und zu üben, aber auch um denjenigen Stoff dieser Uebung zu geben, wodurch der Geist im Ganzen gewinnt, und noch insbesondere um zur Sprache aufzumuntern, zu allem diesem ist das Vorsprechen dem Kinde unentbehrlich. Darum werden taube Kinder auch stumm*), und die Seelenentwikkelung ist bei ihnen sehr langsam und unvollkommen. Und aus demselben Grunde bleibt der größte Theil der Volksklasse in Dumpfheit, weil da die Eltern mit ihren Kindern so wenig sprechen.

„Aber was soll man mit dem Kinde sprechen?" Die Natur giebt es an die Hand. Sprich ihm fröhlich und spielend Sylben, Wörter, ganze Redensarten vor, es sey Verstand darin oder nicht, du wirst bald sehen, ob du das Kind damit unterhältst, und daß der Unsinn doch für dein Kind Sinn genug habe, denn es hört einen geliebten Ton. Redselige Mütter, welche munter und drollig mit dem Kinde sprechen, thun ihm schon damit wohl. Noch besser ists, wenn auch der Vater mit seiner männlichen Stimme sein Gespräch von der Art mit dem Kinde hält; es wird alsdann auf den verschiedenen Ton mehr aufmerksam gemacht, und lernt in jedem das Liebende verstehen. Ein verständiges Sprechen mit dem Kinde ist dagegen manchmal sogar nachtheilig. Denn es vermißt darin die Munterkeit des Spiels, es wird zum Ernste zu frühe gewöhnt, es kommt um den Frohsinn, und es wird so früh als möglich unwahr, weil die Natur

*) Wichtig ist die durch neuere Beobachtungen aufgeforderte Aufmerksamkeit auf taubstumme Kinder, ob es ihnen nicht vielleicht blos am Gehöre fehle, und doch ihr Sprachorgan geübt werden könne.

gezwungen wird, mit Verſtande aufzumerken, wo ſie doch lieber noch mehr den bloßen Sinn beſchäftigte, und weil nun eine Menge Dinge gelernt werden, die das Kind mit der Zeit beredet wird und wähnt zu verſtehen, und wovon es doch kaum den Wortſchall recht gefaßt hat.

Zur beſtimmten Uebung des Gehörſinnes ſowohl als der Sprache iſt es jetzt ſchon gut, wenn die Mutter oder wer um das Kind iſt, ihm in den Augenblicken, wo es zum Bilden der Töne aufgelegt iſt, reine Sylben vorzuſprechen anfängt. Man wird dann gewöhnlich finden, daß es beizeiten die Sylben gut ausſpricht: die Vocale ſondern ſich dann reiner und früher in ſeinem Munde, und manche Conſonanten, z. B. m, kommen dann eher zum Vorſcheine. Allein auch hier nur nicht zu viel, damit nicht der Sinn für das Wogen und Rauſchen der Natur und für das Unendliche in dem Umbeſtimmten der Eindrücke ſo verloren gehe, das Kind nicht zur Ueberſpannung der Kraft in der allzuſehr angeſtrengten Aufmerkſamkeit und allzufrüh erzwungenen Reflexion getrieben werde, und ſich nicht, da der Gehörſinn ganz beſonders zur Erweckung des inneren Sinnes für eine höhere Welt beſtimmt iſt, das Niedere einſeitig herausbilde. Und geſetzt, die Vernunft gewönne durch eine ſolche Vorübung, ſo iſt das doch nur wenig, und der Menſch verliert an Tiefe und Gefühl; denn das eben ſollen die verfloſſenen Eindrücke in den erſten Lebensjahren begründen. Ein Kind, welches vorzugsweiſe an die Schärfe im Hören, und dabei an unterſcheidendes Denken gewöhnt wird, mag wohl einſt mit einem gemeinen bürgerlichen Verſtande auftreten, der in der Welt ſeine Rechnung findet, aber es wird ihm an Innigkeit und Gemüthsfülle fehlen. Freilich wer zu jenem weltlichen Zwecke ſein Kind bilden will, muß hier ſchon, mit dieſem Mittel, anfangen.

So iſt denn alſo auch die Uebung des muſikaliſchen Hörens wichtig. Aber man denke nicht, daß nothwendig ein Inſtrument dazu erfordert werde; das Kind,

man nichts voreilig hervorzutreiben. Von der Sprachbildung handelt die Unterrichtslehre.

Der Taſtſinn will in Verbindung mit den übrigen geübt ſeyn. Würde man ihm keine Vorſtellungen für ſein feineres Organ in den Fingern zuführen, ſo iſt zu beſorgen, daß die gröberen des ganzen Körpers, das Wohlgefallen an dem weichen Lager, die verhätſchelnde Bettwärme und dergl. die Oberhand bekommen. Man folge daher auch hier den Winken der Natur, und laſſe das Kind mit allerlei ſpielen; allerlei laſſe man ihm durch die Hände gehen, und ſo wie es nach etwas reicht, ſo bringe man es wo möglich an den Gegenſtand. Hierdurch hat es noch eine Quelle der Beſchäftigung mehr, welches auch in anderer Hinſicht viel werth iſt.

Dieſer Sinn verbindet ſich insbeſondere mit dem des Geſichts, und daraus erwachſen alle Vorſtellungen über die Entfernung, über die körperliche Geſtalt, und die meiſten über die äußere Qualität der Gegenſtände. Man laſſe alſo dem Kinde zu dieſen Aſſociationen freien Spielraum, aber man beſchleunige auch hier nichts. Die Gefühlsvorſtellungen machen uns oft in den Geſichtsvorſtellungen irre, wir meinen z. B. den entfernteren Gegenſtand gerade hinter dem näheren zu ſehen, und doch liegt er in dem Geſichtsfelde perpendikular über demſelben. Dieſe Irrung thut dem Zeichnen und dem maleriſchen Sehen nachmals viel Eintrag. Es iſt überhaupt beſſer, die Geſichtsvorſtellungen vorher in ihrer Reinheit möglichſt zu befeſtigen, ehe man andere ſich einmiſchen läßt. Daß man dem Kinde den kleinen Schmerz nicht erſparen ſoll, wenn es nach der Lichtflamme greift, haben wir ſchon oben erinnert.

b. Bildung der harmoniſchen Thätigkeit der Sinne für den Geiſt.

Der Geſichtsſinn tritt allmählig ins Gleichgewicht mit den übrigen. Aber noch muß er die ganze Jugendzeit hindurch gebildet werden, und ſeine Gegenſtände haben, die ſeine Thätigkeit reizen. Dazu bedarf es keiner Reiſen; ſchon was in dem Hauſe und um das Haus iſt, am beſten in ländlicher Umgebung, und wäre es nur ein Bezirk von einer Stunde im Umkreiſe, das giebt dem Kinde unendlich viel zu ſehen. Die Thiere, die Bäume, die Blumen, und dabei auch die Menſchen können ihm tägliche Unterhaltung gewähren, ja es ſieht meiſtens mehr ſo, als wenn es unter zu vielen Dingen herumkommt, vor welchen ſein Blick nur vorüberfliegt, weil es ſo recht ſieht und auffaßt. Es übt ſich auch ſo beſſer in dem Sehen überhaupt. Doch ſoll es auch zum Sehen in die Ferne geübt werden, und dazu iſt das günſtig, wenn man es öfters auf Anhöhen bringen kann. Schon das zweijährige Kind hat viel Vergnügen daran, in der Fern etwas zu erblicken. Die Ebenen ſind dann nicht ſo bildend für den Geſichtsſinn, wenn ſie dem Auge nur ein beſtändiges Einerlei vorhalten, ohne nur durch einen auffallenden Gegenſtand die Blicke zu reizen; Gebirgsgegenden haben auch hierin einen Vorzug.

Zeige deinem Kinde den Mond, deute ihm hinauf zu den Sternen, laſſe es bei Mondſcheine in die Gegend ſchauen, und wo möglich Bäume oder Menſchen erkennen, führe es in der Dämmerung herum bis zur dunklen Nacht, daß ſein Auge mit der abnehmenden Hellung gewöhnt werde, ſich mehreren Lichtſtralen zu erweitern, und daß es endlich im Stande ſey, auch in völligem Dunkel noch den Weg zu erkennen, oder dich zu finden. Rufe ihm allenfalls zu, damit es zugleich den Gehörſinn übe, um ſich zurecht zu finden. Nur laſſe es nicht in die Sonne ſehen, und verſtatte keinen grellen Wechſel zwiſchen Licht und Finſterniß, denn das müßte das reizbare Organ des

es noch nicht deutlich, weil die Zuſammenſetzung nur noch in der bloßen Anſchauung ohne Bewußtſeyn geſchieht. Nun gebe man ihm drei gleiche Stäbchen, und laſſe es damit ſpielen, abwechſelnd aber wieder das lange und Ein kurzes: jetzt wird ihm in kurzer Zeit das Dreifache klar vor den Augen ſtehen. Man verweile hierbei ja recht lange, denn hat ſich dieſe Grundanſchauung rein und tief eingeprägt, ſo iſt damit die Leichtigkeit alles mathematiſchen Denkens gewonnen. Das Dreizählen ſcheint dadurch dunkel vorbereitet zu werden, daß das Kind Einen Gegenſtand ſah; denn dieſen unterſchied es, d. h. dunkel war ihm die Vorſtellung alles Andern als Eines, das dieſer Gegenſtand nicht iſt, und zugleich war in ihm dabei das dunkle Gefühl ſeiner ſelbſt als des Vorſtellenden. Nennen wir das Erſte, was es als ein Beſtimmtes in das Auge faßte, a, ſo war die ganze übrige Außenwelt = — a, es ſelbſt ſey b, ſo liegt ſchon in dem erſten Sehen des Menſchen dunkel dieſes a, — a, b, d. i. das Dreizählen, die Wurzel alles mathematiſchen Denkens. Aber ſchwerlich wird ein Kind vor dem völligen Selbſtbewußtſeyn zum deutlichen Bewußtſeyn der Drei gelangen.

Dieſe vielfache Uebung des Auges muß neben einander beſtehen, damit nichts Einſeitiges werde. Aber ſie ſoll auch ſelbſt nicht zu ſtreng vorgenommen werden, ſonſt giebt es dennoch Einſeitigkeit, denn das freie Spiel in dem Empfangen der Eindrücke, wozu die Kraft hauptſächlich während dieſer Periode beſtimmt iſt, würde ſonſt gehindert, der Unterricht würde Abrichtung werden; auch würde das Kind durch die Anſtrengung erſchlaffen und an Frohſinn leiden. Eine kurze tägliche Uebung in jedem dieſer Stücke, zur Zeit, wenn das Kind aufgelegt dazu iſt, würde durch den Geſichtsſinn wahre Elementarbildung herbeiführen. Man eile nicht zu ſehr damit, verſäume indeſſen auch nichts. Auf ähnliche Weiſe werde der Gehörſinn für das Aufleben des Geiſtes ge-

bildet. Wir wiſſen, daß in ihm hauptſächlich die Aufmerkſamkeit geübt wird. Man laſſe alſo das Kind auf fernes und nahes Sprechen horchen, um die bekannten Stimmen herauszufinden; man ſpiele etwa ſo eine Art Verſteckens mit ihm, daß man es fragt: „wer iſt der dich ruft?“ — Dann laſſe man es auch auf die Töne der Thiere, insbeſondre der Vögel merken, und daran das Thier von weitem ſo genau wie möglich erkennen. Ueberdas laſſe man das Kind auf jedes Geräuſch achten, und bezeichne daſſelbe mit ſeinem beſtimmten Namen, wie auch bei den Thieren, z. B. die Kuh brüllt, die Gans gackt ꝛc., ſo daß es regſam bei allem, was in die Ohren trifft, hinhöre und ſogleich erkenne, ob es ein Klappern, Pochen, Ziſchen, Rauſchen, Knattern ꝛc. ſey. Wenn auch das Kind jetzt noch nicht alle Arten von Geräuſch unterſcheiden kann, ſo wird es doch aufmerkſam darauf gemacht und mit den dahin gehörigen Worten die Natur ſcharf bezeichnen.

Starkes Getöſe, z. B. des Geſchützes in der Nähe, und grelle Töne, wie Trommeln, Trompeten, gellendes Schreien, kann dem Gehöre des Kindes ſehr nachtheilig ſeyn; es wenigſtens abſtumpfen, aber auch ſchreckhafte Empfindungen in der Seele machen. Doch findet auch hierin eine allmählige Gewöhnung ſtatt. Die Hauptübung des Gehörſinnes bleibt aber immer die Sprache.

Alle Perſonen um das Kind her ſollen rein ſprechen *). Hört es alle Selbſtlauter rein, alle Mitlauter beſtimmt, alle Sylben deutlich, alle Worte mit ihrem rechten Accent ausſprechen, und in allem Sprechen das Lebendige der Empfindung: ſo kann es gar nicht fehlen, daß es nicht ſelbſt durchaus rein und ſchön ſprechen lerne, ja es geht dieſem Kinde ein Sinn auf, der uns Allen ſo ziemlich fehlt, der Sinn für das Muſikaliſche

*) Wir erinnern an Quintilians Regel, Geſch. d. Erz. S. 480.

der Sprache. Als beſondre bildende Uebung wird es dienen, wenn man vorerſt das a dem Kinde ſo lange vorſpricht, bis es ſelbſt ein reines a ausſpricht, und dann etwa den entgegengeſetzten Vocal u, oder welchen man ſonſt dem Kinde angemeſſen findet; hierauf die beiden nach einander, und nun auch die erlernten Selbſtlauter in einfachen Zuſammenſetzungen mit den oben angeführten Mitlautern des Kindes. Dieſe Uebung ſoll als Sylbenſpiel bilden, wohl zu merken, nicht um Bedeutungen der Worte zu lernen; der Laut iſt hier die Sachkenntniß, um welche es gilt, und welche man vorerſt einzeln faſſen läßt. Die Folge ſolcher täglichen Uebungen iſt nothwendig die, daß die Sprachorgane des Kindes vom Anfange in der rechten Ausſprache einheimiſch werden; und wie feſt dieſe erſte Gewöhnung bleibe, ſieht man an der Treue, womit die Menſchen noch nach langen Jahren reineren Sprechens ihrem Ortsdialecte anhängen. Wie viel leichter würden wir aber einer ganz reinen Mundart getreu ſeyn! Gerade hierin kann die Bildung ihres Zieles verſichert ſeyn.

Doch gilt auch hier die Warnung gegen zu frühes förmliches Unterrichten; ganz beſonders gegen die Gewohnheit ſein Sprechen zu corrigiren, denn das Sprechen muß frei und unbefangen aus dem Herzen fließen. Man lernt Buchſtaben, Sylben, Wörter, Sprache, aber nicht das Sprechen, das giebt die Natur in dem Triebe zur Mittheilung, und wehe dem Kinde, das in ſeinem Sprechen reflectirt, ob es das auch hübſch mache!

Beſondere muſikaliſche Gehörübungen, z. B. die Terz, Quinte, Octave erſt nach einander, dann zuſammen, auf einem dem Kinde angenehmen Inſtrumente hören laſſen, würden wir nur in dem Falle rathen, wenn das Kind ganz vorzügliche Anlagen dazu zeigte. Für den gewöhnlichen Fall iſt das nicht genug zu empfehlende Singen der Mutter oder Wärterin hinreichend; beſſer aber noch, wenn das Kind auch öfters dabei ein

liebliches Inſtrument hört. Vielleicht würden unſre Kinder den muſikaliſchen Sinn der Italiäner erhalten, wenn ſie von frühem an von ſüßen Melodieen umfloſſen würden; vielleicht aber entwöhnt ſie bei uns das zu häufige Spielen der Inſtrumente von dem höheren Sinne für das Muſikaliſche der Menſchenſtimme. Auch dürfte es den muſikaliſchen Sinn üben, wenn man das Kind bei der Muſik nach dem Tacte bewegte, oder ſingend mit ihm tanzte. Selbſt ſingen kann es eigentlich jetzt noch nicht, vermöge des Baues ſeiner Stimmorgane; doch wird es in dem Grade Verſuche machen, als es daran Gefallen hat. Daß abſichtliche Uebung viel für die muſikaliſche Bildung vermag, ſieht man an großen Beiſpielen; nur geräth man da leicht in Einſeitigkeit.

Für den Gefühlſinn wird einiges Abſichtliche, z. B. das Taſten im Dunkeln, räthlich ſeyn. Dieſes um ſo mehr, da er gewöhnlich zu viel mit dem Geſichtsſinne zuſammenfließt, woraus Verwirrung und ſchlechteres Sehen entſteht. Würde man darin ſorgfältiger ſeyn, ſo fände ſich mehr Sinn für das Mahleriſche unter den Menſchen; ſo aber entbehren wir ganz den ſchönen Schein des großen Naturgemähldes, welchen der ſehend gewordene Blindgeborne im Anfange genießt; den wir erſt wieder durch die Kunſt des Mahlers, allenfalls auch durch die bekannte Wendung des Kopfs durch die Beine, uns verſchaffen. Der Gefühlſinn entreißt uns viel von dieſem Zauber, denn da meſſen wir Länge, Breite, Höhe, machen nur die Entfernung aus, und ſehen buchſtäblich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Darum ſoll man dieſe Anſchauungskunſt nicht zu frühe treiben.

Der Geruchſinn, welcher ſich am ſpäteſten entwickelt, hat ſeinen Werth, um manches zu entdecken, gleichſam zu wittern, aber auch um die Wohlgerüche zu genießen. Durch die künſtlichen, die Parfümerieen, wird er leicht für den gröberen Sinnengenuß gereizt.

Die Vortrefflichkeit des Geſchmackſinnes beſteht dar-

in, daß er ein ſichrer Führer des Magens iſt. Alſo würde er durch vielerlei Unterſcheidungen des Wohlgeſchmacks vielmehr verdorben; Lüſternheit, nicht geſunder Appetit würde dadurch erweckt. Die einfache Koſt könnte ihn am erſten zu der Vollkommenheit bringen, welche er bei den Thieren hat. Zu den Sinnenvergnügungen ſind nur unſre oberen Sinne von der reinen Natur beſtimmt. Schmecken ſoll man nur, um zu eſſen, und eſſen, um zu leben, nichts weiter ſollte man darin ſuchen. Verdürbe hierin nicht die erſte Pflege der Kinder ſo viel, ſo würde gewiß nicht die Eßluſt ſo viel Unheil anrichten. Auch ſtumpft eine zu ſtarke Uebung des Geſchmackſinnes im Wohlſchmecken (gourmandise) ihn ſelbſt ab *).

Noch weniger iſt der allgemeine Gefühlſinn zum Genuſſe ſeiner Eindrücke beſtimmt; ſie ſind theils Mittel zur Geſundheit, wie die Gewöhnung an Wärme und Kälte, theils Mittel ſich zurecht zu finden, wie das Gefühl in den Fingerſpitzen. Und nur in dieſer Abſicht wird er geübt.

Da die Sinnenübungen ſchon in die Unterrichtslehre gehören, ſo dürfen wir nicht weiter hier derſelben vorgreifen.

Nun aber bedarf auch die Einbildungskraft mehrerer Cultur, ſowohl in den Gedächtniſſen, als in ihrer Productivität. Zu beiden führt die angegebene Cultur der Sinne von ſelbſt; zu dem erſteren hilft die Sprache; das letztere erfordert noch eigene Anregung. Denn obgleich jetzt noch im Ganzen die Zeit des Empfangens iſt, ſo geht ſie doch nunmehr in die Zeit des freien Her-

*) Zwar läßt ſich das nicht ſo im Allgemeinen behaupten, aber doch hinſichtlich der Sinnenerkenntniß und reinen Bildung. Die Gourmandiſe der Römer, die zu den Zeiten der Lucullus und Apicius ins Ungeheure ging, oder des Vitellius einſt, wo man 2000 der köſtlichſten Fiſche, 7000 Vögel auftrug, die vielen vielfach zuſammengeſetzten Schüſſeln nicht zu rechnen, verdiente noch eigens eine Beachtung, wie ſich ſo etwas in einem Volkscharakter entwickelt.

vortreibens über. Alles was die Kraft überhaupt anregt, ſetzt auch das innere Bilden in Thätigkeit, insbeſondere die Erregung des ſympathetiſchen Triebes. Spielende Kinder umher, eine Wieſenflur, ein plätſchernder Bach, Berg und Thal (auch hier ſieht man wieder das Erweckliche der Gebirgsgegenden), Wald, muntere Heerden — dergleichen giebt dem Kinde nicht nur Stoff zu ſchönen Bildern, ſondern regt es auch zum freien Produciren allmählig an, indem es aufgefodert wird, dieſe Gegenſtände immer noch beſſer aufzufaſſen und unter einander zu verbinden.

Alle dieſe Bilder würden aber in ihren Elementen ſchon zerflattern, und die Phantaſie würde überhaupt ſich zum Schwärmen begeben, wenn man ſie nicht zugleich im Denken an das Feſthalten gewöhnte. Die Vorſtellungskraft muß demnach, um ſie harmoniſch auszubilden, jetzt zugleich als Denkkraft geübt werden. Und wodurch geſchieht das beſtimmter als durch Frage und Antwort? Nicht daß man das Kind am meiſten frage; umgekehrt, die Kunſt beſteht darin, das Kind zum Fragen zu reizen. Sein natürlicher Bildungstrieb, bei manchen ſchwächer, bei manchen ſtärker, wird es von ſelbſt dazu bringen, wenn ihm etwas Neues vorkommt, und es einer freundlichen Behandlung gewohnt iſt. Führt es alſo zu unterhaltenden Gegenſtänden, laßt es frei reden, miſcht Euch manchmal in ſeine Reden, und kommt ihm auf ſeinem Wege entgegen, ſo wird es gern und oft fragen. Macht nur nicht den allzubereitwilligen Lehrer, erweckt vorerſt die Luſt in ihm, dieß und das zu lernen, wenn es ein wahres Lernen ſeyn ſoll; ſetzt Euch alſo lieber zu ihm herab, und lernet ſelbſt mit ihm, ohne mit ihm zu tändeln. Dann könnet Ihr ihm oft ſagen: das iſt dieſes, das iſt das; und dann fragt es zu einer andern Zeit wieder darauf, was es weiß: was iſt das? wo iſt der Baum? ꝛc. Das ſind die erſten abſichtlichen Verſtandesübungen, wobei es aber an dem freien Spiele der Denkkraft nicht

fehlen wird, auf welche am Ende doch das Meiste ankommt, und worin sich die natürliche Verstandesanlage beweiset. Darum sollen aber um das Kind, um den Knaben und das Mädchen keine verstandlose Menschen oder dumme Gespielen seyn, sonst wird ihre Denkkraft zu wenig erweckt.

Wie sie bestimmt gebildet wird, hat die Unterrichtslehre zu zeigen.

---

2. Das Gemüth, wie es sich in der ersten Jugendperiode bildet.

Alles was in dem Geistesleben vorkommt, ist in seinem Grunde und Wesen Einheit, und diese, gleichsam die Wurzel derselben, bezeichnen wir als das Gemüth. Gefühl-, Begehrungs-, Denkvermögen sind die drei Richtungen dieser einen Grundthätigkeit; jedoch legt der Sprachgebrauch das Gemüth mehr in das Gefühl, und nennt die Denkkraft mit Hinsicht auf eine gewisse Stärke derselben gewöhnlich Geist, oder auch Kopf im Gegensatze gegen Herz, welches die beiden ersten Vermögen zusammen faßt. So hat der eine Mensch mehr Geist, der andere mehr Gemüth, dem einen wird ein guter Kopf, dem andern ein gutes Herz beigelegt, dem dritten Vorzüge in beidem, dem vierten Harmonie in allem diesem; und hiermit urtheilt man nicht mehr über bloße Naturanlage, sondern schon über irgend einige Bildung. Wir halten uns hier an den schon im vorigen Abschnitte angegebenen Begriff von Gemüth, wornach wir jene Einheit denken, wie sie in den verschiedenen Richtungen wirkt, und also das sich im Empfangen und Hervorbringen bestimmende Selbst. Es ist das freie Wesen, das zuerst im Selbstgefühle, dann im Selbstbewußtseyn hervorbringt, und sich zunächst in den einzelnen Gefühlen, dann in den einzelnen Willensbestimmungen (Handlungen), hiermit aber auch in

allem Denken äußert; es iſt die nach der Natur des menſchlichen Geiſtes wirkſame Vernunft. Sie iſt aber in dem Kinde vorerſt wirkſam durch das Sinnen- und Gefühlvermögen, und ſo geht ſie beſtändig das Leben hindurch mehr oder weniger in ihrer Thätigkeit davon aus; das iſt der natürliche Gang ihrer Entwickelung. Sie iſt zugleich, und ſchon von den erſten Lebenstagen an wirkſam, indem ſie ſich bildet, und die wahre Bildung ſoll eben zur vollkommenen Vernunftthätigkeit das Gemüth entwickeln. Sonach verſtehen wir unter Gemüth, auch ſchon des Kindes, das freie Weſen der geiſtigen Kraft, welches durch den Einfluß Anderer etwas Beſtimmtes geworden iſt, und ſich aus dieſer Knoſpe weiter bildet.

Da jedoch die Naturanlage eben ſo viel Antheil an dem Gemüthe hat, indem ſich die Vernunft nach der Natur des einzelnen Kindes entwickelt, ſo reden wir auch von verſchiedenen Gemüthsarten, und dieſe ſind nichts anderes als die verſchiedenen Naturarten, die wir oben kennen lernten, wie ſie durch Freiheit ſich beſtimmt haben. Nun iſt die Freithätigkeit entweder der Beſtimmung gemäß oder zuwider; im erſten Falle iſt die Gemüthsart des Kindes gutartig, im zweiten bösartig, und in beiden Fällen ſpricht ſich zugleich das Naturell aus. Es giebt alſo Kinder von feſter, heftiger, feuriger (hitziger), lebhafter, empfindlicher (reizbarer), munterer (jovialer), ſanfter, (weicher), ruhiger, inniger (tiefer) Gemüthsart; und ſo noch in weiteren Nuancirungen. Auch laſſen ſich die Kennzeichen für jede ſo ziemlich angeben, ſowohl in den Unarten als in der reineren Bildung. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß es nur Ein Kind von heiligem Gemüthe gab, und daß jedes andere Menſchenkind vom Anfange in ſeiner Entwickelung der Reinheit ermangelt, und mehr oder weniger dem ſich annähert, was wir als abſolute Unart nur denken, aber nirgends finden, weil es kein durchaus bösartiges Kind geben kann. Schlimm genug ſchon, wenn es das iſt, was man

gemüthlos nennt. Die Gemüthsart bildet ſich nach der Kindheit zur Geſinnung aus, und dieſe, indem ſie das Bleibende in dem Menſchen wird, zum Charakter.

Hier müſſen wir ſogleich einem Blendſcheine begegnen, der in der modernen Erziehung, und noch in weiterem Umfange eine Quelle von Unheil geworden iſt, und vielleicht noch mehr zu werden droht *). Es iſt die innere Unwahrheit. Sie kann ſogar mit einer geprießenen äußeren, und mit Wahrhaftigkeit des Wortes beſtehen. Derjenige iſt nämlich unwahr in ſich ſelbſt, welcher in der Reflexion ein anderer iſt als in dem Gemüthe; er giebt im Denken und Handeln ein anderes Selbſt, als das wirkliche, indem er ſich im Momente zu einem andern macht. Das iſt alsdann der Fall, wenn man durch Reflexion abſcheidet, was im Leben ſich mit anderem durchdringt, wenn man gleichſam das Organiſche in das Chemiſche auflöſt, oder hier beſtimmt, wenn man das einzelne Denken und den einzelnen Entſchluß anſieht, als rein für ſich beſtimmt, und nicht als aus dem innerſten Geiſtesleben, das aus der Tiefe quillt, erwachſen. Das

*) Das trifft ebenſowohl die Moraliſten der neueren Zeit. Die Abſcheidung der drei Gemüthsvermögen hat ſich weder in der Pädagogik, noch in der Ethik ſo zuträglich bewieſen, als in früherer Zeit die Unterſcheidung in Gottesfurcht und Hypokriſie (nicht blos gröberen Phariſäismus), und in vorchriſtlicher in die verſchiedenen Anſichten vom höchſten Gute (ἡδονή — ? ἀρετή?) Hieraus hat ſich in dem herrſchenden abſtracten Denken der neuen Zeit, das ſogar den Thron der Aufklärung uſurpirt, die Denkart verbreitet, welche das, was in der Reflexion geſchieden iſt, als in dem Leben ſelbſt geſchieden anſieht, und ſomit in den Wahn gerathen iſt, alſo ſey die Freiheit nur in der Erſcheinung unſerer Selbſtthätigkeit, die wir als Wollen bezeichnen, und nicht auch im Denken und Fühlen wirkſam. Nicht einmal die Lehre eines Fichte, daß auch das Denken ein Handeln ſey, iſt als Zurechtweiſung benutzt worden. — Oder wollen wir es mit der Rabbinenlehre halten, daß erſt mit dem 14ten Jahre, wo man den Knaben in die Synagoge einführt, das Gute in den Menſchen komme? etwa als Wirkung des Geſetzes?

iſt vorerſt ein grober Irrthum, denn es widerſpricht unſerer Natur, die in jedem Momente ein Ganzes iſt, und deren Einfachheit kein Denken oder Handeln, ſo ſtark es auch im Bewußtſeyn hervorbringen mag, ohne ein Fühlen zulaſſen kann, und in jedem Einzelnen den Grund des Gemüths in Thätigkeit ſetzt. Es iſt aber auch für's andere ein Selbſtbetrug, indem der Geiſt das, was er von ſich abſtrahirt hat, für das wahre lebendige Selbſt hält; alſo nichts anders als eine Art von Schauſpielerei (Hypokriſie), die man mit ſich ſelbſt treibt. Hieraus folgt drittens, daß es auch zu einer inneren Lüge wird, ſobald der Dünkel das reflectirte Selbſt, wie es in dem einzelnen Momente ſich giebt, mit dem inneren Beifallsrufe anſchaut; das bin ich, ein Denkfreund, ein Wahrheitsfreund, ein Rechtsfreund, ein Menſch, wie er ſeyn ſoll. Dieſer Dünkel nährt ſich durch das Bewußtſeyn, daß man wahr rede, nämlich äußerlich, wo das Wort mit dem Begriffe, dem ſelbſtgemachten, oft durch geheime Leidenſchaft verfälſchten zuſammenſtimmt, während man gern das innere Auge von dem Blicke in die Tiefe des Gemüths wegwendet. So hört man manchmal ſchon Kinder ſprechen, wie ein Buch, und nach Maximen ſogar handeln, während im Herzen ein ganz anderer Menſch wohnt, dem die alte Schlange nicht fehlt. Das iſt der geheime Götzendienſt der modernen Cultur. Die innere Wahrheit aber kann nichts anders als die Einheit des Gemüths mit ſich ſelbſt, und nichts anderes kann das Ziel der wahren Bildung ſeyn.

Wie wird ſie nun erreicht? Nur durch das, was den Menſchen einig mit ſich ſelbſt macht, mit ſeinem wahren Selbſt. Darum ſetzten jene Alten das Höchſte der Bildung in die Harmonie und Selbſtbeherrſchung, und von welcher Seite wir es auch erfaſſen mögen, es iſt das in dem Vernunftweſen wirkende höchſte Princip, es iſt der von Gott ausſtrömende Quell der Liebe. Sie iſt, wie wir ſeines Orts bemerkten, das wahrhaft

Bildende, und alſo auch die Seele von dem Bildungstriebe. Dieſer ſoll ja das Gemüth kräftig in allen Richtungen durchdringen, als die ſich entwickelnde Freiheit, welche nach dem Höchſten ſtrebt, den Menſchengeiſt zur Gottähnlichkeit mehr und mehr entwickelt, und alſo ſeine Beſtimmung erreichen läßt. Geht man nicht von dieſem Triebe aus, ſo bringt alles Bilden nur einen Schein hervor, deſſen Glanz nur die Fledermaus-Augen blendet, und da iſt an kein Erwachſen aus dem Leben und in dem Leben zu denken. Wie wenn man den Baum dadurch zu guten Früchten treiben wollte, daß man ihm die lebendigen Zweige abſchneidet, dafür gemachte anſetzt, und ſo auch Blätter und Blüthen, um ſeine Natur, ſtatt ſie zu veredeln, zu ertödten.

Durchdringt der ächte geiſtige Bildungstrieb, den man mit Recht auch den Vernunfttrieb genannt hat, das ganze Gemüth von der Wurzel aus, ſo bewirkt er vorerſt in jeder der drei Hauptrichtungen das Rechte, alſo Edelſinn, Wahrheitsſinn, Rechtsſinn, welches vereinigt ſich in der guten Geſinnung zu dem Ideale und zur Lebensweisheit ausbildet.

Das kleine Kind verſchließt dieſes alles noch in der Knoſpe, und erſt mit dem Selbſtbewußtſeyn iſt es zu dem geiſtigen Leben erwacht, worin ſich jene Richtungen beſtimmt haben, und in einzelnen Momenten bemerkbar hervortreten. Man kann daher kurz ſagen: das dreijährige Kind hat ſein Gemüth. Wir ſagen eben damit auch: es hat ſeine Gemüthsart. Denn da alles Wirkliche ein Beſtimmtes, Individualiſirtes iſt, ſo muß auch das Kind, ſo gut es früher ſchon ſeine Naturart hatte, nunmehr ſeine Art im Selbſtbeſtimmen haben, welche derſelben eine gewiſſe Bildung gegeben hat, und worin das freie Weſen noch als Natur erſcheint. Das aber iſt es, was wir die Gemüthsart nannten. Das dreijährige Kind iſt alſo mehr oder weniger gutartig, ſein Charakter iſt begründet, und etwas Bleibendes in ſeiner

Geſinnung läßt ſich jetzt ſchon erkennen. Wir ſehen das noch von einer andern Seite. Von der Geburt an hat das Kind im Empfangen und Herauswirken ſeine Thätigkeit entwickelt und in einer beſtimmten Form und Farbe durch alle die dunkeln Regungen und Eindrücke hindurch geſtaltet. So iſt es zu ſeinem Selbſt gelangt, und ſo findet es ſich nun ſelbſt. Kann es nun gleich viel ſeyn, wie es ſich findet? Vielmehr, wie es ſich findet, ſo hat es ſich; wie es zum erſtenmale ſein Ich ausſpricht *), ſo geht das Ich die ganze Lebensbahn hindurch. Es findet ſich als daſſelbe, in ſeinen Gefühlen, Gedanken, Willensbeſtimmungen. Alles Einzelne ging in das Ganze über, und dieſes Ganze iſt der Charakter. Er kann ſo wenig jetzt ein anderer ſeyn als er früher war, wie die Seele, wie der Körper ein anderes Individuum ſeyn kann. Was auch etwa nachher umgeſtaltet wird, iſt nur Einzelnes, das nun nicht mehr ſo in das Ganze verfloſſen bleibt; umgießen läßt ſich das Gemüth nicht. Wir wollen damit nicht mögliche Aenderungen im Innerſten, zum Beſſeren oder Schlechteren, ſelbſt nicht ſolche, die als Umwandlungen, als Wunder erſcheinen, bezweifeln, aber wir reden hier, was im natürlichen Gange der Entwickelung erfolgt, und, wie es auch gewöhnlich erfahren wird, ſich erwarten läßt. Grund genug, um die Gemüthsbildung in den drei erſten Lebensjahren als die wichtigſte für das ganze Leben anzuerkennen.

Dieſe Einigung der Natur und Freiheit in dem ſich entwickelnden Kinde iſt das, was man unter der Gewöhnung begreift. Sie iſt alſo das, wodurch das Gemüth in den erſten Jahren der Kindheit gebildet wird. Aber das geſchieht durch das Ganze der Erziehung, und wir haben hier nur noch von dem Einzelnen zu reden, das wir in den Tugenden finden.

*) Man ſollte bei dem Kinde beobachten, wie es zum erſtenmale Ich ſagt.

Wir gaben in der Einleitung den allgemeinen Begriff der Tugend als die Stärke der Kraft in ihrem Gleichgewichte, wodurch sie sich gegen ihre beiden Hauptrichtungen hin festhält und insbesondere als ihr Streben zum Unendlichen hin, ganz bestimmt als Liebe. Sie, das Göttliche in jedem Vernunftwesen, entwickelt sich auch als das Bleibende, und das einerseits aufwärts zum Urquelle, zum höchsten Gute, zu Gott, andererseits nach innen und außen gegen uns selbst, gegen die Außenwelt und insbesondere gegen die Menschen. Die Liebe zu Gott ist die Religion (Frömmigkeit), die Liebe zu uns selbst und zu andern Wesen, wie sie sich in Selbstbeherrschung und Harmonie bestimmt, ist die Sittlichkeit. Da sich indessen beides gegenseitig durchdringt und in Einigung sich entwickelt, so begreifen wir auch beides hier als die Tugend des Kindes und auch weiterhin. Sie erscheint in einzelnen Gestalten nach einander, und diese sind es, wozu das Gemüth gebildet werden soll.

---

3. Entwickelung und Bildung der Tugend vom Frühesten an.

Wir haben hier das Gute des Menschen als werdend zu betrachten, und zwar vorerst für sich, abgesehen von dem Bösen, das freilich keinem Menschenkinde fehlt; also den reinen Bildungstrieb, wenn er ein ungestörtes Wachsen hervortreibt, und so die schönen Gestaltungen der einzelnen Tugenden hervorbringt. Denn vorerst ist zu sehen, was man hierzu thun könne, daß es nur Eine Tugend giebt, welche in der Vielheit der einzelnen erscheint, jede zur Tugend macht, und in allen den vielfachen Gestalten ihre Einfalt bewahrt, setzen wir als eine bekannte Lehre der Ethik voraus *). Nur das ist Tu-

*) Wir brauchen da nur auf Platon, z. B. Menon, und Aristoteles, z. B. Eth. 1, 5. 6. Magn. Mor. 1, 35. zu

gend des Kindes, was ſich in den mancherlei Formen und Farben als daſſelbe, und das noch im Alter der Reife bewährt. Wir finden es zuerſt in der Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit des Kindes; dieſe ſind die erſten Tugendblüthen. Denn ſo wie das Kind aufmerkſam hinſieht, ſo ſteht ſeine Kraft im Empfangen und Herauswirken gleich, es fixirt den Gegenſtand und nimmt ihn in ſich auf; es iſt alſo im Gleichgewichte der Freithätigkeit, und zugleich in liebevoller Stimmung, indem es ſich mit dem Gegenſtande befreundet; über das ſtrebt darin der Bildungstrieb zum Unendlichen hin. Noch mehr zeigt ſich das ſchon in dem früheſten Hinhören und Aufhorchen. Das Liebevolle im Aufmerken, alſo das Kennzeichen der Tugend, beweiſet ſich aber erſt durch das Wohlwollen gegen das Weſen, auf welches es ſeine Aufmerkſamkeit wendet, und dieſe Erſcheinung iſt die Freundlichkeit. Dieſe beiden Tugenden ſind alſo zuſammen gehörig, gewährleiſten einander, und ſo ſind ſie das Ziel der früheſten Bildung.

Aus dieſer Doppelknoſpe entfaltet ſich zur einen Seite die Frömmigkeit (pietas), zur andern Seite der Fleiß (reiner Thätigkeitstrieb), zwiſchen beiden der Frohſinn. Dieſe Dreitugend — denn auch ſie müſſen vereinigt ſeyn, wenn jede einzelne die ächte ſeyn ſoll — iſt der kindliche Glaube, zu deſſen Geſtaltung und Blüthe die zweite Kindheit beſtimmt iſt, und aus welchem denn

---

verweiſen; von der chriſtlichen Lehre iſt es ohnehin allgemein bekannt; der Chriſt hat in ſeiner πίστις den Quell und die Fülle aller Blüthen und Früchte, die Gott gefallen und zum ewigen Leben gereichen. — Unſer Wort Tugend ſchließt einen Reichthum in ſich; die alte Wurzel iſt diehen, gedeihen, wachſen; daher weiter Thun, Taugen, und altdeutſch Thegan, der vorzügliche Mann, als Kämpfer und als Diener, Theganheiti, Dugide etc. ſeine Kraft, überhaupt auch die gute Geſinnung; Glaube, Liebe, Hoffnung heißen die Dritugede, und Dohti hießen die Guten, Theg, Dohta, Kraft, Geſchicklichkeit, Herrlichkeit.

nun die Menge der einzelnen Tugenden erblühet in den Gefühlen, Neigungen und Thätigkeiten.

Dem wohl gedeihenden Kinde iſt die Neigung zur Freude natürlich, wird ſie nun von der Liebe geweiht, ſo wird ſie als frohe Stimmung herrſchend. Eben ſo iſt ihm der Thätigkeitstrieb natürlich; iſt es nun in demſelben aufmerkſam, liebt es ſeinen Gegenſtand und hat es ſein Vergnügen in der Beſchäftigung, ſo gewöhnt es ſich mit jedem Tage mehr zum Fleiße. Indem ſo das Kind immer etwas thun und ſelbſt etwas werden will, ſo ſchaut es zu dem Höheren hinauf, horcht gern auf das gebietende Wort, und giebt ſich mit Freuden der Perſon hin, von welcher es ſich abhängig fühlt. So entfalten ſich ſchon in den erſten Lebensjahren jene drei Tugenden in ihrem untrennbaren Bunde, der Frohſinn am meiſten durch die Natur, die Frömmigkeit am meiſten durch die Freiheit, der Fleiß durch beides gleichmäßig, da er in dem zu einem Zwecke feſtgehaltnen Thätigkeitstriebe beſteht.

Sie ſind Tugenden, und mit jenen beiden früheſten identiſch, nur in beſtimmterer Form. Es einigt ſich in denſelben das Thun und Empfangen in gleicher Stärke *), welche ſich als Vernunftkraft erweiſet, und zwar im geiſtigen Streben der Liebe. Das gute Gemüth des Kindes verhält ſich da gegen die Eindrücke, die zur Thätigkeit erregen, ſo daß es ſich gern dazu erregen läßt, und alſo mit froher Empfindung und feſtgehaltenem Zwecke, und ſo wird es fleißig; was in der Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit vorkam, hat ſich hier beſtimm-

*) Man wird hier an manches im Alterthume und in der Lebensphiloſophie erinnert, z. B. an Indiſche Lehren, welche die einſeitige Vertiefung als etwas fühlen, das doch nicht das Rechte iſt, und in der Ruhe auch das Thätigſeyn verlangen; und die beides verbindende Vorſchrift des Confucius. S. Geſch. d. Erz. S. 52 fg. 66, ſo auch die Salomoniſche im Pred. z. B. 3, 22.

ter geſtaltet, als Liebe zu einer Thätigkeit, wozu das Kind ſich erregen läßt und ſelbſt erregt. Gegen die Eindrücke, welche Gefühle bewirken, verhält ſich ſein Gemüth ſo, daß es ſie leicht aufnimmt, aber ſeine feſte Stimmung dabei behauptet, und da ſchon die eines geſunden und guten Menſchen keine andere ſeyn kann, als ein Gefühl der Zufriedenheit und des Wohlſeyns, d. h. ein Wohlgefühl, bei dem Kinde aber noch durch Lebensluſt verſtärkt wird, ſo muß ſein gutes Gemüth fröhlich ſeyn; die Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit kommt nun auch in dieſer Geſtalt als freundliche Unterhaltung mit den Gegenſtänden und Beſchäftigungen vor. Die Thätigkeit wird alſo fröhlich, und die Fröhlichkeit iſt mit geordneter Thätigkeit verbunden; ſo iſt beides in dem Innerſten Eins. Aber in beidem ſoll ſich das Höhere der Menſchheit zeigen, und dieſes iſt nichts anderes als die Liebe, die zum Höchſten hinführt. Das Kind neigt ſich alſo liebevoll zu demjenigen hin, welcher ihm den Eindruck des Höheren macht, und das iſt der Natur nach Mutter und Vater; zugleich aber behauptet das gute kindliche Gemüth ſeine Selbſtbeſtimmung in freier und froher Thätigkeit. Hierdurch wird es fromm, das Kind liebt und verehrt ſeine Eltern, indem es ihnen folgſam iſt; und eben dieſe Kindlichkeit iſt es, das ſpäter in Liebe und Verehrung Gottes übergeht. Das gute Kind läßt ſich alſo gern ſeine Thätigkeit vorzeichnen, und dadurch wird es erſt im vollen Sinne des Wortes fleißig, es ſtrebt in ſeinem muntern Thun und Treiben, darnach ſich führen und bilden zu laſſen, und hierdurch betritt es die Bahn ſeiner Beſtimmung. Schon in dem Thiere gefällt uns das thätige und muntere Weſen, aber in dem Kinde ſind dieſe Erſcheinungen humaniſirt, und darum gewährt der Anblick eines ſolchen ſo allgemeines Vergnügen. Aeußert ſich nun vollends dabei ſein folgſamer Sinn, ſo gefällt es uns um ſo beſſer, und wir nennen es ein gutartiges, ein liebes, ein vortreffliches Kind.

Denn in ihm erſcheint das geiſtige Streben zur Gottähnlichkeit.

Froher, fleißiger und frommer Sinn in innerſter Einung iſt alſo die gute Geſinnung, welche ſchon das dreijährige Kind gewinnen ſoll, nicht eins allein, ſondern dieſes Dreifache zuſammen iſt die erſte Tugend, durch welche das Gute in dem Gemüthe begründet worden; es iſt die edle und holde Kindlichkeit. Laſſe man eine dieſer Tugenden fehlen, ſo vermißt man bei ſchärferem Blicke auch die andern. Das widerſpenſtige Kind iſt auch das unfröhliche, und geſetzt es wäre arbeitſam, ſo iſt ſein Fleiß gewiß nicht edler Art. So iſt er es auch nicht bei dem trübſinnigen Kinde, deſſen Folgſamkeit denn eben auch nicht die freudige ſeyn wird. Zeigte es ſich fromm, aber verdroſſen, ſo iſt ſein hingebendes Weſen nur Schwäche und Weichlichkeit. Treibt es ſich munter herum, ohne zu gehorchen oder etwas ernſtlich zu thun, ſo geht ihm ſeine Luſtigkeit nicht einmal von Herzen *), und man hat übrigens wenig Gutes von ihm zu erwarten. Der ausgelaſſene Knabe wird, wenn er auch etwas lernt, vielleicht ein finſtrer Jüngling, das weiche Mädchen vielleicht ein mürriſches Weib.

Daher verlangt die wahre Bildung, daß ſchon in den drei erſten Lebensjahren jene Tugenden vereint entwickelt werden. Das geſchieht denn durch Gewöhnung. Wir wollen ſie alſo für jene einzelnen Tugenden ſo bemerken, wie ſie für die Geſammtentwickelung des guten Gemüthes dienen.

1) Die Aufmerkſamkeit des Kindes wird durch die naturgemäße Beſchäftigung mit ihm am beſten erweckt. Da die Mutter zur erſten Pflegerin deſſelben beſtimmt iſt, und da ihr Naturtrieb, wenn er nicht durch

*) So ſoll es in Frankreich hier und da Sitte ſeyn, die Kinder eine Schauſpielerei zu lehren, daß ſie luſtig erſcheinen; das wäre im ärgſten Sinne une bonne mine pour un mauvais jeu!

schlechte Sitte irre gemacht worden, sie dazu antreibt, so wird sie schon bei dem Herumtragen, bei dem Waschen, bei dem Säugen des Kindes, so wird sie überall wissen, seine Aufmerksamkeit auf eine freundliche Art zu unterhalten; und sie bedarf hierzu nur weniger Winke.

Vorerst will das Kind sehen. Man halte es also dem Gegenstande gegenüber, wohin es gern sieht, und lasse ihm völlige Freiheit. Es ist daher nicht gut, wenn man es mit Gewalt, oder, wie es oft geschieht, mit Tänzeln davon wegreißt; der Eindruck bleibt dann unvollendet, die Kraft wird in ihrem Bilden aufgehalten, und die Festigkeit des Blicks, selbst der Augenmuskeln, könnte darunter leiden. Lässest du aber dein Kind unverwandt nach dem hellen Puncte hinsehen, so lange es ihm gefällt, so wird es mit diesem Puncte fertig, geht dann vergnügt zu einem andern über, findet dann freithätiger den Unterschied, vorerst der Hellung, dann der Farben und des Umrisses, weiter der festen und der sich bewegenden Gestalten. In diesen freithätigen Uebungen werden ihm die Anstrengungen seiner Sehkraft leichter, es freut sich darin, und seine Neigung zu sehen wächst mit jedem Tage. Eben dadurch wird aber auch seine Denkkraft zur frohen Thätigkeit erweckt.

Wenn das Kind einige Wochen alt ist, und seine Augen gesund sind, so gebe man ihm an dem Orte seines Aufenthalts verschiedene Grade der Hellung, wie auch schon die Tageszeiten und die Lampenerleuchtung im Zimmer mit sich bringen. Aber man trage es auch des Lichts halber alsdann in das Freie, nur nicht gerade vor blendende Gegenstände. Im Grünen ist es am besten. Ist es einige Monate alt, so lasse man es auch manchmal im Dunkeln wachend liegen, damit es sich nicht an das hellere Licht verwöhne. Diese Uebung scheint besonders die Einbildungskraft frühzeitig anzuregen, gleichsam zu versuchen; außer dem Vortheile, daß sie das Auge empfänglicher für schwächere Lichtstralen macht.

Von der Zeit an unterhalte man das Kind unter mancherlei Umgebungen, worin ſich fließende Linien und ſchöne Umriſſe befinden, wo Farbenwechſel iſt, nur keine allzugrellen Farben, und wo ſich manches vor ſeinen Augen bewegt. Die freie Natur mit ihren Blumen, Blättern, Zweigen und lebendigen Geſchöpfen iſt auch dafür der beſte Entwickelungsort.

Auf ähnliche Weiſe übe man das Kind im beſtimmten Hören, und überhaupt in der Sinnenthätigkeit, ſo gelangt es zur rechten Zeit zur natürlichſten Anregung des Verſtandes; ſeine Kraft wird in dieſer Richtung frühzeitig zur leiſen Erregbarkeit und zur Verarbeitung ſtärkerer Reize geübt; und ſo wird es zur Aufmerkſamkeit richtig gewöhnt.

2) Die Freundlichkeit des Kindes iſt die Erſcheinung der Liebe in der Aufmerkſamkeit, insbeſondere gegen Perſonen; ſie erhält ebenfalls durch die Mutter, aber auch durch den Vater, und überhaupt durch die Menſchen umher, die natürlichſte Auffoderung. Man ſollte ſich durchaus einem Kinde mit keiner andern als freundlichen, oder wenigſtens heiteren Miene nähern. Dieſes iſt von unglaublichem Einfluſſe.

Das erſte Lächeln des Kindes wird meiſt ſympathiſch erregt. Mutter und Vater brauchen indeſſen nicht einmal gerade zu lächeln, die Freude darf nur aus ihren Augen glänzen, ſo empfindet das ſchon ihr Kind, und das Gleichartige erwacht in dieſem Augenblicke in ſeinem Gemüthe. Schon in dieſer Hinſicht müſſen wir es für ein großes Unglück eines armen Kleinen erkennen, wenn es keine Eltern, oder elterlich liebende Menſchen um ſich hat. Es müßte einen außerordentlichen Keim der Liebe in ſich tragen, wenn Freundlichkeit in ihm hervorkommen ſollte.

So lange nur das Kind lächeln will, und wenn es auch wirklich lacht, unterbreche man es ja nicht. Das hieße die Blüthe des ſchönſten Augenblicks zerreißen,

und dafür würde ſich die Natur rächen. Die Menſchen können ihm nicht oft genug freundlich erſcheinen.

Man beobachte auch, ob es nicht bei irgend einem andern Anblicke oder einer Bewegung ſeines Körpers dieſe liebliche Geſichtsmiene zeige, und ſuche es auch hierdurch dazu aufzufodern. Lächelt das Kind ſo für ſich hin, ſo iſt das oft noch mehr werth, als wenn es durch eines Menſchen Anblick erregt worden, weil es eine innere Beſchäftigung mit voller, frei ausſtrömender Liebe anzeigt.

Eben ſo auch das Lallen des Kindes, welches nach dem Lächeln das Hauptzeichen einer freundlichen Seele iſt.

Auf dieſem Wege wird alſo die Liebe in dem Kinde erweckt, und mit derſelben die Geiſtesthätigkeit als Tugendkraft geübt; das Kind wird zu der guten Selbſtbeſtimmung vorerſt gewöhnt, welche nun allmählig freier wird, während der Unterricht hauptſächlich dazu wirken muß. Das iſt denn die Aufgabe für die folgende Periode.

Aber ſchon in dieſer erſten tritt die Verſchiedenheit der Erziehungsſyſteme ein. Denn manches will kein frommes oder folgſames, manches kein frohſinniges, manches kein früh ſchon ſich geiſtig oder überhaupt ernſtlich anſtrengendes Kind; hiernach wird alſo auch von keinem derſelben diejenige Bildung erwählt werden, die wir als die reine für dieſe erſte Jugendperiode anerkennen. Wir werden aber weiter unten bemerken, wie jene einſeitigen Anſichten, Verirrungen, und alſo Unarten des Kindes zur Folge haben.

4. Die Gesinnung, wie sie sich in der zweiten Jugendperiode bildet.

Die Gemüthsart wird zur Gesinnung, indem das Kind sich in seinem Fühlen, Begehren und Denken frei und selbstständig bestimmt. Wenn sie gut ist, so legt man ihm ein gutes Herz bei *), im entgegengesetzten Extreme ein böses, welches aber nur erst in den einzelnen Gesinnungen, die als Unarten zu bezeichnen sind, gemildert erscheint. Die gute Gesinnung ist die tugendhafte, und keine andere, als die in der ersten Periode zu jenen drei Tugenden entwickelte, nunmehr aber sich befestigende und erstarkende Gemüthskraft.

Der kindliche Glaube ist die Knospe, aus welcher sich eine Tugend nach und mit der andern, Blüthe aus Blüthe, entfaltet, jede unvermerklich, so daß in der frischen Fülle derselben die schöne Gestalt der reinen Seele dasteht **). Die Einheit der Tugend erscheint nun als eine Vielheit von Tugenden, so wie sich die Verhältnisse nach außen und innen vervielfältigen, diese aber lassen sich auf gewisse Hauptzweige zurückführen. Jene gute Grundgesinnung bezieht sich nämlich theils als Frömmigkeit (Pietät) auf die höheren Wesen, und auf das Uebersinnliche in denselben, mit dem Gefühle der Abhängigkeit, theils als Selbstmacht mit dem ernsten Streben nach Bildung, theils als liebende Wirksamkeit; und so gestalten sich die drei Hauptzweige aller Tugenden.

Aus dem ersten erwachsen die der Frömmigkeit. Das Kind giebt nicht der Furchtsamkeit nach, sondern muthvoll hält es sich an seine Eltern, von denen es

*) So bei den Römern puer bonae indolis; im Gegentheil malignus, mala mens; bei Platon, je nachdem er zu seinem Thone einen Zusatz von edlem oder von schlechtem Metalle hat; s. Gesch. d. Erz. S. 398.

**) „Heilig bewahre den Kinderglauben, ohne welchen es gar keine Erziehung gäbe.“ Levana.

sein Bestehen fortwährend mit liebevoller und freudiger Ergebung erwartet. Hiermit unterwirft es sich auch gern ihrer Leitung. Es denkt gern dessen, was es hat, so daß es dieses von ihnen empfangen habe, und hat ein Herzensgedächtniß für ihre Wohlthaten. Indem es hierin seine Abhängigkeit von ihnen fühlt und erkennt, erblickt es in sich selbst mit Unlust, daß es ihren Erwartungen nicht entsprochen, nicht genug seine Liebe bewiesen hat. So leben in der Seele des Kindes die vier Tugenden, Vertrauen, Gehorsam, Dankbarkeit, Demuth, als zusammengehörig, und gegenseitig sich erzeugend und verstärkend. Das vertrauende Kind ist in seinem Thun ein gehorchendes, das dankbare in der auf sein Inneres gerichteten Thätigkeit ein demüthiges; und die Gesinnung, welche auf die folgende Zeit bezogen Vertrauen heißt, ist auf die vergangene bezogen Dankbarkeit, das eine und dasselbe liebevolle Bewußtseyn der Abhängigkeit; auf ähnliche Weise ist der Gehorsam die Beziehung der Folgsamkeit vorwärts, die Demuth rückwärts, im Ganzen dieselbe Liebe gegen die Eltern. Es versteht sich von selbst auch gegen die, welche der Eltern Stelle vertreten, und bei weiterer Entwickelung gegen Gott. Die Liebe nun zu dem höheren Wesen wird in diesem Einzelnen und aus der allgemeinen in eine besondere sich ausbildend die Tugend, welche wir Ehrfurcht nennen, die dann so rein gestaltet und jene vier Tugenden vereinigend, in die wahre Anbetung Gottes (Religion) übergeht. Das nun sind die Tugenden der Frömmigkeit.

Der andere Zweig bringt die der Trefflichkeit (Kalokagathie) hervor. Sie ist die liebevolle, frohgesinnte Selbstbestimmung an sich, also theils sich von dem Niederen losreißend, theils diesem gebietend, Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung; welches beides in seiner Einheit sich beweiset sowohl gegen Unlust als gegen Lust, gegen jene nämlich widerstehend der kom-

4. Die Gesinnung, wie sie sich in der zweiten Jugendperiode bildet.

Die Gemüthsart wird zur Gesinnung, indem das Kind sich in seinem Fühlen, Begehren und Denken frei und selbstständig bestimmt. Wenn sie gut ist, so legt man ihm ein gutes Herz bei *), im entgegengesetzten Extreme ein böses, welches aber nur erst in den einzelnen Gesinnungen, die als Unarten zu bezeichnen sind, gemildert erscheint. Die gute Gesinnung ist die tugendhafte, und keine andere, als die in der ersten Periode zu jenen drei Tugenden entwickelte, nunmehr aber sich befestigende und erstarkende Gemüthskraft.

Der kindliche Glaube ist die Knospe, aus welcher sich eine Tugend nach und mit der andern, Blüthe aus Blüthe, entfaltet, jede unvermerklich, so daß in der frischen Fülle derselben die schöne Gestalt der reinen Seele dasteht **). Die Einheit der Tugend erscheint nun als eine Vielheit von Tugenden, so wie sich die Verhältnisse nach außen und innen vervielfältigen, diese aber lassen sich auf gewisse Hauptzweige zurückführen. Jene gute Grundgesinnung bezieht sich nämlich theils als Frömmigkeit (Pietät) auf die höheren Wesen, und auf das Uebersinnliche in denselben, mit dem Gefühle der Abhängigkeit, theils als Selbstmacht mit dem ernsten Streben nach Bildung, theils als liebende Wirksamkeit; und so gestalten sich die drei Hauptzweige aller Tugenden.

Aus dem ersten erwachsen die der Frömmigkeit. Das Kind giebt nicht der Furchtsamkeit nach, sondern muthvoll hält es sich an seine Eltern, von denen es

---

*) So bei den Römern puer bonae indolis; im Ge[illegible] malignus, mala mens; bei Platon, je nachdem er zu sein[illegible] einen Zusatz von edlem oder von [illegible]tem Metalle he[illegible] d. Erz. S. 398.

**) „Heilig bewahre der [illegible]ben, [illegible] keine Erziehung gäbe.“

sein Bestehen fortwährend mit liebevoller und freudiger Ergebung erwartet. Hiermit unterwirft es sich auch gern ihrer Leitung. Es denkt gern dessen, was es hat, so daß es dieses von ihnen empfangen habe, und hat ein Herzensgedächtniß für ihre Wohlthaten. Indem es hierin seine Abhängigkeit von ihnen fühlt und erkennt, erblickt es in sich selbst mit Unlust, daß es ihren Erwartungen nicht entsprochen, nicht genug seine Liebe bewiesen hat. So leben in der Seele des Kindes die vier Tugenden, Vertrauen, Gehorsam, Dankbarkeit, Demuth, als zusammengehörig, und gegenseitig sich erzeugend und verstärkend. Das vertrauende Kind ist in seinem Thun ein gehorchendes, das dankbare in der auf sein Inneres gerichteten Thätigkeit ein demüthiges; und die Gesinnung, welche auf die folgende Zeit bezogen Vertrauen heißt, ist auf die vergangene bezogen Dankbarkeit, das eine und dasselbe liebevolle Bewußtseyn der Abhängigkeit; auf ähnliche Weise ist der Gehorsam die Beziehung der Folgsamkeit vorwärts, die Demuth rückwärts, im Ganzen dieselbe Liebe gegen die Eltern. Es versteht sich von selbst auch gegen die, welche der Eltern Stelle vertreten, und bei weiterer Entwickelung gegen Gott. Die Liebe nun zu dem höheren Wesen wird in diesem Einzelnen und aus der allgemeinen in eine besondere sich ausbildend die Tugend, welche wir Ehrfurcht nennen, die dann so rein gestaltet und jene vier Tugenden vereinigend, in die wahre Anbetung Gottes (Religion) übergeht. Das nun sind die Tugenden der Frömmigkeit.

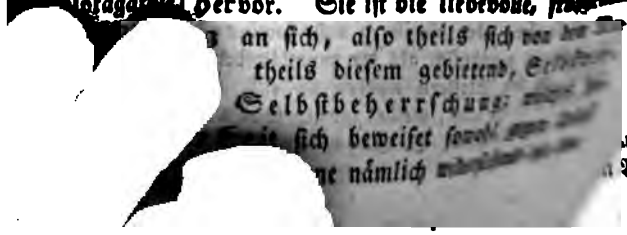
Der andere Zweig bringt die der Trefflichkeit [illegible]lokagathie) hervor. Sie ist die liebevolle, [illegible]

[illegible] an sich, also theils sich [illegible]

theils diesem gebietend, [illegible]

Selbstbeherrschung: [illegible] ...es.

[illegible] sich beweiset [illegible] ...und wo



[illegible] nämlich [illegible] Aethio-

menden als Tapferkeit, der vorhandenen als Geduld (Ertragſamkeit), gegen die Luſt ebenfalls ſich im geiſtigen Leben feſthaltend, und zwar gegen die kommende als Enthaltſamkeit, gegen die gegenwärtige als Mäßigkeit *). Auch dieſe Tugenden verdienen nur dann den Namen, wenn ſie zuſammen ſind, d. h. wenn das Gemüth dahin gebildet iſt, daß jede derſelben, wo ſie gefordert wird, augenblicklich hervorbricht, und wenn die Liebe ſie hervortreibt. Sie ſind alſo auch in nothwendiger Verbindung mit der Frömmigkeit, und ſo ſchließen ſie den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne in ſich, und geben dem Bildungstriebe ſeine beſte Richtung und ſeinen kräftigſten Schwung.

Verſchwiſtert mit beiden Zweigen erwächſt die Tugend der Menſchenfreundlichkeit (Humanität) als die in geordneter Anwendung der Kräfte der Menſchenwelt zugewendete Liebe. Vorerſt äußert ſie ſich im Gefühle als ſympathiſche Neigung, theils in der Mitfreude und in dem Mitleide, theils in der Geſelligkeit, woraus ſich denn weitere Tugenden entwickeln. Je froher der Sinn des Kindes iſt, um deſto leichter und friſcher werden dieſe Gemüthsblüthen hervorbrechen, und je frömmer dabei, um deſto voller und reiner.

Vermag es nun die Bildung dahin zu bringen, daß dieſe Tugenden ſämmtlich in dem Gemüthe erzeugt ſeyen und jede nur auf den Sonnenblick warte, wo ſie aufblühe, ſo hat ſie die gute Geſinnung bewirkt und ſich als reine Bildung bewährt. Die Zeit dieſer Entwickelung iſt die zweite Jugendperiode, d. i. von dem zurückgelegten

*) Dieſe vier, oder die ihnen nahe kommenden Tugenden wurden ſeit Platon gewöhnlich als die hauptſächlichen (cardinales) aufgezählt; von den Stoikern wurden ſie auf das ἀνέχου, ἀπέχου (sustine, abstine; leide, meide) zurückgeführt; aber auch die übrigen ſind nicht überſehen. S. Geſch. d. Erz. an mehreren Orten z. B. S. 396.

3ten Lebensjahre bis zur Beendigung des 14ten. Es verſteht ſich, daß dieſe unter dem erziehenden Einfluſſe erfolgende Entwickelung nach dem Geſetze der Stetigkeit geſchieht. Das erinnert nochmals an die Wichtigkeit der erſten Periode. Hat nun in dieſer das Kind ſein gutes Gemüth gewonnen, ſo fragt ſich, was weiter zu thun iſt, um es zur guten Geſinnung zu führen? Es liegt aber zugleich vor, daß hierbei der Bildner nicht mehr ſo beſtimmend durch bloße Gewöhnung einwirken kann, ſondern mehr die freier gewordene Selbſtbeſtimmung des Knaben oder Mädchens erregen muß. Wie nun geſchieht das auf geſchickte Weiſe?

Im Allgemeinen iſt es nöthig, daß die früheſten Tugenden von der Aufmerkſamkeit an fortwährend geübt werden. Daher iſt der Unterricht und die gute Lebensordnung unentbehrlich zu dieſer Bildung. Dann aber auch iſt insbeſondere jede ihrer weiteren Verzweigungen hervorzurufen und in ihrem Wachsthume zu begünſtigen. Auch in dieſen iſt die Tugend eine Sache der Gewohnheit, der Uebung, des Lernens, und zugleich der freiwerdenden höheren Kraft *).

Das Kind wird alſo zu einem frommen gebildet, wenn die Eltern ihre Liebe gegen daſſelbe mit einer Würde beweiſen, welche es zu dem Höheren der Menſchheit aufſchauen und das Göttliche ahnden läßt. Kommt hierzu ein frommes Familienleben und ein ächter, d. i. belebender Religionsunterricht, ſo kann bei dem gutartigen Kinde die reine Geſtaltung der Frömmigkeit nicht fehlen. Das gilt von ganzen Nationen, und ſo wäre das Ideal eines chriſtlichen Volkes aus lauter ächtfrommen Familien beſtehend zu zeichnen **). Vater und Mutter, oder wer

*) Vgl. Platons Lehren; Geſch. d. Erz. S. 395 fgg. insbeſ. ſein Geſpräch Menon.

**) Wer will unter den Unreinen einen Reinen finden? und wo gar eine fromme Nation? auch nur wie ſie Homerus in den Archio-

menden als **Tapferkeit**, der vorh[illegible]sache sich seines **duld** (Ertragsamkeit), gegen die [illegible] Gehorchen, nähre geistigen Leben festhaltend, und [illegible] zur Erkenntniß seiner als **Enthaltsamkeit**, ge[illegible]schuld nur in sich finde. **ßigkeit** *). Auch diese [illegible]nählig auch in den über den Namen, wenn sie [illegible]lichkeiten sieht, so versäume Gemüth dahin gebilde[illegible] des Kindes schon im Anfange fordert wird, auger[illegible]himmlischen Vater zu erheben, Liebe sie hervortre[illegible] und alle Menschen angehören. diger Verbindun[illegible], so ist unendlich viel verloren, sie den Sinn [illegible] der Frömmigkeit können gegen die und geben d[illegible] besten, sich nicht befriedigen und ge- seinen kräf[illegible] müßten also verkümmern, gleichsam Ve[illegible] verschmachten.

gend d[illegible] ist der Knabe und das Mädchen, schon da- die i[illegible] Tugenden gedeihen, zur inneren Trefflichkeit zu wel[illegible] Man übe den Muth durch Uebung der Kraft, für[illegible] ebenfalls mit dem Unterrichte, insbesondere dem f[illegible]schen, und mit der ganzen Lebensweise zusammen- l[illegible], wie die Geschichte vieler Völker lehrt, und in [illegible] Familie erfahren werden kann. Man übe den Geist [illegible] lasse den jungen Menschen seine in demselben erwach- [illegible] Selbstmacht fühlen; nur, wie sich versteht, nicht [illegible]seitig, sondern in Verbindung mit den übrigen Tu- [illegible], denn nur so verhütet man Dreistigkeit, Keckheit,

---

[illegible]ern poetisirt, und Herodotus in den Makroblern vermeint? Doch ist im Alterthume die Frömmigkeit selbst heidnischer Völker nicht zu übersehen, um das Heilsame darin zu bemerken. Desto mehr gewinnt die patriarchalische und Israelitische (Gesch. d. Erz. S. 165 fgg.), und desto heller steht uns das Bild der christlichen vor (vgl. Gesch. d. Erz. II. S. 72 fgg.), welche das Beste der Pythagoräischen, Mosaischen und jeder andern achtungswerthen in sich nicht etwa aufnimmt, sondern verklärt. Nur sie kann auch ein Beispiel eines rein frommen Kindes aufstellen. Noch zu wenig haben unsere Poeten oder Historiker oder Religionslehrer das Aufleben Jesu (Luk. 2, 41 fgg.) verstanden, darum giebt es noch keine richtig entwickelte Darstellung von seinem Leben.

muth u. ſ. w., und gewöhnt zur Selbſtſchätzung, leich Beſcheidenheit und Streben nach immer hö- dung. Sind die Kinder durch gute Lebensord- nt, enthaltſam und mäßig zu ſeyn, Beſchwer- zu unternehmen und auszuhalten, ſo darf nur ick immer nach oben gerichtet werden, um ihnen Willen zu beleben und zu ſtärken, daß ſie auch ſtre- en nach dem, was droben iſt, und das Ewige in ſich zu erkennen anfangen, alſo nunmehr ſelbſt in der wah- ren Geiſtesbildung ihr Höchſtes anzuſtreben *).

Leichter ſcheint die eben wohl hiermit zu verbindende Uebung wohlgeordneter Thätigkeit, um die Kinder auch zu nützlichen, dienſtfertigen, menſchenfreundlichen Glie- dern der Geſellſchaft zu bilden. Die Schule und das Haus hilft dazu. Nur muß in beiden Menſchenliebe herrſchen, nie durch etwas, auch nicht durch Geſinnung oder Verfahren der Lehrer, geſtört, ſondern vielmehr durch die ganze Umgebung und Einwirkung eingeflößt werden. Man erwecke alſo bei den heranwachſenden Kna- ben und Mädchen die Zuneigung gegen die Menſchen um- her, ja wir möchten hinzufügen, auch zu den Thieren, wenn nicht hier ſo leicht die Gränze überſchritten würde; aber allerdings werde ſie in einem gewiſſen Grade, we- nigſtens Neckereien verhütend, gegen alles umher ange- wöhnt, auch gegen die Gewächſe, daß das Kind ſeine Freude daran habe, ſie nicht zu zerſtören, ſondern anzu- ſehen, und allem, Lebendem und Lebloſem, ſeine Stelle gönne. Das Mitgefühl werde nicht überſpannt, etwa durch grelle Darſtellungen, aber man verſchone es auch

*) Auch hierin dürfen wir die Bildung alter Völker nicht über- ſehen; wir verweiſen auf die Perſer, Spartaner ꝛc., insbeſondere auf das Höchſte der heidniſchen Erziehung, die σωφροσύνη; Geſch. d. Erz. S. 534. So war ein Epaminondas erzogen, der Staatsmann, Kriegsheld und edle Menſch, der ſich mitten in der Hitze des Gefechts von ſeinem Gegner wegwenden konnte, weil er in demſelben ſeinen Gaſtfreund erkannte.

nicht mit dem, was die natürlichen Verhältnisse erfordern. So würden wir es nicht gut heißen, wenn man Kinder frühzeitig bei dem Schlachten der Thiere zusehen läßt, aber auch nicht, wenn man ihnen später jeden Anblick der Art sorgfältig entziehen wollte, und durchaus ist es zu mißbilligen, wenn man ihnen die Leiden der Geschwister, Eltern ꝛc. ganz verbergen wollte. Denn der Mensch ist bestimmt, an die Leiden und Freuden des Lebens sich so zu gewöhnen, daß er sich geistig hierin erhebe, und zu thätiger Menschenliebe erstarke. Auch das muß, nach dem Gesetze der Stetigkeit, schon in früher Jugend anfangen. In allem diesem fordere man die gewonnenen Kräfte zu hülfreicher und wohlthätiger Anstrengung auf, so daß sich die Dankbarkeit und der Gehorsam erfreuen möge, immer besser sich äußern zu können, und auch die Liebe der Kinder zu ihres Gleichen. So erwachsen, mit den übrigen verschwistert, also in ihrer Wahrheit, die Tugenden der menschenfreundlichen Gesinnung *). Und hierzu vereinigte sich die reinbildende Wirksamkeit, um die Tugendentwickelung in dieser zweiten Periode naturgemäß zu ihrem Ziele zu leiten.

Das gilt nun freilich für die reine Bildung, zu welcher die Menschheit von Gott bestimmt ist. Wer dagegen ein anderes Ziel vor Augen hat, muß auch andere Wege einschlagen, und darf wenigstens nicht für die Bildung seiner vermeinten Sittlichkeit, wenn er anders dieses Wort noch gebraucht, jene drei Zweige der Tugendentwickelung zugleich in seinem Bildlinge cultiviren.

*) Zwar ist gerade dieser Zweig von den Alten weniger cultivirt worden, vielmehr brachten die kriegerischen Uebungen eine gewisse Härte oder gar Gehässigkeit in den Charakter, ganz besonders die grausamen Schauspiele der Römer; doch dürfen wir die Erweckung der liebenden Thätigkeit bis zur Selbstopferung in dem Vaterlandsgefühle der Alten nicht verkennen, auch nicht in den Freundschaftsverbindungen; und so denke man an Pythagoras, Sokrates, Cicero, und viele Andere.

Wer ihm ein mönchiſches Weſen zugedacht hat, muß ihn blos in den Tugenden der Frömmigkeit mit wenigen aus den andern Zweigen üben. Wer ihn zu einem Weltmanne erziehen will, der ſein Glück mache, ſorge vorzugsweiſe für die Uebung in der Trefflichkeit, doch nicht ohne Milderung des einen und andern in demſelben, und Zuziehung dieſer und jener in den beiden andern Zweigen. Wer einen praktiſchen Menſchen bilden will, hat vorzugsweiſe die Thätigkeiten des dritten Zweiges anzugewöhnen. Wer nun vollends das Ich unter dem Namen der Freiheit über alles erheben will, darf durchaus nicht die Tugenden der Frömmigkeit zulaſſen, muß vielmehr ſchon die junge Seele zu jenen der Trefflichkeit gewöhnen, in welchen ſie ihrer Selbſtmacht recht inne werde, und den Aeußerungen der Menſchenliebe nur ſo viel vergönnen, als ohne Gefühl, — denn alle Gefühle ſind von dieſem Liberaliſmus verbannt — und ohne Aufopferung des eignen Ich beſtehen kann. Durchaus darf daher der Zeitgeiſt des Egoiſmus *) kein Gefühl der Abhängigkeit von etwas anderem als dem eignen Selbſt aufkommen laſſen; und ſo iſt es ganz folgerichtig, keine Auctorität auch bei dem Kinde noch gelten zu laſſen, alles nach jenen Meinungen Rouſſeaus ſchon in der früheſten Erziehung anzulegen, und deßhalb ſelbſt das Gehorchen des Kindes in ein Gebieten deſſelben über ſich ſelbſt, in ein freies Handeln nach eignem Gutdünken, zu verkehren. Sehr folgerichtig iſt es daher auch, daß man kein Gefühl des Dankes bei dem Kinde gelten läßt; denn wer unabhängig und blos in ſich ſelbſt gehalten ſeyn ſoll, darf nichts von Dankbarkeit in ſich tragen. Von Demuth kann gar nicht mehr in einer ſolchen Erziehung die Rede ſeyn, ja ſie wird als ganz und gar verwerflich erklärt, weil ſie die Selbſtheit aufgiebt, höchſtens wird nur Beſcheidenheit geſtattet, aber wie ſehr mit Maß und

*) S. Geſch. d. Erz. II. S. 448. 490 fgg.

Von der Zeit an unterhalte man das Kind unter mancherlei Umgebungen, worin sich fließende Linien und schöne Umrisse befinden, wo Farbenwechsel ist, nur keine allzugrellen Farben, und wo sich manches vor seinen Augen bewegt. Die freie Natur mit ihren Blumen, Blättern, Zweigen und lebendigen Geschöpfen ist auch dafür der beste Entwickelungsort.

Auf ähnliche Weise übe man das Kind im bestimmten Hören, und überhaupt in der Sinnenthätigkeit, so gelangt es zur rechten Zeit zur natürlichsten Anregung des Verstandes; seine Kraft wird in dieser Richtung frühzeitig zur leisen Erregbarkeit und zur Verarbeitung stärkerer Reize geübt; und so wird es zur Aufmerksamkeit richtig gewöhnt.

2) Die Freundlichkeit des Kindes ist die Erscheinung der Liebe in der Aufmerksamkeit, insbesondere gegen Personen; sie erhält ebenfalls durch die Mutter, aber auch durch den Vater, und überhaupt durch die Menschen umher, die natürlichste Auffoderung. Man sollte sich durchaus einem Kinde mit keiner andern als freundlichen, oder wenigstens heiteren Miene nähern. Dieses ist von unglaublichem Einflusse.

Das erste Lächeln des Kindes wird meist sympathisch erregt. Mutter und Vater brauchen indessen nicht einmal gerade zu lächeln, die Freude darf nur aus ihren Augen glänzen, so empfindet das schon ihr Kind, und das Gleichartige erwacht in diesem Augenblicke in seinem Gemüthe. Schon in dieser Hinsicht müssen wir es für ein großes Unglück eines armen Kleinen erkennen, wenn es keine Eltern, oder elterlich liebende Menschen um sich hat. Es müßte einen außerordentlichen Keim der Liebe in sich tragen, wenn Freundlichkeit in ihm hervorkommen sollte.

So lange nur das Kind lächeln will, und wenn es auch wirklich lacht, unterbreche man es ja nicht. Das hieße die Blüthe des schönsten Augenblicks zerreißen,

und dafür würde ſich die Natur rächen. Die Menſchen können ihm nicht oft genug freundlich erſcheinen.

Man beobachte auch, ob es nicht bei irgend einem andern Anblicke oder einer Bewegung ſeines Körpers dieſe liebliche Geſichtsmiene zeige, und ſuche es auch hierdurch dazu aufzufodern. Lächelt das Kind ſo für ſich hin, ſo iſt das oft noch mehr werth, als wenn es durch eines Menſchen Anblick erregt worden, weil es eine innere Beſchäftigung mit voller, frei ausſtrömender Liebe anzeigt.

Eben ſo auch das Lallen des Kindes, welches nach dem Lächeln das Hauptzeichen einer freundlichen Seele iſt.

Auf dieſem Wege wird alſo die Liebe in dem Kinde erweckt, und mit derſelben die Geiſtesthätigkeit als Tugendkraft geübt; das Kind wird zu der guten Selbſtbeſtimmung vorerſt gewöhnt, welche nun allmählig freier wird, während der Unterricht hauptſächlich dazu wirken muß. Das iſt denn die Aufgabe für die folgende Periode.

Aber ſchon in dieſer erſten tritt die Verſchiedenheit der Erziehungsſyſteme ein. Denn manches will kein frommes oder folgſames, manches kein frohſinniges, manches kein früh ſchon ſich geiſtig oder überhaupt ernſtlich anſtrengendes Kind; hiernach wird alſo auch von keinem derſelben diejenige Bildung erwählt werden, die wir als die reine für dieſe erſte Jugendperiode anerkennen. Wir werden aber weiter unten bemerken, wie jene einſeitigen Anſichten, Verirrungen, und alſo Unarten des Kindes zur Folge haben.

4. Die Gesinnung, wie sie sich in der zweiten Jugendperiode bildet.

Die Gemüthsart wird zur Gesinnung, indem das Kind sich in seinem Fühlen, Begehren und Denken frei und selbstständig bestimmt. Wenn sie gut ist, so legt man ihm ein gutes Herz bei *), im entgegengesetzten Extreme ein böses, welches aber nur erst in den einzelnen Gesinnungen, die als Unarten zu bezeichnen sind, gemildert erscheint. Die gute Gesinnung ist die tugendhafte, und keine andere, als die in der ersten Periode zu jenen drei Tugenden entwickelte, nunmehr aber sich befestigende und erstarkende Gemüthskraft.

Der kindliche Glaube ist die Knospe, aus welcher sich eine Tugend nach und mit der andern, Blüthe aus Blüthe, entfaltet, jede unvermerklich, so daß in der frischen Fülle derselben die schöne Gestalt der reinen Seele dasteht **). Die Einheit der Tugend erscheint nun als eine Vielheit von Tugenden, so wie sich die Verhältnisse nach außen und innen vervielfältigen, diese aber lassen sich auf gewisse Hauptzweige zurückführen. Jene gute Grundgesinnung bezieht sich nämlich theils als Frömmigkeit (Pietät) auf die höheren Wesen, und auf das Uebersinnliche in denselben, mit dem Gefühle der Abhängigkeit, theils als Selbstmacht mit dem ernsten Streben nach Bildung, theils als liebende Wirksamkeit; und so gestalten sich die drei Hauptzweige aller Tugenden.

Aus dem ersten erwachsen die der Frömmigkeit. Das Kind giebt nicht der Furchtsamkeit nach, sondern muthvoll hält es sich an seine Eltern, von denen es

*) So bei den Römern puer bonae indolis; im Gegentheil malignus, mala mens; bei Platon, je nachdem er zu seinem Thone einen Zusatz von edlem oder von schlechtem Metalle hat; s. Gesch. d. Erz. S. 398.

**) „Heilig bewahre den Kinderglauben, ohne welchen es gar keine Erziehung gäbe.“ Levana.

sein Bestehen fortwährend mit liebevoller und freudiger Ergebung erwartet. Hiermit unterwirft es sich auch gern ihrer Leitung. Es denkt gern dessen, was es hat, so daß es dieses von ihnen empfangen habe, und hat ein Herzensgedächtniß für ihre Wohlthaten. Indem es hierin seine Abhängigkeit von ihnen fühlt und erkennt, erblickt es in sich selbst mit Unlust, daß es ihren Erwartungen nicht entsprochen, nicht genug seine Liebe bewiesen hat. So leben in der Seele des Kindes die vier Tugenden, Vertrauen, Gehorsam, Dankbarkeit, Demuth, als zusammengehörig, und gegenseitig sich erzeugend und verstärkend. Das vertrauende Kind ist in seinem Thun ein gehorchendes, das dankbare in der auf sein Inneres gerichteten Thätigkeit ein demüthiges; und die Gesinnung, welche auf die folgende Zeit bezogen Vertrauen heißt, ist auf die vergangene bezogen Dankbarkeit, das eine und dasselbe liebevolle Bewußtseyn der Abhängigkeit; auf ähnliche Weise ist der Gehorsam die Beziehung der Folgsamkeit vorwärts, die Demuth rückwärts, im Ganzen dieselbe Liebe gegen die Eltern. Es versteht sich von selbst auch gegen die, welche der Eltern Stelle vertreten, und bei weiterer Entwickelung gegen Gott. Die Liebe nun zu dem höheren Wesen wird in diesem Einzelnen und aus der allgemeinen in eine besondere sich ausbildend die Tugend, welche wir Ehrfurcht nennen, die dann so rein gestaltet und jene vier Tugenden vereinigend, in die wahre Anbetung Gottes (Religion) übergeht. Das nun sind die Tugenden der Frömmigkeit.

Der andere Zweig bringt die der Trefflichkeit (Kalokagathie) hervor. Sie ist die liebevolle, frohgesinnte Selbstbestimmung an sich, also theils sich von dem Niederen losreißend, theils diesem gebietend, Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung; welches beides in seiner Einheit sich beweiset sowohl gegen Unlust als gegen Lust, gegen jene nämlich widerstehend der kom-

menden als Tapferkeit, der vorhandenen als Geduld (Ertragſamkeit), gegen die Luſt ebenfalls ſich im geiſtigen Leben feſthaltend, und zwar gegen die kommende als Enthaltſamkeit, gegen die gegenwärtige als Mäßigkeit *). Auch dieſe Tugenden verdienen nur dann den Namen, wenn ſie zuſammen ſind, d. h. wenn das Gemüth dahin gebildet iſt, daß jede derſelben, wo ſie gefordert wird, augenblicklich hervorbricht, und wenn die Liebe ſie hervortreibt. Sie ſind alſo auch in nothwendiger Verbindung mit der Frömmigkeit, und ſo ſchließen ſie den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne in ſich, und geben dem Bildungstriebe ſeine beſte Richtung und ſeinen kräftigſten Schwung.

Verſchwiſtert mit beiden Zweigen erwächſt die Tugend der Menſchenfreundlichkeit (Humanität) als die in geordneter Anwendung der Kräfte der Menſchenwelt zugewendete Liebe. Vorerſt äußert ſie ſich im Gefühle als ſympathiſche Neigung, theils in der Mitfreude und in dem Mitleide, theils in der Geſelligkeit, woraus ſich denn weitere Tugenden entwickeln. Je froher der Sinn des Kindes iſt, um deſto leichter und friſcher werden dieſe Gemüthsblüthen hervorbrechen, und je frömmer dabei, um deſto voller und reiner.

Vermag es nun die Bildung dahin zu bringen, daß dieſe Tugenden ſämmtlich in dem Gemüthe erzeugt ſeyen und jede nur auf den Sonnenblick warte, wo ſie aufblühe, ſo hat ſie die gute Geſinnung bewirkt und ſich als reine Bildung bewährt. Die Zeit dieſer Entwickelung iſt die zweite Jugendperiode, d. i. von dem zurückgelegten

*) Dieſe vier, oder die ihnen nahe kommenden Tugenden wurden ſeit Platon gewöhnlich als die hauptſächlichen (cardinales) aufgezählt; von den Stoikern wurden ſie auf das ἀνέχου, ἀπέχου (sustine, abstine; leide, meide) zurückgeführt; aber auch die übrigen ſind nicht überſehen. S. Geſch. d. Erz. an mehreren Orten z. B. S. 396.

3ten Lebensjahre bis zur Beendigung des 14ten. Es versteht sich, daß diese unter dem erziehenden Einflusse erfolgende Entwickelung nach dem Gesetze der Stetigkeit geschieht. Das erinnert nochmals an die Wichtigkeit der ersten Periode. Hat nun in dieser das Kind sein gutes Gemüth gewonnen, so fragt sich, was weiter zu thun ist, um es zur guten Gesinnung zu führen? Es liegt aber zugleich vor, daß hierbei der Bildner nicht mehr so bestimmend durch bloße Gewöhnung einwirken kann, sondern mehr die freier gewordene Selbstbestimmung des Knaben oder Mädchens erregen muß. Wie nun geschieht das auf geschickte Weise?

Im Allgemeinen ist es nöthig, daß die frühesten Tugenden von der Aufmerksamkeit an fortwährend geübt werden. Daher ist der Unterricht und die gute Lebensordnung unentbehrlich zu dieser Bildung. Dann aber auch ist insbesondere jede ihrer weiteren Verzweigungen hervorzurufen und in ihrem Wachsthume zu begünstigen. Auch in diesen ist die Tugend eine Sache der Gewohnheit, der Uebung, des Lernens, und zugleich der freiwerdenden höheren Kraft *).

Das Kind wird also zu einem frommen gebildet, wenn die Eltern ihre Liebe gegen dasselbe mit einer Würde beweisen, welche es zu dem Höheren der Menschheit aufschauen und das Göttliche ahnden läßt. Kommt hierzu ein frommes Familienleben und ein ächter, d. i. belebender Religionsunterricht, so kann bei dem gutartigen Kinde die reine Gestaltung der Frömmigkeit nicht fehlen. Das gilt von ganzen Nationen, und so wäre das Ideal eines christlichen Volkes aus lauter ächtfrommen Familien bestehend zu zeichnen **). Vater und Mutter, oder wer

*) Vgl. Platons Lehren; Gesch. d. Erz. S. 395 fgg. insbes. sein Gespräch Menon.

**) Wer will unter den Unreinen einen Reinen finden? und wo gar eine fromme Nation? auch nur wie sie Homerus in den Aethio-

in ihrer Weise über dem Kinde steht, mache sich seines Vertrauens würdig, übe es in dem Gehorchen, nähre überall sein Dankgefühl, lasse es zur Erkenntniß seiner Fehler so kommen, daß es die Schuld nur in sich finde. Weil aber seine Vernunft allmählig auch in den über ihm stehenden Personen Menschlichkeiten sieht, so versäume man ja nicht, das Herz des Kindes schon im Anfange dieser Periode zu dem himmlischen Vater zu erheben, dem auch seine Eltern und alle Menschen angehören. Wird dieses versäumt, so ist unendlich viel verloren, denn jene Tugenden der Frömmigkeit können gegen die Menschen, auch die besten, sich nicht befriedigen und genug nähren, und müßten also verkümmern, gleichsam schon im Aufblühen verschmachten.

Zugleich ist der Knabe und das Mädchen, schon damit jene Tugenden gedeihen, zur inneren Trefflichkeit zu bilden. Man übe den Muth durch Uebung der Kraft, welches ebenfalls mit dem Unterrichte, insbesondere dem gymnastischen, und mit der ganzen Lebensweise zusammenhängt, wie die Geschichte vieler Völker lehrt, und in jeder Familie erfahren werden kann. Man übe den Geist und lasse den jungen Menschen seine in demselben erwachsende Selbstmacht fühlen; nur, wie sich versteht, nicht einseitig, sondern in Verbindung mit den übrigen Tugenden, denn nur so verhütet man Dreistigkeit, Keckheit,

---

piern poetisirt, und Herodotus in den Makroblern vermeint? Doch ist im Alterthume die Frömmigkeit selbst heidnischer Völker nicht zu übersehen, um das Heilsame darin zu bemerken. Desto mehr gewinnt die patriarchalische und Israelitische (Gesch. d. Erz. S. 165 fgg.), und desto heller steht uns das Bild der christlichen vor (vgl. Gesch. d. Erz. II. S. 72 fgg.), welche das Beste der Pythagoräischen, Mosaischen und jeder andern achtungswerthen in sich nicht etwa aufnimmt, sondern verklärt. Nur sie kann auch ein Beispiel eines rein frommen Kindes aufstellen. Noch zu wenig haben unsere Poeten oder Historiker oder Religionslehrer das Aufleben Jesu (Luk. 2, 41 fgg.) verstanden, darum giebt es noch keine richtig entwickelte Darstellung von seinem Leben.

Uebermuth u. ſ. w., und gewöhnt zur Selbſtſchätzung, die zugleich Beſcheidenheit und Streben nach immer höherer Bildung. Sind die Kinder durch gute Lebensordnung gewöhnt, enthaltſam und mäßig zu ſeyn, Beſchwerlichkeiten zu unternehmen und auszuhalten, ſo darf nur der Blick immer nach oben gerichtet werden, um ihnen den Willen zu beleben und zu ſtärken, daß ſie auch ſtreben nach dem, was droben iſt, und das Ewige in ſich zu erkennen anfangen, alſo nunmehr ſelbſt in der wahren Geiſtesbildung ihr Höchſtes anzuſtreben *).

Leichter ſcheint die eben wohl hiermit zu verbindende Uebung wohlgeordneter Thätigkeit, um die Kinder auch zu nützlichen, dienſtfertigen, menſchenfreundlichen Gliedern der Geſellſchaft zu bilden. Die Schule und das Haus hilft dazu. Nur muß in beiden Menſchenliebe herrſchen, nie durch etwas, auch nicht durch Geſinnung oder Verfahren der Lehrer, geſtört, ſondern vielmehr durch die ganze Umgebung und Einwirkung eingeflößt werden. Man erwecke alſo bei den heranwachſenden Knaben und Mädchen die Zuneigung gegen die Menſchen umher, ja wir möchten hinzufügen, auch zu den Thieren, wenn nicht hier ſo leicht die Gränze überſchritten würde; aber allerdings werde ſie in einem gewiſſen Grade, wenigſtens Neckereien verhütend, gegen alles umher angewöhnt, auch gegen die Gewächſe, daß das Kind ſeine Freude daran habe, ſie nicht zu zerſtören, ſondern anzuſehen, und allem, Lebendem und Lebloſem, ſeine Stelle gönne. Das Mitgefühl werde nicht überſpannt, etwa durch grelle Darſtellungen, aber man verſchone es auch

*) Auch hierin dürfen wir die Bildung alter Völker nicht überſehen; wir verweiſen auf die Perſer, Spartaner ꝛc., insbeſondere auf das Höchſte der heidniſchen Erziehung, die σωφροσύνη; Geſch. d. Erz. S. 534. So war ein Epaminondas erzogen, der Staatsmann, Kriegsheld und edle Menſch, der ſich mitten in der Hitze des Gefechts von ſeinem Gegner wegwenden konnte, weil er in demſelben ſeinen Gaſtfreund erkannte.

nicht mit dem, was die natürlichen Verhältnisse erfordern. So würden wir es nicht gut heißen, wenn man Kinder frühzeitig bei dem Schlachten der Thiere zusehen läßt, aber auch nicht, wenn man ihnen später jeden Anblick der Art sorgfältig entziehen wollte, und durchaus ist es zu mißbilligen, wenn man ihnen die Leiden der Geschwister, Eltern ꝛc. ganz verbergen wollte. Denn der Mensch ist bestimmt, an die Leiden und Freuden des Lebens sich so zu gewöhnen, daß er sich geistig hierin erhebe, und zu thätiger Menschenliebe erstarke. Auch das muß, nach dem Gesetze der Stetigkeit, schon in früher Jugend anfangen. In allem diesem fordere man die gewonnenen Kräfte zu hülfreicher und wohlthätiger Anstrengung auf, so daß sich die Dankbarkeit und der Gehorsam erfreuen möge, immer besser sich äußern zu können, und auch die Liebe der Kinder zu ihres Gleichen. So erwachsen, mit den übrigen verschwistert, also in ihrer Wahrheit, die Tugenden der menschenfreundlichen Gesinnung *). Und hierzu vereinigte sich die reinbildende Wirksamkeit, um die Tugendentwickelung in dieser zweiten Periode naturgemäß zu ihrem Ziele zu leiten.

Das gilt nun freilich für die reine Bildung, zu welcher die Menschheit von Gott bestimmt ist. Wer dagegen ein anderes Ziel vor Augen hat, muß auch andere Wege einschlagen, und darf wenigstens nicht für die Bildung seiner vermeinten Sittlichkeit, wenn er anders dieses Wort noch gebraucht, jene drei Zweige der Tugendentwickelung zugleich in seinem Bildlinge cultiviren.

*) Zwar ist gerade dieser Zweig von den Alten weniger cultivirt worden, vielmehr brachten die kriegerischen Uebungen eine gewisse Härte oder gar Gehässigkeit in den Charakter, ganz besonders die grausamen Schauspiele der Römer; doch dürfen wir die Erweckung der liebenden Thätigkeit bis zur Selbstopferung in dem Vaterlandsgefühle der Alten nicht verkennen, auch nicht in den Freundschaftsverbindungen; und so denke man an Pythagoras, Sokrates, Cicero, und viele Andere.

Wer ihm ein mönchiſches Weſen zugedacht hat, muß ihn blos in den Tugenden der Frömmigkeit mit wenigen aus den andern Zweigen üben. Wer ihn zu einem Weltmanne erziehen will, der ſein Glück mache, ſorge vorzugsweiſe für die Uebung in der Trefflichkeit, doch nicht ohne Milderung des einen und andern in demſelben, und Zuziehung dieſer und jener in den beiden andern Zweigen. Wer einen praktiſchen Menſchen bilden will, hat vorzugsweiſe die Thätigkeiten des dritten Zweiges anzugewöhnen. Wer nun vollends das Ich unter dem Namen der Freiheit über alles erheben will, darf durchaus nicht die Tugenden der Frömmigkeit zulaſſen, muß vielmehr ſchon die junge Seele zu jenen der Trefflichkeit gewöhnen, in welchen ſie ihrer Selbſtmacht recht inne werde, und den Aeußerungen der Menſchenliebe nur ſo viel vergönnen, als ohne Gefühl, — denn alle Gefühle ſind von dieſem Liberaliſmus verbannt — und ohne Aufopferung des eignen Ich beſtehen kann. Durchaus darf daher der Zeitgeiſt des Egoiſmus *) kein Gefühl der Abhängigkeit von etwas anderem als dem eignen Selbſt aufkommen laſſen; und ſo iſt es ganz folgerichtig, keine Auctorität auch bei dem Kinde noch gelten zu laſſen, alles nach jenen Meinungen Rouſſeaus ſchon in der früheſten Erziehung anzulegen, und deßhalb ſelbſt das Gehorchen des Kindes in ein Gebieten deſſelben über ſich ſelbſt, in ein freies Handeln nach eignem Gutdünken, zu verkehren. Sehr folgerichtig iſt es daher auch, daß man kein Gefühl des Dankes bei dem Kinde gelten läßt; denn wer unabhängig und blos in ſich ſelbſt gehalten ſeyn ſoll, darf nichts von Dankbarkeit in ſich tragen. Von Demuth kann gar nicht mehr in einer ſolchen Erziehung die Rede ſeyn, ja ſie wird als ganz und gar verwerflich erklärt, weil ſie die Selbſtheit aufgiebt, höchſtens wird nur Beſcheidenheit geſtattet, aber wie ſehr mit Maß und

*) S. Geſch. d. Erz. II. S. 448. 490 fgg.

Ziele. In solcher egoistischen Bildung muß denn vorerst die Pietät, bald auch alle Humanität, und endlich das ganze geistige Leben, die wahre Kraft und Freiheit, entschwinden.

Dieses System verbindet sich entweder mit dem sogenannten gesunden Menschenverstande, d. i. dem Ideenlosen und folglich unvernünftigen, und findet also Beifall nicht nur bei der Demagogie, sondern auch im Gebiete des Lehrwesens; oder auch mit einer speculativen Philosophie, welche vor lauter abstracten Begriffen das Leben nicht begreift. Diese nämlich ist manchmal in die Meinung gerathen, als komme die Freiheit erst mit der Reflexionskraft, nach völlig entwickeltem Selbstbewußtseyn in die Seele herein, man weiß nicht wie und woher. Da wird denn freilich nicht daran gedacht, daß das Selbst vom früheſten an schon da sey, und allmählig sich finde hiermit aber sich so finde, wie es in seinen Empfindungen, Trieben und Begehrungen als freithätige Kraft sich gestaltet hat, und daß so dasselbe Wesen, das aus dem Dunkel erwacht ist, allmählig als wollendes in seinem hellen Bewußtseyn erscheine, und was vorher in seinem Gemüthe vorkam, nun in seinen Willen aufnehme. Wer nun jene Freiheit wie durch ein Wunder plötzlich eintreten läßt, kann folgerichtig nicht durch frühzeitige Gewöhnung erziehen wollen, sondern muß das heranwachsende Kind ganz und gar seinem beliebigen Thun und Treiben überlassen. Daß das aber nur einen Wildling hervorbringe, die seltensten Fälle ausgenommen, ist genugsam bekannt.

---

5. Bildung des Charakters; dritte Jugendperiode.

Die einzelnen Tugenden gehen nunmehr in ihrer Vervielfältigung immer kräftiger hervor, so Lernbegierde,

Gefälligkeit, Wohlwollen, Treue, u. ſ. w. Sie treten aber auch mehr und mehr in diejenige Einheit zuſammen, die ſich als Charakter befeſtigt. Das iſt nun die Bildung während des Alters, das zur Reife erwächſt, vom 14ten Lebensjahre an bis zur Vollendung. Während dieſer Periode ſoll ſich alſo die Einheit der Tugend zu ihrer vollkommenen Erſcheinung entwickeln.

Jenes Einzelne, das man wünſcht, läßt ſich durch Einzelnes ausbilden, z. B. Tapferkeit, Geſchicklichkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft, durch den Ehrtrieb, und allerdings ſollen alle Tugenden geübt werden als das Werk der Freiheit und zugleich als Gewöhnung. Es können freilich einzelne gute Gewohnheiten bleiben, ohne daß es im Ganzen zum tugendhaften Charakter gekommen iſt, z. B. Dienſtfertigkeit; allein jede iſt doch ein Beweis, daß die Jugend auf einem guten Wege war. Je früher nun das Gute in dem Gemüthe entwickelt worden, um deſto mehr konnte es zur Gewohnheit werden, und je weiter es in der Jugend fortwächſt, um deſto ſichtbarer erſcheint in ihm die Freiheit. Jene werden daher gewöhnlich von uns Erwachſenen gar nicht mehr als Tugenden erkannt, was ſie doch wirklich in dem Kindesalter geweſen ſind, und wir wiſſen die Tugendverzeichniſſe ſo ſorgfältig auf unſer Alter einzurichten, daß die Jugend ſo ziemlich leer ausgeht, oder daß wir anmaßend und unkundig genug die Sittlichkeit der Kinder beurtheilen. Gleichwohl möchte es mehr gute Kinder als Erwachſene geben, denn dieſe entbehrten theils das frühere Gute, theils entweihten ſie es in dem Spiele ihrer Freiheit, oder verdrängten wenigſtens durch ihren weltlich gewordenen Sinn das Göttliche, deſſen Heiligthum in der Kindheit noch unverletzt blieb. Das Sprüchwort: Jugend hat nicht Tugend, nimmt es nur zu äußerlich. Eben darum iſt es ſo ſchwierig, das Bleibende der Tugend, wie es ſich nach und nach im Einzelnen entfaltet, genau nachzuweiſen. Wo ſich der tugendhafte Charakter

und Vertrauen u. s.
in dem Jünglingsa
Streben nach dem

Je tiefer in
Tugenden noch unbe
ganze Wesen verfloss
diese schöne und rü
wir die menschliche
Aus derselben erwäc
die angegebenen Hau
Einheit des Charakte

Indem so vom
Menschen durchdringt,
Bildung der Seele,
stognomie. Der Sinn
keit geübt, die Einbil
staud angestrengt, die
in dem Geiste frei gema
Reinlichkeit, Keuschheit,
und Anmuth in dem

Unterſcheidung in Religion und Sittlichkeit ihre Entwickelung als Einheit in der Vielheit betrachten.

1) Die Religion entſteht auf folgende Weiſe. Man könnte ſie ſchon gewiſſermaßen aus dem phyſiſchen Leben von dem erſten geiſtigen Streben an ableiten. Jedes lebendige Geſchöpf empfindet ein Wohlbehagen bei ſeinen Erzeugern; es iſt dem Küchlein wohl unter den Flügeln der Henne, und die Nähe des Alten iſt phyſiſch anziehend für das Junge. Aber in dem Menſchen ſteht auch die Natur höher. Der Säugling liegt gern an der Mutterbruſt, das Kind hält ſich noch lange gern an ſeine Eltern, gewiſſermaßen mit thieriſchem Wohlbehagen, aber in allem dieſem dringt doch vom Anfange ſchon die Sehnſucht der Vernunftanlage zu der Ergebung an die höchſte Vernunft hervor.

Reiner indeſſen ſehen wir ſie aus der Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit, als den erſten Tugenden des Kindes, erwachſen. Wendet ſich dieſes mit denſelben gegen die Perſonen, ſo merkt es mit Liebe auf ſie, und aufhorchend lernt es gehorchen. Und ſo geht dieſer fromme Sinn weiter in den Kinderglauben über, welcher mehr und mehr in dem Gemüthe des edlen Kindes auflebt, und ſich in jenen vier Grundtugenden, der Frömmigkeit, Vertrauen, Dankbarkeit ꝛc. entfaltet. Nun aber lernt das Kind umher die Menſchen näher kennen, und auch ſeine Eltern ſind ihm nicht mehr vollkommen genug: in ſeinem Herzen erwacht alſo eine geheime Sehnſucht nach einem höhern Gegenſtande. Mittlerweile erweitern ſich ſeine Vorſtellungen von Raume und Zeit und Kraft: es fängt alſo an das Ganze zuſammen zu reihen und ſich Vorſtellungen von unermeßlichen Zeiten und Räumen und von höheren Mächten zu bilden; die Phantaſie giebt ſeinem Denken mehr Schwung und führt ſein Gefühl zum Großen und Erhabenen. Schon an Kindern unter 7 Jahren bemerkt man dieſes häufig, oft ſchon unter 4 Jahren. Da nun alles in dem Menſchen Eine Kraft

ist, und das Gemüth eine absolute Einheit, so vereinigen sich diese idealen Vorstellungen mit jenen kindlichen Gesinnungen dahin, daß das Kind gern von einem großen Vater im Himmel hört. Ist aber einmal diese Stufe errungen, so schwingt sich der Geist schnell noch höher zur Ahndung des Unendlichen und Ewigen, sowohl mit dem Gefühle des Erhabenen als mit der Liebe zum Urquelle, womit ebenfalls jene Gesinnungen in dem kindlichen Gemüthe zusammen fließen; dieses sieht man klar bei Kindern noch unter 14 Jahren, die einen guten Religionsunterricht genießen. Und auch außerdem würden sich durch andre Erregungen, z. B. durch abergläubische Vorstellungen der Menschen umher, oder durch egoistische Erwartungen solche Ahndungen des Uebersinnlichen, obwohl unter schlechteren Formen, erzeugen. Nichts giebt aber sichreres Zeugniß von der wahren Frömmigkeit, als der kindliche Glaube, wenn er durch das ganze Leben hindurch bleibt. Denn was soll die Religion ohne ihn heißen? Etwa eine Reihe erlernter Begriffe? leerer Tand? oder angewöhnte Gebräuche? herzloser Mechanismus? oder festgehaltnes Glaubensbekenntniß ohne Geist und Wahrheit im Leben? oder sogenannte Rechtschaffenheit ohne Ergebung an Gott? Und so ist es auch gerade, vorerst die Dankbarkeit, diese schönste Blüthe des kindlichen Herzens, dann aber noch entschiedner die Demuth, diese reinste Herzensergebung, was noch gewisser als Vertrauen und Gehorsam für die fromme Gesinnung zeugt, weil diese, allerdings ebenfalls nothwendige Tugenden, für sich schon durch die Bedürfnisse der Natur geboten werden, jene dagegen am weitesten vom Egoismus entfernt sind. Wenn man aber überhaupt, ohne diese kindlichen Gesinnungen zu haben, sich Religion beilegte, so befände man sich tief in der Pharisäischen Lüge. In dem Jünglingsalter nun mag sich das Gemüth schon ganz über die Sinnenwelt erheben, so daß seiner Phantasie Raum und Zeit und endliche Kraft nicht mehr ge-

nügen, und ſich das Gefühl des Erhabnen vollendet; zugleich wird in ſeinem Inneren die Idee der ſittlichen Vollkommenheit heller und entflammt die jugendliche Begeiſterung; hierdurch tritt nun auch die wahre Idee von der Gottheit hervor, und ſomit die Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Dieſe Idee ſteigert ſich immer höher bis zur Unbegreiflichkeit des abſoluten, des ewigen heiligen Weſens; das Gemüth iſt erfüllt mit dem erhabenſten Gefühle, mit dem höchſten Gedanken, worin zugleich der Gedanke der Unſterblichkeit liegt, mit dem edelſten Streben, mit der reinſten Liebe, es betet den wahren lebendigen Gott an. So entwickelt ſich die Religion bis zum Alter der Reife als ein Eigenes und ſcheinbar Abgeſondertes in dem Gemüthe, aber tiefer doch in der innigſten urſprünglichen Einheit und immer erneuerten Einung mit allem Sittlichen *).

2) Die Sittlichkeit entwickelt ſich ebenfalls vom früheſten an allmählig bis zu ihrer eigenthümlichen Geſtalt. Man wird an dem kleinen Kinde, ſobald es nur anfängt auf die Geſichtsmienen der Menſchen zu merken, öfters eine Art Bedenklichkeit gewahr werden, wenn es etwas Neues beginnt, wenn es einen Verſuch macht, wenn es eine Speiſe nehmen will, die ihm nicht gerade gegeben wird. Man wird ferner bemerken, daß das Kind nur mit Schüchternheit etwa dieſes zu wiederholen wagt, daß es dabei auf die Geſichtsmienen der Menſchen umher ſieht, was dieſe dazu ſagen, und daß es gemeiniglich, wenn hier Unwille erſcheint, von ſeinem Vorhaben

*) „Die ſchöne Kindlichkeit iſt die Religion des Kindes. Gott iſt ihm eine Mutter mit unendlicher Liebe, ein Vater mit allerbarmender Huld. Angeklammert an die Liebe, die Vater, Mutter heißt, iſt es angeklammert an die Liebe, die Gott iſt. — — Die ſchöne Kindlichkeit iſt der Prophet der ſchönen, großen Zukunft. Was im Kinde noch ein Zartgefühl gegen Gott und Gewiſſen iſt, das wird im Manne als Mannhaftigkeit, als Heroismus hervortreten.“ J. M. Sailer, über Erz. an Erz.

abſteht, oder doch in eine Art von Kampf geräth, und in ſeinem Inneren ſich unbehaglich fühlt. Stärker noch zeigt ſich das, wenn es wirklich ſchon etwas nach ſeinen kleinen Kräften verübt hat, was ihm Bedenklichkeit machte, und dieſe hat es mit dem leiſeſten Gefühle bei allem, was aus ſeinem gewöhnlichen Thun herausgeht. Sieht es dagegen Billigung bei den elterlichen Menſchen, ſo wird es über ſein neues Thun oder über ſeinen Genuß ſo froh, wie etwa jemand, der auf einmal aus einer großen Beſorgniß errettet worden. In dieſen und mehreren Erſcheinungen der zarteſten Kindheit iſt das Gefühl für Recht und Unrecht, die heilige Macht des Gewiſſens, und die Achtung gegen den Ausſpruch höherer Perſonen nicht zu verkennen. Das Sittliche iſt dem Menſchen das Schickliche; die äußere Sitte giebt ihm den Unterſchied von Recht und Unrecht, ein dunkles Gefühl heiligt ihm dieſe Sitte, er findet es anſtändig, ſich darnach zu betragen; und da er einmal daran gewöhnt iſt, ſo will er darin bleiben, Recht und Gebühr ſind ihm Anfangs nichts anders, als Gewohnheit, in dem Thun und Laſſen es nach dieſer Weiſe zu halten. Erſt wenn er anfängt über das Sittliche nachzudenken, führt er ſeine Begriffe von Recht und Unrecht auf Grundſätze zurück, und ſtrebt nach der Vollkommenheit in der Ausübung derſelben, und ſo berichtigt ſich nach und nach ſein ſittliches Gefühl, das immer einen Anſtoß empfindet, wenn es zu einer ungewohnten oder nicht von Andern gebilligten Handlung ſchreiten ſoll. Nicht anders entwickelt ſich dieſes Gefühl bei der Jugend. Das Gewohnte und Gebilligte wird ihr das Schickliche und Anſtändige, ſo nimmt ſie die Sitte an *), und erſt mit der erhaltenen Bildung gewinnt ſie die Idee des eigentlich Sittlichen. Zuerſt giebt die Em-

*) Πᾶν ἦθος διὰ ἔθος, Geſch. d. Erz. S. 396. Aber gewiß nicht wird durch Raiſonniren der ſittliche Wille des Kindes erzeugt; das ſagt Rouſſeau, J. P. Richter, und jeder, der den Menſchen in dem Kinde verſteht; wie in alter ſo in neuer Zeit

pfindung des Gewohnten einen Sinn, der bei allem, was über die Linie geht, ſtutzig und unmuthig wird, den Sinn für das, was recht iſt; einen natürlichen Sinn für das Gerade, Gleiche, Rechte, wie für die gerade Linie und den rechten Winkel. Das Kind fühlt einen Anſtoß bei jedem Ungewöhnlichen, was es thut, oder wenn es einmal nicht gehorcht, wo es zu gehorchen gewohnt iſt; der Knabe merkt auf das Recht, und hält es für Schande, wenn man ihm etwas Unrechtes Schuld geben kann; das Mädchen gefällt ſich in der Sittſamkeit, beiden iſt das Unrechte, wenn man ihnen davon erzählt, ein Gegenſtand des Abſcheues; der reifere Jüngling reflectirt auf ſeine Geſinnung, und bildet ſich ſeinen Charakter von edlem Eifer für das Gute entflammt, und die Jungfrau weiht ſich der anſtändigen Sitte, und darin der Tugend. Mit dieſem Gefühle für das Sittliche verbindet ſich die Liebe, und ſo wird die Sittlichkeit Menſchenliebe; es verbindet ſich damit die Verehrung der Eltern, und ſo wird ſie zugleich Befolgung des göttlichen Geſetzes; und es entwickelt ſich darin der Gewiſſenstrieb, ſie wird alſo wahrhaft ſittliche Güte und edler Charakter. So ſcheidet ſich das Sittliche des Gemüthes aus, indem es ſich doch immer wieder mit dem Religiöſen einet, weil das Gewiſſen und die Achtung gegen einen höheren Willen im Tieferen die Verbindung unterhält, ſollte ſich auch etwa eine trägere Phantaſie den Ideen und der Andacht verſagen. Begreiflich iſt es auf dieſe Art, wie in dem einen jungen Menſchen ein einſeitig rechtſchaffener, in dem andern ein einſeitig frommer Charakter erwachſen kann, je nachdem er ſich zu der Achtung für Geſetz und Pflicht, oder zu der kindlichen Verehrung für das höchſte Weſen vorzüglich neigt und geführt wird. Dieſe Trennung will

---

gewöhne man die Kinder zum Gehorchen, das allein führt ſie zum Selbſtbeherrſchen.

die Natur freilich nicht, sie ist meist das Werk der Erziehung.

Alle Kinder, die nicht verstandeslos sind, fühlen für Recht und Unrecht, und lassen sich leicht, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, zur Sitte gewöhnen; eben so fühlen alle etwas von Verehrung gegen Vater und Mutter, und lassen sich gern zu Gott führen. Der Knabe wie das Mädchen denkt nach über das Gute und Erlaubte, auch wird ihnen der Gedanke an Gott heilig und nicht selten zum Gebete. Das Jünglingsalter verliert dieses ernstere Nachdenken keineswegs durch jugendlichen Leichtsinn, wenn übrigens nichts verdorben wird, vielmehr wird es dabei von heiligen Gefühlen durchglüht. Die frühere Jugend verhält sich auch hierin mehr blos empfänglich, die Eindrücke des Moralischen und Religiösen finden mehr Eingang, das gute Beispiel ist wirksamer, und das sittliche religiöse Gefühl zieht mehr von dem verbotenen, ungebilligten, achtungswidrigen Betragen zurück, als daß es schon die positive Willensbestimmung zum Gutesthun hervorbrächte. So wie aber die Jugend reifer wird, sinnt sie mehr nach, um das Gute zu finden und auszuüben, ihre Verehrung gegen den höheren Willen wird freiere Willensbestimmung, und ihre Tugend überhaupt mehr Selbstthätigkeit. Ein siebenjähriger Knabe, der seinem Vater harte Worte, oder mit frecher Stirne eine Unwahrheit sagt, ist eine Unnatur; der vierzehnjährige ist es schon eher im Stande, und der Jüngling thut dieses so leicht, daß er darum gerade noch nicht ein sehr hartes Urtheil verdient. Dagegen ist der kleinere gewöhnlich auch noch nicht der Plane zu edlen Handlungen fähig, wie es der herangewachsene ist; eher noch das Mädchen in seiner Art, besonders wenn es darum gilt, seinen Eltern eine Freude zu machen, weil das Mädchen früher seinen Sinn bildet und mehr auf die Menschen achtet. Auch wird der Knabe gewöhnlich eher im Stande seyn die Achtung gegen die Mutter aus den

Augen zu setzen, als gegen den Vater, weil dieser ihn mehr und länger mit seinem männlichen Ansehen im Respecte erhält. Doch macht es hier so wie in dem Uebrigen einen Unterschied, ob das Naturell des Kindes mehr sanft ist, oder mehr fest, mehr feurig u. s. w.

Die Tugend durchdringt als edler Sinn des Kindes alles sein Fühlen, Denken und Thun. Aufmerksam ist es alsdann hauptsächlich auf die Eltern, es behält ihre Worte, um sie zu befolgen, sein Gedächtniß bewahrt gern das Andenken an empfangene Wohlthaten auf, es bemerkt vorzüglich das Gute an den Menschen, und das prägt sich seinem Herzen ein, theilnehmend versetzt es sich gern in die Lage Anderer, und fühlt mit ihnen, sympathisch zieht es sein Nachahmungstrieb am meisten zum Guten hin; und so verstärkt sich der tugendhafte Charakter in sich selbst durch jenen edlen Sinn. Durch ihn geleitet, bewahrt der Jüngling seine Seele unbefleckt von jeder unkeuschen Regung, und unterhält sich mit den Ideen des Guten, Wahren und Schönen; es entsteht daraus eine Reinheit und Lauterkeit des Gemüthes, und ein leiser Tact für das Rechte, eine Veredlung in dem Innersten, welche dem Menschen die Stelle eines Schutzengels vertritt.

Jene Ideen stehen in der innersten Verwandtschaft, und müssen also mit der Sittlichkeit zugleich ins Leben treten. Der Sinn für das Schöne entwickelt sich zuerst und hauptsächlich in dem Gesichtssinne, dann aber auch in dem Gehörsinne; und mit dem Freiwerden des Sinnes überhaupt und der Einbildungskraft werden Knaben und Mädchen für das Schöne empfänglich; aber erst dann, wenn der Jüngling der Welt frei gegenüber steht, faßt er die reine Form freundlich und ruhig auf. Dieses ist die negative Bedingung. Hierzu muß noch die positive kommen, nämlich das Erwachen der Ideen in dem Jünglingsalter, welche mit der Liebe zum Idealen begeistert. Zuerst gefallen hiernach dem Kinde die Far-

den, ſo erwächſt eine Zuneigung gegen manche Perſonen, und insbeſondere die Freundſchaft. Ein Jüngling ohne Begeiſterung, oder ohne Beſcheidenheit iſt ſo weit von der Tugend entfernt als der, welcher verſchwendet oder gar geizt.

Da nun das Vortreffliche, welches in den einzelnen Tugenden erſcheint, nur das bleibende Gute der Geſinnung ſeyn kann, ſo muß ſich auch, wie wir ſchon oben angedeutet, die Identität der früheren und ſpäteren Tugenden ſo nachweiſen laſſen, daß ihre Verſchiedenheit nur in der verſchiedenen Form beſteht, welche daſſelbe innere Weſen bei weiterer Entwickelung des Gemüths und in den vermehrten Beziehungen annimmt. So läßt ſich in dem Enthuſiaſmus des Jünglings noch daſſelbe ſehen, was in der früheſten Aufmerkſamkeit des Kindes vorkam, nämlich Streben des Geiſtes nach dem Edlen, nur daß jetzt der Geiſt mehr an Kenntniſſen und Phantaſie gewonnen hat. Jenes Bleibende wird gefunden, wenn man der Entwickelung des Gemüths die ganze Jugendzeit hindurch nachgeht, und die Spuren des ſpäten wie des früheſten Guten in allen Formen aufſucht, dieſe mit einander vergleicht, und die von einer beſtimmten Richtung in eine Reihe ſtellt, in welcher man denn die Entwickelung irgend einer einzelnen Tugend vor ſich hat. Zum Beiſpiel bei der Jugend edler Art zeigt ſich beſtändig ein Trieb zur Thätigkeit, nur anders bei dem Knaben und anders bei dem Jünglinge, bald in der körperlichen Anſtrengung, bald im Nachdenken, bald im aufmerkſamen Zuhören ꝛc. Wer nun dieſen Jüngling von ſeiner Kindheit auf kennt, wie ihn ſeine Eltern kennen ſollen, der ſieht etwas in allen dieſen Erſcheinungen, was immer daſſelbe geblieben, Liebe zur geordneten Thätigkeit. Wir ſehen hier alſo Tugenden aus der Reihe des Fleißes, und in dieſem Stücke iſt der Jüngling noch derſelbe, der er als Kind war. Was in ihm ehedem verhüllt lag, und nur der Allwiſſende in ihm ſchaute,

sehen nun auch die Menschen, indem unter den verschiedenen neuen Verhältnissen das Innere in ein Aeußeres hervortritt. Der Erzieher mit dem geweiheten Blicke konnte daher in dem Kinde weissagen, was nun in dem Erwachsenen dasteht, als Grundzug seines Charakters, den Fleiß. — Eben so schimmert der Frohsinn durch die Munterkeit des Mädchens hindurch, erscheint in mancherlei Aeußerungen, begleitet dasselbe in seinem Sitzen und Hüpfen, in seinen häuslichen Geschäften, in der freundlichen Pflege der Geschwister, in dem vergnügten Kreise der Gespielen, selbst in der Ertragung von Sorgen und Mühen und Schmerzen; er zeigt sich in der freundlichen Stimmung des edlen Weibes, die immer Harmonie über das Leben hingießt; dasselbe was dem Angesichte des Säuglings eine himmlische Huld gab, aber erst jetzt das volle Leben durchstralt. Kindliche Liebe, Folgsamkeit gegen die Eltern, Verehrung der höheren Personen, Ahndung dessen, was mehr ist als alles Sichtbare, Erhebung über das Irdische, Unterwerfung unter eine göttliche Ordnung der Dinge, Glaube an ein Besserwerden, an eine ewige Weisheit, Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit — alles dieses ist nur das Eine, der fromme Sinn. Als das Kind auf dem Mutterschoße dem Vater entgegen lächelte, da schon zeigte sich in ihm das Gemüth, welches nun mit reifer Vernunft zu Gott betet.

Wichtiger kann wohl nichts in der Erziehung seyn als diese Betrachtung der Innerlichkeit, denn nur dadurch kann man sich der Vortrefflichkeit versichern. Aber diese Forschung wird erschwert 1) durch die Sprache, da alle Worte, die wir brauchen müssen, theils nicht ganz jene Begriffe ausdrücken, theils mehr und anders sagen; 2) durch die Sache selbst, weil sich das, was frühерhin Werk des edlen Strebens war, späterhin nur noch als zurückgebliebene Gewohnheit findet, und wohl gar bösartige Neigungen aufgenommen hat, z. B. die Gefälligkeit als Gefallsucht; 3) durch die herrschende Denkart,

das Sittliche als etwas Zerstückeltes anzusehen, und die Tugenden zu vereinzelnen. Deßhalb mußten wir hier daran erinnern, daß wo Eine ist, sie Alle sind, obgleich im Innern verborgen, daß aber das Jünglingsalter sie als Einheit des Charakters erscheinen läßt.

Die menschliche Natur selbst hat es darauf angelegt, daß die Jugend mit der Reife des Körpers auch einen edlen Charakter der Seele gewinnen möge. Besonders soll die Entwickelung des Geschlechtstriebes zur Selbstbeherrschung führen *), und in derselben zur würdigen Begeisterung; bei dem Jünglinge mehr mit edlem Stolze, bei dem Mädchen mit reiner Schamhaftigkeit. Denn mit diesem Triebe erwacht etwas ganz Neues in der jugendlichen Natur, neue Reize, neue Kräfte, neue Siege, neue Ahndungen, ein höheres Leben will sich im Innern aufschließen.

Der Jüngling, der unschuldig im Knabenalter geblieben ist, und dessen Seele von keinem unkeuschen Worte, auch nicht durch frühzeitige Belehrung über das Geschlechtliche, irgend befleckt worden, bringt Schamhaftigkeit und Achtung vor sich selbst mit in die Periode, wo sich die neuen Reize in seinem Organismus regen. Eine geheime Schüchternheit läßt sie nicht in seine Phantasie

*) Schon Aristoteles bemerkt, daß die beiden Geschlechter während der Entwickelung des Geschlechtstriebes der genauesten Aufsicht bedürfen; denn sind sie da enthaltsam, und überlassen die Natur rein ihrer Veränderung, so bleiben sie auch keuscher: je früher sie dagegen Ausschweifungen begehen, um desto wollüstiger werden sie. — Nicht ganz können wir der Levana III. §. 129 fgg. beistimmen, wenn sie im Geschlechtlichen den Kindern schon vieles sagen, und sogar auf ihre Fragen darüber offenen Bescheid geben läßt, statt des sicherern einer geschickten Abweisung; die Erfahrung stimmt ihr nicht zu, aber eher einigen trefflichen Regeln, z. B. daß man eben in jener Periode des 14ten oder 15ten Jahres die Geschlechter in Gesellschaft zusammen seyn lasse; daß Mädchen mit Mädchen eher ohne Gefahr können zusammen seyn, als Knaben mit Knaben, u. dgl. m.

bringen, auch nicht in seine Träume. Seine Seele ist keusch, und so versagt sie jedem lüsternen Gedanken schon die Entstehung. Er ist an das Reine und Gute gewöhnt, er ist auch in körperlicher Anstrengung geübt, er hat genug zu denken und zu thun, das seinem edlen Selbstgefühle zusagt. So müssen wir den 14jährigen Knaben von reiner Bildung denken. Er ist also schon gegen jenen neuen Reiz vorbereitet. Hat er schon manchmal Hunger und Durst überwunden, und fühlt er bisher schon die Lüsternheit des Gaumens unter seiner Würde, so hat er auch den Angriff auf sein Gefühl der Schamhaftigkeit schon halb besiegt. Aber diese Vorbereitung ist ihm auch nöthig. Denn die Reize ergreifen stärker seine Natur, als alle bisherigen, und dauern immerfort. Es ist eben, als sollte er sich durch ihre Besiegung sein Ritterthum erringen, aber auch immer sich selbst gegen den gefährlichsten Feind bewachen. Da steht gerade die Versuchung und die frische Jugendkraft im Gleichgewichte, Herkules am Scheidewege; der Moment der Entscheidung ist da, ein Sirenengesang, den er noch nie vernahm, ertönt in seinem Innern, und lockt — „was soll das!“ ruft er sich selbst zu, wendet sich unwillig ab, augenblicklich verstummen diese Töne, aber eine eigne Ruhe und Freude zieht dafür ein, und nun erst hört er die erhebenden Harmonieen der Tugend. Er hat den ersten Sieg erkämpft, er weiß jetzt erst recht, was es heißt, über sich selbst siegen, und diese höhere Lust ist zugleich erhöhetes Kraftgefühl *). Aber bald wird es aufs neue gefordert: er siegt schon leichter; und immer aufs neue: und jedesmal ist der Sieg leichter und vollständiger. Er gewinnt dabei zugleich an Körperkraft; und das geht

*) Der Physiolog Ackermann begründete das auch physisch, weil das ausgesonderte semen absorbirt und zur Körperstärkung verwendet wird, wodurch auch der Muth des keuschen Jünglings wächst.

ſo fort, die Entwickelungszeit der Pubertät hindurch; ſo erwächſt er in ſeiner Jugendfülle durch Kampf und Sieg über ſich ſelbſt. Er hat nunmehr an ſich erfahren, daß er auch die ſtärkſte Reizung überwunden, den größten aller Siege davon tragen kann, und nun iſt ihm nichts zu ſchwer, das er nicht zu bekämpfen, nichts zu groß, das, wenn Gott ihn dazu beruft, er nicht unternehmen könnte. Mit dieſem Hochgefühle belohnt ihn unmittelbar ſeine Tugend. Eine höhere Lebenskraft durchſtrömt ihn jetzt; das iſt ſeine Jünglingsweihe*). In dieſem Ritterthume iſt er zu allem Edlen ermuthigt. Seine Gefühle der Würde und Ehre haben einen höheren Schwung erhalten; er will ein trefflicher Mann werden und Würdiges leiſten, er will dann auch bei andern als das gelten, was er iſt, bei dem Freunde, in ſeinem Hauſe, unter ſeinem Volke. So ſucht er nun Verbrüderungen für edle Zwecke, ſehnt ſich nach einem Wirkungskreiſe, ergiebt ſich der Wiſſenſchaft oder Kunſt, und die Flamme, welche ſein Inneres begeiſtert, lodert reiner in ſeiner durch Selbſtüberwindung erſtarkten Seele **). Nun führt ihn vielleicht auch die Geſchlechtsliebe edler Art, die ihm als Gegengewicht den Sieg über die ſinnliche erleichterte, zu der Verbindung mit einer würdigen Gattin; auf jeden Fall aber ſucht er als Mann den Wirkungskreis, welchem er ſein Leben geweihet hat.

Das Mädchen wird durch eine eigne Veränderung in der Natur, die gewiſſermaßen plötzlich eintritt, Jungfrau. Aber mit derſelben ſind auch neue Reize und neue Siege ihrer unſchuldigen, reinen Seele vorbehalten. Ihr Gefühl iſt erhöht für das Edle und geſchärft gegen

*) Religiöſe und bürgerliche Einweihungs-Feierlichkeiten für die angehenden Jünglinge finden wir in alter und neuer Zeit bei mancherlei Völkern. Sie liegen in der Natur, und die Erziehung ſieht ſie gern.

**) Wir erinnern hier nochmals an die σωφροσύνη der Alten, zunächſt an das, was Geſch. d. Erz. S. 110. bemerkt worden.

alles Unschickliche; ihre Schamhaftigkeit glüht, wo nur etwas ihre Gegenwart zu verletzen wagt, und sie flieht vor allem, was nur ihren Sinn entweihen, der jungfräulichen Unschuld, dem schönen Dufte auf zarten Früchten vergleichbar, auch nur mit einem Wörtchen zu nahe treten könnte. Eine stille Sehnsucht erfüllt ihre Brust; sie sucht, und weiß nicht was, sie ahndet die Bedeutung ihres Lebens, und kennt sie noch nicht. Sie wendet sich bald zu Blumen, bald zu Kindern, bald zu dem Felde und Garten, bald zur Küche und dem Haushalte, beschäftigt sich emsig, sitzt sinnend da, und oft ziehen Töne der Wehmuth sie ganz in ihr Inneres. Da kommt ihr die Mutter als Freundin entgegen, und deutet ihr das Göttliche, das sich in der weiblichen Natur entwikkeln soll, und sie gewinnt täglich ihren Beruf für das häusliche Leben lieber. Erwacht nun etwa die Liebe zu einem jungen Manne in ihrem Herzen, so ist ihr Herz nur dem Würdigen geweiht, der ihr das Geheimniß ihres Daseyns ausspricht. Keinem andern will sie gefallen, und ihr jungfräuliches Zartgefühl erträgt kaum die Nähe eines unwürdigen Menschen. Das häusliche Leben, und in demselben die ordnende, erhaltende, bildende Wirksamkeit, ist ihr Wunsch, und hätte sie die Vorsehung auch nicht gerade zur Gattin oder Hausmutter bestimmt. Sollte die edle Jungfrau sogar allein stehen müssen, so ist sie an ihr inneres Leben angewiesen, worin sie als ein Tugendbild *) auch Andern leuchtet, und ihrer Bestimmung

*) Wir nehmen dieses Wort in der alten Bedeutung als Seelenschöne, wie denn auch gerade die weibliche Seele ihre Schönheit in der unbefleckten Reinheit und Gottesliebe hat. Daß die reine Jungfräulichkeit fast überall als gewissermaßen etwas Heiliges angesehen wird, sagte uns die Geschichte der Erz. an mehreren Orten. — Dahin gehört auch die freilich nicht gerade erhebende Ansicht von einem Blumenleben der Jungfrau, wie bei der Indischen Sakuntala. Ja, man hat sogar in dem weiblichen Gesichte Blumenähnlichkeit finden wollen, besonders im Farbenreize; im männlichen dagegen mehr Thierähnlichkeit!

in hülfreicher Thätigkeit sich erfreuet. So führt die Einrichtung der Natur selbst dahin, daß sie in reiner weiblicher Bildung dastehe, welche Art von häuslichem Leben ihr auch beschieden sey. Das Weib soll in sich selbst durch eine heilige Macht festgehalten seyn; und welche wäre das anders als die himmlische, die sich in der mit Gott vertrauten Seele aufschließt? Darin hat es seine oft wundersame Stärke. Bei aller der begründeten Klage unserer Zeit, daß ein großer Theil der Mädchen verbildet werde, fehlt es doch nirgends an Beispielen, welche uns jene bewundernswürdige Macht in der weiblichen Natur bestätigen.

Wäre die natürliche Entwickelung beider Geschlechter ungetrübt, und wäre eine reine Bildung unter den Menschen möglich, wo kein Reiner gefunden wird, so müßte jedes zu seinem edlen Charakter gelangen, der Mann zur kräftigen, gerechten und wohlthätigen Wirksamkeit nach außen, das Weib zur Seelenschönheit, womit sie mild und klug ordnet, versorgt und verschönert.

So entwickelt sich die Tugend in dem geschlechtlichen Charakter. Noch müssen wir auch ihre Erscheinung nach jedem Naturelle betrachten, und hierbei wird sich uns mehreres Einzelne ergeben, was in der Bildung zu thun sey. Denn der Geist trägt in seinem Streben zum Urbilde vom frühesten an eine Sehnsucht, sich rein und kräftig zu entfalten, aus welcher sein Gutes *) hervorwächst. Aber eben dieses Gefühl wird beständig beengt, als Wehmuth, da die Flügel der Psyche gebunden sind, und auch in ihrem Freiwerden sich nur immer in den Schranken der Endlichkeit zum Unendlichen hinaufschwingen; sie will frei werden, aber ihr Bildungstrieb kann sich nicht von ihrer individualisirten Natur losreißen, und

*) Auch die Erkenntniß, „aus der herrlichen Mutter derselben, aus dem Gefühle der Sehnsucht, erwachsen die lichten Gedanken," sagt der Philos. Schelling.

ſoll es auch nicht*). Wir müſſen alſo dem Naturelle gemäß, d. h. wir müſſen dieſes ſelbſt zu ſeiner Vollkommenheit ausbilden. Da indeſſen die Tugend nicht Einſeitigkeit iſt, ſo wird ſie der Richtung des Naturells da einen Widerſtand leiſten, wo ſie ſich zu ſehr ſeitwärts wendet, und daher ſoll man ein Gegengewicht geben, ſoll mildern, ſoll das Bäumchen zum geraden Wuchſe feſthalten. Auf ſolche Art durchdringt der Bildungstrieb das ganze Gemüth gleichförmig zur Anſtrengung im Denken, wie zum reinen Fühlen, zur Schärfe der Urtheilskraft wie zum Aufſchwunge der Phantaſie, zur einzelnen Pflichthandlung wie zur Geiſtesfreiheit, zum liebevollen Herzen wie zu einem klugen, gewandten Kopfe, überhaupt zur Einheit der Vernunft im edlen Charakter. Außerdem hat man nur die ſogenannten Temperamentstugenden zu erwarten. Da kann z. B. das von Natur weiche Kind ein recht folgſames ſeyn, aber auch würdelos werden**), und der Verführung ſich Preiß geben, das von Natur fleißige widerſpenſtig, düſter, ſtolz, gehäſſig werden, das frohſinnige ein flatterhaftes ſeyn, u. ſ. w. Wird nun die Tugend vom früheſten an gefördert, ſo bildet ſie ſelbſt das Naturell, das eine zur Mäßigung zurückziehend, das andere mehr nach außen treibend, und dem einſeitigen Streben ſich ſelbſt widerſetzend; und ſie erſcheint in demſelben in der ungezwungenen, natürlichen

*) „Gott hat jeder Menſchenſeele ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; es kann daran, wie an der Figur des Körpers, hier und da gemodelt werden, aber ſchwerlich wird der Stempel getilgt, und ein anderer an die Stelle geſetzt. — Man ſollte alſo die Natur u. die Fähigkeiten der Kinder ſtudiren.“ Locke.

**) „Ein einziger guter Gedanke, nur eine That, von ſcharfem, tiefem Gefühle entſproſſen, obgleich noch roh auf verſchiedenen Seiten, iſt eine glückliche Vorbedeutung; und ſo Schnelligkeit zu faſſen u. zu behalten; hingegen Allgehorſam u. Frauhaſengutherzigkeit, ſo beliebt bei Pedanten, eine unglückliche, denn da iſt kein Muth u. keine Kraft“ (keine Tugend). Heinſe.

Schönheit *); so zeigt sie jeder Mensch in eigener Gestalt, und so ist diese unendliche Mannigfaltigkeit einer Menschenwelt von reiner Bildung der reichsten Pflanzenwelt zu vergleichen.

Das feste Naturell **) treibt nach außen, will etwas hervorbringen, durchsetzen, beherrschen: die Tugend zieht es zurück, zugleich zum inneren Streben nach dem Großen und Guten, um nach Ideen zu schaffen und zu wirken, und um in dem Willen, der sich Gott ergiebt, seine wahre Freiheit zu finden. Sie erst giebt der Tapferkeit ihr Edles und läßt sie nie in Gesetzwidrigkeit ausschlagen, und sie flößt zugleich die Stärke zur Geduld ein, wo diese gefordert wird. Das heftige Naturell wie auch das hitzige sichert sich auf ähnliche Art gegen Unbändigkeit, Zorn, u. dgl. und bildet sich zur eifrigen Ausführung menschenfreundlicher Gesinnungen. Die wahre Bildung würde also z. B. den Knaben Themistokles, dem die Thaten des Miltiades den Schlaf raubten, besser geleitet haben, als seine Mutter, die er vielmehr leitete; und wenn ein Knabe aus dem Bette springt, um an sein

*) Die Griechen insbesondere haben die Tugend von der Seite der Seelenschönheit angesehen (τὸ καλόν), und Cicero bemerkt: Oculorum, inquit Plato, est in nobis sensus acerrimus, quibus sapientiam non cernimus; quam illa ardentes amores excitaret sui, si videretur!" Auch Philosophen unserer Zeit stellen von dieser Seite die Tugend dar; so Jakobi, noch bestimmter Fries; und Locke giebt die pädagogische Regel: „man soll die Kinder den natürlichen Anlagen gemäß, d. i. zur Schönheit in allen Handlungen bilden."

**) D. Friedländer giebt in seinem Buche über die körperl. Erz. des Menschen, S. 347 fgg. eine Ansicht über die Temperamente, welche wir als einen Mittelweg zwischen der gewöhnlichen alten und der unsrigen der Naturelle betrachten möchten; sie läßt das Krankhafte im melancholischen, cholerischen, phlegmatischen, sanguinischen weg, u. giebt physische u. psychische Merkmale, wie blühende Gesichtsfarbe u. Lebhaftigkeit, dabei auch wohl braune Haare und Augen für das Letztere an; dabei gute praktische Winke für die Bildung.

Werk zu essen, so wird sein Bildner ihn nicht zurückhalten, aber seiner Seele Gedanken einflößen, die ihn zum Großen der Menschheit, und zugleich zur Mäßigung hinweisen. Es bedarf nur dieser Winke, um bei jungen Leuten solcher Naturart nach Ort, Zeit und Umständen das Rechte zu ersehen, was man zu thun hat.

Das lebhafte Naturell mit seinen Nuancirungen muß gegen die zu große Reizbarkeit, gegen Aufwallung der Begierden, oder gegen Empfindlichkeit in der Gesinnung gewahrt, und zur Lust am Lernen, am Festhalten, auch seiner selbst aufgeregt werden; man muß ihm Uebungen vorlegen, besonders in den Tugenden der Trefflichkeit, um von selbst gern mäßig, enthaltsam ꝛc. zu seyn. Jedes Geschlecht bedarf hierin seine eigene Behandlung, z. B. der Knabe von lebhafter Phantasie fürchtet mehr das Größere, das Mädchen mehr das Kleinere, in beiden aber soll der besonnene Muth durch sorgfältige Leitung erwachsen. Die Anlage zur Jovialität bedarf der Milderung durch Ernst in der Anstrengung und in würdigen Gedanken, aber sie soll keineswegs erdrückt werden, sondern sich vielmehr zu einer wohlthätigen Stimmung ausbilden.

Das weiche (sanfte) Naturell bildet sich in den stillen Tugenden aus, und sucht eine ruhigere Thätigkeit; aber es bedarf eben darum auch der Aufregung zu äußerer Thatkraft, so daß z. B. die natürliche Hingebung sich durch die Pflicht bestimme, daß nicht in Weichherzigkeit, oder in leidender Geduld die Seele verschmachte, sondern sich auch, wo es gilt, zusammennehme, und mannhaft dem Uebel entgegen trete und Beschwerlichkeiten überwinde.

Das Innige vertieft sich gern in seine Ideenwelt und könnte sich in der Tiefe des Gefühls verlieren, wenn es nicht für ein edles Leben in der Wirklichkeit aufgefordert, zur Aufnahme auch fremder Ideen angehalten, und durch Klarheit in der Beurtheilung zur heiteren Thätigkeit in

der Außenwelt geübt würde. Die Tugend geſtaltet ſolche Seelen zur Hervorbringung hoher Gedanken, reiner Gefühle, und unwandelbarer Treue in dem die innere Stille abſpiegelnden äußeren Leben.

Weiter haben wir hier nicht auf das Beſtimmtere einzugehen, da wir mit Regeln für die Bildung doch nicht zu Ende kommen würden, und auch nichts damit gewonnen wird. Nur fügen wir noch zu dieſen Winken über die Behandlung der Naturellverſchiedenheiten auch noch den hinzu, daß die nationalen nicht minder zu berückſichtigen ſind, z. B. die Weichheit der Hindus, die Düſterheit der Chineſen, die Betriebſamkeit der Europäer, und unter dieſen wieder das Deutſche Gemüth, die Franzöſiſche Beweglichkeit, die Engliſche Klarheit, die Moſkowitiſche Sprachfähigkeit. Es iſt auch nicht unintereſſant, die merkwürdigen Perſonen in der Geſchichte hiernach zu betrachten, ſowohl nach ihrem Naturelle an ſich, wie die Helden, Geſetzgeber, Lehrer, Künſtler alter und neuer Zeit, als auch, wie ſchon oben bemerkt, im Verhältniſſe zu ihrem Volke, z. B. ein Kyrus, ein Karl d. Gr., ein Alfred d. Gr., und auch mehr aus dem Geſichtspunete der Bildung, worin ſie ſich theils auszeichneten, z. B. die Apoſtel und die Frauen in der heiligen Geſchichte, oder welche ſie theils entbehrten, was z. B. aus einem Alexander d. Gr. und auch aus dieſem oder jenem preißwürdigen Manne noch Beſſeres hätte gebildet werden können. Nicht blos dem Künſtler ſind ſolche Perſonen aus der Hiſtorie oder Poeſie gegeben, für Meiſel und Pinſel, ſondern noch als ein höherer Reichthum für den Bildner der Jugend.

Von der Kindheit an bis zur Reife wird alſo die ächte Bildung die Tugend begünſtigen, und ihre Uebung durch die Schule und das Leben *) veranlaſſen, damit

*) „Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“
Göthe.

sich der Charakter in seiner Freiheit, Naturgemäßheit, d. i. Wahrheit und Einheit, entwickele. So geschieht es denn, daß in dem Jünglingsalter die Kindheit wieder erscheint, nämlich auf einer höheren Stufe, wie aus der Rosenknospe die reich gefüllte Blüthe. Die Kindeseinfalt der Kraft versucht sich in dem Knabenalter gleichsam spielend, bis sie ihre Hauptrichtung gefunden hat, und das ist die rein gestaltete Charaktereinfalt. Sie erscheint in der Vernünftigkeit, d. i. in der reinen Begeisterung. Wie gerade hierin alle Tugenden des Jünglings unmittelbar hervorleuchten, namentlich die Besonnenheit und Bescheidenheit sammt dem Streben nach dem Ideale, haben wir schon oben aus einander gesetzt, aber erinnern müssen wir noch, daß nur sie die Frucht der wahren Bildung seyn kann. Freilich wer nicht die Gottähnlichkeit zum höchsten Ziele setzt, muß nur auf den rechnenden Verstand arbeiten, und den Egoismus recht fein ausbilden, um, — wie sollen wir es nennen? ein Titanisches Geschlecht hervorzubringen *). Er muß den jungen Menschen vor allem lehren zu rechten, und dann sich unabhängig von aller Auctorität zu machen, endlich auch aus seinem Ich die Gottheit und das All zu schaffen. Dabei muß er denn gegen jedes Gefühl wachen, und alles von der jungen Seele abweisen, was die Phantasie nähren oder gar begeistern könne. Ueberall nur kalter Verstand und gescheidte Urtheilskraft! Nur muß man das Jugendfeuer für politische Zwecke anschüren, wenn man nicht etwa mehr zur Klugheit oder Vielgewandtheit erziehen will.

Das Hauptmittel nun zu der Bildung der Vernunft,

*) Gesch d. Erz. II.

Eine der angesehensten Frauen unserer Zeit, Fr. v. Stael, spricht es in ihrer Corinna so aus: „Wenn man einmal die Begeisterung lächerlich gemacht hat, so bleibt nichts übrig, als das Geld und die äußere Gewalt.“ So ist es, und so sah es die geistreiche Weltfrau.

daß ſie das, was ſie ihrem Weſen nach iſt, das Vermögen der Ideen, auch in dem jugendlichen Gemüthe beweiſe, kann kein anderes ſeyn, als das, wodurch die Ideen hervorgerufen werden, wie die Blüthen durch das Sonnenlicht. Und das iſt nur die Religion; nirgends ſonſt wird man es finden. Die Tugend übt ſich durch Kampf, aber die Kraft in demſelben iſt die Liebe, die von Gott kommt und zu Gott führt. Sie, die in dem kindlichen Glauben erwächſt, bleibt alſo die Seele der Bildung zur Vernunft. Der Charakter kann nur aus der Freiheit hervorgehen, aber nur die wahre Religion macht recht frei. Wer jenes andere Ziel ſich ſetzt, handelt ganz verſtändig, wenn er andere Wege einſchlägt, die aber die Vernunft und Freiheit auf einem andern Wege ſuchen, handeln unvernünftig und machen unfrei. Solche wiſſen nicht, was ſie thun. Es iſt ein ewig wahres Wort: „Die Furcht Gottes iſt der Weisheit Anfang“ *).

*) Fichte ſagt in den Grundzügen des gegenwärt. Zeitalters: „Es giebt nur Eine Tugend, ſich ſelbſt als Perſon vergeſſen; und nur Ein Laſter, an ſich ſelbſt denken. Jenes iſt ſein Leben an eine Idee ſetzen, und nach der Bibelſprache, ſich an den Willen Gottes hingeben. — — Aber erſt die Religion giebt dem Pflichtgeſetze Bedeutung und Leben; in ihr Liebe und Seligkeit.“ Aber die Vernünftler des Zeitalters mochten gerade hierin dieſen Philoſophen nicht hören. Wenn Fries den guten Charakter erklärt, als „die Eine Grundthat, wodurch der Menſch ſelbſt gut iſt; die Grundtugend; die Kraft der Idee in uns; als ſittlicher Charakter die Kraft der Selbſtbeherrſchung in uns, wodurch wir der Ueberzeugung der Pflicht das Leben unterwerfen:“ ſo iſt da nur die Seele des guten Charakters, die Religion überſehen. Das haben ſelbſt die Griechen nicht ganz; wir brauchen nur an Pythagoras und Platon zu erinnern, und von Ariſtoteles anzuführen, wie er den Vorzug des Menſchen in das ſetzt, „daß er etwas Beſſeres als er ſelbſt iſt, zu erkennen vermag.“ Schön ſagt Epiktet: „Wäre ich eine Nachtigall, ich wollte ſingend das Geſchäfte der Nachtigall — und wäre ich ein Schwan, auch ſingend das des

6. Der junge Menſch in ſeiner Ausbildung.

Wer das Ziel der wahren Bildung erreicht hat, iſt mit der Idee ſeines Lebens Eins geworden. Er hat ſie gefunden, er hat ſich damit gefunden, ſeinen Genius, ſein Ideal, ſein wahres Selbſt. Hierin erkennt er denn ſeine Beſtimmung und erwählt ſeine Lebensbahn; der Mann die ſeinige nach Zeit und Lage, eben ſo das Weib die ſeinige, wie es die Vorſehung fügt.

1) Das Ideal iſt ſo vielfach wie das Naturell, und jeder hat hiernach ſein eigenes, das unter eine der vier Hauptclaſſen gehört. Wer es in ſich aufſtellt, iſt ein vortrefflicher, und wer darin hervorragt, ein großer Menſch *); der vollkommenſte würde freilich dieſes Vierfache in ſich vereinigen, allein wo iſt er? und wo der, welcher nur ein Zwiefaches vereinte? iſt doch ſchon der, welcher Eins recht wäre, eine Seltenheit der Jahrhunderte. Hiernach würde denn der kräftige Mann, welcher eine äußere ſittliche Ordnung in der Menſchenwelt ſchafft, als Ideal gedacht, der Geſetzgeber ſeyn, der, welcher das Schöne, das er in ſich ſchafft, außer ſich hinſtellt, der Künſtler oder Poet; der, welcher das Göttliche in den Menſchen entwickelt, der Lehrer, und zwar

---

Schwans verrichten. Da ich aber ein vernünftiges Weſen bin, ſo iſt mein Geſchäft, Gott zu loben; das iſt mein Beruf, ich will ihn erfüllen.“ Tief gedacht iſt das Wort der Levana: „Nicht Beſonnenheit und Sittlichkeit unterſcheidet den Menſchen vom Thiere, ſondern Religion.“

*) Gleichſam zur Uebung der Urtheilskraft an hiſtoriſchen Perſonen — an mythiſchen, wie Herakles, den Homeriſchen Helden ꝛc. könnte man es auch, mögen hier ein Paar Fragen ſtehn: Wer war größer? Alexander, oder Diogenes? oder Alexanders Lehrer Ariſtoteles, dem der Eroberer ſelbſt ſchrieb: „lieber möchte ich doch an Wiſſenſchaft als an Macht den Menſchen überlegen ſeyn?“ oder Homer, deſſen Ilias er in die eroberte goldne Kapſel legte? Wer unter jenen Römern? Julius Cäſar? oder Cato? oder Cicero? oder jene Arria? Und im Mittelalter Karl d. Gr.? Alfred d. Gr. ꝛc.

als Gottbegeiſterter, wenn man ihn in ſeinem Höchſten betrachtet; endlich der, welcher das Innere des Geiſtes klar macht, alſo alles Denken und Wiſſen ordnet, und in der Einheit der Vernunft für jeden Denker aufzeigt, der Philoſoph. Derjenige, welcher alles dieſes ſo einigt, daß ihn die göttliche Idee, die ſich in der ganzen Menſchheit entwickeln ſoll, wirkſam macht, iſt ein Weiſer, wie ihn die alte Welt in einem Pythagoras, Zerduſcht, u. a. ſehen läßt. Wer Philoſophie und Lehrweisheit vollkommen verbände, wäre ein idealiſirter Sokrates; der Philoſoph zugleich Poet, und beides vollkommen, ein Platon, noch göttlicher, als jener wirkliche; ein Philoſoph und Geſetzgeber in einer Perſon wäre ein noch über dem hiſtoriſchen ſtehender Solon, Numa u. a. *).

Auch laſſen ſich alle Lebenszweige, welche etwa der Mann erwählt, auf eine dieſer idealen Beſtimmungen zurückführen, und gerade hierdurch erhalten ſie ihren Werth. Je tiefer ſie noch unter einem derſelben ſtehen, um deſto geringer die Würde des Geſchäfts und deſſen, der es betreibt: je edler der Mann, deſto mehr wird er in ſeinem Geſchäfte, ſo gering es auch an ſich ſey, nach der Idee hinſtreben, welche in ihm ſelbſt lebt, und welche ihn treibt, ſeinen Kräften gemäß einen höheren Wirkungskreis zu ſuchen. Dieſer Trieb ſoll den jungen Mann beſeelen.

Zu der erſten Hauptbeſtimmung gehört in dem erſten Range der Staatsmann und der Kriegsheld, ein Sully und ein Bayard; beide haben zunächſt den öffentlichen Wohlſtand, Recht und Gerechtigkeit zum Ziele, und weihen hierzu Zeit, Kraft, Geſundheit und Leben. In dem mittleren Range ſtehen alle Männer, welche Handel trei-

*) Man vgl. die ähnliche Abtheilung der Ideale von Fichte, Grundz. des gegenw. Zeitalt. (1806) S. 115 fgg.; auch die Levana giebt vier männliche Ideale an (II. S. 368. u. a.)

ben und Gewerbe haben, weil sie, insofern sie edel sind, darin das Beste der Welt zu fördern trachten; und hier wiederum nach Stufen, der Großhändler, der Fabrikant, der Oekonom ꝛc., bis zum Manufacturisten und Producenten herab. In den untersten Rang gehört der blos dienende Mann, wie der Tagelöhner ꝛc.; aber auch dieser veredelt sein Geschäft durch den Gedanken, das Gute im Einzelnen zu befördern, was der Gesetzgeber im Großen und Ganzen veranstaltet.

Dem zweiten Ideale gehören an: vorerst der Poet im eigentlichen Sinne, weil er unmittelbar geistig, vermittelst der Sprache darstellt, dann jeder andere Künstler, Bildhauer, Mahler, Musiker; eine untere Stufe hat der Mechaniker, weil ihn mehr die Idee des Nützlichen, als des Schönen leitet, endlich auch der Handwerker.

Das dritte Ideal, erste Classe: Lehrer der Religion und Sittlichkeit, oder Erzieher im Großen; zweite Klasse: Erzieher im Einzelnen, und Lehrer einzelner Wissenschaften und Künste.

Das vierte Ideal steht vornehmlich den genialen Erfindern der Systeme vor; die untere Klasse machen hier die aus, welche irgend ein einzelnes Ganze der menschlichen Kenntnisse weiter bringen.

So wie nun in dem vollkommensten Manne dieses Vierfache in seiner Vollendung vereinigt wäre, so findet sich bei den untergeordneten Menschen eine Mischung von mehrerem, so daß es, je niedriger ihre Stufe ist, um so mehr von äußeren Umständen abhängt, was sie erwählen, und worin sie am besten arbeiten. Dagegen je kräftiger eine Idee in einem Manne lebt, desto mehr Begeisterung, desto freier durchbricht er alle Hindernisse, und desto mächtiger schafft er sich seine Wirksamkeit. Die körperlichen Anlagen sind jederzeit von der Natur der Hauptbestimmung gemäß dem Kinde mitgegeben, weil die Natur überall Einheit ist und ein Ganzes erstrebt: allein von frühem an werden sie durch tausenderlei Störungen ge-

ſchwächt und verändert, und ſo fehlt es wohl hin und wieder dem Mahlergenie an Fingergeſchicklichkeit, aber gewiß nie ganz, und immer wird die Genialität von den ihr zugehörigen Talenten bis zur Schärfe des Sinnes und bis zur Beweglichkeit der Muſkel begleitet ſeyn. Und da jeder nicht ganz verwahrloſete Jüngling für irgend ein Ideal immer doch Einiges hat, ſo kann er auch immer irgend eine bürgerliche Beſtimmung erwählen; er kann Staatsbeamter, Volkslehrer, Arzt ꝛc., überhaupt Gelehrter werden; er kann ſich dem Handelsſtande, der Oekonomie, einem Gewerbe oder Handwerke ꝛc. widmen.

Von der größten Wichtigkeit iſt es, daß man den inneren Beruf des jungen Menſchen ſicher erfahre, und daß er ſich ſelbſt deſſen zeitig genug bewußt werde. Das wird aber um ſo weniger der Fall ſeyn, je mehr man ſich von äußerlichen Rückſichten leiten läßt; denn da ſetzt man dem gewöhnlichen Abrichten mit derſelben Eigenmacht die Krone auf. Kein Wunder, daß da der Genius manchmal gefeſſelt wird, und im tragiſchen Kampfe ſeine Flügel frei zu machen ſtrebt, und daß in der Welt, wo man ſo das Erziehen treibt, ſo wenige Menſchen an ihrem Platze ſtehen. Unbefangenen Eltern und Lehrern würde es doch nicht ſchwer werden, die wahre Beſtimmung des jungen Menſchen bis längſtens gegen ſein 15tes Jahr hin zu erkennen. Sein Naturell bei möglichſt vielſeitiger Erregung, beſonders durch guten Unterricht, ſo daß ſein reinſter Trieb ſich frei entwickeln kann, läßt da ſchon Vieles bemerken. Nun beobachte man ihn in ſeinen Aeußerungen, wo ſich oft leiſe aber überraſchend das Ideal ſeines Lebens wie von weitem ankündigt; und dieſer Ton wird öfters anklingen. Auch mögen die Eltern die Verhältniſſe und Lebenszweige, die der Zeitgeiſt darbietet, mit dem, was ſich in dem Knaben entwickelt, unpartheiiſch vergleichen, und alsdann ſind ſie bald im Stande, ein beſtimmtes Urtheil zu fällen, in welchem der

vorliegenden Berufsarten er, einst wirkend als Mann, am meisten seine Vortrefflichkeit darlegen werde. Nun kommt es weiter darauf an, dieses zu seinem eigenen Bewußtseyn so zu bringen, daß er, obwohl wie von einer unsichtbaren Loge geleitet, ganz frei und fest von selbst dieses erwähle. Vor allen Dingen also sage man ihm nichts von seinem Berufe vor, und frage ihn nicht darüber; oder fragt er, so lasse man ihn bemerken, wie wenig er dieses noch verstehe, man zeige ihm die unangenehme Seite da, wo er nur die angenehme sah, und die angenehme, wo ihm der Beruf unangenehm vorkam. Ueberhaupt lehre man ihn die Lebensweisen allmählig kennen und würdigen, so wie er nur dieser Einsicht fähig wird. Das wird nun gerade nicht so frühzeitig der Fall seyn, als man es gern hätte; aber das Voreilige verdirbt die richtige Erkenntniß und Wahl. Man suche daher zugleich die Tugendkraft zu üben, und die Thätigkeit unter der Hand auf das zu lenken, was man in der Natur des Knaben angelegt sieht. Und so wird es nicht fehlen, die Einsicht wird ihm zu rechter Zeit kommen, sein edles Selbstgefühl wird sich erheben, und, ob er gleich schon längst dunkel, ohne darum zu wissen, gewählt hat, so wird es ihm doch nunmehr klar werden; es wird ihm in seiner Seele vielleicht aufblitzen, und er wird sich in einer glücklichen Stunde zurufen: „Ja, bei Gott! das ist es, das will ich werden!“ Das ist dann sein göttlicher Beruf. Und da sich diese Wahl unter dem Einflusse des Aeußeren mit seiner Bildung entscheidet, so wird er auch gerade das ergreifen, was sein Zeitalter fordert, er wird gleichsam in dasselbe zu dessen Verbesserung mit seiner Vortrefflichkeit hineinwachsen. Die ehemaligen Zeiten bedurften und erhielten auf solche Art Weise, Gesetzgeber, Vaterlandsvertheidiger, Dichter: die neuere bedurfte Volkslehrer, Staatsbeamten, Kriegsmänner, Gelehrte, Erfinder von Systemen, und es fehlt auch jetzt nicht an Dichtern. Große Menschen werden minder

ſelten ſeyn, ſobald nur unſere Cultur zur wahren Bildung übergeht; ſie führt wenigſtens den jungen Mann der Wahrheit ſeines Lebens und dem Heile ſeines Zeitalters zu.

2) Auf ähnliche Art iſt es bei dem weiblichen Geſchlechte. Allein das Weib hat von der Natur nicht ein ſo Vielfaches, weil es nicht ſo zur Wirkſamkeit nach außen beſtimmt iſt, und weil es in dem Innern weniger zu unterſcheiden giebt. Jenes Vierfache findet ſich indeſſen auch hier, aber ganz anders geſtaltet. Denn die Weiblichkeit zieht den Trieb zum äußerlichen Wirken überall zurück, hält es alſo in einem kleineren Kreiſe, läßt es in demſelben mehr ordnen und ausbilden, als ſchaffen, aber vereinigt auch die Kraft zu innig ſtärkerer Thätigkeit. Der Charakter iſt hier überhaupt Milde und Sanftheit. So iſt das Weib nach der erſten Idee Gebieterin, es ſey nun durch ihren ſtillwirkenden Geiſt in der Ordnung des häuslichen Lebens als Hausmutter, oder durch die Macht der Sitte und der Anmuth in der Geſellſchaft. Nach der zweiten Idee ſtellt ſie das Schöne der Seele für den Mann auf, dem ſie durch Liebe und in möglichſter Vortrefflichkeit angehören will; ſie wird Gattin. Nach der dritten entwickelt und bildet ſie den Menſchen durch ſtillen Einfluß ganz von innen heraus als Mutter. Nach der vierten ſchaut ſie die Wahrheit wie durch eine Sehergabe; ſie hat die Lebensweisheit, und beſitzt in der Kenntniß und Behandlung der Menſchen ein leiſes Gefühl des Wahren und Schicklichen, und tiefe praktiſche Blicke für das ganze Leben. Künſtler idealiſiren nach dieſen, obwohl dunkel zum Grunde liegenden Ideen, Göttinnen, Heroinen, Madonnen, aber in der Wirklichkeit iſt hier weniger das Vortreffliche vereinzelt, als bei dem Manne, ſondern liegt mehr in der Einen Blüthenfülle, wenn auch nicht in gleicher, und das Weib, welches ſich zugleich als Gattin, Mutter und Hausfrau mit Lebensweisheit auszeich-

net, ist gerade keine Seltenheit. Die gewöhnlichste Verschiedenheit ist wohl, selbst unter Schwestern, jene zwiefache, wie dort Martha und Maria.

Aber damit dürfen wir dem weiblichen Geschlechte nicht die Fähigkeit zu jenen männlichen Idealen absprechen. Die Welt zeigt wahrhaft große Frauen auf dem Throne, ja sogar einige Heldinnen, Dichterinnen genug, auch Lehrerinnen, welche ihr Inneres mächtig zu der Wissenschaft hintreibt. Nur wird dieses alles unter dem weiblichen Geschlechte sich seltener finden, als unter dem männlichen, und wo es sich findet, wird es durch die Weiblichkeit sein eigenes Vortreffliche erhalten, und aus Wahrheit hervorgehen, nichts Gesuchtes seyn müssen; es soll mehr das Begleitende und gleichsam die ausströmende Kraft der andern weiblichen Vortrefflichkeiten seyn. So ist z. B. die Dichterin eigentlich bestimmt eine schöne Seele auszusprechen, und zarte Gefühle schön darzustellen. Zur stillen, zeichnenden Kunst ist ihr Schönheitssinn und Gemüth, und so auch zur musikalischen Kunst bestimmt, besonders für den Gesang, als den schönsten Ausdruck der inneren Harmonie. Wo sich nun irgend eine außerordentliche Anlage in dem Mädchen befindet, da wird sie sich vielleicht noch stärker ankündigen, als in dem Knaben. — Uebrigens ist für die Jungfrau auch ihrer Natur nach weniger von Wahl ihres künftigen Berufes die Rede. Sie soll, Ausnahmen abgerechnet, Gattin werden, und nur in der Wahl dessen, dem sie Herz und Hand giebt, äußert sich das Besondere ihres Berufes zu ihrer künftigen Lebensweise. Nur diejenige scheint von der Natur bestimmt zu seyn, unverheirathet zu bleiben, welche sich in irgend einer einzelnen Vortrefflichkeit, die sich gerade nicht mit dem ehelichen Leben verträgt, z. B. als Künstlerin, sehr auszeichnet. Diejenige indessen, welcher das Schicksal den Ehestand versagt hat, sollte billig einen Beruf fin-

den, worin sie dennoch ihrem Genius lebt, wohlthätig in einer engeren oder weiteren Umgebung.

Die Vergleichung der beiden Geschlechter in ihrer Vollkommenheit wird meist entweder mit zu viel Erhebung oder mit zu viel Herabsetzung des Weibes angestellt *), die Menschenwürde aber steht in beiden gleich, und man soll gerecht seyn, und in der Verschiedenheit dieses Gleiche anerkennen. Daher hat das Mädchen eben so gut ein Recht auf vollendete Bildung als der Jüngling, nur sey sie nicht die des Mannes, sondern die für sein weibliches Ideal.

Eine vollendete Natur würde die körperlichen Vollkommenheiten, wie wir sie oben aufzeichneten, mit den geistigen in Einheit darstellen, und so den Jüngling und die Jungfrau, jedes in seiner eigenthümlichen Tugendgestalt, Kraft, Würde und Schönheit. Das wirkliche Leben auf der Erde zeigt nirgends so etwas Vollkommenes auf; und so leben solche Wesen nur in der Poesie, aber auch für die Bildung als hohe Ideale.

---

*) Gegen so manche Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts im Alterthume, im Oriente, von Physiologen ꝛc. entschädigt in Barretts Lobgedichte auf dieses Geschl. besonders die Stelle, welche Darwin und Hufeland (Erzieh. des weibl. Geschl.) anführen, von den Frauen in der heil. Geschichte:

„Sie entweihten nicht die Lippen des Erlösers mit verrätherischem Kuß;
Sie verläugneten ihn nicht mit unheiligem Munde;
Sie blieben, als die Apostel flohen, und boten Trotz der Gefahr.
Ein Weib gab ihn uns, ein Weib war die letzte am Kreuz, ein Weib die erste bei seiner Auferstehung.“

Zweiter Abſchnitt.

Störungen und Verbeſſerungen.

Wenn die Natur des Menſchen, wie die der Bäume hervortriebe, und wenn in der menſchlichen Geſellſchaft die reine Vernunft überall herrſchte, ſo wäre dem Bildner nur das Geſchäft und die Freude des Gärtners beſchieden, oder vielmehr die himmliſche, Kinder in das Paradies einzuführen, daß ſie ſich da zu Engeln entfalten. Unſere Erdenwelt zeigt es anders. Wir mögen wohl von der Unſchuld der Kinder reden, wer ſie aber in dem ſeinigen zu finden vermeint, wird ſeinen Wahn bereuen; denn ſein Kind wird darüber verwildern und verderben. Der Erzieher als ſolcher ſowohl, wie als Chriſt, weiß nur zu gut, daß ſchon von den erſten Lebensſtunden an in dem Menſchenkinde ſich etwas regt, das nicht ein gerades Aufſtreben der Vernunft iſt, ſondern ſogar ein Widerſtreben; nenne man es Sinnlichkeit, oder radicales Böſe, oder Erbſünde, genug es iſt da, und wer es wegläugnen will *), iſt ein ſchlechter Philanthrop, denn er ſieht das Unkraut für die edlen Keime

*) „Wer die Erbſünde läugnet, iſt wie die, welche die Sündfluth läugnen wollen, weil ſie nicht mit darin ertrunken ſind," ſagt unſer Claudius; und Joh. v. Müller bemerkt von unſerm Zeitalter: Et jamais il n'y a plus d' Egoisme que depuis qu'on deteste, qu'il y ait un peche originel. Vgl. Geſch. d. Erz. II. S. 490 fg.

an, und tritt dem, was die rechte Entwickelung ſtören wird, nicht zeitig genug entgegen. Das Böſe fängt mit dem Früheſten an, und kommt nicht etwa auf einmal, mit irgend einem Gedanken oder ſonſt einer Regung in die Seele, welches faſt ſo viel hieße, als ein böſer Dämon führe herein, ſondern ebenſo, wie das Gute, und neben demſelben erwächſt es aus einem unſichtbaren Keime *). Wird nun auf dieſen nicht geachtet, ſo überwächſt es leicht und ſchlägt tiefere Wurzeln. Alſo iſt ſchon bei dem kleinſten Kinde mit aufſpürendem Blicke zu wachen.

Aber es iſt in dem Menſchenkinde auch kein böſer Geiſt geboren, ſondern jedes bringt ſeine Anlage der Gottähnlichkeit mit ſich. Auch der Pädagog verabſcheut einen Manichäismus von abſoluter Verdorbenheit der menſchlichen Natur. Von der Aufmerkſamkeit des Kindes an ſahen wir die Tugenden in ihm aufknoſpen, und den Bildungstrieb ſie hervortreiben. Sie werden nur in jedem Momente durch das Entgegengeſetzte, welches einfließt, verunreinigt und in ihrem ſchönen Wachsthume geſtört. Auch ſchon der Säugling äußert ſich oft ſo, daß die Freude an ihm getrübt wird. Und ſo wie ſich die Tugend immer mehr in einzelne entfaltet, ſo auch ihr

*) Die Levana nimmt eine Art von Liebestrieb in dem Kinde an, und daß die Ueberfülle der Kraft in Liebe überaehe (III. 622 fgg.) und ſo habe man ſie nicht erſt einzuimpfen, ſondern das eigenſüchtige Unkraut nur auszuziehen. Aber dieſes Ausziehen? wie macht man es? Da iſt alles vergeblich und nur ein ſüßes Träumen von Liebe des Kindes, wenn man nicht gegen den böſen Feind wacht, d. i. wenn man bei dem Vertilgen des einzelnen Keims meint die Wurzel, der Egoiſmus, ſey nun wirklich ausgerottet. Das aber iſt ſie nie. Daraus iſt denn das wirklich harte, aber auch ſehr unrichtige und erfahrungswidrige Urtheil gefloſſen, daß (S. 642.) „nur von liebenden Eltern liebende Kinder zu erheirathen ſeyen; und daß beſonders ein haſſender oder liebender Vater (wir dächten eher: Mutter, und doch! —) kindliches Haſſen oder Lieben fortpflanze.“

Entgegengesetztes; dieses geht ebenfalls mit den Jahren in dieses und jenes Bestimmtere über, und erscheint also in dem Bewußtseyn sowohl, wie nach außen, mehr sichtbar und mehr als etwas Böses. Daher erinnert sich kein Mensch der ersten bösen Regungen, sie fallen vor sein Bewußtseyn, aber wohl schon der weiteren, die sich etwa nach seinem 3ten Lebensjahre äußerten, und darum denken wir alle mit Wehmuth an die Kinderjahre, wo wir noch nicht Gutes und Böses unterschieden, als an ein verlornes Paradies zurück *).

Diese Beschaffenheit des Kindes läßt also durch die ganze Entwickelung des Guten hindurch auch das Entgegengesetzte bemerken, bald mehr als hemmend, d. i. als Schwäche in dem Bildungstriebe, bald mehr als entstellend, d. i. als widrige Richtung desselben, und beides nach dem Alter, Geschlechte und Naturelle verschieden. Gäbe es eine völlig freie Tugendentwickelung, so hätte der Bildner, wie oben bemerkt, ein Engelsgeschäft; gäbe es gar keine, sondern hätte das Böse die Uebermacht, so wäre gar keine Bildung möglich. So, wie es wirklich ist, bietet sich uns in der Jugendwelt weder eine Angelologie, noch eine Dämonologie dar, sondern ein Kampf in jedem Kinde, worin die Tugend der Sieg ist, und eben hierzu soll der Erzieher helfen. Die reine Bildungslehre ist also zur Praxis noch nicht genug, und wir müssen noch ihre Störungen kennen lernen.

Das allgemeine Wort für alles, was als solche vorkommt, möchte etwa Mißbildung heißen. Wir begreifen darunter das Physische und Psychische, alles was an Körper und Geist der Bestimmung und dem Urbilde des jungen Menschen widerspricht. Hiernach hätten wir zuerst von jenen Gebrechen zu handeln, wo der

*) Die erwachende Idee des Guten straft den Führer, der nach der Platonischen Vorstellung dem schwarzen Rosse in dem Zweigespanne der Psyche den Zügel schießen lassen.

Körperbau mißgebildet oder übel gewöhnt iſt *), wie auch, wo es an einem der Sinne fehlt, und endlich, wo Blödſinn (Fatuität) oder gar Verrücktheit vorkommt. Allein das würde theils aus der Erziehungslehre in eine Krankheitslehre führen, und wir müſſen uns in engeren Gränzen halten, theils werden wir in der Unterrichtslehre der Grundſätze für die Behandlung der Taubſtummen ꝛc. gedenken. Hier haben wir von dem ſittlichen Zuſtande zu reden.

Schon in der Einleitung wurde der Rohheit, als gänzlichen Mangels der Bildung, und der Wildheit, als der roh ausſchlagenden Kraft gedacht; wie auch der Verbildung, wo ſie der Beſtimmung zuwider cultivirt worden. Wir gehen nunmehr auf das Innere ein, wo der Trieb entweder erſt falſch hervorbricht, oder ſchon zu einer böſen Gewohnheit geworden iſt; jenes ſind die Unarten, dieſes die Verdorbenheiten; jene ſind erſt die Anfänge von dieſen, und dieſe, d. i. jedes Laſter, jede Leidenſchaft, jede ſchlimme Gewohnheit, iſt aus irgend einer Unart erwachſen. Darum hat der Bildner dieſen bis dahin nachzuſpüren, wo ſie eben entkeimen wollen, um wo möglich ihre Keime zu zernichten und ſie gar nicht aufkommen zu laſſen, oder wären ſie ſchon da, um ſie baldigſt zu vertilgen, ehe ſie zu Verdorben-

*) Dahin gehört verwachſener Knochenbau, manche ſchlimme Angewohnheit, z. B. das freiwillige Hinken der Kinder, das Schielen ꝛc. Man hat ſchon vorlängſt eigne Bücher über dergleichen. Daß ſich vieles auch bei ganz verwachſenen jungen Leuten hierin thun läßt, beweiſen mehrere Curen der neueren Bandagiſten; und daß Buckelichte alt werden können, beweiſen mehrere Beiſpiele, unter ander Pope, der 72 J. alt wurde; in der neueſten Zeit iſt manches zur Heilung ſolcher Gebrechen erfunden worden; indeſſen muß man doch da immer den Arzt zu Rathe ziehen. — Was man von jungen Leuten, die in der Wildniß, oder ohne irgend einen vernünftigen und Sprachverkehr aufgewachſen, berichtet, führt nur auf die Nothwendigkeit der menſchlichen Cultur hin. — Oft ſind bei verwachſenem Körper die Geiſteskräfte vorzüglicher.

heiten erwachſen. Denn je länger gewartet, deſto mehr verloren. Die Unart wird noch leicht geheilt, aber eine verwilderte Seele zu reinigen und in ein Land edler Früchte umzuſchaffen, dazu gehört mehr als menſchliches Vermögen. Wir werden alſo vorerſt die Unarten in ihrer Entſtehung aufzeigen, und die Art der Heilung dabei bemerken, ſodann diejenigen Verdorbenheiten der Jugend anzeichnen, gegen welche die Erziehung noch Mittel finden kann, die wir ebenfalls angeben müſſen.

1. Die Unarten, ihre Entſtehung und Heilung.

Da wir unter Unart jede Abweichung von der rechten Art, d. i. von dem reinen Aufſtreben des Bildungstriebes, verſtehen, alſo das Unedle in der Entwickelung, ſo können wir ſie nur in der Jugendzeit ſuchen, und vornehmlich in der Kindheit. Es giebt nur unartige Kinder, und was bei Erwachſenen etwa mit jenem Namen bezeichnet wird, das ſind unſchickliche Gewohnheiten, die man gerade nicht böſe nennen kann, und die meiſt auf Vernachläſſigungen in den früheren Jahren deuten. Grabweiſe verſtärken ſich die Unarten zu böſen Sitten; ſie gehen endlich in Laſter über, und jedes, das wir in dem Jünglinge als ſolches erkennen, müſſen wir ſchon in der noch kleinen Unart des Kindes aufſproſſen ſehen. Daher ſollte man mit einem künſtleriſchen Talente in dieſer den böſen Dämon erblicken und bis dahin ausmahlen, wo er in ſeiner ſcheußlichen Geſtalt daſteht; und geſchähe das eben ſo mit den kindlichen Tugenden als Gegenſtücken, ſo könnte manchmal das Verhalten ſolcher Gemählde ein bildender Wunderſpiegel ſeyn.

Im Reiche der Tugend iſt Einheit und Eintracht, im Gebiete des Böſen iſt Vielheit und Widerſtreit. Alle Tugenden ſind immer zuſammen, aber das können nicht die Laſter, welches auch ein Ungeheuer gäbe, indeſſen iſt

in dem Menſchen doch nur Eine Wurzel des Böſen, die man zwar verſchieden benennt, aber eigentlich nichts anders iſt, als der Egoiſmus. Von ihm ſind daher auch die Unarten abzuleiten, und zwar ſo, wie er die Tugendentwickelung ſtörend begleitet. Weil nun dieſe die ſchöne Mitte hält zwiſchen dem negativen und poſitiven Abirren der Kraft, ſo haben wir auch bei jeder einzelnen Tugend, wie ſie ſich entfaltet, nach zwei Seiten hin Unarten zu gewahren, und was der Moraliſt als Widerſpiel und Mangel unterſcheidet, hat der Pädagog als zwei Reihen von Unarten zu denken, wovon die eine im Zuviel, die andere im Zuwenig die Kraft als abirrend aufzeigt. Je jünger das Kind, deſto einfacher auch die Unart; ſie vervielfältigt ſich aber bald ſo, daß immer eine die Mutter von einer Menge wird, jedoch immer der Egoiſmus die böſe Wurzel bleibt, und auch immer neben der Entwickelung einer Tugend ihr zu beiden Seiten erſcheint. Auch geſtalten ſie ſich in jedem Kinde frühzeitig nach Geſchlecht und Naturell.

---

a) Die Unarten des Säuglings.

Die erſte Unart des neugebornen Kindes erſcheint in ſeinem ungeberdigen Schreien; denn wir müſſen dieſes von dem erſten Schreie, der noch die Kraft in ihrer einfachen Gegenwirkung gegen die eindringenden Reize ankündigt, wohl unterſcheiden. Von dieſem war bei der Entwickelung die Rede *). Als Unart aber iſt das Schreien zu erkennen, wenn es den erwachenden Egoiſmus ankündigt, und dieſen kündigt es an, wenn es ein Widerſetzen gegen die Mutter oder andere Menſchen iſt, und die Ordnung umkehrt, nämlich wenn das Kind herrſchen will. Das Kind hat noch nichts anders zum Wi-

*) Und Ariſtoteles findet es geſund, beſonders zur Erweiterung der Lunge; es hieß bei ihm διάπνοος.

derſtande als die Stimme, aber weiterhin kommt das Ungeberdige im Schlagen, Stampfen ꝛc. hinzu. Solches Schreien wird von denen, welche ſich um das Kind befinden, nicht nur an dem widrigen Tone, ſondern auch daran erkannt, daß es immer heftiger wird, bis die Befriedigung erfolgt. Hiermit bildet ſich die Aſſociation zwiſchen der ungeberdigen Aeußerung und der Erreichung der Abſicht für das ganze Leben. Das Kind weiß bald, daß es durch dieſes Mittel ſeinen Zweck erreicht; es weiß das im Anfange wie das Thier, wie der Hund durch Bellen von ſeinem Herrn etwas fordert, aber allmählig lernt es aus Reflexion durch ſein Schreien alles ausrichten, und durch Ungeſtümm ſeine Menſchen beherrſchen. Schwer kommt dieſes Kind irgend einmal zu einer Empfindung der Liebe, der Dankbarkeit, des Frohſinnes, der vertrauenden Hingebung, es wird nur commandiren, die Menſchen umher zu Mitteln gebrauchen, und am Ende ſich ſelbſt. Es wird ſeines Lebens weder ſich ſelbſt noch Andere recht froh werden laſſen. Verlangt ein ſolcher Menſch einmal etwas, fühlt er ein Bedürfniß — und wie wenige Lebensmomente ſind davon frei! — ſo iſt er verdrießlich und ſchon zum voraus voll Aerger, der natürlicher Weiſe durch tägliche Erfahrungen vermehrt wird; daraus erwächſt denn nichts als Mißmuth und Mißtrauen. Hat er etwas erhalten, ſo iſts ihm nicht genug, und weit entfernt, es jemanden Dank zu wiſſen, weiß er nur von dem zu reden, was er noch fordern konnte, und ſucht da noch Rechte auf, wo er an Pflichten denken ſollte. Fehlt ihm etwas, will ihm etwas nicht gelingen, ſo wird er die Laſt und Qual der Menſchen umher und ſeine eigene. Ueberall in ihm ein Kampf mit dem Schickſale, nirgends Friede. Hat er auch einen Schein von Religion, ſo gebraucht er nur Gott zum Mittel, und weiß nur die Vorſehung zu tadeln. Lernt er Moral, ſo iſt ſein Betragen durch und durch erzwungen. Von Liebe iſt da nirgends viel zu finden,

und auch die Eltern dürfen keine von ihm erwarten. So kann aus dem Kinde, welchem man die Unart läßt, alles durch Schreien zu bewirken, ein unerträglicher egoiſtiſcher Menſch werden; und wenn er es nicht wird, ſo iſt es nur durch Lebensumſtände verhütet worden, wofür man Gott danken möge. Man ſtößt im gemeinen Leben auf viele Menſchen, bei deren bösartigem Betragen man mit Sicherheit ſagen möchte: ſie haben ſchon als Kinder dem Hauſe mit ihrem Schreien Noth gemacht. Nach Beſchaffenheit des Naturells und der Umſtände wird ſo dieſes Kind boshaft, halsſtarrig, zornſüchtig, tückiſch, argliſtig, lügneriſch, kriechend, falſch, grauſam, tyranniſch ꝛc.

Dieſe Unart iſt alſo eine ſchwere Anklage gegen die Eltern *). Zwar iſt kein Kind ſo ganz von derſelben beſeſſen, daß nicht hin und wieder das Beſſere erwacht, aber ſchlimm genug, wenn ſie nur Wurzel gefaßt hat. Es würde weit mehr Kinder von edler Gemüthsart geben, wenn man nicht, und das ſchon in dem Wochenkinde, jene Unart entſtehen ließe.

Das Hauptmittel dagegen iſt, daß man ſchon den erſten Verſuch des Kindes zurückweiſe, ihm alſo nicht nachgebe, es nur ſchreien laſſe, und ſeinen natürlichen Bedürfniſſen zuvorkomme, ehe es die Befriedigung durch Schreien und mit Ungeſtümm ſucht. Außerdem behandle man es ſo freundlich als möglich. Dieſes iſt das ſogenannte Brechen des Willens. Es iſt eine Unkunde, wenn man meint, das geſchehe erſt durch eine Art Gewalt, denn wenn es dazu kommt, ſo iſt ſchon viel verſchuldet worden; freilich der gewöhnliche Fall, da leider jene Nachgie-

*) Sömmerring bemerkte einſt dem Verf., daß er nach 20jährigen Beobachtungen das ungeberdige Schreien nie als Fehler des Kindes, es ſey denn Krankheit geweſen, ſondern nur der Erzieher gefunden; von wenigem ſey er ſo gewiß. Und wirklich beſtätigt ſich dieſe aufmunternde Erfahrung in jedem Hauſe, wo man die kleinen Kinder gut behandelt.

bigkeit herrschend ist, und so die Verkehrtheit der Eltern auf die Kinder übergeht. Allein, wenn das Uebel nun einmal da ist, so bleibt nichts anderes übrig als dieses Brechen des Willens, und das je eher je lieber. Mit jedem Tage nimmt es sonst zu, denn die Association befestiget sich, und verwächst gewissermaßen in das Organ. Ebenso und vielleicht noch schlimmer ist es, wenn man mit dem Kinde capitulirt; denn damit gesteht man ihm schon eine Herrschaft zu, und am Ende kommt nichts anderes als ein heilloses Zerren heraus, das zu immer stärkerer Ungeberdigkeit reizt. — „Aber das Kind wird zu sehr schreien, und sich vielleicht einen Schaden thun." Laßt es darauf ankommen; oder ist der Schaden geringer, wenn es von Tage zu Tage halsstarriger wird? Wann soll ihm dann der Wille gebrochen werden? Wollt ihr das dem Schicksale überlassen? Das wäre grausam; denn die Nemesis bleibt nicht aus, und sie kennt keine Schonung! Das Kind mit einem Leibesschaden kann geheilt und kann auch ohne das glücklich werden: aber ein boshaftes Kind wird sicher ein unglückseliger Mensch. Und mit der Beschädigung durch das Schreien hat es auch so keine Noth. Die Natur fühlt wohl, wann sie sich zerstört, und das Kind wird nicht länger schreien, als es seine Natur aushalten kann, wenigstens in dieser Periode noch nicht; es wird ermüden, und dann wird es desto sanfter ruhen; dient ihm doch selbst diese Stimmübung auch vielleicht zur heilsamen Erschütterung des Körpers. Hat aber das unartige Kind sich nur einmal recht tüchtig ausgeschrieen, ohne seine Absicht zu erreichen, so ist nun auch alles gewonnen. Jene bösartige Association ist aufgelöst, es wird zum zweiten Male schon nicht mehr den Versuch so weit treiben, und die reine Natur wird frei gemacht. Nach dieser nämlich fühlt sich das Kind von fremdem Willen abhängig, und befindet sich dabei auch recht wohl, viel besser, als bei jenem unnatürlichen Herrschen. Ich sah eine edle Mutter, welche scharfsich-

tig genug jene Unart bei ihrem etwa 6wöchigen Mädchen im Beginnen bemerkte. Es schrie, um von seinem Lager aufgenommen zu werden, sie ließ es liegen, es schrie heftiger, es hielt an, wohl eine halbe Viertelstunde lang, es war nicht mehr anzuhören, die Mutter aber war auch stark genug es auszuhalten. Das Kind schrie sich aus, wurde müde, schlief ein, wachte freundlich auf, und es machte nie wieder einen ähnlichen Versuch, es wurde das folgsamste, liebevollste Mädchen. Unerachtet es einen Nabelbruch mit auf die Welt gebracht hatte, der noch kaum zugeheilt war, so hatte sein Schreien nicht die mindeste schlimme Wirkung darauf gehabt.

Da alle Abgewöhnung die Kraft widrig reizt, und zwar um so empfindlicher, je mehr sich die schlimme Richtung befestigt hatte, und je mehr sie sich jetzt geradezu gehindert in dem wilden Ausbruche fühlt: so muß auch jedes Mittel gegen jene Unart einen unangenehmen Eindruck in dem Kinde zurücklassen, der nie ganz ausgetilgt werden kann, einen Widerwillen gegen diejenige Person, die ihm Einhalt thut, und also der Liebe und dem Frohsinne schaden. Je länger man nun mit dem Brechen des Willens wartet, desto stärker wird die Erbitterung in dem Kinde gegen die Menschen, die ihn dann einmal brechen wollen. Daher der überall herrschende Hang der Kinder zum Ungehorsame und sogar zum Widerwillen gegen ihre Erziehung. Denn eine der größten Seltenheiten ist das Kind, das nicht hierin verwahrloset wäre. Hierin haben sie alle etwas zu verbüßen, und nie wird die Schuld ganz getilgt, denn in dem Büßen erneuert sie sich immer wieder, wenn auch nur ein wenig. Und so ist demnach der Ungehorsam der Kinder für die Eltern, die darüber klagen, und alle Bitterkeit und Bosheit der jungen Generation für die ältere, die darunter leidet, meist Sündenschuld.

Im äußersten Falle muß man zur Züchtigung schreiten; und die Ruthe ist dann ein Heilmittel wie das Vo-

mitiv gegen manche Krankheit. Das Kind fühlt da durch den körperlichen Schmerz den Unwillen der Eltern, und dieſes Gefühl geht in die Aſſociation über, daß es künftige Verſuche unterläßt, um ſich ſolche Schmerzen zu erſparen. Aber das kindliche Gefühl wird auch zur Demuth aufgefordert, denn es ſagt ihm, daß ihm recht geſchehe, und der Unwille ſeiner Eltern wird nun ſein eigener über ſich ſelbſt. Man kommt ihm in dieſem Falle durch jenes angreifende Mittel vielmehr zu Hülfe. Freilich, wenn es nicht durchgeſetzt wird, ſo iſt es ſchlimmer als zuvor, denn da iſt das Kind erbittert und boshaft geworden, und fühlt ſich dabei noch ſogar über den Willen der Eltern überlegen. Aber wird es wirklich dazu gebracht, die Ueberlegenheit der Eltern zu fühlen, — und wie ſollte es das nicht, wenn ſie nicht ſelbſt ſchwach ſind? — ſo tritt in dem Augenblicke die Natur wieder in ihre Rechte ein, es iſt weich und nachgiebig geworden, und es ſchmiegt ſich jetzt bei dem erſten Darreichen der Hand nur mehr an ſeine Eltern an. Liegt es doch in der menſchlichen Natur, daß der Schwächere, der fremde Leitung bedarf, zufrieden geſtellt wird, wenn er die Stärke ſeines Führers ſieht, und ſie vielleicht ſogar mit eigenen Büßungen fühlen muß. Wenn nun die Züchtigung ertheilt wird, ſo ſey ſie kurz, und gerade in rechtem Maße fühlbar, damit ſie nicht ein Zerren werde; auch hüte man ſich vor Schelten dabei, denn das erbittert nur. Ein ernſtes Wort, z. B. „ſtille!“ mit gebietender Stimme geſprochen, iſt beſſer, als viele. Aber es geſchehe ohne Zorn, weil auf das Kind ein erzürntes Geſicht den ſchrecklichſten Eindruck machen würde. Und ſo wie nun das Kind zufrieden iſt, und ſich fügt, zeige man ihm alsbald wieder die heitere Stirn und entwölkte Blicke, und man ſpreche von andern Dingen mit ihm; das wirkt, wie der warme Sonnenſchein nach dem erſten Gewitterregen im Frühlinge.

Im geringeren Grade erſcheint jene Unart, wenn

das Kind gern weint; das iſt meiſt bei dem empfindlichen Naturelle. Im höheren Grade zeigt ſie ſich bei dem heftigen, etwa durch Umſichſchlagen, und die Zeichen von Zorn dagegen im in ſich gekehrten Naturelle als Aerger, der in der Tiefe kocht und grollt*). Da die Thränen den Augen ſchaden können, ſo ſorge man, daß ſie immer bald abgewiſcht werden.

Wenn das Kind aus Langerweile ſchreit, ſo iſt das freilich auch eine Unart, aber ein Zeichen, daß es nicht genug beſchäftiget iſt; allein nichts iſt leichter abzuwenden. Man gebe ihm etwas Unterhaltendes, ehe ſich die üble Laune bei ihm anſetzt. So auch bei dem Schreien ſonſt aus Verdruß; man bringe nur das Kind alsbald in eine andere Lage. Macht es körperlicher Schmerz oder Krankheit, daß das Kind ſchreit, ſo beweiſe man ihm Theilnahme**); wollte es aber dadurch nur mehr Aufmerkſamkeit oder Mitleid erregen, ſo breche man davon ab, ſpreche ihm etwa Muth zu, oder lenke ſeinen Sinn auf etwas ganz anderes.

Da ſich dieſe Hauptunart der erſten Lebensmonate da zu äußern pflegt, wo man das Kind an ſeine Ordnung gewöhnen will, z. B. bei dem Waſchen, bei dem Hinlegen ꝛc., ſo laſſe man ſich nur nicht irre machen, es wird ſich ſchon gewöhnen, und ſich dann zufrieden geben.

Von üblen Angewöhnungen, z. B. wenn die Kinder den Finger gern in den Mund ſtecken, iſt nicht Noth zu reden, die Wärterin kann ihnen leicht, und ſchon mechaniſch vorbeugen. Durch einen krankhaften Zuſtand wird freilich die Bildung leiden, die körperliche ſowohl, als

*) Von einem ſolchen bis zur Unnatur ſchon entarteten Säuglinge erzählt Auguſtinus: Vidi ego et expertus sum zelantem parvulum. Nondum loquebatur, et intuebatur pallidus amaro adspectu collactaneum suum.

**) Die Levana giebt I. S. 236. treffliche Winke über die Unterſcheidung und liebevolle Behandlung der verſchiedenen Schreie.

die geistige. Was ist da anders zu thun, als ihm so weit nachzugeben, wie es die Krankheit nothwendig macht, aber auch gegen Mißlaune es zu schützen, so viel nur möglich ist. Manche Eltern geben den Kindern da mehr nach, als es nöthig ist. Sucht man sie aber im Erndhren, Waschen, u. s. w. an den Tagen, wo es besser mit ihnen steht, der gewöhnlichen Lebensordnung wieder zu unterwerfen, und behandelt man sie nur nicht zu ängstlich, dann hilft die Natur selbst das innere Uebel wieder heilen, das durch sie kam. Ich sah einen Knaben, der seine ersten Lebensjahre mit Augenübeln unter beständigen Schmerzen zubrachte, so daß er fast nicht sehen und in einem dunkeln Winkel sich aufhalten mußte. Hörte er nun die andern Kinder umher munter spielen, so stampfte er manchmal vor Schmerz und Aerger auf die Erde. Die Eltern waren besorgt, es möge ein boshafter, neidischer Knabe aus ihm werden. Ich rieth auf seine Aeußerungen nur nicht zu achten, ihn bei dem Gebrauche der Arzneimittel zu seiner Ordnung im Essen pünktlich anzuhalten, und übrigens ihn freundlich und sanft zu behandeln. Es geschah; sie verhätschelten ihn nicht, und stießen ihn nicht von sich. Als er nach einiger Zeit genas, zeigte sich nichts von allem dem, was gefürchtet wurde, denn es lag nicht in seiner Natur, und er hatte vor seiner Krankheit keine Unart angenommen. Er wurde einer der fröhlichsten, gutmüthigsten, liebevollsten Knaben. Was die Natur blos auf ihrer Rechnung hat, ersetzt sie wieder.

---

b) Die bestimmteren Unarten und deren Heilung.

So wie das Kind das Selbstbewußtseyn mehr entwickelt, macht sich auch das Ich mehr geltend, und insofern dem guten Triebe zuwider, als die einzelnen Tugenden darunter leiden. Die erste ist, wie wir sehen,

die Aufmerkſamkeit (Freundlichkeit); ihr entgegen wirkt der Egoiſmus einerſeits durch Eigenſinn, andererſeits durch Trägheit. Das ſind alſo die erſten beſtimmten Unarten des Kindes, und jede erzeugt aus ſich eine Reihe von mehreren, welche im weiteren Verlaufe bald mit dieſen, bald mit jenen andern verwachſen. Der Eigenſinn entſteht aus dem Bewußtwerden der Willkür, und iſt ein Streben ſich unabhängig von dem Führer zu machen, ohne weiteren Zweck und Achtung, blos um ſelbſtſtändig zu ſeyn. Die in ſich gekehrte Natur äußert ihn mehr als Eigenſinn, als ein Gefühl, das jedes Beſtimmtwerden durch Andere mit Unluſt empfindet und alſo ohne weiteren Grund von ſich abweiſet. Die nach außen ſtrebende Natur äußert ihn mehr als Eigenwillen; ſie ſucht zu herrſchen, und mag ſich nicht nach Andern fügen, ſoll ſich alſo der Wille eines ſolchen Kindes an dem der Eltern brechen, ſo ſucht es vielmehr den ſeinigen geltend zu machen, und manchmal mit heftigen Bewegungen durchzuſetzen. Daher iſt der Knabe in der Regel mehr eigenwillig, dann rechthaberiſch, endlich widerſpenſtig: das Mädchen mehr eigenſinnig, mürriſch, verdroſſen; beide aber ſind alsdann unfolgſam, und können unbeugſam und halsſtarrig werden. Die Trägheit iſt der Egoiſmus in der Schwäche, wo ſich die Kraft nicht zu ihrer Bildung anſtrengen will; bei dem lebhaften und weichen Naturelle Hingebung an jeden Eindruck, Leichtſinn, Zerſtreutheit, bei dem feſten und innigen Zurückziehen in ſich ſelbſt, bis zur Gedankenloſigkeit und zu trägem Selbſtverlieren. Beide Hauptunarten ſtehen der Aufmerkſamkeit im Wege, die erſte will nichts in ſich aufnehmen, die zweite will nicht hinachten, die erſte hat die bildende Kraft (die Liebe) verloren durch einſeitigen Widerſtand, die zweite durch einſeitige Weichheit.

Die drei Tugenden des kindlichen Glaubens erfahren, ſo wie ſie hervortreten, jede nach ihrer Art die Störungen durch den Egoiſmus. Dieſer hindert den

Fleiß einerseits geradezu durch Unthätigseynwollen, welches wir in seinem Extreme als Faulheit bezeichnen; andererseits aber durch ein Treiben, das sich gehen läßt, und an keinem festen Ziele hinhalten mag, welche Unart wir die Unstetigkeit kennen. Dem Frohsinne widerstrebt er entweder geradezu als Trübsinn, oder in der sich hingebenden Ausgelassenheit; dem frommen Sinne von der einen Seite als Selbstsucht, die nichts von Abhängigkeit wissen will, von der andern als Sinnenlust, die sich dem sinnlichen Leben hingiebt.

So nun entwickeln sich die Unarten fortschreitend bis ins Jünglingsalter, wo sie in Affecte und Leidenschaften und weiteres Verderben übergehen und der edlen Selbstbeherrschung, der Bildung zum Ideale, dem guten Charakter überall im Wege stehen. Ehe wir dieser Entwickelung weiter nachgehen, betrachten wir erst im Allgemeinen, was die Mittel zur Heilung sind.

Es giebt zwei Arten von solchen Mitteln, ein negatives und ein positives Verfahren. Das erstere beugt vor, verhindert, entwöhnt, das zweite greift an, vertreibt, vertilgt; jenes liegt hauptsächlich im Ganzen der Erziehung, dieses besteht in dem Einzelnen, was man Belohnung und Bestrafung nennt; von diesem nur haben wir also hier zu reden.

Das einzelne Mittel, welches als Arznei angewendet wird, wirkt als Reizmittel, und wir müssen hier an die in der Einleitung angegebenen psychologischen Grundsätze erinnern, daß nämlich solche Mittel weder überreizen, noch schlaff machen dürfen, sondern den wohlabgewogenen Grad haben müssen, um da, wo und wie es Noth thut, den Reiz hervorzubringen, der die Gesundheit wieder herstellt, d. h. die Kraft dahin zu ihrem Gleichgewichte bringt, daß sie der Reizmittel (Arzneien) immer weniger bedarf. Würde man anders verfahren, und immer neue oder stärkere nöthig machen, so würde man dem Pfu-

scher gleichen, der eine Krankheit durch Vergiftung curirt, oder sonst so, daß er dem Patienten eine andere zuzieht. Man darf weder einen Dämon durch den andern austreiben, noch ihm die Herberge offen lassen, daß er dann etwa sieben andere zu sich nimmt, und mit ihnen zurückkehrt, und es so mit dem Menschen ärger wird, wie vorher. Im Behandeln der Unarten begehen die Eltern und Erzieher gewöhnlich die größten Fehler, und vielleicht mehr Uebels als im Aerztlichen von Unkundigen begangen wird *). Auf solche Art dürfen und müssen Belohnungen und Bestrafungen statt finden, nämlich nach den Gesetzen der Reizmittel; die ersteren aber eben darum sparsamer als die letzteren, denn Lob wirkt bekanntlich stärker, eingreifender, als Tadel, und führt also auch leicht ins Verderben der Eitelkeit. Die Strafen im pädagogischen Sinne sind Zuchtmittel, und darin wesentlich von polizeilichen, oder gar criminellen unterschieden, daß sie nur die Heilung des Bestraften zum Zwecke haben. Sie bestehen in der Empfindung eines selbstverschuldeten Schmerzes, den der Erzieher zufügt, um den Zögling zur Selbsterkenntniß und Besserung zu bringen.

---

*) Man möchte auch hier fast auf die Idee von homöopathischen Curen kommen, wie sie wirklich schon manchmal von genialen Erziehern versucht worden, ob mit Glück? Gewiß aber führt die Erziehung, die sich nach den 3 Gemüthsvermögen sondert, nur zu einer solchen Pfuscherei, wo man z. B. das Herz krank macht, während man das Haupt stärkt, und umgekehrt. Sehr gut erinnert die Levana (I. S. 224.) „Kaum ist eine bedeutende Strafe des Kindes so wichtig als die nächste Viertelstunde nach ihr, und der Uebergang ins Vergeben; — — höchstens ein Nachleiden, nicht ein Nachquälen ist erlaubt ꝛc.“ und mehreres im Cap. über die Strafen. Jene veralteten Schulstrafen, Knieen auf Holzscheiten oder Erbsen, Einspannen in den polnischen Bock, u. dgl., wie man sie aufs ärgste noch in Lancasterschulen neuerdings gesehen hat, sind vielleicht noch schlechter als die Strafe ungezogner Kinder in Habyssinien, denen man Beinschellen anzuhängen pflegt.

Sie sollen daher den göttlichen Züchtigungen darin ähnlich seyn, daß der Strafende einen Unwillen (edlen Zorn) zeigt, der dem Herzen des Gezüchtigten ein Zeugniß der Liebe seyn möge. Es soll also durch den strengen Ernst die freundliche Gesinnung hindurchblicken. Wenn dagegen im mindesten etwas von Ungerechtigkeit, von Rachsucht, von Haß des Erziehers darin empfunden wird, so ist nicht nur ihre heilsame Wirkung verloren, sondern sie wird zum Gifte. Auch wenn sie keinen Ernst fühlen läßt, wirkt sie nachtheilig, sie macht, daß die Strafe und der, welcher sie verfügt, von dem Bestraften verlacht wird. Daher muß sie auch dem Alter des Kindes gemäß seyn; das kleine empfindet nur den Ruthenstreich, oder wenn man ihm auf die Finger klopft: das größere würde dabei mehr die Verletzung seiner Ehre als den körperlichen Schmerz fühlen.

Am besten ist ihr Zweck erreicht, wenn das Kind darin die Herstellung seines inneren Friedens und gleichsam die Versöhnung findet, eine Büßung, welcher es sich selbst gern unterzieht. Bei gutartigen Kindern findet man das auch, sie bieten sich manchmal selbst zur Strafe dar, und gemeiniglich sind sie, nachdem der Schmerz vorüber ist, heiterer für sich und sogar liebevoller gegen den ernsten Führer. Das soll man bewirken, nicht aber die Hand, welche die Streiche gab, küssen lassen, denn das macht Heuchler; auch nicht, wie Rousseau will, natürliche Strafen erkünsteln, denn das Kind soll ein heiliges Willensgesetz in dem erkennen, der sie verfügt, nicht aber hinter die Coulissen einer Schauspielerei kommen.

Besondere Regeln würden nicht weiter dienen; so wenig als einem Arzte am Krankenbette, wenn es ihm an dem praktischen Blicke fehlt, eine Receptirkunst. Nur die allgemeinen bemerken wir: die Strafe sey gerecht, der Unart angemessen und wahrhaft bessernd, nach dem Stufengange der Reizmittel, also bei größeren Kindern

erſt Verweis, dann Beraubung der Freiheit auf eine Zeit lang, zuletzt Schläge. Sobald die Strafe vollzogen iſt, trage man nichts weiter dem Kinde nach.

Wir kommen zur Anwendung, und gehen auf die vorhin angegebenen Reihen zurück.

1) Der Eigenſinn. Das Kind will herrſchen, und mit ſeinen Menſchen wie mit ſeinen Sachen umgehen. Da commandirt es denn z. B. die Mutter, ſie ſoll ihm Eſſen geben, thut ſie es nicht auf der Stelle, ſo ſchreit es, und ruht nicht eher, bis ſie ihm ſeinen Willen thut. Ihm es rund abſchlagen, dabei feſt beharren, nur in allen Uebrigen ſich ſeiner freundlich annehmen, das iſt das ſouveraine, allbekannte, aber leider wenig gebrauchte Hausmittel. Es muß helfen. Denn warum ſtürmt das Kind nicht gegen die Natur? warum ſinnt es dem Baume nicht an, daß er ſich voll Kirſchen hängen, oder ſie ihm herabreichen ſoll? Seine Menſchen ſind ihm zwar eine gefällige Natur, welcher es mehr anſinnen kann, aber wenn ſie da, wo ſie ihm verſagen ſollen, gleich der äußeren Natur, unerbittlich verſagen, ſo wird ſich das Kind bald eben ſo wie dort ſeiner Untergebenheit beſcheiden, und ſich vergebliche Wünſche, Bitten und Bemühungen erſparen; beſonders wenn ſie zugleich ſeinen naturgemäßen Bedürfniſſen zuvorkommen. Wäre die Unart zu arg, und das Kind zu unbändig, ſo ſperre man es ein, d. h. man entferne es von den Menſchen an einen, gerade nicht unfreundlichen Ort, wo es fühlt, was es entbehren muß, bis es ruhig und nachgiebig geworden. Wenn der Sohn des Themiſtokles einſt ſagte: „Was ich will, will ganz Athen; denn was ich will, will meine Mutter, und was dieſe will, will mein Vater, und was der will, das wollen auch die Athenienſer;“ ſo darf es uns nicht wundern, wenn dieſer Sohn ſeines Vaters unwürdig ward; Sokrates konnte von ihm ein Beiſpiel vernehmen, daß die Tugend nicht durch Lehre mitgetheilt

werden könne*). Gefällt sich nun das Kind darin, daß es herrschen kann, so macht es gern Versuche damit, theils aus Stolz, theils aus Laune; man könnte sagen, zu Schimpf und Ernst. Dasjenige nämlich, welches gern etwas ausführt und auf sein Ziel gerade losgeht, dabei aber nicht blos die Sache, sondern auch sich selbst im Sinne hat, und sich gern sagt: ich muß doch meinen Willen haben, spielt mit seinem Willen. Daraus folgt aber jene Langeweile und Verdrossenheit, welche man üble Laune nennt. Ein unangenehmer Zustand, den sich der Eigensinn dadurch vertreiben will, daß er Andere um seinetwillen in Thätigkeit setzt, um sich jenes Gefühl des Herrschens zu erwecken. Wenn ihm nun alles geschieht, was er verlangt, so ist es ihm doch nie recht, und er wird dann am meisten ärgerlich, wenn er ihnen nichts mehr anzusinnen weiß; am Ende will er sie nur quälen.

Der Eigenwille ist eine Beharrlichkeit in dem Außersichwirken, der Eigensinn in dem Insichaufnehmen; der letztere ist der Natur nach tiefer und bleibender, aber

*) Wir erinnern hierbei an den weisen Grundsatz der Alten, daß man das Regieren nur durch Gehorchen lerne; Gesch. d. Erz. S. 415; wird dagegen das Kind ein kleiner Tyrann, so kann es einst ein großer werden, versteht sich, selbst tyrannisirt, von seiner Leidenschaft. — Recht gut erinnert die Levana gegen Rousseau, der Wille der Eltern müsse dem Kinde nicht als Wille des Schicksals, der Natur, sondern als freier, als höhere Nothwendigkeit erscheinen; und setzt hinzu, um ihn geltend zu machen, müsse das Vaterwort dem Mutterworte zur Verstärkung dienen; man müsse nur einmal verbieten, aber nicht den unendlich kleinsten Ungehorsam bestrafen wollen, also damit lieber etwas zögern, zur stärkeren Stimme aufsteigen, u. s. w. I. §. 63 fgg., — was Rousseau im Emile gegen das commander spricht, das sich schon das Kind auf dem Arme angewöhnt, und wie es so die opiniatreté steigere, und ein enfant gaté werde, gehört zu dem besten, was darüber gesagt worden, und was im ganzen Emile steht. Wie wahr ist es: Il n'y a donc, qu'un seul desir des enfans, auquel ne doive jamais complaire, c'est celui de se faire obéïr. Vgl. Gesch. d. Erz. II. 456 fgg.

der erſte iſt heftiger und ungeberdiger. In beidem darf man nicht die Beharrlichkeit als das Schlimme anſehen, auch in jenem nicht das Selbſtgefühl, in dieſem nicht die Anlage zur Empfindung: aber in jenem muß man das Herrſchen wollen, in dieſem das Sichentziehenwollen nicht aufkommen laſſen. Jenes geſchieht mehr poſitiv, dieſes mehr negativ. Z. B. dein Knabe beſteht darauf, du ſollſt ihm ſeine Peitſche machen, und gerade du, Mutter, ſollſt es thun. Du haſt es ihm rund abgeſagt, er wird dringender, er ſchreit, er ſtampft auf den Boden, und wiederholt ſein: „du ſollſt es aber thun!“ Andere haben ſich ihm erboten, das will er aber nicht. Was iſt nun zu thun? Es verſteht ſich, du thuſt es nicht, und jetzt thut es niemand. Man ſagt ihm nichts, als höchſtens ein kaltes Nein! — Still! Lärmt er zu viel, ſo wird er allein geſetzt, wird er ruhiger, ſo ſinnt man geſchwind etwas aus, was zu ſehen oder zu thun iſt, und worauf man ſeine Thätigkeit hinlenkt, doch ohne ihn beſtimmt dazu aufzufordern, damit er ſein Freiheitsgefühl nicht verliere, und doch inne werde, daß ſeinem Willen ſich niemand unterwirft. Gelingt dieſes auch nicht immer in dem erſten Paroxiſmus, ſo wird es doch in den meiſten Fällen gelingen, wenn die erſte Hitze ſich legt, und gelingt es auch da nicht, dann laſſe man ihn — ſitzen, und müßte er auch einige Stunden faſten. Da der Eigenwille aus Heftigkeit kommt, ſo leite man ſie nach einer andern Seite hin, und ſetze ihm auf jeden Fall feſteren Widerſtand entgegen, an welchem er ſich doch endlich brechen muß.

Dein Mädchen iſt verdrießlich, weil man es nicht zuerſt beſorgt hat, jetzt beſchwert es ſich darüber, man verweiſet es zur Ruhe, es beſchwert ſich über etwas anderes, man will ſeiner Beſchwerde abhelfen, es wird immer verdrießlicher, verlangt bald dieß, bald jenes, weint, will nicht von der Stelle. Was iſt zu thun? Nichts. Kehret Euch gar nicht an das mürriſche Kind, laßt es

ſtehen, laßt Euch nicht von ihm in Euren Verrichtungen ſtören, und würde es zu laut, ſo bringt es allein. Niemand ſpreche indeſſen mit ihm, niemand erbittere es; kurz, man thue, als wäre es gar nicht da. So wird ſein Zweck nicht erreicht, es ſieht vielmehr, daß es auf dieſe Art niemand für ſich intereſſirt, und, ohne daß ſeine Empfindungsfähigkeit abgeſtumpft, ſeine Feſtigkeit geſchwächt wird, muß es endlich gute Worte geben. Es wird dann nicht leicht den zweiten Verſuch machen. Iſt es nur einigermaßen zur Stille gekommen, ſo gebe man ihm ganz ungeſucht irgend einen Auftrag, von dem man voraus weiß, daß es ihn gern ausführt.

Je mehr Liebe in dem Kinde iſt, deſto ſchmerzlicher wird ihm ſeine Unart werden, wenn es ſo ſieht, daß die Menſchen, die es liebt, ſich alsdann nichts um es bekümmern. Wollten dieſe ihm aber noch Vorwürfe machen, oder ſich durch ſein Betragen gekränkt zeigen, ſo würden ſie es theils ſeinen Zweck erreichen laſſen, und die Unart ernähren, theils das Kind erbittern. Und wollten ſie viel mit ihm capituliren, ſo würden ſie es nur länger in der böſen Stimmung hinhalten. Wenn man aber dieſen Widerſtand leiſtet, ſo iſt das Kind am allererſten alsdann ſeiner Fröhlichkeit wiedergegeben. Man hilft ihm dazu. Iſt die Anwandlung vorüber, ſo trage man ſie ihm nicht nach, und behandle es wieder freundlich.

Bei dieſem Verfahren iſt es kaum möglich, daß der Eigenſinn aufkommen kann; und es würde gar nicht bis zu dieſen Ausbrüchen gekommen ſeyn, hätte man ſich nur vom Anfange von dem Kinde nicht commandiren laſſen. Uebrigens nehme man die Anwandlung dieſer Unarten nicht zu hoch auf, denn kräftige und empfindliche Kinder können nicht ganz davon befreit bleiben.

Aus der Anlage zum herriſchen Weſen, d. h. aus dem natürlichen Selbſtgefühle, entwickelt ſich noch eine andre allgemeine Unart, daß nämlich das Kind gerade etwas thun will, weil es ihm verboten iſt. Der Hang

hierzu liegt in allen Menſchen *), aber nicht als Bosheit, ſondern als Emporſtreben der Kraft im Egoiſmus. Denn ſie will wirken, das Verbot giebt eine Möglichkeit und den erſten Reiz dazu, und indem es nun zugleich durch daſſelbe erſchwert iſt, ſo giebt das einen zweiten ſtärkeren Reiz; das Kind ſieht die Möglichkeit, eine Uebermacht über diejenigen zu behaupten, welche ihm die Sache verboten haben, und durch welche es ſich ſelbſt nunmehr beſchränkt erkennt, und das verſtärkt noch den Reiz. Und ſo reizt jedes Verbot zum Dawiderhandeln, wenigſtens insgeheim, indem es den egoiſtiſchen Freiheitstrieb in dem natürlichen Kraftgefühle anregt. Gefällt nun das noch den Eltern, und halten ſie das dann wohl für etwas Edles, unverſtändig genug, ſo iſt gar alles verloren. Bei den ehrlichen Kindern kommt es noch zum offenen Ausbruche, andre thun, als ob ſie gehorchten, ihr Sinn iſt aber heimlich zuwider, und ſehnt ſich nur darnach, der Feſſeln los zu werden; dieſes ſind gleißneriſche und wahrhaft ungehorſame Kinder, und ſie werden falſch, liſtig, tückiſch. Man laſſe alſo lieber die Unart, wenn ſie doch einmal in dem Herzen ſitzt, und man ſie nicht gar verhüten kann, geradezu ausbrechen, um dann möglichſt entgegen zu wirken. Das könnte man etwa ſo: wie dem Kinde etwas verboten wird, muß ihm etwas anders gezeigt werden, das ſeine Thätigkeit erregt, und worüber es das vergißt, was es nicht thun darf, am beſten, wenn es dann kaum das Verbot hört. Ueberhaupt ſoll man den Kindern wenig verbieten. Das iſt freilich überall das leichteſte, aber was richtet es aus? Es iſt die Geſetzgebung für die Rohheit nur die Unnatur der Menſchen, und die Trägheit in der Zuchtmeiſterei bringt eine endloſe Menge von Verboten zuwege, wovon denn das eine immer wieder ein neues nöthig macht.

*) Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata. Ovid.

Der Erzieher sehe doch auch hier auf das göttliche Urbild. Wollte man es durch Raisonniren *) gut machen, um dem Kinde die Nothwendigkeit des Verbots zu beweisen, so wäre das noch schlimmer, denn dafür hat das Kind noch keinen Sinn, und soll keinen haben, man reizt es also zu einem ganz unnatürlichen Beginnen, es fängt an zu capituliren, will sich gegen diejenigen behaupten, denen es nur folgen soll, verlernt vollends den Gehorsam, wird unwahr ꝛc. und man versetzt es nur in einen mehrfach gereizten Zustand. „Aber das Kind muß sich überwinden, es muß nach Pflicht handeln lernen.“ Nur jetzt sinne ihm das noch nicht an, wenn du es nicht entweder zum Heuchler oder Trotzkopfe, zu einem trübsinnigen, gehässigen Menschen bilden, sein Inneres zerreißen willst; das Kind in Versuchung führen, ist gerade so, wie wenn man sein argloses Herz vor der Zeit des Bösen beschuldigt, es ist ein Aergernißgeben, es ist himmelschreiend.

Verwandt ist die Unart des Neckens, sie ist ein Kraftgefühl, das sich egoistisch gegen seines Gleichen geltend machen will, indem sie Ueberlegenheit durch kleine quälende Aufreizungen fühlen läßt. Sie nährt zugleich den Eigensinn des Geneckten, und so hört unter solchen Geschwistern, wo einmal diese Herrschsucht der Schwachen einheimisch geworden, das unleidliche Zerren nicht auf. Die älteren Kinder der Art necken gern die jüngeren; sind sie kräftiger, so üben sie gern eine Herrschaft

*) Es ist erfreulich, daß gegen das laute Anpreißen der Erziehung durch Belehrung und Reflexion, wie es unser Zeitalter von Theoretikern, die nur das menschliche Herz nicht kennen, zu hören gewohnt ist, die Stimmen der eigentlichen Pädagogen sich fast durchaus und entschieden gegen das Raisonniren mit Kindern erklärt hat; so auch Niemeyer, J. P. Richter, Karol. Rudolphi (Erz. Gem. I. Br. 9.) „Vor dem zu häufigen Rais. mit Kindern kann ich nicht laut, nicht stark genug warnen,“ sagt hier eine Pädagogin, aber schon das einmalige ist zu häufig.

über sie aus. Dazu kommt es um so leichter, weil sie dem kleinen Kinde helfen, und es doch nicht als Erwachsene ansehen, nicht den natürlichen Trieb des Gehorsams wie gegen die Eltern gegen sie fühlen. Gelingt es ihnen, so werden sie ganz herrisch, und ihren Gespielen unerträglich, unter Umständen tyrannisch, grausam, malitiös. Was ist da nun gleich im Anfange zu thun? Nur nichts vordemonstrirt, nur nichts von Rechtsverhältnissen, wenn das Kind nicht unwahr, rechthaberisch, gehässig werden soll. Man lasse ihm nur sein gewaltsames Beginnen nicht gelingen. Sieht man so etwas, so entreiße man ihm sogleich die Sache, und klopfe ihm allenfalls auf die Finger, giebt es Streit darum, so nimmt man sie den Kindern allen ohne weiteres weg, höchstens mit einem entschiedenen Worte, und sucht dann die Aufmerksamkeit auf etwas anders zu lenken.

2) Träge wird das Kind, wenn man seine Aufmerksamkeit theils zu wenig, theils zu flüchtig unterhält. Im ersten Falle entsteht Unthätigkeit des Geistes, Stumpfheit, wohl auch Dummheit, obgleich vielleicht körperliche Thätigkeit Statt finden mag. Dieses sieht man bei solchen Gassenjungen, aus denen Lazaronis werden, und überhaupt bei den Kindern, welche nicht zur Schule gehalten, und zu keinem verständigen Thun und Treiben, etwa durch verständige Spielkameraden, oder sonst etwas aufgeregt werden. Im andern Falle wird das Kind flüchtig, zerstreut, unbändig, und mag nichts mit Beharrlichkeit ausführen. Es wird also nichts recht lernen; allenfalls dasitzen, sich etwas vorsagen lassen, auch gern lesen, aber in allem sich an das Beschäftigtwerden gewöhnen, und selbst in dem scheinbar talentvollen Spiele seiner Phantasie doch nichts anders als Passivität zeigen. Darin verderben gemeiniglich die sogenannten gebildeten Stände, d. i. worin die Bildung als Mode gilt, ihre Kinder, indem sie bei ihnen etwas thun, aber nichts nach vernünftigem Plane, nichts mit Festigkeit, und sich da-

bei an dem flatternden Knaben ergötzen. Auch solche sind es, worauf sich die Hauslehrer gefaßt halten können, besonders da, wo ihnen Eltern und Kinder mit Ansprüchen auf die neueste Bildung entgegen kommen; da läßt sich eben nicht viel Gutes weissagen.

Die lebhaften Naturen strengen sich aus Flüchtigkeit, die weichen aus Liebe zur Ruhe nicht gern an; die Knaben haben gewöhnlich die Trägheit der ersteren, die Mädchen der letzteren. Doch gehören zu der letzteren Art auch die plumpen und ungeberdigen Knaben. Das feste und das innige Naturell ist weniger zur Flatterhaftigkeit geneigt, bedarf aber mehr der tiefgreifenden Erweckung.

3) Die Faulheit ist die vorige Unart in ihrem weiteren Wachsthume, wo sie positiv den Fleiß zernichtet. Man führt sie durch Nachsicht gegen die Trägheit herbei, und nährt sie durch Müßiggang und Mangel der Erregung. Daher ist sie unter Bettlern einheimisch, aber auch öfters bei dem Landvolke, wo alles in einem langsamen Gange geht, also weniger wo man mit Pferden, als wo man mit Ochsen fährt. Doch fehlt sie auch nicht in den andern Häusern da, wo man zu wenig die Thätigkeit des Kindes erregt. Man findet sie theils mehr im Geistigen, theils mehr im Körperlichen, theils in beidem zugleich. Da der Trieb in dem Grade sich dem Genusse zuwendet, als er sich von der Thätigkeit abwendet, so wird das faule Kind leicht gefräßig, unreinlich, diebisch, lügenhaft; am schlimmsten scheint das bei Mädchen zu seyn. Die in sich gekehrten Naturen, besonders die weichen, sonst auch das phlegmatische Temperament genannt, sind am meisten zur Unart des Faulwerdens geneigt.

Das Mittel dagegen ist von der Natur selbst angegeben: die Noth treibt den Menschen zur Arbeit. Also lasse man nur getrost das faule Kind an diesem und jenem, wohin gerade sein Begehren geht, Mangel leiden,

und so lange, bis er ihm recht empfindlich wird, wenn es nicht erst durch irgend eine Arbeit seine Bedürfnisse, selbst auch das Essen, verdient hat. Man weiß von Verbesserungshäusern, worin durch dringende Noth der Faule immerfort getrieben wird, etwas zu thun, wenn er nicht umkommen will, und man will Beispiele haben, daß auch ältere Personen wirklich dadurch gebessert worden sind. Wenigstens kann man bei Kindern sichrer auf die gänzliche Heilung rechnen, weil bei ihnen die Kraft so gern zur Thätigkeit hintreibt und die böse Gewohnheit sich noch nicht verhärtet hat. Aber eben darum verleide man ihnen auch die Arbeit nicht, man gebe ihnen nie mehr als sie bestreiten können, man gewöhne sie nur allmählig an mehrere Anstrengung, und suche sie dabei durch ihr erhöhtes Selbstgefühl, also durch mäßiges Lob und übrige freundliche Behandlung, aufzumuntern. In dem früheren Alter wird es hauptsächlich die körperliche Anstrengung seyn, woran man das Kind vorerst zu gewöhnen hat.

Die Unreinlichkeit ist nichts anderes als Faulheit, die durch Mangel der Schamhaftigkeit unterstützt wird. Hier hilft nur unerbittliche Gewöhnung.

4) Die Unstetigkeit erwächst aus dem Mangel an dem Festhalten der Aufmerksamkeit, besonders bei lebhafteren Kindern, wenn man sie zu viel sich selbst überläßt und nicht an Beharrlichkeit gewöhnt. Da giebt es ein unruhiges herumflatterndes Treiben; mit Hitze fängt der Knabe etwas an, läßt es aber bald wieder liegen, und fängt etwas Neues an; endlich mag er gar nichts Ernstliches mehr anfangen, er läuft herum, spielt, unterhält die Phantasie u. s. w. So geht diese Thätigkeit nicht nur in Zerstreuungssucht, sondern selbst in innere Faulheit über. Nicht selten sehen wir dieses in den gebildeten Ständen, wenn vielerlei mit den Kindern angefangen, und nichts genug beharrlich durchgeführt wird; kommt nun noch der spielende Unterricht hinzu, so ist

das Uebel völlig begründet. Auch bringen es manche Schul- und Erziehungsanstalten durch ihr Vielerlei hervor. Ueberhaupt haben die herrschenden schlechten Methoden dieses, in unserer Welt des täglichen Lebens sowohl als der Literatur so sichtbare, Uebel verschuldet. Man entdeckt es gewöhnlich erst ganz bei dem Jünglinge auf der Universität, und bei dem Mädchen, wenn es in die gesellschaftlichen Zirkel eintritt; da zeigt sich dann der Mangel des Triebes für ernstliche Beschäftigung und der Hang zum leeren Geschwätze oder zu Lustbarkeiten.

Die Heilung ist nicht leicht, wenn das Kind bei diesem Uebel etwa schon 7 Jahre alt geworden wäre. Man muß hier ganz von vorn anfangen seine Aufmerksamkeit zu üben, dabei erhalte es leichte und immer schwerere Aufgaben, jedesmal so, daß man voraussieht, es werde sie lösen können, während dessen entferne man alles, was zerstreuen kann; auch werde das Lernen ganz vereinfacht, nur Ein Gegenstand vorgenommen und zu Ende gebracht. Hat das Kind nur einmal sich die Freude erworben, etwas zu Stande gebracht zu haben, so wirkt das unbeschreiblich, aber der gewonnene Sieg muß alsbald verfolgt werden. Ueberhaupt giebt es hier kein gründlicheres Heilmittel, als die wahre Lernmethode, ausgehend von dem Anfangspuncte in der Selbstthätigkeit des Kindes, und lückenlos fortschreitend; dieses läßt sich allerdings auch auf die körperliche Thätigkeit anwenden. Alles andere Künsteln, womit man die Anstrengung umgehen will, z. B. daß man dem Kinde die Sache angenehm machen, gleichsam überzuckern möchte, ist ein leidiges Palliativ, ja es macht nur Uebel ärger.

Da die Trägheit zwar nicht ganz müßig und doch nicht ernstlich thätig seyn mag, so finden sich gerade hier eine Menge von Unarten ein; man spricht gewöhnlich auch am meisten von ihnen. Ungeberdige Stellungen des Körpers, lümmelhaftes Wesen, Lärmen, lautes Lachen, Aeußerungen des Unverstandes und der Dummheit,

Gefräßigkeit, Naſchhaftigkeit u. dgl. ſind Körper- oder Seelenthätigkeiten, wo ſich die Sinnenluſt mit der Trägheit verbindet, und das macht den widrigſten Eindruck auf die Perſonen umher. Auch hier giebt es kein anderes Mittel, als die Kraft des Kindes im Ganzen zur Anſtrengung zu gewöhnen, aber dabei auch ſelbſt durch kräftige Strafmittel die unartige Gewohnheit anzugreifen. Doch muß man mit ſolchen Beſtrafungen ökonomiſch verfahren, damit ſie nicht zu oft kommen und das edlere Gefühl abſtumpfen. Nichts iſt nachtheiliger, als z. B. das ewige Schelten gegen eine Unart; lieber ſchaffe man erſt, gleich den behutſamen Aerzten, Ein Uebel weg, ehe man das andre angreift. Auch giebt es hier, jedoch nur für die hartnäckigſten Fälle, phyſiſche Mittel, z. B. man giebt in den Näſchereien ein Brechmittel, man beſtreicht den Finger, der oft in den Mund genommen wird, mit etwas Bitterem ꝛc.

Eine der ärgſten Unarten, die aus der Faulheit in Verbindung mit andern, und häufig genug, vorkommt, iſt das Benetzen des Bettes im Schlafe. Es kann nur da gründlich verhütet werden, wo die natürliche Schamhaftigkeit des Kindes ſchon in ſeinem erſten Lebensjahre benutzt wird, und man es gewöhnt, den Ausleerungstrieb ſo in ſeine Gewalt zu bekommen, daß dabei die Reinlichkeit eben ſo als Naturtrieb im Schlafe empfunden werde. Das 3jährige Kind wird alsdann auf keine Art mehr das Bett verunreinigen. Aber jene Gewöhnung muß auch ſo beſchaffen ſeyn, daß man nicht zu viel das Kind anhalte, ihm ſeinen Schlaf unterbreche, es zu den Ausleerungen reize u. dergl.; denn die Erfahrung lehrt, daß gerade dadurch das Gegentheil bewirkt wird, das Kind verliert nämlich alsdann die Gewalt über ſich ſelbſt, und die Natur wird geſtört. Wenn nun aber einmal die Unart da iſt, was iſt zu thun? Vor allen Dingen unterſuche man die Urſache. Liegt ſie in der Verwöhnung, ſo kann nur der Ernſt, der dem Kinde recht

empfindbar werden muß, hier helfen, wobei man ihm zugleich die Enthaltung möglichſt erleichtert. Man giebt ihm Abends weniger zu eſſen, beſonders aber keine Speiſen, die auf den Urin treiben, man läßt es vor dem Schlafengehen ſich entledigen, man warnt es dann, man weckt es auch wohl in der Abſicht auf, einige Zeit hindurch, und zwar gegen Morgen, und wenn es nun dennoch das Bette verunreinigt hat, ſo läßt man unmittelbar die gedrohte Strafe folgen. Dieſe muß ſinnlich fühlbar ſeyn, je jünger das Kind iſt, alſo einige empfindliche Schläge, und wenn es älter iſt, eine gradweiſe ſteigende, auch wohl mit Schlägen verbundene Beſchimpfung. Ich weiß wohl, daß dieſe Strafen andere Uebel mit ſich führen, ja daß ſie ſogar in vielen Fällen anhaltend und in zunehmender Strenge angewendet werden müſſen; aber ich muß ſie dennoch für nothwendig erkennen, wo jene gelinderen Mittel nichts mehr helfen, weil einmal die Unart nicht geduldet werden kann*). Iſt aber ein ſehr tiefer Schlaf, oder ein phyſiſches Unvermögen, oder ſonſt etwas in dem Organiſmus die Urſache, ſo ziehe man den Arzt zu Rathe. Nicht ſelten findet ſich in den Zeiten des verſtärkten Wachsthums, oder bei Veränderung der Luft und der Lebensmittel auch bei wohlgezogenen Kindern dieſes Uebel ein, aber doch nur vorübergehend, wenn man es nicht durch Mangel der Aufſicht einreißen läßt; ernſtliche Warnungen dürften hinreichend ſeyn.

5) Trübſinn. Das düſtre, verdrießliche, dumpfe und mürriſche Weſen wird den Kindern leicht zur Gewohnheit, ſo ſehr auch die Natur zur Freude treibt; man darf ſie nur unfreundlich behandeln, oder auch nicht gegen die Langeweile ſchützen. Aus beiden Gründen ſind es die gewöhnlichen Unarten des ohnehin zum Ernſte geneigten Deutſchen, ganz beſonders in dem Bauern-

*) Immedicabile vulnus enſe reſecandum eſt.

ſtande. Aber auch durch allzu ängſtliche Behandlung und Verweichlichung entſteht bei manchen Kindern ſelbſt eine Aengſtlichkeit, die in Trübſinn oder Aergerlichkeit übergeht, oder wodurch ſich ſo leicht die üble Laune erzeugt. Dieſes iſt mehr der Fall in guten Familien der höheren Stände, in welchen etwas Engſinniges herrſcht. Mit den Jahren geht hieraus entweder ein feiger und zur Sorgloſigkeit geneigter, dem inneren Frieden ſtets widerſtrebender, oder ein mürriſcher, mit Gott und der Welt unzufriedener, von Bitterkeit und Quälgeiſt durchdrungener Charakter hervor. Das ganze Menſchenleben wird nur zu leicht dazu mitwirken. Das innige Naturell neigt ſich am meiſten zum Trübſinne; ſo auch das weibliche Geſchlecht.

Dieſe Unarten ſind ebenfalls nur im Anfange ganz heilbar. Vor allen Dingen behandle man das Kind freundlich, muntere es auf, ſo viel man kann, bewahre es vor der Langeweile, und laſſe es in ſeiner Körper- und Geiſtesthätigkeit recht zu dem lebensfrohen Selbſtgefühle gelangen. Doch muß man den Trübſinn manchmal geradezu angreifen. Dieſes geſchieht ſchon, wenn man, ohne darauf zu achten, von dem Kinde Arbeit und Muth verlangt, und, wenn es üble Laune hat, ihm deſto mehr aufgiebt. Ja, ſelbſt Strafen wirken alsdann meiſt ſehr wohlthätig, weil dadurch die Stimmung der Kinder umgewandelt wird, und ſie aus dem unbehaglichen Zuſtande, wo ſie nicht wußten, was ſie wollten, heraus verſetzt werden; denn ſie werden nun auf etwas ganz anderes aufmerkſam gemacht; man ſieht ſie gemeiniglich nachher viel heiterer *). Sind doch die Erwachſenen

*) Die Levana giebt auch darüber Winke des geweiheten Blickes (I. 234.): „Kinder können, wie ſchwache Menſchen, im Weinen nicht gut aufhören; — dem Mädchen halte man einiges zu gut, gleichſam als überflüſſiges Reden; — auch die Witterung hat Einfluß dabei; wenn Rubens durch einen Strich ein lachendes

hierin noch wie die Kinder; wenn es ihnen zu wohl geht, bekommen sie am leichtesten üble Laune, haben sie aber wirklich Mühe und Noth, so finden sie am ersten den heiteren Sinn wieder. Die Volkssprache sagt bezeichnend von solchen Menschen, die nicht wissen, was ihnen fehlt, weil sie es zu gut haben, „man muß ihnen den Brodkorb höher hängen.“ So gewiß indessen die Nachgiebigkeit das mürrische Wesen der Kinder vermehren würde, so nachtheilig wäre auf der andern Seite fortgesetzte Unfreundlichkeit. Die Hauptsache bleibt also: fröhliche Umgebung, liebevolle Behandlung, regelmäßige Beschäftigung, aber mitunter, wenn es Noth thut, unerbittliche Strenge.

6) Die Ausgelassenheit entwickelt sich gemeiniglich erst ganz gegen das Jünglingsalter hin, aber früh ist sie schon da, wenn das Kind unachtsam, leichtsinnig, unbesonnen, flatterhaft und gedankenlos ist; und so entsteht sie durch eine solche Vernachlässigung, wobei man alles für es thut, aber gar nicht seine Anstrengung übt, und es bei seinem frohen Wesen sich ganz selbst überläßt. Das lebhafte Naturell führt am ersten darauf hin, insbesondere das weibliche Geschlecht. So haben die sorgfältigsten Hausmütter oft die nachlässigsten Töchter; und woher kommt dieses anders, als weil sie ihren Töchtern alles vorthun, und sie gar nicht zur eigenen sorgfältigen Thätigkeit kommen lassen? — Das unbesonnene Kind wird leicht ein ausschweifender Jüngling, oder ein leichtfertiges Mädchen, und endlich ein charakterloser Mensch.

Ist die Unart einmal da, so kann man nicht genug

Kind in ein weinendes verkehrte, so thut die Natur diesen Strich eben so oft an ihrem Urbilde; nie zieht ein Kindesauge, wie die Sonne, leichter Wasser, als in dem heißen Wetter der Lust; — die Freude der Kinder erfliegt sehr bald das Extrem, das durch Erschöpfung an das zweite führt.“

die Achtsamkeit des Kindes festhalten, und es gewöhnen, sie auf sich selbst zu lenken. Man gebe ihm nur viele Beschäftigungen und Gelegenheit zu Unternehmungen, wobei es sich leicht wehe thun kann, ohne sich beträchtlich zu beschädigen; z. B. der Knabe möge Vogelnester im Dorngebüsche suchen, das Mädchen mag die Rose selbst brechen; sie mögen sich ihr Obst u. dergl. auf eine Zeitlang selbst aufbewahren ꝛc. Man versage dem unbesonnenen Knaben ja nicht alle Unternehmungen; man führe ihn vielmehr dazu an, z. B. auf der Eisbahn, unter Aufsicht und mit Anweisung, damit er seine Kraft recht kennen und abmessen lerne, und bei Zeiten allenfalls auch durch Schaden klug werde. — Ein zwar indirectes, aber vielleicht das wirksamste Mittel gegen den Leichtsinn, besteht in fleißigen Uebungen des Gehörsinnes und Gedächtnisses. So sehr übrigens eine liebevolle Behandlung solche Kinder vorher warnen wird, so darf doch dieses nur mit wenigen Worten geschehen, weil sonst gar nicht auf Achtsamkeit zu rechnen ist; auch ist das ein Palliativmittel, welches sogar der Gedankenlosigkeit Nahrung giebt, wenn man sich da viel in das moralisirende Sprechen einläßt.

7) Die Selbstsucht ist der Eigensinn, inwiefern er den frommen Sinn auflößt. Mangel der Liebe überhaupt, besonders gegen die Eltern, Schwäche des kindlichen Gefühls, lassen den Egoismus sehr leicht in Unfolgsamkeit, und bei festeren Naturen in Widerspenstigkeit übergehen. Diese Unarten erwachsen also in denjenigen Familien, wo die Eltern dem kindlichen Herzen nicht entgegen kommen, und ihnen weder Liebe noch Ehrfurcht einflößen, auf dem Lande wie in der Stadt, bei Vornehmen und bei Geringen; überall nur auf eigene Art, und am meisten bei den Knaben. Wo nun auch der kirchliche Sinn erlischt, und die Jugend nicht mehr an Beten und sonst an Gottesverehrung gewöhnt wird, da erstirbt der fromme Sinn schon in der ersten Jugend-

zeit, und damit geht das Wohl der Familie wie des Volkes zu Grunde. Keine Lebenswahrheit ist älter und heiliger als die: Verehrung der Eltern bringt den Segen auf Kinder und Kindeskinder, so wie es keine Weisheit giebt ohne Gottesfurcht. Wenn aber einmal die Jugend hierin vernachlässigt ist, so läßt sie sich schwer wieder zurecht- und nie ganz wieder zurückführen. Man sey also ja darauf bedacht, alle Unarten, die hierher gehören, in ihrer Geburt zu ersticken. Rechthaberei, Grobheit, Härte, Betrug und Gewaltthätigkeit sind die weiteren Folgen.

Das Heilmittel ist einfach, wenn es früh angewandt wird. Die ganze Behandlung und auch wohl die äußerliche Lage des Kindes muß umgeändert werden. Die Menschen umher muß das Kind achten und lieben lernen. Alle unzeitige Nachgiebigkeit höre auf, fester Ernst stehe dem unfolgsamen Kinde entgegen, wenig werde ihm verboten, aber unbeweglich darauf gehalten, der Wille des Erziehers muß dem Kinde werden, wie der Wille der Natur, die nicht den Ast mit den Kirschen zu ihm herabsenkt, wenn es verlangend hinaufsieht: aber übrigens werde das Kind von Herzlichkeit und Freundlichkeit auf allen Seiten umschlungen. Wenn dieses genau befolgt wird, so sind wohl keine Züchtigungen des Ungehorsams nöthig, oder sie werden doch immer seltner nöthig seyn. Desto mehr ist es nöthig das Gefühl des Kindes zu erwecken, und dieses kann nicht anders geschehen, als wenn es von liebenden, zärtlichen Menschen, die ihm aber in nichts zu Gebote stehen, umgeben ist. Dabei gebiete man ihm Anfangs mehr das, wovon man denken kann, das Kind werde es gern befolgen, und thut es das, so erfreue und erhebe man es mit liebevoller Anerkennung seiner Liebe. Fehlt dem Kinde dankbares Gefühl, so hüte man sich dieses durch Tadel erzwingen zu wollen, denn dadurch erwirbt sich der Wohlthäter nur Haß, und die Worte des Dankes wären dann nur niederträchtige

Lüge. Gelegentlich aber belehre man es über die Häßlichkeit des Undanks; zugleich behandle man es mehr kalt und blos rechtlich, damit es die Wohlthat als solche fühlen lerne. Fehlt es ihm an Vertrauen, so wird sich dieses leicht durch ein freundliches Betragen und durch kleine Hülfleistungen erwerben lassen. Dann lasse man den selbstsüchtigen kleinen Menschen auch öfters seine Armseligkeit fühlen. Dabei darf es an den gehörigen Belehrungen in der Religion nicht fehlen, welche das kindliche Gefühl zugleich erregen und den unterdrückten Keim wieder möglichst erheben. — Schlimmer ist das alles, wenn es erst im späteren Knaben- oder gar im Jünglingsalter geschehen soll. Wer alsdann z. B. erst noch das Zutrauen seines Sohnes gewinnen will, muß zuvörderst wohl prüfen, wodurch er ihn von sich zurückgescheucht hat, und alles dieses jetzt weglassen, wenn er es gleich mit hundert Gründen entschuldigen könnte, als da ist: Zürnen, Schelten, Moralisiren; und dann muß er sich zu dem Jünglinge gütig hinneigen *), und in allen erlaubten und billigen Dingen sich als den Theilnehmer an seiner nicht des Mannes, sondern des Jünglings Freude beweisen.

8) Die Sinnenlust ist eine Hingebung des Kindes an den Genuß der niederen Sinne, also vornehmlich an Süßigkeiten, Leckerbissen ꝛc. So entsteht Unmäßigkeit, Lüsternheit, Naschhaftigkeit, und aus den Unarten der Gaumenlust weiterhin die noch niedrigere Wollust. Die in sich gekehrten Naturen sind am meisten zu dergleichen geneigt. Gewöhnlich aber entstehen diese Unarten, wo man die Kinder verweichlicht, wo viel Wohlleben in den Familien herrscht **),

*) Man höre hier den ehrwürdigen Alten in Terent. (Adelphi) Gesch. d. Erz. S. 466.

**) Göthe macht in Meisters Lehrj. I. S. 33. interessante Bemerkungen über die Näschereien der Kinder in vornehmen Häusern.

und wo man ſie einen großen Werth in das gute Eſſen zu ſetzen gewöhnt. Auf dem Lande und in den ärmeren Familien lernen die Kinder faſt nichts Höheres kennen, als Eſſen und Unthätigſeyn, in den wohlhabenden und in der Stadt werden die Sinnengenüſſe nur verfeinert.

Bei einer gewiſſen religiöſen Bildung entſteht durch den Hang zum inneren Genußleben der reinere Myſticiſmus, ein in ſich gekehrtes Weſen, ein Zurückziehen von den geſelligen Geſchäften und Freuden; dieſes geſchieht ſehr leicht bei Töchtern edler Bildung. Der gröbere entſteht in rohſinnlichen Seelen. Auch das leutſcheue Weſen entſteht am häufigſten aus der groben Sinnlichkeit, und in rohen Volksclaſſen leicht Verluſt des Ehrgefühls, Lug und Betrug, Dieberei und andere Schlechtigkeiten. Bei einer gewiſſen Bildung und Lebensordnung gefällt ſich der Weichling gern in faden Schwätzereien und Einſchmeichelungen, eine der widrigſten Unarten an Knaben und Jünglingen. Gerade ſolche geben ſich am erſten aller Verführung Preiß, laſſen ſich zum Beſten haben, und werden lüderlich. Und das iſt gewöhnlich das Schickſal der gefälligſten Mutterſöhnchen. — Gemeiniglich drückt ſich dergleichen Verderben durch eine gewiſſe Schlaffheit des Körpers aus.

Das Hauptmittel gegen alle Unarten der Sinnenluſt und Weichlichkeit iſt eine geſunde, feſte und anſtrengende Lebensordnung von Kindheit auf, wobei man das Kind an Gehorſam, Arbeit, einfache Koſt gewöhnt, und ihm auch die ſeinem Alter angemeſſenen unſchuldigen Freuden zu Theil werden läßt. Wo nun jene Unarten ſchon eingeriſſen wären, da muß eine förmliche Entwöhnung, eine ſtrenge Schule der Verſagung und Abhärtung angeordnet werden.

Alle die Unarten in dieſen angegeben Verzweigungen verwachſen vielfältig in einander, verſtärken ſich dadurch und ſchlagen in Verdorbenheiten aus, die denn gewöhnlich in dem Jünglingsalter erſcheinen. Wir haben hier

auf jene nicht weiter ins Einzelne einzugehen, da bei den Hauptarten das Nöthige angegeben iſt, und unter dieſen beſonders der Eigenſinn die erſte und nie aufhörende Aufmerkſamkeit des Erziehers bedarf.

Daß mehrere Unarten in einen Bund zu treten pflegen, und dann um ſo ſchwerer zu bezwingen ſind, bedarf kaum der Erinnerung. Aber wir müſſen beſonders aufmerkſam auf die traurigen Folgen machen, welche eine gewiſſe Verweichlichung bei einem weinerlichen, trübſinnigen, und etwa noch dazu auch eigenſinnigen Weſen hervorbringt. Das macht vorerſt das Kind wehleidig, wogegen man ſeyn muß, dann gewöhnt es zu einem ewigen Klagen, das mit Recht niemand hören mag; ferner begründet es Unmuth, womit der Menſch das ganze Leben verbittert, ſich und Andern, und endlich ernährt es den Egoiſmus, beſonders bei dem weiblichen Geſchlechte, ſo ſehr, daß er das arme Geſchöpf den Dämonen der Seelenmarter oft bis zur Verrücktheit übergiebt. Das iſt eine Krankheit unſerer Zeit, welche nicht blos in dem häufigeren Selbſtmorde ſich kund thut. Dagegen rüſte man ſchon das Kind mit einer ſtillen Ertragſamkeit auch der Schmerzen aus, um Starkmuth für den Lebenskampf zu gewinnen *).

*) Man leſe darüber, was die Levana III. S. 558 fgg. ſagt, z. B. „Iſt die Geſundheit die erſte Stufe zum Muthe, ſo iſt die körperliche Uebung gegen Schmerzen die zweite. Dieß wird neuerer Zeit nicht nur unterlaſſen, ſondern ſogar bekämpft — — läuft das Kind mit dem Berichte ſeiner Wunde zu euch, ſo laſſet es auf euer Gehör erſt ein wenig harren — — gebt ihm den Befehl, etwas zu thun, — — zerlegt die Qual in Unterſuchung ꝛc.“

2. Behandlung verdorbener Jugend.

a) Allgemeine Verdorbenheit.

Alle Menschen sind mehr oder weniger durch den Egoismus beherrscht, der den einen mehr dem Sinnengenusse, den andern mehr der Besitzeslust, den dritten mehr der Ehrsucht unterwirft, aber jeden dabei der Eitelkeit und dem Stolze. Diese beiden Richtungen sind die allgemeinen, und stehen der Tugend des Jünglingsalters, auch wenn der eigentlichen Verdorbenheit gewehrt worden, bestimmt entgegen. Der Stolz ist das Gefühl der Selbstständigkeit ohne Begeisterung für das Ideal, das man auch etwa schon erreicht zu haben wähnt; er zerstört also die Bescheidenheit und Demuth in der Wurzel. Die Eitelkeit ist das Selbstgefühl, das man durch zufällige, äußere, nichtige Dinge, also durch das Wesen der Welt, zu gewinnen sucht. In jenen Fehler geräth mehr der Jüngling, in diesen mehr die Jungfrau. Aber schon früh wird der Grund dazu gelegt. Die Eltern machen zu viel aus dem Kinde, es lernt auf sich reflectiren; was es spricht und thut, geschieht nicht mehr ganz ohne die Absicht, damit etwas zu gelten; es zeigt sich immer anmaßender, weil man ihm keinen Widerstand leistet; dabei wird es kalt und untheilnehmend, will immer Recht haben, wird leicht beleidigt, krittelt, zankt, mag nicht nachgeben, wird grob und schlägt um sich, oder hört Andre nicht an, und will nur auf sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ziehen. Nicht selten bemerkt man solche Jünglinge oder Mädchen, die in den Gesellschaften diejenigen Leute, von denen sie glauben, daß sie nicht viel bedeuten, kaum einer Antwort, kaum eines Seitenblickes würdigen; in solchen hat sich der Hochmuth schon entschieden, es sey nun als Adelstolz, oder als Geldstolz, Verstandesstolz, Geniestolz, Pedantenstolz ꝛc., oder als Dünkel einer vornehmeren Bildung und dergl. So augenscheinlich solcher Egoismus in den hö-

heren Ständen zu Hauſe iſt, weil er immer von den Erwachſenen den Kindern eingeimpft wird, beſonders wenn hierzu eine Anſpornung des Ehrgeizes in dem Lernen, oder ein frühes Einführen in die Zirkel der Erwachſenen kommt: ſo gewiß iſt er doch auch in dem niederen Volksſtande einheimiſch, wo nämlich die Kinder gewöhnt werden, auf ihre Güter ſich etwas einzubilden, und in ewiger Prozeßſucht aufwachſen, ohne daß ihr Herz dem Wohlwollen eröffnet wird, oder auch, wo ſie mit ihrer körperlichen Ueberlegenheit etwas ausrichten. — Die Eitelkeit der jungen Leute iſt, daß ſie gern gefallen wollen. Das Kind wird dadurch eitel, daß es die Aufmerkſamkeit Andrer auf ſich ziehen lernt. Man reflectirt zu viel auf ſein artiges Weſen, man ſpielt mit ihm wie mit einer Puppe, man putzt es heraus, man bewundert es, man läßt es noch einmal ſagen oder machen, was man ſchön gefunden hat u. dergl. m., — kurz man gewöhnt es, zu repräſentiren, oder alles gleichſam vor dem Spiegel zu thun. Kein Wunder, wenn es auf Abgeſchmacktheiten in ſeinem Reden oder Thun verfällt, womit es etwas vorſtellen will; und noch ärger wird die Sache, wenn man mit ihm tändelt. Der Jüngling wird dann ein fader Modemenſch, das Mädchen eine putzſüchtige Kokette. Und wenn es nun an der Liebe für das Ideale, für das Wahre und Gute fehlt, ſo ergiebt ſich jedes in ſeiner Art der Eitelkeit, und der Welt. Schon in früher Jugend bemerkt man dieſes in mancherlei Unarten, z. B. im Tändeln, in der Gefallſucht; und nicht etwa iſt das weibliche Geſchlecht hierzu vorzüglich geneigt, ſondern es giebt gewiß eben ſo viele eitle Knaben, nur haben dieſe Unarten in jedem Geſchlechte ihre eigne Form, und dem Mädchen ſteht es an, bis auf einen gewiſſen Grad gern zu gefallen, was dem Knaben nicht geziemt. Am meiſten findet ſich dieſes Uebel in den gebildeten Ständen, und zwar da, wo nur das Aeußere gilt, und der innere Werth wenig in Betracht

kommt. Die öffentlichen Auszeichnungen, welche hier die Kinder erhalten, wenn man z. B. ihr Klavierspielen bewundert, oder wenn man sie früh zu den Lustbarkeiten führt, oder schon in Gesellschaften ihre Rolle spielen läßt, dergleichen Unsitte in unsrer cultivirten Welt befördert nur den Götzendienst der Eitelkeit. — Der Eigennutz, um ihn hier nicht ganz zu übergehen, entsteht in allen Ständen, und zwar am meisten durch das Beispiel der Eltern, und durch deren Gewohnheit, die Kinder überall auf ihren Vortheil aufmerksam zu machen. Zuerst wollen diese auch haben, was sie sehen, daß andre haben, alsdann nehmen sie diesen weg, was ihnen gefällt, oder sie theilen nicht gern mit, und dieses alles zeigt sich freilich am ersten bei Eßsachen; aber bald geht es weiter, und ist man nicht vorsichtig genug, wie man das Kind zu früh mit Gelde umgehen läßt, so wird es auch früh geldsüchtig. Daher giebt es so viele eigennützige junge Leute, die auf der einen Seite verschwenderisch, und auf der andern Seite so habsüchtig sind, daß sie sich sogar vor Betrug und diebischen Entwendungen nicht schämen. Dieses letztere ist indessen darum selten, weil doch in den meisten Familien fremdes Eigenthum, besonders Geld, als eine heilige Sache angesehen wird. Daß der Eigennutz bei den niedrigen Ständen in seiner groben Gestalt am häufigsten ist, kommt daher, weil da die Kinder nicht auf den Geist säen lernen. So insbesondre da, wo, wie noch bei vielen Juden, die Kinder früh genug allen Werth des Menschen in vielgewandtes Ausrechnen kleinlicher Vortheile setzen lernen. Auf ähnliche Art verhält es sich mit der Ehrsucht, wenn der edle Ehrtrieb von seinem wahren Ziele abgelenkt, und in das Mehrseynwollen als Andere schon frühzeitig gesetzt wird.

Die Mittel gegen alle diese Zweige des Egoismus liegen im Ganzen der Erziehung. Man entreiße das Kind der Lage, in welcher man die Fehler erwachsen sieht, sonst ist alles Arbeiten dagegen vergeblich. Dabei lehre

man es sich wahre Vorzüge erwerben, und so bis zum Jünglingsalter hinauf in der ächten Bildung zunehmen. Gegen Stolz und Eitelkeit giebt es einmal kein andres Mittel, als das Gefühl des Strebens nach wahrer Vollkommenheit; und eben so hat gegen den Eigennutz nur das Ideale, wozu sich der Geist erhebt, das Uebergewicht. Je mehr sich der Mensch von Jugend auf einer Idee weihet, um desto vollkommner opfert er sein Ich. Dieses wird aber freilich nicht bei ihm dahin gebracht werden, wenn er nicht durch den Zug der Liebe überhaupt ergriffen wird; man kann also nicht genug dazu wirken, daß egoistische Kinder zur Herzlichkeit kommen. — Außerdem wird es in vielen Fällen von gutem Erfolge seyn, wenn man die Kinder das Thörichte des Stolzes, des Eigennutzes ꝛc. fühlen läßt, indem sie gerade dadurch sich gegen Andre zurückgesetzt sehen, oder Verlust erleiden müssen; selbst der Spott könnte hier manchmal an seinem Orte seyn, wenn er nicht große Vorsicht und Herzensgüte erforderte, weil sonst die Kinder erbittert, und so im Innersten verschlimmert werden. So darf man ihnen auch nur mit der größten Vorsicht Andre zum Muster aufstellen, weil sie bei einigem Ehrgefühle dadurch nur erbittert werden; besser man läßt sie die Muster von selbst bewundern. — Gut ist es auch oft, besonders bei Mädchen, wenn man sie über manches, was die Eitelkeit wünscht, hinauskommen läßt, z. B. schöne Kleidung. So lange sie nämlich darnach trachten, als nach einer ihnen versagten Glückseligkeit, so erscheint ihnen dieses alles reizender: wird ihnen aber der Wunsch befriedigt, so verliert die Sache wenigstens den Reiz der Neuheit, und wenn gleich die Wünsche alsdann gern immer weiter gehen, so werden sie allmählig bescheidner werden, wenn man ein Gegengewicht durch Erhebung über das Nichtige zu geben weiß, z. B. daß das Mädchen auch das kennen lernt, was ihm mehr werth seyn muß, als jene Armseligkeiten. So kann es wohl

dahin kommen, daß es sich zwar gern putzt, aber selbst über diese Schwachheit lächelt.

Wenn Knaben gegen einander lärmen und sich raufen, so ist für dieses Alter der Egoismus als Unart aufs ärgste ausgebrochen, ob es gleich noch einen versteckteren, der weit schlimmer ist, giebt. Solchen Ausbrüchen läßt sich auch bald abhelfen durch Aufsicht, Beschäftigung, bessere Gespielen, Lernen u. s. w. Uebrigens ist es nicht gerade so arg, wenn einmal Knaben an einander gerathen; sie werden auch wieder mit einander fertig; das kommt selbst bei den besseren vor, und man braucht nur da einzuschreiten, wo die Sache bedenklich wird.

Die eigentliche Verdorbenheit, welche jeder junge Mensch im heranreifenden Alter mehr oder weniger an sich hat, ist unter den angezeigten begriffen. Von Stolze oder Eitelkeit ist keiner ganz frei, eher wohl mancher Jüngling von Eigennutz, manche Jungfrau von Ehrsucht. Es sind die Gestalten des Egoismus, der doch in keinem fehlt; sie erscheinen nur nach Ort, Zeit, Veranlassung, wie auch nach Geschlecht und Naturell verschieden. So finden sich in dem festen, heftigen, hitzigen lieber Stolz und Ehrsucht ein, oft bis zu gewaltthätigen Ausbrüchen, dagegen ist das in sich gekehrte mehr zur Eitelkeit und zum berechneten Eigennutze geneigt.

Daß jede dieser Verdorbenheiten der reinen Bildung im Wege steht, ist klar und allgemein zugestanden. Gleichwohl nimmt die gewöhnliche Erziehung eine oder die andere in ihre Dienste, und bewirkt damit oft große Dinge. Wie viel läßt sich nicht durch die Ehrsucht, wie viel durch Ernährung der Eitelkeit bei dem jungen Menschen ausrichten! Man darf nur diese Triebfedern nähren und in Bewegung setzen, und man kann ihn zu einer allgemein bewunderten Bildung hinauftreiben. Nämlich zu einer solchen, wie sie in der Welt gilt. Wer nun diese will, begebe sich in den Dienst des Geistes, welcher in diesem Weltsinne seine Herrschaft hat, und er

wird in der Regel ſeinen Zweck erreichen; dieſer Geiſt lohnt ſeine Diener, auch im Bildungsgeſchäfte. Wer aber ein Bildner der Menſchheit ſeyn will, verabſcheut jeden Dämon, und ſpiegelte er Wunder vor, der dem göttlichen Urbilde widerſtrebt.

Wir nennen die befeſtigte Neigung, welche über das Göttliche in dem Menſchen die Herrſchaft gewonnen hat, eine Leidenſchaft, und die Aufwallung des Gefühls, welche den beſonnenen Zuſtand verdunkelt, einen Affect *). Die Leidenſchaften ſind an ſich kalt, können aber Affecte, die oft heiß aufkochen, hervorbringen, z. B. die Ehrſucht den glühenden Zorn; auch ſind ſie gewöhnlich mit Ueberlegung und vielem Verſtande verbunden, und daher tief befeſtigte Verdorbenheiten. Die wahre Bildung darf es alſo zu keiner Leidenſchaft kommen laſſen, und jeder edle Jüngling wie die edle Jungfrau iſt von jeder völlig frei, wenn gleich nicht von jener allgemeinen Verdorbenheit. Affecten bleibt auch der Beſte unterworfen, mit der Leidenſchaft aber iſt ein böſer Geiſt in die Seele eingezogen. Die Erziehung hat da, wo ſie dieſe ſieht, z. B. Spielſucht, faſt nur zu trauern, denn wenig vermag ſie gewöhnlich dagegen auszurichten. Gegen die Affecte aber findet ſie Mittel. Hier kommen beſonders die beiden in Betracht, aus welchen die andern entſproſſen, nämlich die der weichen Art und die der rüſtigen Art.

Jene gleichſam der negativen Richtung, iſt die Furcht, Angſt nach ihren Graden **). Kinder von

*) Die Sprache des gemeinen Lebens vermiſcht gewöhnlich beides, und nennt den Affect meiſt Leidenſchaft, eben als wollte ſie das Böſe wo nicht gut heißen, nicht aus guter Geſellſchaft abhalten.

**) Was die Levana über die Furcht und den Schrecken erinnert (III. S. 565 fgg.) gehört zu dem Beſten. Sie führt dabei aus einem ital. Schriftſteller an, daß Kinder, die rauh und vor erzieheriſchen Schreckbildern erzogen werden, leicht dem Wahnſinne anheimfallen. Sie erinnert daran, daß „in jedem Kinde neben der roman-

lebhafter Einbildungskraft sind ihr am meisten unterworfen, erweckt und ernährt wird sie aber gewöhnlich durch schauerliche Erzählungen, durch die Furchtsamkeit der älteren Personen u. dgl. Schon alles Unbekannte erregt sie der Natur nach, und so die Dunkelheit, oft noch mehr das Halbdunkel; und so fürchten sich Kinder, die nie etwas von Gespenstern gehört haben, dennoch vor dem finstern Winkel, oder der schauerlichen Einsamkeit, oder gar bei dem Knippern einer Maus. Eine Weisheit der Natur läßt sich darin nicht verkennen, daß besonders alles Ungewisse solche Gefühle erregt, um die Vorsicht aufzurufen. Diese nun soll daraus entstehen, aber nicht Furchtsamkeit oder gar Feigheit. Man verhüte daher nur das Erzählen von Gespenstergeschichten und dergleichen, oder rede nur insofern davon, als man zugleich den Sinnentrug aufzeigt; man führe aus den Täuschungen der Phantasie zur Wirklichkeit; man gewöhne auch an das Dunkel und an die Einsamkeit; man stärke den Muth durch Bildung der Kraft, u. s. w. Bei plötzlichem Schreck, wo man ihn nicht verhüten konnte, hilft oft augenblickliche Entfernung, stärkendes Auffordern zum Muthe, Hinweisen auf etwas anderes; ebenso bei der Angst.

Die rüstigen Affecte sind von positiver Richtung, sie wirken mehr nach außen; sie erscheinen in dem Zorne, nach seinen Abstufungen. Gerade die edleren Menschen gerathen leicht in Zorn, indem ihr Unwille durch das Unrecht, das sie bemerken, stark aufgeregt wird; besonders aber sind die lebhaften Naturelle, wenn sie eine Beimischung von dem innigen oder auch von dem festen haben, also die hitzigen, heftigen, feurigen, raschen dem

---

tischen Hoffnung eines unendlichen Himmels, eben so der romantische Schauder vor einem unendlichen Orkus wohne, welchen man ihnen gräulich offen halte, sobald man der romant. Furcht den allmächtigen Gegenstand dadurch gebe, daß man irgend einen benennt."

Zorne unterworfen, und das weibliche Geschlecht ist es weniger in der Regel als das männliche. Bei den in sich gekehrten Naturen kocht auch der Zorn tiefer im Innern, welches sich meist durch Bläße verräth, und wird leicht Ingrimm. Am schlimmsten ist der Jähzorn, ein krampfhafter Zustand, der zugleich physisch behandelt werden muß. Das Hauptmittel gegen den Zorn ist möglichste Entfernung alles dessen, was ihn veranlaßt, so lange man noch die Widerstehungskraft zu schwach findet, insbesondere aber innere Verwahrung dagegen durch Bewirken der Selbsterkenntniß, durch Vorhalten der traurigen Folgen, durch Befestigen des Entschlusses ihm zu widerstehen; während der Anwandlung selbst aber, ruhige Erinnerung, die selbst ohne Zorn seyn muß, allenfalls hält man, besonders beim Jähzorn, den Entbrannten mit Gewalt fest und bringt ihn weg. Gut ist das Mittel, irgend einen Spruch im Augenblicke, wo der Zorn kommt, bei sich herzusagen.

b) Zwei Laster der Jugend.

Je tiefer eine Unart eingewurzelt ist, um desto mehr ergreift und verdirbt sie den ganzen Charakter, von dem Besseren den Sinn immer weiter ablenkend; sie zieht folglich um so mehr andere Unarten herbei, je älter sie wird. Das ungehorsame Kind wird leicht starrsinnig, das naschhafte wollüstig, das feige lügenhaft, das eitle praleriſch, das leichtsinnige tollkühn, u. s. w. Daher bleibt es Hauptregel, gleich im Anfange Widerstand zu leisten *). Auch selbst alles, was man nachher zur Kur anwendet, zieht etwas Nachtheiliges herbei, so wie jede Arzenei doch immer den Körper angreift, wenigstens wird dabei Zeit und Kraft für die bessere Bildung eingebüßt,

*) Principiis obsta, ist recht eigens hierauf gesagt.

und oft kann nur das Schicksal den verlornen Sohn zurückführen. Wo viel verdorben ist, da muß man viel tadeln und strafen, und damit wird gemeiniglich noch mehr verdorben.

Die Leidenschaften und endlich die Laster entstehen aus den Unarten, in welchen sie wie aus der Hülle schon durchblicken, z. B. der Ehrgeiz, die Rachsucht, die Spielsucht, die Putzsucht, die Lügenhaftigkeit, die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes u. s. w. Insbesondere verräth es ein tiefes Verderben der Natur, wenn sie früh zum Vorscheine kommen, da selbst im späteren Jünglingsalter kaum von einer Leidenschaft, und nie von einem Laster die Rede seyn sollte. Allein dieses Verderben liegt in unserer Kultur, welche besonders dadurch, daß sie so viele Reize verfrühet, und das Kind schon in so manche unnatürliche Lagen versetzt, mehrerlei Unarten entwickelt und zu einer solchen Unsittlichkeit zusammen verwachsen läßt, woran in einem besseren Zustande nicht zu denken wäre *). Es giebt hauptsächlich zwei solcher Uebel, obgleich unnatürlich genug, doch überall verbreitet, eigentliche Jugendlaster, die Lügenhaftigkeit und die Unkenschheit.

Die Lügenhaftigkeit mit ihren Zweigen, Falschheit,

*) Die Beobachtungen der neuesten Zeit geben hierin die traurigsten Resultate, Gesch. d. Erz. II. S. 508. Die Verbrechen nehmen in den civilisirtesten Ländern, insbesondere in großen Städten, verhältnißmäßig mehr unter der Jugend zu. Kinder unter 14 Jahren kommen in England, Frankreich ꝛc. vor die Assisengerichte als Diebe, sogar als Theilnehmer an Mordthaten, u. s. w. Von eigner Art ist die Erscheinung, die manchmal vorkommt, daß Knaben Feuer anlegen, und daran ihre Lust finden. Soll man das Wahnsinn nennen? Wenn z. B. ein 8jähriger Knabe so etwas verübt, oder wie ein 10jähriger im Cant. Zürich i. J. 1826 eingezogen wurde, der in seinem Dorfe drei bis vier Feuersbrünste seit kurzer Zeit angelegt. In demselben Jahre wurde zu Paris ein 16jähriger Mordbrenner zum Tode verurtheilt, und ein 13jähriger Giftmischer zu langem Gefängniß; u. dgl. m.

Verſtellung, Auffchneiderei, Gleißnerei, Tücke ꝛc. haben wir ſchon zum Theil in manchen Unarten, aus welchen ſie erwachſen, kommen ſehen. Es gehört viel dazu, bis das Kind lügt, denn Gott hat den Menſchen aufrichtig gemacht; wo es lügt, da hat man es ſicher Lügen machen gelehrt *). Zu der Zeit nämlich, wo es noch nicht Wahrheit und Dichtung unterſcheidet, reflectirt es auch noch gar nicht darauf, ob es mit der Unwahrheit etwas ausrichte, und es will eigentlich nicht die Unwahrheit ſagen, wenn es auch wirklich etwas Unwahres ſagt. Nimmt man ihm nun dieſes hoch auf, und ſchreibt ihm einen Willen zu, den es noch nicht hat, oder lenkt man ſelbſt ſeine Reflexion darauf, oder iſt man nicht auf ſeiner Hut, und läßt das Kind etwas damit ausrichten: ſo lehrt man es etwas, was es ſonſt nicht gelernt hätte, ja was es nach einem Naturinſtincte würde verabſcheuet haben, nämlich, daß es die Unwahrheit abſichtlich ſagt, gegen alles Gefühl der inneren Würde, man lehrt das Kind lügen. Treibt es nun allerlei, das ihm nicht gutgeheißen wird, hat es mehrere Unarten an ſich, und erhalten ſich die Eltern nicht ſein ganzes Zutrauen, oder kommt noch gar Härte der Behandlung hinzu, ſo gewöhnt ſich der Knabe oder das Mädchen das Lügen als ein

*) „In den erſten 5 Jahren ſagen die Kinder ein wahres Wort und kein lügendes,“ Levana III. Cap. 2. wo man tiefe Seelenblicke über das Lügen der Kinder, aber die Regel Rouſſeaus und Kants, dem Kinde, das lügt, eine Zeit lang nichts zu glauben, unrichtig begriffen befindet, wenn ſie meint, „hier läge ja der Richter ſelbſt unter der Strafe des Lügens;“ er ſcheine nämlich blos nichts zu glauben. Das iſt aber keineswegs der Fall, denn man kann ihm nicht glauben, wenigſtens in gewiſſen Puncten nicht; auf ſeine Ausſage kann man ſich nicht verlaſſen, und das ſoll es fühlen. Und Rouſſeau zieht die Folgerung, que les menſonges des enfans ſont tous l'ouvrages des maitres, et que vouloir leur apprendre à dire la verité, n'eſt autre choſe que leur apprendre à mentir. Nur iſt jenes tous viel zu übertrieben.

Laster, an, begünstigt durch Beispiel und erwünschten Erfolg, und gereizt in mannichfacher Gelegenheit.

Hier giebt es kein anderes Mittel, als jene Quellen in den andern Unarten zu verstopfen, und völliges Zutrauen einzuflößen. Man lasse es gar nicht dazu kommen, daß das Kind sich durch eine Lüge heraushelfen könne, man lasse sich nicht von ihm betrügen: aber man lege allen Werth auf ein offenes Geständniß, und bestrafe nicht den Fehler, den das Kind selbst sagt. Hat man es einmal dahin gebracht, daß es Zutrauen beweiset, so ist schon alles gewonnen, und man fahre nur auf diesem Wege fort. Die erste Lüge, wenn es wirklich absichtliche Unwahrheit ist, bestrafe man ohne Nachsicht, mit trauerndem Ernste; und so jede folgende nach dem Stufengange der Strafmittel. Ist das Lügen schon zur Natur geworden, so wird der junge Mensch freilich nicht sobald davon zu heilen seyn, und vielleicht erst nach Jahren, aber nichts destoweniger befolge man getrost diesen Heilplan. Zugleich wird es, besonders bei verhärteten Lügnern, von Erfolge seyn, wenn man bei jeder Gelegenheit die Schändlichkeit dieses Lasters ihnen fühlbar macht; das wenigste ist hier, daß sie so lange allen Glauben verlieren, bis man ihre Besserung rühmen kann*).

Die Unkeuschheit entsteht hauptsächlich durch Verfrühung des Geschlechtstriebes, weil alsdann die Reize zu stark auf die Sinnlichkeit wirken, und noch nicht durch jenes edle Selbstgefühl, wovon wir oben bei der naturgemäßen Entwickelung redeten, aufgewogen werden; und

*) Wie viel jedoch die Erziehung hierin thun kann, beweisen die verbesserten Volksschulen, vornehmlich auch die Armenschulen. Da wo sonst die Kinder im Lügen und Stehlen, welches gewöhnlich bei der niedern Classe verbunden ist, gleichsam lebten, sieht man sie bald in Wahrhaftigkeit gedeihen. Auch der Verf. dieses hat in den Landschulen, die unter seiner Aufsicht standen, solche erfreuliche Beobachtung gemacht; die Kinder verlernten das Lügen sogar manchmal gegen den Willen der Eltern.

weil alsdann auch die Schamhaftigkeit zu viel leidet, indem ſie zu einer Zeit verletzt und vertrieben wird, wo ſie der Schutzengel der Tugend ſeyn ſollte. Man denke ſich alſo, wie unglücklich der Eindruck von leichtfertiger Geſellſchaft und unzüchtigen Reden bei den Kindern ſeyn muß. Zwar empört ſich nicht ſelten bei Kindern edler Art, beſonders bei Mädchen, das Gefühl ihrer Würde dagegen, ſo daß ſie ſich mit bitterem Haſſe gegen ſolche Tugendfeinde rüſten: allein der Funke, den die Phantaſie nun einmal gefangen hat, glimmt und glühet fort, und die innere Reinheit iſt verloren. Führen nun gar die Eltern ſelbſt ſolche Reden, ſo iſt nichts anderes abzuſehen, als gänzliche Uebergebung an die Wolluſt. Solche Erfahrungen ſind nicht ſelten. Nahe daran, dem Erfolge nach, wenn gleich herzlich gut gemeint, gränzt das Verfahren derjenigen, welche den Kindern Belehrungen über den Geſchlechtstrieb geben wollen, um das Uebel zu verhüten *). Sie verletzen die Schamhaftigkeit; weiter brauchen wir nichts zu ſagen, um die Verkehrtheit dieſes Verfahrens zu zeigen; wir könnten noch hinzuſetzen, daß ſie eine Gedankenreihe anregen, die noch ganz wegbleiben ſollte, weil mit derſelben Lüſte und Begierden kommen. Wenn ja etwas vor dem Jünglingsalter geſagt werden ſoll oder muß, ſo kann es nicht genug mit

*) Pythagoras war der beſſeren Meinung, ſ. Geſch. d. Erz. S. 526 Das älteſte Werk über die Onanie kam in England im 17ten Jahrh. heraus; im J. 1765 erhielt es eine Deutſche Ueberſ. nach der 15ten Aufl. Deutſche Schriftſteller ſind Geſch. d. Erz. II. S. 441 fg. angegeben. Vorzügliches ſagt auch die Levana, obgleich nur kurz, darüber III. §. 129, und was J. M. Sailer, über Erz. an Erz. als Regeln angiebt, iſt nicht außer Acht zu laſſen. Tiſſots (urſpr. franz.) Schrift über jenes geheime Laſter hat ſeit den 1770ger Jahren die Aufmerkſamkeit der Eltern, Lehrer und Erzieher zuerſt recht rege gemacht, und ſie hätte noch heilſamere Wirkung gehabt, wäre ſie von Uebertreibungen frei.

Schonung der Schamhaftigkeit geschehen; am besten also noch durch ältere Freunde. Was hierin die Natur verbirgt, soll der Mensch nicht entschleiern. Auf der andern Seite ist freilich eine Verschleierung nur ein stärkeres Reizmittel, ja es giebt Erfahrungen, daß Jünglinge während der Lektüre solcher Schriften, welche gegen das Laster redeten, von dem Laster ergriffen worden sind, weil die Darstellung unter der Hülle nur desto mehr Reiz erregte. Das Uebel fängt an mit einer gewissen Freude an unkeuschen Vorstellungen; hiermit folgt Verlust der Scham vor sich selbst, dann ein Gelüsten, und dann bedarf es nur der geringsten Gelegenheit, z. B. der Anführung von Andern, oft auch das kaum, oft nur der stärkeren Erregung des Triebes durch Bettwärme, hitzige Getränke, Müßiggang, manche Lectüre, selbst Ruthenhiebe am Hintern ꝛc., so begeht der junge Mensch das Schändliche, und nun wird die Begierde immer schreiender und häufiger, und das Laster bekommt seine furchtbare Herrschaft. Manchmal sind es zufällige Veranlassungen, welche zur Selbstschändung verleiten. So erzählt man von einem jungen Mädchen, das sie durch das Spinnen gelernt hatte, und schon hinwelkte, als man ihm das Spinnrad wegnahm, wodurch es denn wieder genas. Vornehmlich hat man dieses Geschlecht vor solchem Sitzen, wie auf Schaukelpferden u. dgl. zu wahren; auch Knaben müssen dergleichen, z. B. auch Rutschen am Treppengeländer, am Seile ꝛc. als unanständig meiden.

Diese Laster sind in allen Ständen verbreitet; dort mehr durch die herrschende Schamlosigkeit, hier mehr durch die Reize einer üppigen Sinnlichkeit. Nur da, wo diese fehlen, wo Fleiß und Einfachheit der Sitten den Kindern natürlich ist, und wo sie etwas besseres kennen lernen, als sinnlichen Genuß, in solchen edlen Familien wird ihnen noch der Eingang verwehrt. Die Folgen, wodurch sich die Unkeuschheit um so sichtbarer ankündigt,

je früher ſie da war, ſind Erſchlaffung der Körper- und der Geiſteskraft. Da aber beides auch durch andere Ungeſundheiten, z. B. ſtarken Wachsthum, Würmer u. dergl., ſelbſt auch durch allzuſtarke geiſtige Anſtrengung entſtehen kann, ſo darf man ja nicht voreilig auf jenes Uebel ſchließen. Man muß alle Aeußerungen des jungen Menſchen zuſammen nehmen, um einen ſicheren Schluß machen zu können; ganz beſonders berechtigt dazu, wenn man an dem Jünglinge alle Begeiſterung vermißt, und an Mädchen das reine Gefühl. Solche pflegen keine Freude an edler Unterhaltung zu haben, und fliehen die anſtändige Geſellſchaft.

Iſt einmal der junge Menſch unkeuſch, ſo hat er ſeine Unſchuld verloren, und nie iſt dieſer Verluſt wieder zu erſetzen, wenn er auch ſeinen Charakter beſſert. Auch wird wohl eben ſo ſelten der Fall ſeyn, daß ein ſolcher von dieſem Laſter ganz geheilt würde, wie ein Erwachſener von dem Laſter der Trunkenheit. Man wähnt wohl mit Vorſtellungen etwas auszurichten, aber man ſehe nur zu, wie wenig ſie bedacht werden. Einfache Diät, tüchtige Körperanſtrengung, Entfernung von ſchlechter Geſellſchaft, Umgang mit edlen Menſchen, Erhebung des Selbſtgefühls durch Fortſchritte der Geiſtesbildung — dieſes alles zuſammenwirkend läßt noch etwas hoffen, es vermindert wenigſtens das Uebel. Es iſt bekannt, wie wenig z. B. bei dem Laſter der Selbſtſchändung durch die ſtrengſte Aufſicht, und ſelbſt durch ärztliche Mittel, die doch hier eine Hauptſache ſind, z. B. Inſibulationen u. dergl., ausgerichtet wird, wenn das Uebel einmal eingeriſſen iſt. Alſo bleibt es dringende Angelegenheit, ſo früh wie möglich durch obige Mittel, d. i. hauptſächlich durch die Erziehung im Ganzen, zu wehren.

Die Belehrung über die traurigen Folgen dieſes Laſters, wo ſie nun etwa an der Zeit iſt und nöthig geworden, übertreibe dann auch nichts, nach der Art mancher Schriften, die von den geheimen Jugendſünden han-

deln; denn die Erfahrung lehrt, daß alsdann der Jüngling, wenn er nur Ein Beispiel sieht, wo diese Folgen nicht eingetreten sind, alle jene Vorstellungen verlacht. Das Gefühl der Würde ist hier die Hauptsache, worauf auch alle Wirkung des Warnens und Zurechtweisens berechnet seyn muß. Eben darum sind auch diese Ausschweifungen bei dem weiblichen Geschlechte innerlich weit schlimmer; ein leichtfertiges Mädchen ist ein verlornes Geschöpf, dagegen wird das verführte Mädchen, oder das, welches in das unglückselige Laster der Selbstschändung gerathen wäre, durch das Gefühl der Würde weit leichter zurückgebracht, als der Jüngling. Um noch kurz einige Vorsichtsregeln zusammen zu fassen: man wache über solche Knaben (und Mädchen), die eine besondere Sympathie gegen einander zeigen, und lasse diese Knaben am wenigsten, überhaupt keine, zusammen schlafen; man lasse sie nur einzeln auf die Abtritte gehen; man hüte sie vor unzüchtigen Menschen, und mißtraue den Gesindestuben; man halte die Geschlechtstheile durch kaltes Waschen rein und mindere dadurch die Reize, gewöhne auch die Kinder aus Schamhaftigkeit deren Berührung zu scheuen; man flöße ihnen Furcht vor den Folgen solcher Berührungen ein, vornehmlich aber Furcht vor dem Allgegenwärtigen; man lasse sie das auch bei Pollutionen fühlen*); man beobachte übrigens krankhafte Reize, z. B. von Würmern, um ärztlich zu helfen.

Jedes Naturell wird auf seine Art gleich stark zu diesen Ausschweifungen versucht; sie nehmen deßhalb nur die Form von demselben an. Wenn das Sprüchwort sagt: stille Wasser gründen tief, so läßt sich dieses auf

*) Verf. dieses weiß von einem Knaben, den ein Vers aus einem Abendliede (von v. Cronegk) hierin rein erhalten hat, indem er eine Warnung in den Worten fühlte: „Laß fern von Schreckensbildern — Und wilder Phantasei, — Die Seele dir nichts schildern, — Das ihrer unwerth sey.“

die in ſich gekehrten Naturen anwenden, bei den herauswirkenden zeigt es ſich dagegen mehr äußerlich, ſie leben, wie man gemeinhin ſagt, toll in den Tag hinein*).

Die andern Laſter, z. B. das Stehlen, die Trunkenheit, gehören nicht in die Lehre für die Erziehung, weil ſie über den Kreis derſelben hinausliegen, als Verderbniſſe, die ſich gewöhnlich nur in dem Alter der Reife einfinden, aber mit den angegebenen zu verhüten waren. Man beurtheile aber auch dergleichen nicht nach dem Maßſtabe wie bei dem Erwachſenen. Wenn Rouſſeau als Knabe die Aepfel aus der Kammer liſtig zu erwiſchen wußte, ſo war er darum noch kein Dieb, und ſo wird das manches Kind nicht, welches z. B. Obſt wegputzt, während bei einem andern ſchon die Entwendung eines Papierchens ein wirklicher Diebſtahl iſt.

So wie wir die Unarten als Gegenſätze gegen die früheren Tugenden gefunden haben, eben ſo laſſen ſich nun die Hauptverdorbenheiten jedes Alters der Haupttugend deſſelben Alters gegenüber bemerken. Die Unarten des Kindes beſtehen in Eigenſinne und Trägheit; die des

*) Die Lebensweiſe begünſtigt manchmal jene ſtummen Sünden, z. B. bei Hirten, und das ſelbſt in den unſchuldigen Alpenländern. Wie es bei den alten Völkern und in ehemaligen Zeiten ſich möge damit verhalten haben? Wir finden nur wenige Spuren, die uns darüber mehr ſagen, als wir in der Geſch. der Erziehung anführen konnten; ſo auch wenig von Maßregeln der Erz. dagegen. Wie ſind die Männer- und Jünglingsfreundſchaften im alten Kreta, Sparta, und ſonſt in der Ritterzeit für dieſen Punct anzuſehen? Wie das Kloſterleben? Wie hat das Chriſtenthum gewirkt? Wie das Schulweſen? Wie die neuere Artigkeit? — Ueber alles dieſes giebt D. Friedländer treffliche Winke; überhaupt gehört das, was er im 10ten Cap. ſeines angef. Buches ſagt, zu dem Beſten, was über dieſe Gegenſtände je geſagt worden; es iſt kurz und gut.

Knaben in Faulheit und Unstetigkeit, in Trübsinne und Ausgelassenheit, in Selbstsucht und Sinnenlust; die des Jünglings im Egoismus des Stolzes und der Eitelkeit u. s. w.

Auch lassen sich eigene pädagogische Untersuchungen darüber anstellen, wie eine Unart die Mutter von vielen andern ist, z. B. die Naschhaftigkeit die Ursache der Lügenhaftigkeit, wie oben schon bei mehreren gezeigt worden. Aber es läßt sich auch so zeigen, wie dieselbe Unart, die in dem Kindesalter vorkommt, in dem Jünglingsalter unter einer andern Gestalt, z. B. jene als Unkeuschheit, vorkommt. Wir müssen also hier noch einige Winke angeben, theils über die Entwickelung der Verdorbenheiten einer aus der andern, theils über die Identität derselben unter verschiedenen Gestalten, wie sie gerade am meisten vorkommen.

Die Unaufmerksamkeit des Kindes erschwert ihm den Gehorsam und den Fleiß, befördert den Leichtsinn und die Ausschweifungen, und hindert alle gute Sitten; also läßt sich aus derselben viel Uebels weissagen, und nach Beschaffenheit des Naturells und der Lage ziemlich bestimmt. Besonders aber kommen hieraus die intellectuellen Verdorbenheiten, denn Aufmerksamkeit ist die Bedingung zum Lernen.

Der verdrossene Sinn des Kindes erzeugt Mißmuth zum Geschäfte, am Ende die traurigste Wechselwirkung zwischen Müßiggang und Bosheit, woraus manchmal Heimtücke erwächst. Auch erzeugt er Ungehorsam und allgemeine Lieblosigkeit; bei dem männlichen Geschlechte Spottgeist und Bitterkeit, Schadenfreude, Tyrannei und Grausamkeit, bei dem weiblichen Geschlechte bringt er eine bösartige Kälte hervor, und individualisirt sich in allerlei Gestalten, bis zu Xantippen. Auch geht hieraus Mißgunst, Neid und Eifersucht hervor.

Der Mangel an kindlichem Gefühle läuft in vielerlei Geflechte des Eigensinnes, Eigenwillens, und Ei-

genutztes aus zur Grobheit, Rechthaberei, Irreligiosität, und so auch wiederum zur Verdrossenheit und zur Faulheit. Stolz oder Eitelkeit von der schlechtesten Art sind die Folgen davon.

Die Trägheit zieht Mißmuth nach sich, lehrt den Ungehorsam liebgewinnen, läßt die Seele leer und dafür eitlen Dünkel und Hochmuth entstehen. Zugleich ist der Müßiggang das Ruhebett der ganzen Lasterbrut, ganz besonders aber der Wollust.

So legt sich denn in früher Jugend schon die Entstehung einer Leidenschaft aus der andern, und vieler Laster aus Einem dar.

Unmäßigkeit führt gern zu völliger Ausschweifung; Gaumenlust geht gern in Lügen und Wollust über.

Unenthaltsamkeit des Knaben, z. B. wenn er in die Hitze trinkt, kündigt einen gänzlichen Mangel der Selbstbeherrschung überhaupt an; da sind denn z. B. wilde Ausbrüche des Zorns, oder Ausschweifungen des Geschlechtstriebes von dem Jünglinge zu erwarten: bei dem Mädchen deutet so etwas mehr auf ein Hingeben an Affecte und Leidenschaften, z. B. der Putzsucht, der Tanzsucht ꝛc.

Die Furchtsamkeit geht bald in Feigheit über, begünstigt die Trägheit und den Ungehorsam, und hat gemeiniglich die Lüge und manche andre Niederträchtigkeit in ihrem Gefolge. Aber sie geht auch nach Beschaffenheit des Subjects in Tollkühnheit, Großsprecherei und gänzlichen Mangel der Begeisterung über. Dagegen verführt der Uebermuth leicht zur Neckerei, die dann bösartiger Muthwille und etwa Spottgeist wird, und, wenn er sich mit Ehrgeize verbindet, alles Schlimme der Nebenbuhlerei erzeugt.

Das unruhige Treiben stört den Fleiß, und läßt es nicht zu einem festen Charakter kommen u. s. w.

Betrachten wir also alle Verdorbenheiten, die in der Jugend erscheinen, in ihrem tieferen Grunde, so fin-

den wir nicht nur einen Zusammenhang unter vielen, indem sich eine aus der andern erzeugt, sondern auch ein Etwas in mehreren, das immer dasselbe ist, und nur nach Verschiedenheit des Alters und der äußerlichen Erregung eine veränderte Gestalt trägt. Die Sache ist wichtig, wir wollen sie noch etwas weiter im Leben betrachten.

Wir sehen ein unaufmerksames Kind; denken wir es einige Jahre weiter hinaus, so wird der böse Grund in diesem Fehler es nicht genug auf das Wort der Eltern hören, nicht genug auf die Lehre merken lassen; noch einige Jahre weiter werden wir in ihm ein flatterhaftes Mädchen oder einen unsteten Knaben bemerken; und endlich in dem Jünglinge sehen wir wenig Achtsamkeit auf das, was gelehrt wird, wenig ehrerbietiges Betragen gegen die Personen, denen Aufmerksamkeit gebührt, und wenig ruhige Thätigkeit, um etwas zu vollenden; und so sehen wir schon jetzt in dem 3jährigen Kinde das wichtige Treiben des 18jährigen jungen Menschen, denn das ist im Inneren ganz identisch mit der Unaufmerksamkeit des kleinen Knaben, und so wie diese jetzt von individueller Beschaffenheit ist, so wird sie auch in einer eignen Verdorbenheit des Jünglings wieder erscheinen.

Das Kind ist unfreundlich gegen seine Nebenmenschen, sein ganzes Gemüth ist unfreundlich: wenn nun einmal von dem Knaben oder Mädchen etwas verlangt wird, das nicht nach ihrem Sinne ist, werden sie es anders als mit Verdruß aufnehmen? Das ist aber alsdann die Aeußerung, die wir Widerspenstigkeit nennen. Oder wenn der Jüngling etwas Unangenehmes erfahren muß, wird er es anders, als mit seinem widrigen Sinne empfinden? und da alsdann das Nachdenken über die Ursachen, Bekanntschaft mit der menschlichen Handlungsweise ꝛc. eingetreten ist, was kann diese Empfindung anders seyn, als eine bösherzige, die sich nun nach dem

Naturelle theils als Rachsucht, theils als Zornsucht, theils als Bitterkeit u. s. w. darlegt? In der Unfreundlichkeit des Kindes sehen wir also die Gehässigkeit des Erwachsenen. Schlägt das Kind die Erde, wo es gefallen ist, so wird es einst als Jüngling auf die Menschen wenigstens losschlagen wollen, die ihm das Schicksal in den Weg führt, und als Mann wider die Vorsehung murren. Wem es Gott nie recht machen kann, der war auch sicher als Kind nicht leicht zufrieden.

Wir bemerken in einem Kinde wenig kindliches Gefühl. Es wirkt also wenig in ihm zur Liebe und Verehrung gegen Höhere; wo aber der Trieb fehlt, da wird auch bei jeder Erregung nichts erwachsen: wie will also das Kind je den unsichtbaren Vater lieben, da es vom sichtbaren, d. h. von dem stärkeren Eindrucke, nicht erregt ward, und wie will es ein Gefühl von Verehrung gegen das höhere Wesen haben, zu welchem nicht äußerlich, sondern geistig, der religiöse Trieb hingewendet wird? Dieser Trieb fehlt ihm ja, freilich nicht ganz, aber er ist schwach genug. Mangel jenes Gefühls in der Kindheit ist also mit dem Mangel der Herzensreligion in dem Jünglingsalter ganz identisch, und nur in der äußerlichen Form verschieden, wie der verkrüppelte Stamm dasselbe ist, was der geknickte Stiel des zarten Pflänzchens war.

So wirkt der physische Trieb zum Genusse zuerst in der Kindheit als Trieb zum Speisegenusse; hat er nun da die Uebermacht gewonnen, so geht er nicht mehr auf Befriedigung des Naturbedürfnisses aus, sondern auf Erregung und Unterhaltung der Gaumenlust. Hiermit ist nun einmal das Gemüth von der Sinnlichkeit überhaupt unterjocht, und der unordentliche physische Trieb geräth in eine Verirrung nach der andern, bemächtigt sich des ganzen Organismus sammt der Seele. Er erscheint also theils als verfrüheter, theils als überwiegend gewordener Geschlechtstrieb, ja als eine krankhafte Reizbarkeit, in diesem wie

in jenem Zweige der Sinnlichkeit, und so wie jene durch das Kindesalter bestimmt wurde, so bestimmt sich diese durch das Alter der Pubertät. Die Unkeuschheit kann freilich auch in jungen Menschen noch entstehen, die keine sinnlichen Kinder waren, denn wie schwach und verführbar ist hier der Mensch! aber das der Gaumenlust ergebene Kind hat schon angefangen wollüstig zu seyn. Wenn ein unordentlicher Trieb in der Pflanze ist, so schießt sie wohl früher in den Stengel, aber sie wird schmächtig, und in der zu früh hervorgetriebenen Blüthenknospe hat sich alle Kraft des Gewächses verzehrt.

So ist die Spielsucht des Jünglings identisch mit der trägen Lust am Beschäftigtwerden, die wir an dem Kinde sahen; in seinem jetzigen Renommiren erscheint nur wieder die Unbändigkeit des herrschenden Knaben; die Putzsucht, Vergnügungssucht, Coketterie des Mädchens ist nur die neue Form der trägen, nichtigen und gefallsüchtigen Thätigkeit des Kindes, je nachdem diese nun gestaltet war: und in der Verdrossenheit des kleinen Mädchens sehen wir schon das launische Wesen des Weibes.

Und so finden wir, daß in den Ausschweifungen des Jünglingsalters gerade so wieder die Untugenden der Kindheit neu erstehen, wie die Tugenden der Reife nichts anders sind, als jene Schönheit des ersten Frühlings in ihrer völligen Entfaltung. Der Mensch ist in seinem Wachsthume ein Ganzes in seinem organischen und geistigen Werden. Das Eigenthümliche seiner Natur offenbart sich in seinem Bösen, wie in seinem Guten, so daß hierin das Bleibende erscheint, und man nur die Naturentwickelung und die äußerlichen Verhältnisse zu kennen braucht, um vorwärts oder rückwärts zu urtheilen, d. h. um bestimmt zu sagen, was aus dem Kinde werden wird, oder wie es früher gewesen seyn muß. Ja, der geübte Erzieher ist hiernach im Stande anzugeben, durch welche Fehler der Erziehung etwas Schlim-

mes entſtanden iſt, und durch welche Verbeſſerungen etwas Beſſeres ſicher erwartet werden kann.

Auch ſind die Heilmittel gegen die Verdorbenheiten im Weſentlichen dieſelben, ob ſie ſpäter oder früher angewendet werden, nur in der Form verſchieden, ſo wie die Reizfähigkeit des Subjects ſich nach den Jahren ändert, bei dem Kinde körperliches Gefühl, bei dem Jünglinge Ehrgefühl u. ſ. w. Aber je ſpäter das Heilmittel angewendet wird, deſto weniger iſt eine Radikalkur zu erwarten. Ueberdas wird in den Krankheiten des Geiſtes, gerade wie wir es in den leiblichen erfahren, durch die Heilung, ſo gut ſie auch gelinge, immer auf irgend einer Seite das freie Geſchäft der guten Natur geſtört, Ueberreiz auf der einen, Erſchlaffung auf der andern Seite iſt immer mehr oder weniger die Folge davon; dieſes hat man aber bei der früheren Jugend noch am wenigſten zu erfahren. Man ſchmeichle ſich alſo nie, die Jugend in ihrer ganzen Vortrefflichkeit zu ſehen, ſo lange man Verdorbenheiten zu heilen hat, aber man verzweifle auch nicht an der Heilung. Schon manches boshafte Kind, ſchon mancher verlorne junge Menſch, ſo manche verwahrloſete junge Leute, die ſchon in Laſtern verſunken und vielleicht ganz aufgegeben waren, haben ihre Retter gefunden *).

Der Jugend gewährt die Natur ein gewiſſes Vorrecht der Beſſerung, und Gott legt ſie den Obrigkeiten, Eltern und Erziehern auf das Gewiſſen. Sie dürfen daher nicht eher einen jungen Menſchen aufgeben, bis ſie von ſeiner unheilbaren Bösartigkeit überzeugt ſind.

*) Wie der thatkräftige Apoſtel der Liebe einen verwilderten Jüngling gerettet haben ſoll, ſ. Geſch. d. Erz. 11. 15., und wie manches Beiſpiel findet ſich, wo ſich auf die Beſorgniſſe, wie ſie dort Luk. 18, 26. die Leute äußerten, die heilige Antwort vernehmen läßt: „Was bei den Menſchen unmöglich iſt, das iſt bei Gott möglich.“ Die Menſchen ſollen alſo keinen ſolchen Hülfsbedürftigen aufgeben und hülflos laſſen.

Und wie können sie das seyn? Zwar ist man es manchmal durch eine Art von einschauendem Gefühle, aber man darf doch darauf nicht fest trauen.

Ist es Rohheit, was verbessert werden muß, so ist der junge Mensch in ähnlichem Gange, wie das Kind zu entwickeln, z. B. wenn ein vernachlässigter Negerjüngling, oder verwahrloſete junge Leute, die als Bettler und Landstreicher herangewachsen sind, zu nützlichen, rechtlichen, sittlichen Menschen gebildet werden sollen. Aber die Behandlung ist doch sehr verschieden von der, welche im guten Zustande das Kind genießt. Strenge Aufsicht und Zucht, dabei ernster und zweckmäßiger Unterricht, in allem diesem aber Beweise wahrer Liebe, ist hier die Hauptsache. Ist es aber Verbildung, wie denn dieses Verderben in unserer Culturwelt häufig genug vorkommt, so möchte man fast ein neues Wort dagegen machen, Entbildung, um auf ein neu zu ersinnendes Verfahren hinzuweisen, wodurch man die falsche und unzweckmäßige Bildung auf die wahre und die Einfachheit und zum rechten Ziele zurückführen könnte. Das Ganze der Erziehung giebt für dieses alles erst die gehörigen Winke.

Schließlich müssen wir noch den Hauptfehler der Jugend hervorheben, welcher sich durch die ganze Zeit der Bildung hindurchzieht, und ihr beständig unmittelbar im Wege steht, d. i. wenn der junge Mensch nicht will gefehlt haben. Es scheint gerade ein Uebel unserer Zeit zu seyn. Man widersteht ihm nicht durch Moralisiren, Räsonniren und Rechten, denn man verstärkt es vielmehr damit, weil man dadurch den Egoismus nur noch mehr zu einem Chicaniren und zur Pharisäischen Selbstgefälligkeit herausfordert: nur das Festhalten der heiligen Macht, die Gott den Eltern und Bildnern ertheilt hat, kann das Unheil verhüten, und, wenn es schon da ist, am ersten wieder wegschaffen. Es ist aber einzig und allein die ächtchristliche Erziehung, welche hier hilft, weil nur sie tief genug in das Herz wirkt, und die Sehnsucht ein-

ſtößt, überall ſeine Fehler zu erkennen, um ſich zu beſſern.

Sollten wir noch eines allgemeinen Uebels in unſerer Bildung erwähnen, ſo iſt es jene Klage über angegriffene Nerven, wie ſie jetzt faſt in allen Ständen gehört werden. Das ſoll aber nicht ſo ſeyn. — Doch was die bisherige Erziehung hierin verſchuldet hat, ſoll eine beſſere für die nächſte Generation auszutilgen ſuchen. Darauf führt die folgende Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Erziehung im Ganzen.

Einleitung.

Erziehung iſt das Ganze der Behandlung, was von der Kindheit an die Jugendzeit hindurch geſchehen ſoll, daß der junge Menſch zu ſeiner Beſtimmung gebildet werde. Sie befaßt alſo alles das in ſich, was die beiden vorhergehenden Abtheilungen angaben, und vereinigt es in der geſammten Wirkſamkeit, welche ſich um das Kind, ſobald es an das Licht der Welt gekommen, für ſein Gedeihen und Werden bewegt, und den heranwachſenden Menſchen bis zur Reife begleitet. Während dieſer ganzen Jugendperiode iſt die Abſicht des Erziehers, alſo der Eltern, oder wer ihre Stelle vertritt, der Lehrer, und eines jeden, welcher bildend einwirkt, darauf gerichtet, daß alles veranſtaltet werde, wodurch man den jungen Menſchen zu ſeinem Ziele zu führen gedenkt. Das liegt aber in ſeinem Urbilde; er ſoll mit der Reife dahin gelangen, daß er dieſes ſelbſt finde, es ganz in ſich aufnehme und von jetzt an im Leben ſich ſelbſt erziehe. Wer ſo erzogen worden, iſt nunmehr in ſein freies und ſelbſtändiges Daſeyn eingetreten, er hat ſeine Beſtimmung in der Gottähnlichkeit kennen gelernt, mit Begeiſterung ergriffen, und ſich ganz demſelben geweiht. So können wir, und zwar auch im evangeliſchen Sinne, die Erziehung richtig erklären als die Führung des Menſchen von

ſeiner leiblichen Geburt bis zur geiſtigen, der Wiedergeburt *).

Denn der Geiſt der wahren Erziehung kann doch kein anderer als der ſeyn, welcher über die Kinder das Segenswort geſprochen: ſolcher iſt das Gottesreich. Für dieſes ſoll jedes erzogen werden; ſo wie es auf die Welt geboren iſt, ſollen es die Menſchen als ein Gott geheiligtes Kind anſehen und es ſo in das Leben hereinführen, daß es zur Gottähnlichkeit gelange. Nur das iſt es, was wir unter Bilden zu verſtehen haben, nur das giebt dem Menſchen ſein Urbild, nur das zeigt dem Erzieher den Weg vor, und giebt ihm die rechte Kraft, den rechten Verſtand und die rechte Freude in ſeinem wahrhaft göttlichen Geſchäfte. Gerade entgegen geſetzt, um nicht aller der in der Einleitung berührten einſeitigen Syſteme zu gedenken, iſt die, jetzt freilich häufig beliebte, Erziehung, welche das Kind in ſeine vollendete Ichheit erheben möchte, alſo das Ziel darein ſetzt, daß es nur von ſeinem Selbſt abhänge, nur in ſeiner Kraft gehalten ſey, und alles in ſich und außer ſich mache. Da iſt kein Urbild als das Ich ſelbſt, oder was es aus ſich erzeugt, alſo Gutes und Schlechtes durch einander, und da der Natur nach das letzte, man nenne es nun das Sinnliche oder das Sündhafte, den Sieg behält, ſo nährt man nur das tiefwurzelnde Verderben, und der frei geprießene Menſch iſt der Sclave ſeiner Leidenſchaft. Das Chriſtenthum dagegen macht recht frei. Es lehrt das Böſe in dem Herzen erkennen und beſiegen, es lehrt Gott als Vater lieben und ſich ihm heiligen, es lehrt das niedere Selbſt verläugnen und das höhere gewinnen. Man ſucht irgendwo ſonſt vergeblich die Menſchenbil-

*) Allerdings; denn vom Früheſten an zeigt ſich in dem Kinde ἡ ἐν ἡμῖν οἰκοῦσα ἁμαρτία. „Es gehört mit zur Inconſequenz des Zeitalters, die Univerſal-Erbſünde läugnen, und täglich die Familien-Erbſünden in den ſprechendſten Exemplaren mit Augen vor ſich wandeln ſehen.“ Sailer, über Erz. an Erz.

dung: mit dem Christenthume ist einzig und allein der Menschheit das Heil aufgegangen, und jedem Kinde, jeder Mutter, jedem Vater und jedem Erzieher. Der Christ weiß das, er kann also nicht anders lehren. Doch wir wollten hier nur an das erinnern, was sich uns sowohl in dem bisher Betrachteten, als auch in der Geschichte der Erziehung genügend vorgelegt hat. Es soll uns also der Geist der christlichen leiten *).

*) Man vergleiche hiermit die neuesten Theorieen der Erziehung, so wird man in allen dieses wohl als das Gemeinsame finden, nur nicht genug hervorgehoben, oder auch blos nebenbei, oder gar untergeordnet. Am meisten ist das der Charakter der Lehren von Rousseau, Basedow, Campe, des Revisionswerkes, u. A. aus dieser Schule; die aus der Schule von Kant und Fichte ordnen das religiöse Princip dem sittlichen unter; dahin gehört auch die Erziehungswissenschaft aus dem Zwecke der Menschheit ꝛc. von Pölitz, 1806, doch durch einen gewissen Eklekticismus verbessert. Eben das gilt von der Allgemeinen Pädagogik aus dem Zweck der Erz. ꝛc. von Herbart 1806, wo man nur der logisch scharfen Begriffentwickelung von Regierung und Zucht, Vertiefung und Besinnung, Erkenntniß und Theilnahme, Charakter, Gedächtniß des Willens, Wärme, u. s. w. manches für die Anwendung im Leben selbst verdankt. Weit näher zu kommen scheint: Divinität, oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung ꝛc. von Graser 1811, (2te Aufl. 1814.) „Strebe dem Menschen dahin zu verhelfen, daß er sein Seyn sobald als möglich, d. h. sobald es die menschliche Kraft erlaubt, selbst zu begründen vermöge;“ dieser Grundsatz könnte indessen auch gerade zum Entgegengesetzten führen, wenn nicht der christliche Sinn in der Anwendung zum Rechten hinlenkte. Noch näher kommt: Die Erz. als integrirender Theil unsers Kampfes gegen das Böse von L. v. Holst, 1821, allein es entwickelt philosophisch nur Einen allerdings wahren Gedanken, und diesen nicht genug für das Leben. Mehr giebt für das christliche Leben durch den christlichen Grundsatz jenes Kampfes: Ueber gedeihliche Erziehung, von Ebel, 1825. Als Belehrungen aus dem Leben für das Leben mit Hinweisung auf das Ideale sind die Fragmente über Menschenbildung v. M. Arndt 1805 1tes Fr., (das 3te Fr. 1819, Briefe an Psychidion, über weibl. Erz.): „Bilden im ge-

Darauf führt d

Erſter Abſchnitt.

Die Kinderjahre.

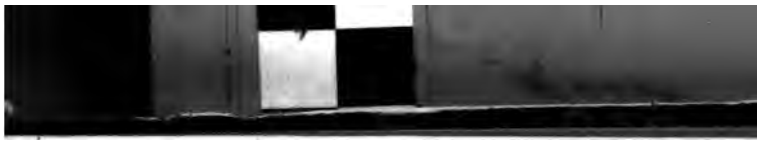
(Das erſte Jahrſiebend.)

I. Die erſten Lebensmonate.

a) Das Wochenkind.

So wie das Kind zur Welt geboren iſt, ſollte es mit einem betenden Gedanken aufgenommen werden. Es iſt ein Geſchenk Gottes von unendlichem Werthe, und dieſer wird ihm dadurch zuerkannt, daß man es Gott heiligt. Das geſchieht dadurch, daß man ſogleich und fortwährend alles das thut, was zu ſeiner Lebensbeſtimmung dient. Wir ſollen alſo dem Kinde keine andere Natur geben wollen, als die es mitgebracht hat, aber derſelben ſorgfältig nachgehen, ſie vom erſten Puncte an richtig leiten und bildend auf ſie einwirken. Das geſchieht denn zuerſt im Phyſiſchen, und ſo iſt die Wartung und Pflege des neugebornen Kindes auch ſeine erſte Erziehung *).

*) L'Education physique wurde zuerſt ſo genannt und zum eignen Gegenſtande gemacht durch eine Diſſertation von Ballerſerd, Genf 1762, welche den Preiß erhielt, da die Geſellſchaft zu Harlem ihn zur Aufgabe gemacht hatte. Dieſer gebührt alſo die Ehre, dieſen hochwichtigen Zweig der Erziehung gleichſam hervorge-



Das Leben des Neugebornen ſoll dann auch alsbald weiter in Schutz genommen werden*), und alles umher ſoll zu ſeinem geſunden Gedeihen mitwirken. Alſo keine unreine Atmoſphäre, kein düſterer Ort, aber auch kein zu heller, keine kalte oder heiße Luft, keine blendende Helle, kein erſchütterndes Getöſe, wodurch das Kind alſobald betäubt oder gar zum Schrecken geneigt werden könnte, empfange den neuen Weltbürger, ſondern alles ſey für ihn zubereitet, wie wenn man ein erſehntes Familienglied aus fernem Lande kommend empfangen will. Wie viel hierauf, und dann allerdings auch auf die weitere gute Pflege ankomme, legen die entſchiedenſten Erfahrungen vor Augen. Seit den Fortſchritten der Hebammenbildung und überhaupt ſeit den Verbeſſerungen in allem dieſem hat die Sterblichkeit der kleinen Kinder bedeutend abgenommen, und auffallend gerade da, wo hierin eine beſſere Einrichtung eingetreten**). Wo man

---

übrig geblieben. Das Chriſtenthum gebietet dergleichen zu vertilgen, um das Kind, ſo wie auch das Leben der Mutter, heilig zu halten. In den obrigkeitlichen Anſtalten für Hebammen und Gebärhäuſern und in andern, die dahin gehören, ſo Findelhäuſer nach ihrer verbeſſerten Einrichtung, zeigen ſich erfreuende Fortſchritte der wahren Aufklärung. — Man führt ein Beiſpiel an, daß ein Kind durch Zurechtdrücken der Schebelknochen aberwitzig geworden.

*) Selbſt bei frühzeitigen Geburten läßt ſich noch Erhaltung hoffen. Bronzit, Essai sur l'educ. medicin. 1754. I. p. 38 fg., führt ein Beiſpiel an, daß ſogar ein 5 Monatskind erhalten worden, und erſt genau nach 4 Monaten weiter anfing zu ſchreien, und wie die ausgetragenen Kinder aufzuleben, und wurde ſtärker als eins.

**) Wir beziehen uns hierbei auf ein Hauptwerk, über die körperl. Erziehung des Menſchen v. Friedländer, aus dem Franz. überſ. von Oehler, 1819, worin, wie überall, entſcheidende Thatſachen geſammelt ſind. Man hat in der Maternité zu Paris folgende Beobachtungen ſeit 1749 bis 1800 gemacht: in den erſten 9 Jahren ſtarb von ungefähr 15 Kindern Eins, in folgenden 9 J. von 20 Eins, dann von 42, weiter von 44, ferner

haupten, daß mehr durch Vernachläſſigung umkommen, als in alter Zeit durch Ausſetzung getödtet wurden. Oder ſollte es in der Natur liegen, daß etwa der 10te Theil der Menſchen in den Kinderjahren ſterbe?

Alsbald nach der Geburt muß dem Kinde die gehörige Wärme zu Theil werden, wie ſie die Natur auf der Mutter Schooße und an ihrer Bruſt anweiſet, damit der Uebergang nicht zu ſtark ſey. Wollte man auch an eine Abhärtung denken, ſo kann ſie doch nicht jetzt ſchon eintreten, denn auch in den kälteſten Zonen wird das Kind nicht auf Eis und Schnee geboren; und überdas iſt die Natur der Bewohner von wärmeren Ländern gerade nicht darauf eingerichtet, daß ſie ſich in den erſten Lebensjahren ſchon für die Polarländer acclimatiſiren könnte. Die Zimmertemperatur wird gewöhnlich auf 15° Reaum. angegeben, indeſſen bedarf auch das geſunde Kind in den erſten Lebensſtunden mehr Grade in ſeiner nächſten Berührung.

Auch verlangt die Natur ſogleich ſeine Reinigung: Es bringt an der Haut und im Darmkanale Unreinigkeiten mit, von welchen es bald entledigt ſeyn will, wenn es gedeihen ſoll. Das Thier leckt ſein Junges, das es eben geworfen hat, und man will bemerkt haben, daß das zugleich ein Mittel ſey, das auch innerlich zum Abgange wirke. Was die Natur ſo auf der niederen Stufe zeigt, iſt ein Wink für den Menſchen, der es humaniſiren ſoll. Die Wärterinnen ſollen alſo das Kind am ganzen Körper mit reinem, lauwarmem Waſſer von etwa 25° Reaum. unter ſanftem Reiben reinigen, und ihm dann eine linnene, leichte Hülle, ſein Hemd anlegen. Denn das Kleid, von Menſchenhänden gefertigt, ziemt

---

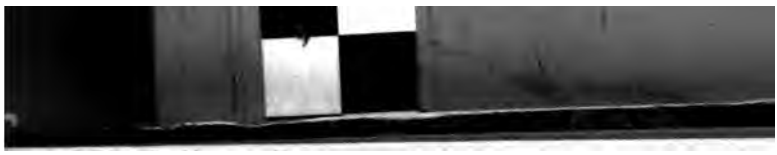
auch etwa noch gegen dieſe ſich vermindere. Wer weiß, ob nicht die Sterblichkeit der Kinder bei beſſerer Pflege viel geringer werde. Verf. dieſes hat die Erfahrung gemacht, daß ſie bei Bauerskindern größer iſt, als in den gebildeten Ständen.

Mit dem Waschen des ganzen Körpers fahre man jeden Morgen fort, bald auch Abends, und lasse es mit der Zeit in dem Wasser sitzen und plätschern.

Die Kruste über der Stirn und den Fontanellen muß mit Schonung behandelt werden; etwa nur mit einem leichten Abreiben.

Das Kind bekommt hierauf seine reine Hautbedeckung, es wird eingewindelt. Das dient fortwährend zum Rein- und Warmhalten zugleich, auch zur Stärkung des Hautorgans, dessen Wichtigkeit in neueren Zeiten zu sehr außer Augen gesetzt, und weßhalb so manche Kränklichkeit gewöhnlich geworden. Der Kopf erhält ein Häubchen, so lange ihn die Natur noch nicht genug mit Haaren bedeckt hat, welches aber nur locker unter dem Kinne befestigt seyn darf. Denn nirgends darf der Blutumlauf und die Bewegung der Glieder beengt seyn. Die Gelenkvertiefungen sind recht zu reinigen, dann abzutrocknen, und wo das Kind wund wird, ist die Stelle mit Lykopodium u. dgl. zu bestreuen.

Nun kommt das Lager des Neugebornen in Betracht. Auch hier will die Natur keinen schroffen Uebergang. Vor der Geburt ist sein Kopf abwärts gesenkt, jetzt darf er also noch nicht in die Höhe gerichtet seyn. Daher ist die horizontale Lage jetzt die naturgemäße, nur so, daß der Kopf sich nicht rückwärts beuge und überhaupt keinen Theil drücke; erst gegen den dritten Monat hin mag man das Kind zum aufrechten Sitzen allmählig gewöhnen, und erst viel später aufrecht stellen. Es muß weich liegen, aber nicht in übermäßiger Bettwärme. Es kann auch bald nach dieser oder jener Seite, doch nur wenig, gewendet liegen, damit sich desto leichter der Mund des Schleimes entledige; nur vermeide man einseitiges Einwirken der Lichtstralen, wodurch leicht Schielen oder Blinzeln entsteht; ja selbst kann von hinten ein stärkeres Licht schädlich werden, indem das Auge es sucht und sich zu übersichtigen Blicken



dann allmählig in demselben Grade, wie das gereinigte Kind deren bedarf; wie denn die Sympathie der gegenseitigen Sehnsucht zum Stillen zwischen Mutter und Kind fortwaltet.

So wollte es der Herr der Natur und der Menschen: sie aber suchen viele Künste. Die Aerzte, welche so unzeitig galant gegen die Wöchnerinnen sind, um ihnen das Selbststillen zu erlassen, mögen es verantworten: in keinem einzigen mir bekannten Falle hat mich noch irgend ein Arzt, der es erließ, eigentlich überzeugt; und auch bei der scheinbarsten Unvermögenheit der Mutter hätte ich es gerathener gefunden, das Kind wenigstens in den ersten Tagen an ihre Brust anzulegen. Auch sollten die Ehegatten hier nicht so leicht nachgeben; der Mann soll vielmehr das Weib in seiner Pflicht stärken. Und gewiß ist schon frühere Verweichlichung des Weibes, wornach sie jetzt das erste Unangenehme des Reizes scheut, gleich dem unartigen Kinde, das die Arznei von sich stößt, aber sich dann auch um die süße Mutterlust bringt, die Ursache, daß in unsern Zeiten viele und immer mehrere Mütter den Liebesruf der Natur in ihrem Kinde überhören, und sich zu schwach zu dieser Pflicht fühlen mögen. Wo soll das hinaus, wenn der Zeitgeist dieses Entziehen sogar als Ehre des Standes oder Bildung ansehen läßt!

Indessen ist es nun einmal nicht anders; die Unsitte ist uralt, und schon im Alterthume beklagt*), jetzt aber sind nicht wenige auch der edleren Mütter von diesem Culturübel befallen. Da muß man denn auf Ersatz der Muttermilch denken. Ob nun durch eine Säugamme, oder durch Thiermilch und künstliche Auffütterung des Kindes? Die Meinungen sind getheilt. Von jeder Art

---

ansteckenden Krankheiten angegriffen, welchen Freibrief die Natur auch den Schwangeren zu ertheilen pflegt.

*) Gesch. d. Erz. 251. 458. u. a. a. O.

hat man günstige und ungünstige Beispiele genug, und jede hat ihre Gefahren *). Es läßt sich also um so weniger darüber eine allgemeine Entscheidung geben, und nur die Umstände im vorkommenden Falle können sie bestimmen; man berathe sich also mit dem Arzte. Man hat in neuester Zeit (1824) sogar das Anlegen des Kindes an eine Ziege vorgeschlagen **); ja man hat sich auch wohl jenem ekelhaften und gewiß auch ungesunden

*) Zu Paris will man bemerkt haben, daß mehr als die Hälfte der Kinder, die von Säugammen ernährt worden, in den ersten 2 Jahren starben — nur freilich zu Paris! — während von denen, welche die Mutterbrust erhielten, noch nicht das hundertste in dieser Zeit starb. Allein dieser Beobachtung ist nicht zu trauen, da jene bemerkte Sterblichkeit auch übrigens so ziemlich vorkommt, die letztere aber viel zu gering angegeben seyn muß. Das Schlimmste ist die Wahl der Säugamme. Auch der sorgfältigste Arzt ist, wie Friedländer (a. a. O. S. 56.) selbst gesteht, gegen Täuschungen nicht sicher; und auch er hält die moralischen Fehler derselben für bedeutend, wie auch schon Diodor. v. S. erzähle, daß Nero von einer trunkenen Amme gesäugt worden, die ihm jene Eigenschaften mitgetheilt, so daß man ihn nur Biberius statt Tiberius genannt habe; auch sey so die sinnreiche Fabel entstanden, die Amme des Caligula habe die Gewohnheit gehabt, ihre Brust mit Blute zu benetzen, damit sie ihr Säugling desto begieriger nähme. Allerdings beweisen genug Erfahrung, daß unsittliche Gesinnungen der Säugenden einen nachtheiligen Einfluß auf das Kind haben. Man sah das Weiße im Auge des Kindes nach einem Verdrusse der Amme gelblich werden. Besonders beweiset sich der Zorn nachtheilig; auch Schrecken, Angst, Haß, Trübsinn, Eifersucht, Wollust und jeder Affect, jede Leidenschaft. Nur die sanfte Liebe mit Edelsinne bringt dem Kinde Gedeihen an Leib und Seele. Man will sogar Beispiele von Thieren wissen, die von Menschenmilch zahmer geworden; sollte der Einfluß dieses ersten Nahrungsmittels wirklich so weit gehen? — In Frankreich hat es wohl die Diätetik, das Stillen der Kinder betreffend, am weitesten gebracht; s. Diction. des sciences medic. sous l'art Education phys. t. XI. p. 209.

**) Vielleicht mit dem Gedanken an die Ziege Amalthea, die den Herrscher des Olympus im Idagebirge aufgesäugt; warum nicht auch an Roms Wölfin?

Brauche, daß die Ammen oder Mütter dem Kinde die Speisen vorkauen *), nicht abgeneigt erklärt.

Legt die Mutter ihr Kind treulich an ihre Brust, so möge das anfänglich alle 2 bis 3 Stunden bei Tage, und alle 5 bis 6 Stunden bei Nacht geschehen, allmählig aber nach längeren Fristen; die Natur kündigt der rein gewöhnten Mutter die Zeit eben so richtig an, als ihrem Kinde. Dieses nimmt in 24 Stunden etwa 1½ Pfund Milch zu sich. Sie lege es auf jeder Seite an, um das Schielen zu verhindern.

In den ersten Lebenswochen schläft das Kind bei weitem mehr, als es wacht; man soll sich dessen freuen, aber mehr, wenn es die Natur bewirkt, als ein Einschläferungsmittel, das liebevolle mütterliche Einsingen ausgenommen.

Nach einigen Wochen werde es auch mitunter herumgetragen, jedoch Anfangs noch liegend auf einem Kissen, und auf beiden Armen, erst nach einigen Monaten auf einem Arme, der mit dem andern umwechselt, und so daß man die zarten Glieder nicht drückt, am wenigsten die Kniee, weil sonst die Füße leicht einwärts wachsen. Man hat auch eigene Tragkörbe vorgeschlagen; und so nicht minder dergleichen, in welchen das Kind ohne Gefahr erdrückt zu werden, neben die Mutter ins Bette gelegt werden kann **). Indessen unterläßt man am besten das letztere ganz; es giebt da nur ein Verhätscheln. Ueberhaupt verhüte man auch in allem diesem, z. B. in vielem Herumtragen, und späterhin im Herum-

*) Ob den Vögeln abgelernt, wenn sie ihre Jungen füttern (ähmen)? Wenigstens verstanden es die Wärterinnen zu Athen, Gesch. d. Erz. S. 353.

**) In England rechnete man nicht mehr als 40,000 Kinder, welche durch die üble Gewohnheit der Ammen, die Kinder neben sich ins Bette zu legen, von 1686 bis 1800 erstickt worden, also ein Jahr ins andere über 330! — ?

wöhnt sich an Anstrengung, um sich zu unterhalten. Obwohl das Knäbchen diese Uebung schon so früh stärker verlange als das Mädchen?

Liegt das Kind wachend da, und sieht auf etwas hin, so beobachte man es, ob sein Blick einen Hang zum Unsteten hat; in diesem Falle lasse man den Lichtreiz nicht wechseln und den Gegenstand sich nicht bewegen; ist aber dagegen ein Hang zum Hinstarren bemerkbar, so lasse man das Helle vor seinen Augen sich hin und her bewegen. Da die wenigsten Menschen recht zu sehen wissen, und mit verwirrtem, oder unstetem, oder trägem Sehen zu kämpfen haben, so achte man dergleichen Uebungen nicht für unbedeutend.

Siehe deinem Kinde hell und freundlich in die Augen. Das Menschenauge ist ihm einer der Gegenstände, die ihm gerade das rechte Licht haben, und es mit einem eigenen Reize anziehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der dunkle Augenstern der erste Gegenstand ist, den das Kind als Form auffaßt. Er zieht es zur Menschheit hin, und diesen Zug gönne man ihm so früh als möglich.

Dergleichen ist allerdings schon wahrer Unterricht, d. i. absichtliche Bildung der Kraft in ihren einzelnen Richtungen. Durch das Zusammenwirken dieser geübten Thätigkeiten entspinnen sich sogleich eine Menge Associationen zur inneren und äußeren Bildung der Kraft. Wir sehen aber auch, daß man hier leicht zu viel thun kann, und daß es besser ist, man thut lieber nichts der Art, weil der Zufall es doch gemeiniglich besser schickt als alle Künstelei, wie er wirklich bei den meisten Kindern, wo nicht bei allen, es thut. Zugleich sehen wir, wie verständige, liebreiche Eltern, ohne es zu wissen, durch einen Naturtrieb gerade so mit dem Kinde umzugehen pflegen, wie es diese Regeln vorschreiben.

schiede, daß da das ganze Seelenorgan, das weiche Gehirn durch das Hin- und Herschaukeln in allen Theilen sich reizt und ermüdet. Hierzu scheint noch die Gleichförmigkeit und Tactmäßigkeit der Bewegung, sowohl von einer Seite zur andern als in einerlei Zeitmaße, mitzuwirken, vermuthlich daß es den Reiz sanft, aber anhaltend macht, und die Bewegungen der Nerven- und Hirnkraft in ihrem Hin- und Herwirken unterbricht oder ableitet. Wenigstens ist dieser Zustand nahe mit dem Schwindel verwandt, und zwar mit dem künstlichen, den wir uns durch Herumdrehen oder Hin- und Herschwingen jeden Augenblick machen können, wenn wir Lust haben, uns bis zum Erbrechen übel zu machen. Gewiß würde auch so was bei dem Kinde erfolgen, wenn der Magen des Kindes schon gerade die Reizbarkeit hätte, wie bei dem Erwachsenen. Auch das Sehen erleidet Nachtheile, wenn die Augen noch offen sind, und so hin- und herfahren müssen. Der Sehnerve scheint besonders dabei angegriffen zu werden, auch bei verschlossenen Augen, weil wir schon durch das schnelle Vorbeifahren der Gegenstände neben uns her leicht schwindlicht werden.

Man hält das Wiegen, wo der Kopf auf und niedergeht, noch für das minder schädliche. Es mag seyn, daß das Schaukeln auf die Seiten die beiden Hirnhälften stärker in Schwung setzt, als die Lappen des großen und kleinen Gehirns bei dem Wiegen der Länge nach: allein dafür hates doch wohl wieder andere Nachtheile, denn das Zuströmen des Blutes in dem Kopfe muß doch hier wechselsweise gehemmt und vermehrt werden. Nicht besser finden wir den Vorschlag, durch Erheben und Senken vermittelst einer Federkraft in der Wiege dem Kinde die

---

man sie in eine Jacke, und läßt sie darin auf dem bloßen Boden schlafen, rutschen, und sich endlich so auf die Beine helfen; sie lernen da oft schon im 6ten Monate laufen, und man findet dort keine verwachsene Leute. Anderson Hist. nat. de l' Island etc.

einschläfernde Bewegung zu verschaffen. Wir sehen überhaupt nicht ein, unter welcher Bedingung das Wiegen noch zu dulden sey.

„Allein wie viele gesunde, kräftige, geistvolle Menschen giebt es nicht, welche tüchtig sind gewiegt worden! Und wie viele geistlose, die man nie wiegte?" — Gälte diese Einwendung, so gälte sie gegen alle Maßregeln der Erziehung, und dann hätten wir freilich nichts weiter zu thun, als unsere Kinder nur wild aufwachsen zu lassen, komme es dann wie es wolle; und diese Einwendung würde auch selbst gegen die gewöhnliche Sitte gelten. Wie wollte man es denn auch abstreiten, wenn jemand behaupten wollte, daß alle die gesunden, kräftigen, geistvollen Menschen es noch mehr geworden wären, wenn man sie nicht gewiegt hätte? So lange freilich nicht Alles in der Erziehung zusammenstimmt, kann die einzelne gute oder schlechte Maßregel nicht so deutlich ihre Folgen aufzeigen. Genug, alle neue Erfindungen von Wiegenmaschinen sind uns entbehrlich; dergleichen Ameublement mag dem Luxus dienen, es dient nicht der einfachen Erziehung.

Etwas anderes ist ein sanftes Schaukeln des Kindes auf den Armen. Denn hier fehlt jene betäubende gleichförmige Bewegung, das Kind wird beschäftigt, wenn es etwa noch Lust zum Wachen hätte, es befindet sich auf den Armen mehr in seinem Elemente, und seine Thätigkeit wird erregt bis zur natürlichen Ermüdung. Will also das Kind nicht auf seinem Lager einschlafen oder ruhig liegen, so ist nicht leicht ein anderer Rath, als es auf die Arme zu nehmen.

Aber weit entfernt seyen von dem reinen Leben des Kindes alle Schlafpulver und andere betäubende Dinge; sie irren nur die Natur des Gesunden.

Noch müssen wir das Einwickeln der Kinder rügen, denn auch dieses Uebel ist noch herrschend. Zwar ist die gewöhnliche Wickelschnur für die ersten Wochen

brauchbar, und mehr noch als eine bloße Decke mit Bändern, denn das Kind, welches dann noch leicht zusammenfällt und sich drückt, läßt sich darin am sichersten halten; allein sie muß breit genug seyn, und darf nur locker anliegen. Die Füße werden allerdings mit eingewindelt, nur nicht eingewickelt, um sie gegen Verkältung zu schützen, und ihnen doch freie Bewegung zu lassen. Die Arme bedürfen indessen jetzt noch einer viel freieren, und darum windele man sie auch vom Anfange nicht im mindesten ein. Die Besorgniß, daß sich das Kind kratze, ist unnöthig; und was wäre es denn auch? Es wird sich keinen Schaden thun; und glücklich der Mensch, welcher früh durch sich selbst Vorsicht lernt, wäre es auch durch leichte Selbstbeschädigung! Nur selten sah ich es interessen, daß ein Kind, auch selbst bei langen Nägeln, sich mit seinen Händchen im Gesichte eine Empfindung verursachte, wobei sich seine Miene verändert hätte.

Gegen das Taufen des Kindes in den ersten Lebenstagen läßt sich nichts Gegründetes einwenden; nur muß das Wasser die oben angegebene Temperatur haben, und man nicht zu grell den Kopf besprengen, sey es nun gegen die Stirn oder am Hinterhaupte. Sogar das Tragen des Kindes in die Kirche und, wie es an manchen Orten gewöhnlich ist, Stundenweit ins Pfarrdorf, wird nicht schädlich befunden, wenn die Witterung nicht zu kalt ist, und man nur sonst die gehörige Vorsicht beobachtet *).

*) Verf. diests hat nicht wenige Kinder in Städten und auf dem Lande getauft, und nie auch nur eine nachtheilige Erfahrung gemacht, auch nie von einer gehört. Freilich fand er noch manche üble Gebräuche, z. B. Kindtaufschmäuße, damit verbunden. Aber selbst die Sitte, daß das Kind manchmal über Land in die Kirche getragen wird, zeigte ihm keine schlimme Erfahrung; indessen ist sie nicht zu billigen. Wo die immersio üblich ist, hat die Kindertaufe mehr Bedenken, und man führt Beispiele aus Rußland an, wo man die Kinder sogar in den breitesten Fluß eintaucht, daß

Der heilige Gebrauch der Taufe, welcher in der chriſtlichen Kirche faſt durchaus, einen kleinen Theil ausgenommen, ſchon an dem Neugebornen vollzogen wird, ſey denn auch die ächtchriſtliche Feier, wodurch ſie ſich über die Weihungen der Kinder *) bei andern Religionen erhebt, daß das Kind, das Gott den Menſchen zur Erziehung anvertraut hat, als ein Kind Gottes geheiligt ſey, und überall mit Liebe umfangen, von ſeinen chriſtlichen Eltern und Erziehern zu jener zweiten, höheren Geburt gebildet werde. Allerdings die rechte Zeit, dem Kinde ſeinen Namen zu geben. Er ſey wohlklingend, denn der Menſch gewöhnt ſich mit ſeinem Namen ſein Selbſt zu verwechſeln; und möge er nun aus alter oder neuer Zeit, von dieſer oder jener Nation, von einem Ahnen oder Heiligen hergenommen ſeyn, ſo werde er nur durch die Erziehung in der Perſon, die er bezeichnet, ein chriſtlicher Name.

Ein Kind, das ſich mit einem widrigen Namen nennen hört und ſelbſt nennt, kann ſich eines widrigen Gefühls von ſeiner Perſon nicht erwehren; klingt er aber zu ſüß oder zu geſucht, ſo kann es ſich eben ſo wenig in ſeiner Wahrheit fühlen. Beſonders möchten wir gegen Namen aus Romanen, u. dgl., die gerade dem Modegeſchmacke gefallen, ſowohl um des heranwachſenden jungen Menſchen, als um der Eltern willen warnen. Die Herminen, oder Philinen, oder Theudelinden, die Pompejus, oder Julius Cäſar, oder Arioviſte u. dgl. erregen nur Lächeln, wenn die kleinen Perſonen doch gar nicht darnach ausſehen. Beſſer noch geben oft die Mütter ihren Kindern bezeichnende Scherznamen. Wenn

---

ſie auf der Stelle ſtarben: die adsperſio dagegen erfordert nur Vorſicht in der Temperatur des Waſſers und der Luft, und es giebt darüber polizeiliche Geſetze; ſ. Dictionaire des sciences medicales.

*) Geſch. d. Erz. S. 194. 351 fg. 458.

man ihnen nach ihrem innern Wesen, oder mit prophetischen Blicken den Namen geben könnte, so wäre das noch etwas. Nimmt man ihn von edlen Menschen, um diese selbst ihnen so als Vorbild gleichsam in die Seele zu legen, so lehrt nur die Erfahrung, daß doch im Leben nachmals wenig oder gar nicht daran gedacht werde. Am besten also, man bleibe bei der Sitte.

b) Das Monatskind bis zur Entwöhnung.

Der Säugling ist also der liebevollen Sorgfalt übergeben, und diese hat fortwährend ihr Hauptgeschäft in der Wartung und Pflege. Nicht blos das Mutterherz, sondern auch der verständige Ernst hat es zu führen. Wie sehr Einfachheit und Festigkeit dabei nöthig ist, brauchen wir weiter nicht zu sagen, wir erinnern nur daran, daß sich schon in den ersten Lebensmonaten die Unarten erzeugen, wenn man nicht ihrem Entkeimen durch wohlgeordnete Gewöhnung begegnet, und daß alles Erste am tiefsten wurzelt und am längsten fortwirkt.

Man fahre also in der angegebenen Diät im Ganzen fort. Doch giebt es mit der Zeit einige Abänderungen, die sich auf die weitere Entwickelung beziehen. Hierin macht das Zahngeschäft eine bedeutende Epoche. Es tritt gewöhnlich schon im 6ten Monate, selten früher, oft später, ein. Der ganze Organismus ist alsdann, wenn auch gerade nicht immer krankhaft, angegriffen, und das Kind überhaupt in einem gereizten Zustande. Da das Ausbrechen der Zähne gewisse äußere Reize am Zahnfleische, nämlich etwas Hartes, verlangt, so giebt man dem Kinde schon frühzeitig etwas der Art in die Hand, das es zum Munde bringen kann, z. B. Veilchenwurzel. Am besten wohl, wenn man das mit dem ersten Spielwerke der Kinderklapper vereinigt. Nach Umständen muß man ihm etwas Weicheres geben, z. B. den Finger, und

mit demselben das Zahnfleisch sanft reiben, manchmal auch gegen Entzündung Feigen in Milch gekocht, u. dgl.; in der Regel können es sehr harte Körper, z. B. Schlüssel, seyn; nur ist in allem diesem Vorsicht zu beobachten, und die Natur nicht zu stören. Wenn die Mutter achtsam genug ist, um überhaupt ihr Kind kennen zu lernen, so bemerkt sie auch leicht, wo man der Natur etwa zu Hülfe kommen muß, und wird auch bei dem Zahnen des Kindes nichts vernachlässigen, nichts übertreiben, und dabei getrost seyn. Ist der erste Zahn nun glücklich ausgebrochen, so freue sich deß das ganze Haus; es ist eine Begebenheit, die von unserem kindlichen Claudius mit Recht zu einem kleinen Familienfeste *) erklärt worden. Nun brechen nach und nach die 20 Milchzähne alle durch, bis die erste Zahnung vollendet ist. Da sie gewöhnlich das Kind stärker angreift, als die zweite (im 7ten Jahre), und bei dem einen mit diesen, bei dem andern mit jenen körperlichen Beschwerden verbunden ist, oder, wie man es zu bezeichnen pflegt, das eine über die Brust, das andre mit Diarrhöe zahnt, vielleicht nach Verschiedenheit des Naturells, so ist manchmal ärztliche Hülfe nöthig, aber auch um desto mehr zu wünschen, daß die Natur der Kinder von dem Arzte besser, als man es meistentheils findet **), verstanden werde.

Die Ernährung des Säuglings geschieht fortwäh-

---

*) Wie die Natur Feste wegen der Kinder verlange, zeigt uns die Geschichte, z. B. Gesch. d. Erz. S. 197. 277. 351. 457., warum achten wir, im christlichen Familienleben, sie doch so wenig! — Man hat angenommen, daß während dieser Periode 5 Procent von den Kindern dem Tode anheim fallen, also der 20te Theil der Bevölkerung, aber die Beobachtung ist ungenau.

**) Der Verf. dieses kann nicht umhin, aus seiner Erfahrung, — und er hat nicht wenige Beobachtungen hierin gemacht, — dieses zu bemerken, daß er meist auch unter den übrigens trefflichsten Aerzten genugsame Kunde der Kindernatur, und hier gerade die richtigen praktischen Blicke vermißt habe.

rend, wie wir angegeben, aber es kommen allmählig auch andere Nahrungsmittel hinzu. Die Muttermilch erleidet ſelbſt allmählige Veränderungen, ſchon durch die conſiſtenteren und vorher gewohnten Speiſen, wozu die Wöchnerin wieder zurückkehrt, und man bemerkt, wie das Kind jedes neue Nahrungsmittel der Mutter, wenn auch nur leicht, anfangs verwinden muß. Indeſſen iſt das ſo in der Ordnung, da unſere ganze Lebensweiſe ſolche Gewöhnung vom früheſten an verlangt. Gewiß iſt eine allzuſorgſame Schonung hierin dem künftigen Weltbürger noch gefährlicher, und es läßt ſich hier wohl anwenden: „wer nichts an dem Kinde wagt, wagt es ſelbſt daran.“ Sey nur die Mutter einfach und rein in ihrer Diät, wie in ihrem Gemüthe. Die Zeit des Stillens rückt mehr und mehr aus einander, ſo daß der Säugling kurz vor der Entwöhnung die Mutterbruſt nur wenige male in 24 Stunden erhält. Auf dieſe Weiſe geſchieht auch hier kein Sprung in der Natur. Und aus eben dieſem Grunde fange man mit andern Nahrungsmitteln ſchon früh an, in zunehmender Gabe. Zuerſt giebt man Mehlſpeiſen, die aber wohl zubereitet ſeyn müſſen, Milchbrei mit Zwieback, u. dgl. *) Es verſteht ſich, daß man das Kind nicht überfüttern darf. Hierauf kann bald eine verdünnte Fleiſchbrühe folgen; Fleiſch ſelbſt wird von der Natur nicht eher gefordert, als bis ſie die Eckzähne dazu hervorgetrieben hat. Das Vorurtheil gegen die animaliſche Koſt wollen wir den Braminen überlaſſen; wenigſtens in unſerm Klima hat es ſich genugſam widerlegt; ſie nährt auch Kinder gut, da-

*) D. Friedländer a. a. O. S. 87 fgg. hat die neueſten chemiſchen ꝛc. Unterſuchungen über die Milch von Menſchen und den mit der übrigen uns verſorgenden Thierarten, wie auch über andere Nahrungsmittel ſehr praktiſch mitgetheilt, und wir wünſchen, daß man es leſe und benutze. Auch findet man da intereſſante Bemerkungen über den Einfluß der Nahrungsmittel auf das Aeußere und Innere des Menſchen.

bei erregend. Gemüſe eignet ſich noch kaum für den Säugling, Gewürze gar nicht. Man halte ſich alſo an jene einfachen, natürlichen Nahrungsmittel; und da im Ganzen genommen der Menſch ſowohl für animaliſche als vegetabiliſche beſtimmt iſt, das Kind aber vorerſt für letztere, ſo ſchreitet man naturgemäß zur erſteren fort, wornach es denn erſt mit dem Umzahnen, alſo im 7ten Lebensjahre, zu den eigentlichen Fleiſchſpeiſen kommen würde. Allein die Lebensweiſe iſt ſo ſehr von der Einfachheit abgewichen, daß man faſt nirgends zu derſelben zurückkehren darf, ohne zu viel die Verhältniſſe zu verrücken. So muß man alſo das Beſte damit thun, daß man das Kind ſo einfach wie möglich, aber doch für die Lebensweiſe, in welche es einzutreten beſtimmt iſt, mit den Speiſen gewöhne. Von Getränke iſt bei dem Säuglinge noch kaum die Rede.

Die Bekleidung des Kindes bleibt die angegebene leichte, welche der Reinlichkeit und der freien Bewegung am beſten dient, dabei genugſam wärmt, ohne zu reizen; weßhalb Wolle überhaupt erſt auf die ſpäteren Jahre verſpart wird. Strümpfe bedarf das Kind noch gar nicht; die Kopfbedeckung ſey leicht, hauptſächlich nur gegen ſcharfe Luft, Näſſe, Sonne zu ſchützen. Oefters ſollte das Kind nackend dem Luftbade, verſteht ſich in gehöriger Temperatur, und ohne Zugluft oder Wind, ausgeſetzt ſeyn. Mit dem Baden wird auf die angegebene Weiſe fortgefahren. Wie viel übrigens auf geſunde, heitere Wohnung ankomme, bedarf keiner Erinnerung; indeſſen verwöhnt ſich hierin zu leicht unſere jüngere Generation, und die engen, dumpfen Stuben, worin ehedem die meiſten Kinder aufwuchſen, haben wenigſtens ihre Nachtheile nicht ſo auffallend gezeigt *).

*) Wir verweiſen auch hier auf das Belehrende über Wohnungen bei D. Friedländer S. 128 fgg. — Man hat in neueſter Zeit in den hellen Wohnungen, deren wir uns jetzt erfreuen, eine

So wie das Kind mehr Thätigkeit in den Sinnen, Sprachorganen und Gliedmaßen äußert, fängt auch jene erregende Unterhaltung mit ihm an, welche die vorige Abtheilung als den Anfang der intellectuellen und sittlichen Bildung angab. Wir erinnern also hier nur daran, und so an die Wichtigkeit einer durchaus freundlichen Behandlung. Ganz besonders ist das Schamgefühl des Kindes zu begünstigen; fern sey jede unzüchtige Berührung, die sich leider die Wärterinnen zu gern erlauben! Das sind Schlangenbisse, deren Gift erst später wirkt.

Doch wir müssen auch hier einige Fehler ausdrücklich rügen, nämlich folgende: 1) Sprachlosigkeit und zu ernstes Wesen der Personen, die des Kindes warten; 2) verdrießliche Gesichter; 3) mürrisches, oder gar zorniges Anfahren; 4) Zanken, Keifen ꝛc.; 5) Schlagen; und so gradweise Härte und Bosheit gegen das verlassene Kleine. O du armes Kind, das du unter solchen widrigen Menschen zu deinem Lebensmorgen erwachst! Vielleicht befändest du dich besser unter wilden Horden, diese hätten doch das Naturgefühl gegen dich hülfloses Geschöpf nicht verdrängt! Denn eine solche Behandlung ist nur da möglich, wo die Dame das häusliche Glück auf eine Spielkarte oder auf einen Ballschmuck setzt, wo der Vater seine natürlichen Kinder verläugnet, wo es herzlose Koketten in allen Ständen, wo es venerische Seuchen, wo es Kindermädchen mit allen Uebeln behaftet, wo es so viel Unnatürlichkeiten giebt, daß man keine Ahndung mehr hat von dem Paradiese der Kindheit!

Schon der 3te, 4te und 5te Grad ist schrecklich, und sollte nur zu den Seltenheiten gehören. Dennoch sieht man ihn alle Tage und überall. „Aber soll denn

---

Ursache der vermehrten Nervenreizbarkeit finden wollen, ob mit Grunde?

das Kind gar keine Schläge bekommen?" — Es giebt Unarten, wo sich noch zur Zeit kein milderes Mittel will entdecken lassen, wie wir es in der vorigen Abtheilung auch zugestanden; aber was sollte das doch in den ersten Lebensmonden für eine Unart seyn, welche durch Schläge gehoben würde, und wozu es nicht gelindere Mittel gäbe? Der Grund, den man sonst wohl gegen das frühzeitige Schlagen anzuführen pflegte, daß es das Kind noch nicht verstehe, würde eher dafür als dawider sprechen. Denn so lange man noch nicht durch Vorstellungen wirken kann, muß man das Kind fühlen lassen, und so lange es noch nicht geistig fühlen kann, muß es an dem Körper fühlen. Aber das Kind versteht es nur allzugut, wenn es geschlagen wird; denn es versteht sich schon im früheſten auf die Gesichtsmienen seiner Menschen, und empfindet jede Unfreundlichkeit schrecklicher als die Finsterniß. Und daß das Schlagen Unwillen anzeige, weiß es aus sich selbst, seitdem es seine Hände dazu gebraucht. Der körperliche Schmerz, den der Schlag verursacht, dient ihm dazu, daß es den Unwillen, von welchem er herkommt, desto lebhafter empfindet. Sein ganzes Daseyn wird also von dem Schmerze über die Unfreundlichkeit ergriffen, und folglich fühlt sich das Kind von den Menschen gewaltsam zurückgestoßen, und was ist da anders zu erwarten, als daß es entweder in Schmerz zerfließt, oder gegen die Menschen erbittert wird, oder sein gutes Gefühl in seinen ersten Regungen abstumpft! Wie kann da die Liebe aufkommen! Ja, auf diesem Wege werden die bösartigen gleichsam absichtlich in dem Kinde hervorgetrieben, während man jene erstickt. Durch das Schelten und Schlagen lernt es selbst nur das Schelten und Schlagen. Nicht mit Unrecht sprach man sonst von himmelschreienden Sünden, die unfreundliche Behandlung des Kindes ist so etwas. Jesus nahm die unschuldigen Kleinen auf den Arm, herzte und küßte sie, und, sie segnend, sprach er ein fürchterliches Wehe

über jeden Menschen, der sie ärgere, d. i. Böses in ihnen erzeuge.

Der entgegengesetzte Fehler ist das Liebkosen der schlechteren Art. Schon das Küssen ist bei dem Säuglinge übel angebracht, und wenn es viel geschieht, physisch schädlich *). Durchaus verwerflich ist aber das Kitzeln. Wärterinnen erlauben sich es oft, und das wohl gar an Orten, wogegen sich alle Schamhaftigkeit empört, um die Kinder zum Schweigen zu bringen, oder auch blos zum Spiele, u. dgl. Dadurch entsteht aber der schlimmste Frühreiz, der Grund zum niedrigsten Gelüsten des körperlichen Gefühls; die Geschlechtslust wird da eingeimpft, schon dem Kinde **)!

In der Mitte zwischen beiden liegt der Fehler, daß man das Kind der Langenweile Preiß giebt. Sie ist quälend für die aufstrebende Kraft, welche sich unablässig nach Beschäftigung sehnt, und sie erzeugt nur Unarten. Denn das Kind will sich doch mit irgend etwas beschäftigen, wird ihm nun das Rechte da nicht gegeben, so treibt es etwas anderes, das ihm nicht angemessen ist, die Kraft verirrt sich also; oder so lange es noch nicht selbst zu treiben weiß, wiederholt es sich sein leeres Spiel, und wird fade, kraftlos und faul; dabei auch übellaunig und verdrossen. Auch wird die Zeit, wo etwas entwickelt und gebildet werden kann, versäumt, und so bleibt das Kind roh; wenn z. B. der Gesichts- und der Gehörsinn nicht sogleich in dieser ersten Periode zur

*) „Ein verständiger Mann bat eine Mutter, nicht zuzugeben, daß die Amme ihr Kind so heftig küsse, da das Kind sogar unwillig ward, und die heftige Amme von sich abwehrte. Sie meinte indessen, die Kleine sey nur eigensinnig, und sie möchte auch von ihr keine Liebkosungen. Daran müsse sie sich aber doch gewöhnen. Der Pädagog schwieg.“ Karol. Rud. Erz. Gem. I. 6ter Br.

**) Man höre nur die Erfahrungen darüber bei Aerzten, und man wird schaudern über das Unheil, das oft von einer Wärterin dem Menschen auf Zeitlebens angethan wird.

Regsamkeit, Schärfe und Aufmerksamkeit gerichtet worden sind, wie will man das je wieder ganz gut machen? Die Ungeberdigkeiten, Verwilderungen und Rohheiten der Menschen schreiben sich großentheils von dieser ersten Zeit her, wo sie der Langenweile überlassen wurden. Und der Fehler, daß mit den Kindern wenig gesprochen wird, besonders daß so manche Mütter eher mit Gott und der Welt zanken, oder auch alle Gesellschaften unterhalten, als mit ihrem Säuglinge sich abgeben können, oder daß sie glauben ihrer Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn sie stumme Wärterinnen sind, schon dieser Fehler allein erklärt die Dumpfheit der niederen Volksklasse nicht nur, sondern auch die Geistlosigkeit in andern Ständen, und den Mangel an Frohsinne der Jugend.

Ueberall findet man Ursache, darüber zu klagen, daß die Eltern so wenig dazu thun, um die Liebe der Kinder zu erwecken. Wenn sich nicht die Mutter und der Vater oft und gern mit ihrem Kleinen beschäftigen, ja wenn sie nicht sich die erste Freundlichkeit des Kindes opfern lassen, so wird in diesem nicht das Gefühl gegen seine Eltern erwachen; mit den ersten Eindrücken der Liebe eröffnet sich dann andern Menschen mehr das Herz der Kinder als jenen, die ihnen die Natur zu den ersten, liebsten und theuersten bestimmt hatte. Aber eben darum kann sich in diesem Falle überhaupt das Gute des Kindes nicht so lebendig entwickeln, weil es nicht auf dem natürlichsten Wege erregt wird.

Wichtig ist daher auch die Wahl einer Wärterin. Strengsittliches Gefühl muß ihre erste Eigenschaft seyn, hieran muß sich Reinlichkeit, Freundlichkeit, ein natürlicher Trieb, sich des Kindes anzunehmen, gewissenhafte Sorgfalt und auch Redseligkeit anschließen. Wer diese Eigenschaften nicht hat, wird nicht das Kind besorgen, wie es treue Eltern wollen müssen.

II. Das ſelbſtſtändige Kind.

a) Von der Entwöhnung bis in das dritte Lebensjahr.

Die Entwöhnung von der Mutterbruſt geſchieht naturgemäß vorbereitet durch allmählige Gewöhnung an die Speiſen; und ſo iſt ſie leicht, und weder für Mutter noch für Kind mit beſondern Uebeln verbunden. Es bedarf dann auch keiner Künſteleien, und nur ſelten ärztlicher Hülfe. Wenn das Kind ſchon vorher ſeinen Durſt durch dargereichte mit Waſſer verdünnte Milch ſtillen lernte, ſo iſt ihm auch das nichts Neues mehr, und in den erſten Tagen iſt die Mutterbruſt ganz vergeſſen.

Die Zeit der Entwöhnung iſt zwar nicht ſcharf beſtimmt, und nach Volksſitte ſehr verſchieden, ſcheint jedoch von der Natur in die letzten Monate des erſten Lebensjahres geſetzt zu ſeyn, indem da gerade mehrere 10—12 Zähne durchgebrochen ſind. Längeres Säugen würde die Mutter zu viel ſchwächen, und das Kind lüſtern und gebieteriſch gegen die Mutter machen *).

Mit dem Waſchen des Kindes wird regelmäßig fortgefahren, ſo daß es noch lange hin Morgens und Abends ſtatt findet, und in ein Baden übergeht, auch das drei- bis vierjährige Kind ſchon nicht mehr anders aushalten könne, als daß ihm bald nach dem Aufſtehen des Morgens wenigſtens Geſicht und Hände mit kaltem Waſſer gewaſchen werden, und es ſchon ſelbſt das mit Luſt übe.

Das Kind iſt ſchon an Reinlichkeit gewöhnt; dieſe Gewohnheit wird jetzt ſo unterhalten durch Wa-

*) „Man beharret, daß in Canada und Norwegen die Kinder bis zum 3ten und 4ten Jahre geſtillt werden, und daß ſie das dumm mache. Es iſt wohl möglich, daß man dadurch die Kindheit zu ſehr verlängert.“ D. Friedländer a. a. O. S. 89. Die Alten wußten nichts von ſolchem Dummwerden der Kinder, die auch lange die Mutterbruſt genoſſen, aber die letztere Bemerkung mag richtig ſeyn.

ſchen, Baden, Ordnung in den Ausleerungen, daß ſie ihm ſchon in dieſen Jahren zur andern Natur wird. Denn auf dieſem Wege kommt es dahin, daß es z. B. eine unausſtehliche Unbehaglichkeit empfindet, wenn es Morgens ungewaſchen herumgeht, oder in ſeinem Unrathe im Bette liegt. Man unterſtützt dieſes Gefühl, indem man das Kind aufmerkſam darauf macht. Hat es z B. die Stube verunreinigt, ſo führe man es dahin, zeige es ihm mit einer Miene des Abſcheues, bringe es darauf vor die Thüre, und halte es in die Stellung, worin es ſeine Ausleerungen zu verrichten pflegt. Da der Trieb zur Schamhaftigkeit und Verbergung dieſer Dinge in der Natur liegt, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß er jene Aſſociationen ergreifen und befeſtigen werde. Das noch nicht einmal laufende Kind wird alſo vielleicht ſchon bei dem nächſten Bedürfniſſe ſich nach der Thür hinwenden. Aber ſicherer iſt es, wenn man mit der größten Aufmerkſamkeit darauf achtet, ob es jetzt gerade das Bedürfniß habe und ihm dann zuvorkommt. Nur, wie oben erinnert worden, nöthige man nicht voreilig oder zu oft dazu. Es iſt nicht ſchwer, die rechte Zeit zu bemerken, und hat man ſich einige Wochen die Sorgfalt nicht verdrießen laſſen, ſo iſt man auch nachher vieler Mühe und vieles Verdruſſes überhoben. Wenn nun das Kind ſo bei Tage gewöhnt wird, ſo erregt jene Aſſociation auch die dunkle Empfindung der Unbehaglichkeit, die ſchon durch das Phyſiſche des Naßliegens ꝛc. entſteht, noch ſtärker und früher, ſo daß es bei Ausleerungen im Schlafe erwacht, anfangs nachher, endlich auch ſchon vorher. Hier muß denn ebenfalls jene Sorgfalt angewandt werden, welche vielleicht nicht ſo oft nöthig ſeyn wird, wenn man Abends ſchon auf das Bedürfniß des Kindes achtet, und wenn es ganz geſund iſt. So wird dieſe Bemühung ſchon frühzeitig durch die Reinlichkeit des Kindes belohnt. Das Kind, das zum Selbſtbewußtſeyn gelangt iſt, darf im geſunden Zuſtande auf keine Art mehr das Bett ver-

unreinigen. Und iſt es während dieſer Periode nicht davon entwöhnt, ſo erwächſt eine langwierige Unart daraus.

Schon um deßwillen wird man dieſe Genauigkeit nöthig finden. Aber die Reinlichkeit des Körpers und die Reinheit der Seele werden Eins; und das Kind, welches äußern Schmutz nicht fühlt, wird auch gleichgültig gegen innern Schmutz werden. Ein edler Sinn läßt es wenigſtens nicht leicht zu irgend einer unreinlichen Gewohnheit kommen; und überhaupt iſt aller Cyniſmus, welcher Art er auch ſey, dem Menſchen an Leibe und Seele verderblich.

Mit der Reinlichkeit iſt ſchon für die übrige phyſiſche Pflege das meiſte gewonnen, denn die Lebensverrichtungen gehen dann alle gut von ſtatten, wenn man nur nichts hindert. Der Schlaf des Kindes ſey nur ungeſtört, und ſo oft und ſo lang es will; er ſey bei dem dreijährigen regelmäßig geworden, als Nachtſchlaf und noch bei Tage, eine Folge fröhlicher Thätigkeit, wo möglich in ſeinem Bette allein, und ohne Federn. An Bewegung wird es ohnehin nicht fehlen. Man gebe ihm nur Raum zum Rutſchen und Laufen *), trage es auch noch manchmal, wenn ſeine Beine ermüdet ſind, herum.

Die Bekleidung des rutſchenden und laufenden Kindes muß ſchon anders ſeyn, als ſo lange man es auf den Armen trägt; nur bleibe ſie immer leicht, ohne irgend zu zwängen **), ſey der Jahreszeit angemeſſen, und

*) Daß auf dieſe Weiſe das Kind am beſten laufen lerne, iſt ſchon in der vorigen Abth. bemerkt worden, und käme es auch ſpäter auf ſolche Weiſe dazu, ſo iſt doch viel bei derſelben gewonnen; indeſſen ſieht man bei manchen uncultivirten Völkern, daß die ſich ſelbſt überlaſſenen Kinder auch früher laufen lernen. Negerkinder ſollen ſich den Müttern an die Füße hängen, und ſo fortziehen laſſen, aber bald ihre Füße dabei gebrauchen.

**) Schnürbrüſte u. dgl. ſind eine Unſitte früherer Zeit, die Kaiſer Joſeph II. — zu ſeinem Ruhme wiederholen wir dieſe Kunde

ſichere gegen den Reiz der Erwärmung, aber doch noch mehr gegen die weit ſchädlichere Verkältung. Sie ſey dem Körper in keiner Bewegung hinderlich, folglich ein leichter Kittel, mit nicht zu weiten Aermeln; anfangs, ſo lange das Kind nur rutſcht, lang, nachmals, wie es anfängt zu laufen, etwas kürzer, damit es nicht darauf trete, und ungehindert aufſtehen könne. Nur putze man doch keins, ſo wenig Mädchen als Knaben. Man halte es nur reinlich, und in einer gefälligen Farbe. Die weiße würde es mit jeder freien Bewegung dem Schmutze ausſetzen, ihm deßhalb wohl gar das Rutſchen u. dgl. verſagen, und alſo das Kind dem Kleide opfern. Jede lebhafte Farbe hat das wider ſich. Daher können wir ſie nicht rathen, auch abgeſehen davon, daß der Eindruck des Grellen dem Kinde von ſich ſelbſt keinen guten Eindruck machen kann, auch wohl ſeine Augen verwöhnt. Mittlere, bläuliche, grauliche Farben der Kindeskleider möchten wohl die beſten ſeyn. Denn läßt man es mit beſudeltem Kleide herumgehen, ſo erwächſt ihm darin ein Gefühl der Selbſtverachtung.

Der Kopf bleibt allmählig ohne künſtliche Bedeckung, denn er hat ſeine natürliche an den Haaren. Die erſten Haare, welche das Kind mit auf die Welt bringt, fallen gewöhnlich vor dem erſten Jahre nach und nach aus, und die an ihrer Stelle wachſen, werden länger, ohne daß es der Mittel dazu bedarf. Man ſuche nur den Kopf gegen Unreinlichkeit zu ſichern, welches aber gewiß nicht durch die Mützen geſchieht, denn dieſe ſind nur Reizmittel, ziehen mehr das Blut nach dem Kopfe, vermehren die Ausdünſtung, den Schmutz, das Ungeziefer, bringen Ausſchlag und alles das Unheil der ehemaligen

---

aus D. Friedländer ꝛc. S. 249. — in Schulen und Erziehungsanſtalten zuerſt verboten hat. Die daſelbſt angegebene kurze Geſchichte der Literatur über dieſe leidige Mode iſt intereſſant gerade jetzt, da ſie, unbegreiflich genug, wieder einreißen will.

Kopfunreinigkeit. Den Ueberzug, welchen die Kinder bald nach der Geburt über der Stirngegend auf der groſſen Fontanelle erhalten, kann man wohl etwa durch Seife abwaſchen, nur reibe man nicht zu ſtark, und verfahre allmählig, und befrage lieber einen Arzt; denn es giebt da eine Art Schüppchen, die zur Bildung der Härchen dienen, und welche man nicht ohne Nachtheil wegnimmt.

Zuträglich iſt ihm viel freie Luft, Bewegung im Grünen und auch zur Winterszeit im Freien. Das dreijährige Kind muß ſich lieber in der Sonne und im Schnee als hinter dem Ofen befinden. Waſchen und Bewegung im Freien macht die Haut ſchön und geſund, wodurch auch die Bruſt und Reſpiration gewinnt.

Aber fern ſey doch jene Abhärtung, welche in Abſtumpfung des Gefühls und in Erſtarrung der Fibern beſteht. Sie beſchleunigt das Alter und ſie iſt durchaus der Bildung zuwider, welche vielmehr die Kraft zur leiſen Erregbarkeit eben ſo gut als zum freien Widerſtande bringen will. In dieſem letzteren, alſo in Ertragung von Hitze und Froſt u. dgl., muß allerdings das Kind geſtärkt werden *). Allein es giebt da ein Maximum, welches dann eintritt, wenn das Kind aufhören würde, ſo lebhaft und fein zu empfinden, oder ſo leicht ſeine Glieder zu bewegen, oder wenn ſeine Geſundheit bedeutend angegriffen würde, über welches ſich aber weniger Regeln geben läßt, als man vielmehr die individuelle Natur des Kindes befragen muß. Wenn man es nur nicht verwöhnt, ſo wird es von ſelbſt zeigen, wie weit

*) „Welches Daſeyn wird eine Mutter ihrem Sohne bereiten, welche immer auch die kleinſten Beſchwerden von ihm zu entfernen ſucht! Ich führe ihr mit Rouſſeau die ſchöne und treffende Allegorie der Thetis an, welche den Achilles in die Stygiſchen Fluthen tauchte, um ihn unverwundbar zu machen.“ Friedländer ꝛc. S. 126.

man mit ihm gehen kann. Schnee und Eis haben einen ganz eignen, fast wunderbaren Reiz für die Kinder, insbesondere für die Knaben; man gönne ihnen also, diesem Rufe der Natur zu ihren Winterfreuden zu folgen. Sie vertragen die Kälte gut, nur nicht zu lange!

Unser Klima erfodert allerdings Fußbedeckung; aber wenn dem Manne, der sich viel mit Kopfarbeit beschäftigt, wärmere nöthig ist, so kann man das Reizmittel wollener Strümpfe dem Kinde noch lange aufsparen, wenn es nur in der kalten Jahreszeit und an den Orten, wo sie Schaden nehmen könnten, etwas an seine Füße erhält. Das natürlichste waren Sohlen, denn es ist allbekannt, daß unsere Schuhe den Fuß und die Zehen widernatürlich zusammendrängen*). Nicht blos das Uebel der Hühneraugen ist die Strafe dafür, sondern es ist auch mehr oder weniger am Gehen hinderlich, und es nähert sich der Entstellung der Natur, wie bei den Chinesischen Damen. Warum eilen wir also, unsere Kinder sogleich zu beschuhen? Genug, wenn wir sie allmählig daran gewöhnen. Die Beinkleider werden den Kindern etwa von dem 4ten Lebensjahre zuträglich, und man kann unbedenklich den Knaben Hosen geben, weniger den Mädchen**); eine Art Türkischer Kleidung, die anständig bedeckt und doch nicht einengt, ist zu empfehlen.

Daß die Kinder täglich mehr Speise bedürfen, darüber möge man sich freuen, sofern nicht Mangel von Gedeihen eine scrophulöse Schärfe oder sonst eine Ungesundheit vermuthen läßt. Die Eßlust werde also natürlich erhalten, so daß keine Art von Gier entstehe, und

*) Camper hat eine sehr interessante Abhandlung über den Schuh geschrieben.

**) Die Reize durch Wärme und Friction finden nämlich bei diesen eher statt als bei Knaben; sie müssen aber auch bei diesen weit genug seyn, und durch Knöpfe an der Weste, nicht aber durch Hosenträger, welche die Brust beengen, gehalten werden.

daß auch der Magen, der bei Kindern schnell verdaut, nicht unruhig und gereizt werde. Die Hauptregel bleibt daher immer: man gebe ihnen einfache Speisen, satt, und zu rechter Zeit. Unter einfachen Speisen verstehen wir diejenigen unter uns üblichen, welche sich als gesund bewährt haben und in der frugalen Haushaltung vorkommen; wozu allerdings die warmen Gerichte, insbesondere die Suppen, gehören. Nur so wenig als möglich von Gewürzen, und andern Reizmitteln, auch von hitzigen Getränken. Je nach der Landesart macht der Wein einige Ausnahme *). Der Zucker hat viel Nahrhaftes, und wehrt dem Schleime und den Würmern; aber das Zuckergebackene schadet in der Regel den Zähnen, dem Magen, den Säften, und dem gesunden Appetite, wogegen es nur Lüsternheit einflößt; besonders hält man das Mandelgebackene schädlich **). Der Wein stärkt manchmal, z. B. während des Zahngeschäftes. Man gewöhne das Kind, daß es sich an einem oder zwei Gerichten mit Appetite satt esse; etwas von Fleische sollte bei keiner Mahlzeit fehlen, so wenig man es an Brote fehlen läßt. Ganz besonders scheint das Obst für die Kinder gewachsen zu seyn; gebt ihnen Kirschen genug! Starkschmeckende Speisen scheinen seiner Natur zuwider zu seyn, erhitzen wohl, und überreizen wenigstens den Geschmack.

Der heranwachsende junge Mensch soll sich satt essen. Die Natur verlangt nicht mehr als sie bedarf, und erhält der Magen nicht genug, so kann er auch nicht genug zur Ernährung weiter geben, ist bald wieder leer, verlangt aufs neue, das Kind wird schwach, muß immer

*) Noch nie sah ich zwar, daß es einem Kinde schadete, wenn es sich auch am Weine satt trank; aber bedenklich bleibt doch auch dieses Reizmittel, um so mehr, da sich gewöhnlich die Natur des Kindes dagegen sträubt. Vgl. Gesch. d. Erz. S. 402.

**) D. Friedländer a. a. O. S. 101 fgg. zeigt das alles ausführlich.

an das Essen denken, ist im gereizten Zustande, wie die Kinder gewöhnlich sind, ehe sie ihre Mahlzeit gehalten haben; ihm nicht satt zu essen geben, heißt es also physisch und moralisch entkräften. Schiene es etwa mit Selbstüberwindung sich das gefallen zu lassen, so ist das schon ein Anfang von Heuchelei, denn nichts geht weniger von seinen Rechten ab als der Magen. „Aber dann wird sich das Kind überladen!“ An Ordnung und Thätigkeit gewöhnt, kommt es gar nicht dazu; denn ist der Magen voll, so will er nichts mehr zu sich nehmen, aber voll will er seyn, und befindet sich dann wegen seiner schnelleren Verdauung viel besser als der angefüllte Magen des Erwachsenen. „Werden aber nicht alsdann die Verdauungseingeweide zu sehr erweitert? wird nicht das Kind gefräßig?“ — Dieses wirklich große Uebel würde nur dann eintreten, wenn es sonst keine Beschäftigung hätte, und sich gleichsam an der Eßlust erholen müßte, oder wenn man es durch Leckereien um den gesunden Appetit, oder auch durch Unordnung in der Zeit und sonst in der Diät um die natürliche Empfindung des Hungers und der Sättigung brächte. Gebt ihm nur viel zu sehen, zu hören, zu spielen, laßt es recht vergnügt sich mit diesem und jenem unterhalten, und sorgt für seine Bewegung: so wird sich in seiner geistigen Thätigkeit ein Uebergewicht gegen die thierische Lust entwickeln, es wird nicht an das Essen denken, als bis es mit Recht hungrig ist, dann wird es sich gehörig satt essen, gerade so wie es seine Natur bedarf, und sogleich wird es fröhlicher wieder zu seinen andern Beschäftigungen eilen, und auf diese Weise wird sich der Nahrungstrieb in seinen natürlichen Dienst der harmonischen geistigen und körperlichen Thätigkeit begeben *).

*) Wenn die Spartaner gegen Ueberfüllung an Speisen bei der Jugend wachten, so hatte das wohl seinen Grund darin, daß sie mitunter zu lange müßig bei ihrer Mahlzeit lagen, so einfach

Man gebe dem Kinde zu rechter Zeit, und ehe es zum ungestümmen Fordern gereizt wird. Es bedarf öfter der Speise; eine sorgfältige Beobachtung, besonders wenn schon der Säugling gut gewöhnt worden, wird die rechte Zeit treffen lehren, damit es weder heißhungrig, noch vor dem wahren Hunger zur Eßlust gereizt werde. Darum entferne man es auch von dem Anblicke der Speisen, und beschäftige es mit etwas, ehe seine Essenszeit da ist; so wird es sich bald an bestimmte Zeit und Ordnung gewöhnen. Das drei- bis siebenjährige wird etwa 5 bis 6 mal des Tages Nahrung zu sich nehmen, mit Inbegriff der 2 maligen warmen Mahlzeit. Das gesunde will essen, wenn es aufwacht, und schläft oft Abends mit dem letzten Bissen ein.

Solche Gewöhnung in den ersten sieben Lebensjahren dient für die ganze Folgezeit, wenn man nur nicht wieder verwöhnt. Von jetzt an, mit dem Zähnewechsel, bedarf der junge Mensch mehr und mehr der Nahrungsmittel, wie die Erwachsenen, besonders auch der Fleischspeisen, nur nicht in demselben Verhältnisse. Man sey also auch hierin vorsichtig, um nicht vor der Zeit die Natur an Reize zu gewöhnen, oder in ihr Triebe hervor zu locken *).

Diese ganze physische Erziehung ist zugleich, wie wir sehen, eine psychische, und dient der Sittlichkeit. Das

---

sie auch war, und nicht genug an Geistesthätigkeit gewöhnt waren. Wo man übrigens auf die verschiedene körperliche Beschaffenheit der Kinder zu sehen habe, z. B. ob vollblütig, darüber belehrt Friedländer a. a. O. S. 111. 113 fg. —

*) Besonders scheint der häufige Genuß von Schweinefleisch nicht günstig für die Jugend; auch Wildpret erhitzt sie wohl noch, u. a. m., man belehre sich darüber im angeführten Werke von D. Friedländer S. 97 fg. Wenn die Jünglinge unserer alten Vorfahren viel Wildpret aßen, so erlegten sie es auch, und der rauh gewöhnte Körper konnte starke Nervenreize ertragen, ohne daß unkeusche Regungen entstanden, oder der Geschlechtstrieb verfrühet wurde: bei uns ist es anders.

Kind befindet ſich dabei wohl und iſt guter Dinge. Indeſſen bedarf es doch noch mancher anderer Erweckung zur Fröhlichkeit und Freundlichkeit, und das die Jugendzeit hindurch. Wir haben das in der vorigen Abtheilung verhandelt, hier erinnern wir nur daran, daß die elterliche Liebe dieſes der Natur nach von ſelbſt trifft, auch in der ernſteſten Behandlung, und daß es der kindliche Sinn von ſelbſt fühlt, auch wenn er die Eltern in verdrießlichen Angelegenheiten erblickt. Daher kann das Kind froh ſeyn bei ſeinen Eltern, lebten dieſe auch in Armuth und Elende *), wenn nur ihre Geſinnung rein iſt, von verſtändiger Liebe beſeelt. Wo dieſe fehlt, da helfen alle Regeln nichts, wo es darin gut ſteht, da muß die kindliche Ehrerbietung dennoch von ſelbſt erwachſen, und vielleicht gerade dann am meiſten, wenn auch die Eltern vor ihren Kindern leidend einhergehen, oder gar darnieder lägen, oder wenn ſie in fröhlichen Spielen ſelbſt Kinder würden. Es beruht hier das meiſte auf der Sympathie. Das Kind hüpft auf keinem Arme, wenn es andere umher ſpringen ſieht. Man laſſe es alſo in ſeiner Stube und auswärts ja nicht immer ohne ſeines Gleichen, oder vielmehr in den erſten Jahren ohne ältere Kinder, die ſich munter herumbewegen, und nicht ſelbſt verdrießlich oder unartig ſind. Hier ſehen wir einen Vortheil, welchen Kinder genießen, die unter Geſchwiſtern aufwachſen. Freilich bleibt es da auch nicht ganz ohne Neckereien, aber das laſſe man ſich nicht bekümmern; niemand verträgt ſich ſchneller wieder als Kinder; die Munterkeit iſt bald wieder hergeſtellt und behält die Herrſchaft. Nur in dem Falle, daß das bei-

*) Das überhebt uns aber nicht der Fürſorge für die armen Kleinen, die zu Hauſe im Elende wären und vernachläſſigt würden. Dafür ſind die ſogenannten Kleinkinder-Schulen ein Fortſchritt menſchenfreundlicher Bemühungen, welcher Segen zur Folge haben wird.

nige irgend ein anderes nicht leiden könnte, ist dasselbe von ihm zu entfernen; sonst könnte, so wie das Kind mehr sein Ich fühlt, ein unfreundliches Verhältniß eintreten. Man achte auch hierin auf die Winke der Natur. Sie hat oft dem Kinde theils ältere, theils jüngere Geschwister zugesellt; wo sie nun fehlen, da wäre doch so viel möglich jenes häusliche Verhältniß durch andre Kinder nachzubilden. Einzige Kinder heißen oft Angstkinder, aber sie machen auch in sittlicher Hinsicht immer etwas bange *).

Die Munterkeit erfordert angenehme Beschäftigung gegen die Langeweile. Nur denke man nicht, das sey dem Kinde angenehm, was es den Erwachsenen ist, man sehe vielmehr in seinem freien Thun und Treiben seine natürlichen Liebhabereien heraus **). Das werden gewiß nicht die geschnitzten oder gegossenen Bildchen seyn, die dem Geschmacke oder Ungeschmacke der Alten gefallen; und welchen das Spielwerk bleierner Soldaten und dergleichen viel Unterhaltung gewährt, das ist schon durch Mangel der natürlichen Erweckung von dem wahren kindlichen Sinne abgelenkt. Spielsachen, welche das Kind schonen soll, sind lästiger Quark, machen die Kinder verdrießlich, ziehen ihnen beständige Verweise zu, u. dgl. Lieber Hölzer, Steinchen, und was die Kinder frei gebrauchen können. Noch mehr verräth sich jene Verderbung, wo man ihm Eßwaaren zu seinen Vergnügungen geben muß. Die natürliche Sinnenthätigkeit, die Bewegung, die Möglichkeit, solche Sachen in seine Hände zu bekommen, welche es handhaben kann, und die Belebung durch große und kleine freundliche Gespielen,

*) Bemerkt man nicht gewöhnlich noch in späteren Jahren den einzigen Sohn, oder die einzige Tochter?

**) Les jeux des enfans ne sont pas jeux, ils sont leur plus serieuses actions; sagt Montaigne sehr wahr, und wir möchten das auch auf obige Regel beziehen.

dabei alles Andere in seiner Ordnung und Abwechselung — das ruft die heranwachsende Jugend, Knaben und Mädchen, in ein gesundes, gedeihliches, vergnügtes und wohlgeordnetes Leben.

So kommt auch das Kind in dem Schooße seiner Familie, wenn sie edel ist, von selbst dazu, die Eltern, die Geschwister und die andern Menschen umher zu lieben, und es bedarf da weiter keiner Veranstaltung. Aber gesetzt, du sähest ein Kind nicht in diesem glücklichen Naturverhältnisse, und du wolltest dich der versäumten Pflanze annehmen, was würdest du thun? Siehe nur darauf, was solche Eltern thun, denen der süße Zug eingiebt, was für Andere Pflicht heißen muß. Sie bemerken die wahren Bedürfnisse des Kindes und kommen ihnen hülfreich entgegen, sie lassen es überall fühlen, daß es ihnen am Herzen liegt, sie lächeln ihm Beifall zu, sie lassen es seine Unarten alsobald ohne Bitterkeit und Schelten empfinden, sie rufen es zur frohen Thätigkeit auf, sie verhelfen ihm zum edlen Selbstgefühle, sie sind seine Freudenschöpfer, sie versagen ihm nicht ihre Theilnahme an seinen Vergnügungen oder Schmerzen, ohne die letzteren durch weichliches Bedauern zu verstärken, — kurz sie sind ihm Alles, und es selbst erkennt das täglich mehr: wie wäre es da möglich, daß sie nicht auch seinem Herzen Alles würden? Das müßte eine durch und durch schon verstimmte Seele seyn. Auf ähnliche Weise findest du das Betragen und den Einfluß lieber Geschwister und andrer Personen. Dieses merke ihnen ab, und nähere dich nun eben so dem Kinde: du wirst dem verlassenen ein Gottesbote seyn.

Denn so, wie wir oben gesehen, wird ihm auch seine künftige Gottesliebe eingepflanzt *). Bleibt es doch

*) Darum soll auch das Kind gegen seine Eltern das Herzenswort des kindlichen Vertrauens beibehalten, das Du, womit es auch zu Gott redet. Vgl. Gesch. d. Erz. II. S. 410. Anm.

ewig wahr: wer die Menſchen nicht liebt, die er ſiehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht ſiehet? Aber die Liebe zu ſeinen Geſpielen muß ſich hierzu mit der Liebe zu ſeinen höheren Menſchen vereinigen, damit ſich mit der Hingebung auch das Gefühl der Würde zur ächten Frömmigkeit vereinige. Dabei dürfen die Perſonen um das Kind her nicht um ſeine Liebe buhlen, etwa daß ſie ſeinen Launen nachgäben, oder ihm mit allem Thun und Helfen zuvorkämen: ſie würden es dadurch nur herriſch und verdrießlich, und ſich ſelbſt ihm zuwider machen. Es bleibe dem Kinde ſein vertrauliches Du unverkümmert, bis die Verhältniſſe allmählig es in unſerer Sprache mit dem Sie zu vertauſchen nöthigen; damit beſteht doch die Achtung, und es freut ſich der Perſonen am meiſten, die ihm gehörigen Orts vollen Widerſtand leiſten. Nur entweihe ſeine Gegenwart kein böſes Geſicht und kein bösartiger Menſch.

Die Zuneigung zu den Hausthieren und zu den lebendigen Geſchöpfen überhaupt pflegt ſich oft bei ihnen ſtark zu äußern. Sie bedarf aber der Sorgfalt. Das Kind, welches mit dem Hunde ſpielt, wird ihn auch hudeln, und es wird dann gern auch mit Menſchen ſpielen, die es hudeln kann; es wird egoiſtiſch, tyranniſch, deſpotiſch; dabei auch fade. Denn wie kann der Menſch durch das Thier, das tief unter ihm ſteht, zu ſeinem edlen Kraftgefühle ſympathetiſch aufgeregt werden? Das Kind bedarf aber durchaus ſolcher Aufregung, es bedarf hierzu der Menſchen. Man laſſe es alſo, um ſicher zu gehen, mit keinem Thiere ſpielen. Wozu denn auch? Mögt ihr Menſchen Euch denn nicht lieber ſelbſt mit eurem Kinde zu thun machen? Oder ſeyd ihr ſo armſelig, daß ihr ihm keine Unterhaltung gewähren könnt? Und wollt ihr, daß es ſich lieber mit eurem Thiere als mit euch unterhalte? Die Bedientenſtuben ſind die Werkſtätte der ſogenannten nobles passions zu Hunden und Pferden. — Die Neigung des Kindes zu Thieren iſt im All-

gemeinen ſchön, wenn es ſich der freien Bewegungen derſelben freut, ſie gern betrachtet, ihnen gern Futter giebt. Zeigt ihm alſo den munteren Vogel, der da ſitzet oder im Freien herumfliegt, führt es zu dem lieblichen Lämmchen, wovon es in ſeinem Wiegenliede zu hören gewohnt iſt, laßt es mit euch Theil nehmen, wenn ihr den Hund oder die Thiere des Hofes füttert u. ſ. w., aber gewöhnt es auf alle dieſe Geſchöpfe mit Wohlwollen von dem höheren Range des Menſchen herabzuſehen *). So wird dieſe Zuneigung den edleren Trieb zu den Menſchen in euerm Kinde fördern. Ja, ſeine Freude an allerlei ſchönen Sachen, vornehmlich aber an Blumen und andern Gewächſen, wird, auf ähnliche Art unterhalten, die liebevolle Stimmung ſeines Gemüthes ebenfalls beſtärken **).

Allein hier kommt ein andrer Umſtand ins Spiel. Mit der Freude an den Sachen verbindet ſich die Liebe zum Beſitze, und dieſe iſt meiſt die Mutter des Haſſes gegen die Menſchen. So iſt es unter den cultivirten Völkern. Ich wäre begierig genaue Beobachtungen über die Kinder jener gutmüthigen Inſulaner zu erhalten, deren Eintracht von keinem Mein und Dein geſtört wird. Das Uebel des Rechtsſtandes iſt ein Kriegsſtand der Herzen und vertreibt alſo unſre Kinder ſchon früh aus dem Paradieſe. Was iſt zu thun? Nährt nur nicht jene Liebe zum Beſitze; führt ſo viel möglich Gemeinſchaft der Güter unter ihnen ein; verhindert das Begehren des Kindes nach einer Sache, als wäre ſie das Seinige; wenn aber ein Beſitzthum Streit veranlaßt, ſo entfernt es ganz von ihnen, und erkennet nie zu Recht bei ſchon

*) Montaigne nennt insbeſondere die Grauſamkeit gegen Thiere unter denjenigen Unarten, welche in der Kindheit die Keime der größten Laſter enthalten.

**) „Daher ſage man dem Mädchen: es regnet, weil die Blumen durſtig ſind.“ Karol. Rud. Erz. Sem.

entstandenem Streite, entzieht es dann Beiden *). Den Gerichtshöfen wird der größte Theil ihrer Arbeit in den Kinderstuben angesponnen, denn so lange man die Kleinen etwas von Rechten gegen einander hören läßt, lernen sie mit dem frühesten das Lieblingslied des Egoismus von dem Fordern und Rechthaben anstimmen. Das dreijährige Kind sollte durchaus noch nichts von Mein und Dein wissen; wenig ist mir so gewiß; nur allmählig, und unter beständigem Einflusse der Liebe, gelange es erst in den folgenden Jahren zu diesen Begriffen. Sagt ihm nicht zu viel: das ist dein; so wird es sich wenigstens eben so oft im Geben selig fühlen als im Nehmen, und es wird keinen Werth darauf legen, daß es das Seine weggiebt, d. h. seine linke Hand wird nicht wissen, was die rechte thut. Die Dinge in der Welt werden ihm keinen Werth haben, als den des Gebrauchs; und wenn diesen der kindliche Sinn leitet, so wird er gesellig, und das Haben dient der Liebe zum Geben. Gewiß wird der so gewöhnten Jugend der Rechtsstreit widrig und der Geiz fast unmöglich. — „Aber die Sparbüchsen der Kinder sind doch schön!“ — — Meint ihr? Nun dann erkauft ihnen nachmals so viele Tugenden um das schöne Geld, als sie für das schöne Geld brauchen!

In den ersten drei Lebensjahren ist die Kinderstube des Kindes Heimath und Welt zugleich. Es hat in derselben sein Wesen, und macht in derselben seine Reisen. Sie sey also gesund, trocken, heiter, geräumig; und sie sey die Wohnung der Familie, worin auch der Vater gern weilt und oft gesehen wird **). Nur so

*) Die Levana stimmt (I. S. 204.) im Allgemeinen zu, da sie sagt: „Was gehört dem Kinde? Vater und Mutter, mehr nicht; alles andere gehört dem Vater — — miß dem Kleinen das Kleine zu, und sage: mehr nicht!“ — und ausführlicher Karol. Rud. Erz. Sem. I. 11ter und 13ter Br.

**) Auch Könige waren gern in solchen Stuben bei ihren Kin-

kann der Schutzgeiſt des Kindes noch den Jüngling zur glücklichen Stunde in das fromme Heimathsgefühl zurückführen.

Aber auch das Freie um das Haus her gehört ſchon zum Reiche dieſer Kleinen. Ein Garten, ein Spielplatz, unter freiem Himmel und unter Obdach, iſt für ſie faſt Bedürfniß. Man weiß, wie viel die Kinder in größeren Städten gewonnen haben, ſeitdem ſie in den nahen Umgebungen mit ihren Wärterinnen einen angenehmen Aufenthalt im Freien genießen. Sehr gut iſt es für ſie, wenn ſie im Sande ſpielen können, nämlich im trocknen *); ſie haben da ein Material, wobei ſie ſich Stunden lang vertiefen, um allerlei damit zu machen, und man will bemerkt haben, daß der Sand die Glieder ſtärke, wenn er in der Sonne erwärmt worden.

Der Knabe und das Mädchen ſind in dieſer erſten Kindheit noch meiſt einer gemeinſamen Unterhaltung fähig, doch findet ſchon einiges Verſchiedene ſtatt. Die Sachen des erſteren ſind Stöcke, Peitſchen, Hammer, Bindfaden u. dgl., womit er allerlei anfangen und unternehmen kann; ſein Wägelchen anſchirren, ſein Steckenpferd peitſchen — beſſer als das Schaukelpferd, das der Träge vielleicht vorzieht. Das zweijährige Mädchen dagegen verlangt ſeine Puppe, und mag ſich noch als zwölfjähriges gut mit ihr beſchäftigen. Beiderlei Geſchlechter mögen unter einander ſpielen, nicht nur ohne allen Nachtheil, ſondern auch mit nützlicher Erweckung, die gegen Einſeitigkeit verwahrt; und das auch wie ſie älter wer-

---

dern — Ageſilaus — Karl d. Gr. — Henri IV. — Die Engländer denken an das trauliche fireside mit edler Liebe auch aus fernen Welttheilen zurück. Aber was läßt ſich da erwarten, wo man die Kinder in der wüſten Domeſtikenſtube findet, die Hunde der Dame-Mutter dagegen bei ihr im eleganten Salon?

*) Wir danken es der Levana (I. §. 53), daß ſie auf dieſes Spielmittel aufmerkſam gemacht hat, deſſen Nutzen wir ſchon länger her aus Erfahrung kannten.

den, und nach dem 3ten Lebensjahre ihre geselligen Kreise erweitern. Brüder und Schwestern zusammen bilden sich gerade durch ihre gegenseitige Aufregung und Milderung. Denn auch das Mädchen bedarf der stärkeren Ansprache und auch der Knabe der sanft zurückziehenden Macht. Wohl ist der männliche Ernst für den kleinen Knaben nothwendiger als für seine Schwester, und man sollte ihm männliche Gesichter nicht entziehen, und auch einen Mann zur Aufsicht um ihn seyn lassen: allein das beste bleibt für beide Geschlechter in diesem ersten Lebensalter Mutter und Vater in vereinigter Sorgfalt.

Wir schließen die Lehren über diese Periode mit einem kleinen Bilde, das in keinem Familienkreise fehlen sollte, wenigstens nicht als Poesie; es ist aus Gleims Gedichte das Kind; solche Bilder, wie z. B. ein singendes Kind, oder das in seinem Händchen der Mutter etwas darreicht, u. dgl. dienen dem Maler zu seinen Engeln, und dem Erzieher, um den künftigen wirklichen in dem Menschenkinde zu schauen.

„O welche Freude, welche Freude kann
Des Menschen Herz empfinden, wenn es noch
Unschuldig ist! Ein Kind, das hingesetzt
An einem schönen Frühlingsmorgen ist,
Vor einem schönen Blumenkorb, und das
Zum erstenmale da sich sieht, und nun
Mit seiner zarten kleinen Kindeshand
In Blumen wühlt, wie lächelt's! Wie so froh
Nimmt's eine Blume nach der andern, wie
So höchst vergnügt betrachtet's die und die!
Und wenn es dann die Rose nimmt, wie stutzt's!
Und wenn die schöne Blume süßen Duft
In seine kleine Nase duftet, und
Das Kindchen nießt, und seine Mutter dann
Ihr Gotthelf! Gotthelf! ruft — o welche Lust
Empfindet dann das Kind, empfindet dann
Die zärtlichste der Mütter, die das Kind
Auf ihren sanften Mutterschooß sich holt
Und herzt und küßt!“

Von dem 4ten Lebensjahre an muß nun die Erziehung den Knaben ſchon ganz anders behandeln als das Mädchen, ihn mehr poſitiv, d. i. ernſt und männlich beſtimmen, als dieſes, welches ſeiner Natur nach mehr negativ, aber darum nicht minder feſt, geleitet ſeyn will. Daher bedarf er nicht mehr bloß der mütterlichen Pflege, ſondern auch der Vater muß zur Seite ſeyn, damit das Gleichartige durch Gleichartiges erweckt werde. Das Weib müßte hierzu eine weniger weibliche Natur haben, oder ſich in eine Rolle einſtudiren, und eins wäre ſo ſchlimm für die Erziehung des Knaben als das andere. Im letzteren Falle würde ſchon ein Blick das weiche Herz verrathen, der angenommenen Strenge widerſprechen, und die ganze Wirkung wieder aufheben. Dieſes lehrt auch überall die Erfahrung. Knaben, welche unter Weibern aufwachſen, werden entweder Schwächlinge bis zur Auflöſung der männlichen Würde, oder ſie werden Trotzköpfe, und laſſen ſich gleich einem wilden Roſſe, das ſeine Lenker immer verachten lernte, keinen Zügel mehr gefallen *). Sie ſollen wenigſtens kräftige Geſichter um ſich haben, wodurch die Männlichkeit nicht nur erweckt, ſondern ihr zugleich geboten wird, und ſie lernen an dem Manne hinaufſchauen. Iſt das bei kräftigeren um ihrer ſchon vorhandenen Kraft willen Bedürfniß, ſo iſt es bei den Schwächeren eben ſo nothwendig, damit ſie eher erſtarken. Jeder lerne durch den männlichen Führer männlich denken, das Geſetz als ſtreng gebietend anerkennen, und ſeinen Willen feſt dafür entſcheiden.

*) Wenn gleich bei alten Völkern der Knabe oft bis über das 7te Jahr unter Weibern aufwuchs, Geſch. d. Erz. 281. 355., bei den Römern gewiſſermaßen noch länger, ſo war doch gewöhnlich irgend eine kräftigende Anregung ſonſt für ihn da, daß er ſich nach der Zeit ſehnte, wo er unter männliche Umgebung kam. Da mußte er dann erſtarken durch eine Art von Umſchwung in der Lebensweiſe.

Man gebe alſo dem Knaben immer Beſchäftigung und Spiele, wobei er ſeinen Körper und allmählig auch mehr und mehr ſeinen Geiſt anſtrengen muß. Er laufe, ſpringe, klettere, welches nach gymnaſtiſchen Regeln gefahrlos geſchehen kann; er ſehe alſo auch dergleichen bei Größeren. Auch erhalte er z. B. Baukaſten und Werkzeuge, wodurch er allerlei nach ſeinen eigenen Planen machen kann, und man laſſe ihn ungeſtört allerlei machen. Hat er ſich etwa einmal recht vertieft in ſeiner Arbeit, ſo rufe man ihn nicht leicht davon ab; und feſſelte ihn ſein Werk den ganzen Tag hindurch, ſo kann der Tag nicht beſſer angewendet werden; manchmal iſt es mehr werth, als die Lehrſtunden, die etwa darüber verſäumt werden. Denn ſo etwas ſtrengt ſein Nachdenken und ſeine ganze Thätigkeit im Innerſten an, gewöhnt ihn zum Anhalten, und giebt ihm, was ſo viele Knaben in den eifrigſten Lernanſtalten nicht erhalten, Ernſt und Luſt an dem Arbeiten überhaupt. Gewöhnlich beſtätigt die Erfahrung den Nutzen einer ſolchen Freiheit in jenen Jahren. Es iſt daher übel für die Knaben, wenn ſie keinen freien Platz haben, wo ſie ſich herumtummeln, oder wo ſie ungehindert etwas machen können; und ſo bemerkt man, wie ſelbſt die Jahreszeit Spiele mit ſich bringt, die alljährlich regelmäßig wiederkehren. Daß ſie in der Stadt ſo leicht Gaſſenjungen werden, die ſich durch Unarten auszeichnen, liegt oft blos in dieſem Mangel an Gelegenheit, die ihrem männlichen Thätigkeitstriebe die rechte Richtung und Freiheit gäbe; man bringe ſie auf das Land, und ſie werden glücklich und ordentlich ſeyn. Nur hüte man ſie vor dem Herumflattern in ihren Unternehmungen und vor Scheinthätigkeit; es muß ihnen um alles Ernſt ſeyn, und ſie müſſen es tüchtig angreifen. Das Spielzeug nehme man ihnen etwa auf eine Zeit lang weg, wenn ſie ſeiner müde ſind. Aber auf der andern Seite verlange man auch nicht, daß ſie ihr Werk, das ſie zum Spiele unternehmen, wie die Erwachſenen zu

Stande bringen; man ſehe es ihrer Natur nach, daß ſie oft große Anſtalten machen und dann alles liegen laſſen, und man miſche ſich nicht mit einem Regelgeben ein; das wäre ſchon darum nicht gut, weil zu wenig die jugendliche Erregbarkeit unterhalten würde, und weil ſonſt leicht das freundliche Spiel in verdrußvollen Ernſt überginge *).

Das rechte Mittel zwiſchen Unſtetigkeit und Ueberſpannung wird man nur dadurch treffen, daß man die Knaben allmählig an eine beſtimmte Lernzeit und an beſtimmte Ausführung gewiſſer aufgegebener Arbeiten ſo gewöhnt, wie es gerade ihrer Kraft angemeſſen iſt; ferner, daß man ſie nicht unter andere Knaben gerathen läßt, welche ſich mit abgeſchmackten Dingen die Zeit vertreiben, und daß man ſie überhaupt nur alsdann zu Spielkameraden kommen läßt, wenn man überzeugt iſt, daß ſie nicht von der Freude an eigner Unterhaltung dadurch abgezogen werden; endlich, daß man ihnen unter der Hand allerlei angiebt, was ihnen eine Beſchäftigung für ſich ſelbſt gewährt, und am beſten ſo, wenn man ſie dieſes oder jenes ſehen läßt, das ihnen gefällt, und kleine Plane in ihnen erweckt. So zeigte ein 4jähriger Knabe viel Freude an Hammer und Nägeln ꝛc., man gab ihm dergleichen, jedoch ſparſam, in die Hände, und er ſah zuweilen einen Tiſchler arbeiten; jetzt ſuchte er ſich Hölzchen zuſammen, und war unendlich glücklich, wenn er ein wohl zugeſchnittenes Stückchen fand; hieraus bauete er Häuſer ꝛc., und als 6jähriger Knabe machte er ſchon

*) Auch über die Spiele der Kinder giebt die Levana (I. §. 48 fgg.) treffliche Winke, z. B. daß die früheren der geiſtigen Entwickelung nachhelfen ſollen, die ſpäteren umgekehrt; doch verſtehen wir das nicht ſo, als ob die Kinder zu Verſtandesübungen die Spiele machen ſollten; daß nicht nach dem Ausſchlafe ihre Spielzeit eintrete, iſt unbedingt anzunehmen. — „Kinder wiſſen beim Spiele aus allem alles zu machen;“ bemerkte auch Göthe, Meiſt. Lehrj. I. S. 65.

manches, das doch eine Idee zeigte. So kam er an Gartenarbeiten u. dergl. Als 12jähriger Knabe hörte er einst zufällig von dem Gesetze der Hydraulik sprechen, er fragte weiter über Springbrunnen, und nun machte er in aller Stille in dem Garten eine recht schöne Wasserleitung mit einer kleinen Fontaine durch ausgehöhlte Hölzer u. dergl., und wie groß war seine Freude, als nun das Wasser wirklich sprang. Sein Vater, den er eilends hinzurief, erzählte ihm die Anekdote von Rousseau (in dessen Selbstbekenntnissen), wie dieser mit seinem kleinen Kameraden ein Aquädukt gemacht hatte, und wie ihnen die Freude so unfreundlich zerstört worden. Das war also zugleich ein Mittel, diesen Knaben seine glücklichere Lage in seiner nicht gestörten Thätigkeit dankbar fühlen zu lassen, und es verfehlte seinen Zweck nicht. Auf solche Art können die Knaben von frühem an beschäftigt werden, wenn man sich nur nicht eine kleine Mühe und Nachsicht verdrießen lassen will. Ein Hof, ein Garten, ein Bach, ein Hügel, ein Wäldchen, ein Felsen, das Eis, der Schnee, selbst der Vogelfang und die Insektenjagd — alles das ist mehr werth, als Stuben, bleierne Soldaten und Buchstaben, Trommel und Bilderchen, Säbel und Steckenpferd, welche Dinge man übrigens auch der Knabennatur nicht versagen darf. Laßt den Knaben als Knaben sich kräftigen, so wird der Mann als Mann auftreten. Wenn man seinem Naturtriebe sein Recht widerfahren läßt, so wird man nicht darüber so sehr klagen, daß man ihn nicht zu beschäftigen wisse, wie man gewöhnlich für dieses Alter verlegen ist. Spielsachen, die er schonen muß, machen ihm freilich nur Unlust; und eben so macht es ihm Unlust, wenn die Eltern oder Lehrer das machen wollen, was sie seinem Belieben überlassen sollten; alle Spiele der Kinder verlieren ihr Angenehmes, wenn sich die Erwachsenen zu viel einmischen. Es ist wahr, es giebt Regentage und andere Ursachen, wodurch die Kinder genöthigt werden,

in der Stube zu bleiben: nun wiſſen ſie nicht, was ſie treiben ſollen, und verfallen dann auf Neckereien und andere Unarten. Hiergegen iſt faſt das einzige Mittel: man ſuche ſie mit etwas zu beſchäftigen, das ſchon in das Gebiet des Unterrichts gehört; wir werden alſo bei dieſem davon reden. Manchmal giebt es auch da ein paſſendes Spiel; überhaupt aber müſſen da die Eltern und Aufſeher ſich mehr mit ihnen beſchäftigen. Wenn ſie indeſſen in ein Diſputiren gerathen, und nicht aufhören können, oder gar in einen heftigen, vielleicht handgreiflichen Streit, ſo iſt oft ein Machtſpruch an ſeinem Orte, und wenn dieſer nicht hilft, alsbaldige Trennung.

Dramatiſche Unterhaltungen ſind den Kindern natürlich. Die Schweſtern führen ſie mit ihren Puppen, kleinen Küchen, u. dgl. und in Perſon auf, während die Brüder ſich draußen herumtreiben und Handlungen, Aufzüge, religiöſe und kriegeriſche Dinge in dem beſten Humor nachmachen. Niemand hat daran etwas Arges. Auch macht dieſes Schauſpielen gewiß nicht unwahr. Aber ein förmliches Auftreten auf irgend einer Bühne, ſelbſt im kleinen Familienkreiſe, hat mancherlei Bedenken wegen der Einimpfung der Hypokriſie (Rollenſpielen in den feinen Zirkeln oder ſonſt), und auf jeden Fall wegen Verſtärkung der Eitelkeit. Dem Knaben iſt ſein Marionetten- oder Schattenſpiel unſchädlich oder vielmehr nützlich, das perſönliche Auftreten aber iſt Kindern, und vielmehr noch der heranwachſenden Jugend wenigſtens gefährlich, ſo rein und gut auch die dramatiſchen Stücke ſeyn mögen; denn die innere Wahrheit wird auf eine zu ſchwere Probe gegen die Gefallſucht geſetzt *). Indeſſen erinnern uns manche nicht

*) Wir können unmöglich unbedingt beiſtimmen, wenn dgl. in Meiſt. Lehrj. v. Göthe I. S. 301. empfohlen wird, aber wir finden doch auch keinen Grund, weder einen ſittlichen noch einen religiöſen, unbedingt dagegen zu eifern. Das Dramatiſiren lieſt,

gerade ungünstige Erfahrungen, daß man es nicht sohin verwerfen kann, und dramatische Gesellschaftsspiele, z. B. Sprüchwörter aufzuführen, zeigen gar keine Nachtheile. Das Besuchen der Schauspiele können wir ebenfalls nicht sohin der Jugend versagen, müssen aber Vorsicht empfehlen, damit es nicht zur Neigung werde. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit Maskeraden, versteht sich, die nichts Unsittliches darstellen, sondern nur dem arglosen humoristischen Spieltriebe Raum geben.

Schlimmer ist während der Kindheit ein anderes Auftreten, das nicht wie jenes zum Scherze, sondern zum leidigen Ernste fast allgemein in den gebildeteren Ständen vorkommt, aber kaum bemerkt wird, und in seinen bösen Folgen sich gewöhnlich später erst bemerkbar macht. Denn wirklich scheint unser Zeitalter hierin verblendet. Man ist in einer Gesellschaft, das Kind des Hauses kommt herein, alle Leute müssen auf es hinsehen, ihm auch natürlich etwas Schönes sagen, da fühlt sich die kleine Person mehr noch als die Erwachsenen, und somit ist ihm das Naturgefühl ausgetrieben und das Scheinwesen eingeimpft. Die Prätensionen fangen jetzt an sich zu entwickeln, das Mädchen nicht nur, sondern auch der Knabe will die Augen auf sich ziehen, verlangt die Aufmerksamkeit der Erwachsenen, statt gewöhnt zu werden, nur auf sie zu achten, und statt sich nach ihnen zu richten, werden sie frühe schon von den Eltern in ein Leben eingeweiht, worin die älteren Leute für die jungen da sind, und am Ende von ihnen abhängen. Minder be-

---

wie gesagt, so in der menschlichen Natur durch den Nachahmungstrieb sowohl als durch den Humor, daß eben so gut wie Sokratische Ironie bei dem Weisen, so dieses bei der spielenden Jugend mit der Wahrheit und Reinheit bestehen kann, wenn sonst die Erziehung sorgt, was freilich in dem angeführten Buche nicht so geschieht, daß jenes zu billigen wäre. Vgl. das Lob der Schauspiele in pädagogischer Hinsicht bei Montaigne, Gesch. d. Erz. II. S. 405. und 496. Anm.

denklich iſt es, kleinere oder größere Kinder in Geſellſchaften mitzunehmen, wo ſie ſich als die geringſten Perſonen betrachten und geniren lernen müſſen; obwohl nur auf Stunden. Aber ihren Gipfel erreicht jene Sünde gegen die Natur und die Bildung, wenn man die Jugend glauben macht, in ihr ginge den älteren ein neues Wiſſen und Denken, eine neue Offenbarung, eine neue Kraftzeit auf; lächerlich und zugleich betrübt iſt dieſe Thorheit, wo der Vater oder die Mutter in ihrem Kleinen ein Wunderkind ſehen wollen. Ja, dein Kind iſt eine neue Offenbarung der göttlichen Liebe, wenn du ſeine Fehler ins Auge faſſeſt, und es zur Beſcheidenheit und Liebe erziehſt.

Das zweite Jahrſiebend.

Die Erziehung des Knaben und des Mädchen.

Die bisherige Behandlung für jedes Geſchlecht wird im Allgemeinen fortgeſetzt. So auch die Gewöhnung in Nahrung *), Kleidung u. ſ. w. Beſonders iſt jetzt auch auf Stärkung der Bruſt, innere und äußere, zu ſehen. Das letztere iſt bei Mädchen eine um ſo wichtigere Rückſicht geworden, weil die jetzige Generation darin vernachläſſigt iſt.

Für die phyſiſche Erziehung fügen wir nur Folgendes hinzu. Die Zähne bedürfen, ſo wie vom Anfange, ſo bei ihrem Wechſel, und fortwährend viel Aufmerk-

*) Das beſte Regime in der täglichen Koſt für die frühere und ſpätere Periode findet man von D. Friedländer a. a. O. angegeben, z. B. S. 110. Das beſte Getränk die ganze Jugendzeit hindurch iſt und bleibt reines Waſſer aus dem Quelle. Das hitzige kann nur als Arznei vorkommen, Branntwein hemmt ſogar den Wachsthum.

samkeit, da ſie in jener erſten Periode nicht ſelten Krankheiten mit ſich führen, im ganzen Leben aber bekanntlich viel zu ſchaffen machen. Wie wenige Menſchen bleiben von Zahnſchmerzen verſchont! Gewiß aber läßt ſich durch eine gute diätetiſche Behandlung der Zähne von frühem an vielem vorbeugen. Ob die vegetabiliſche Nahrung den Ausbruch derſelben befördere? wie manche meinten; ob die animaliſche ſie mehr angreife? ob das rauhe, ſchwarze Brod die Urſache ſey, warum in manchen Gegenden die Landleute wegen ihrer ſchönen und dauerhaften Perlenreihe im Munde ſo beneidenswerth ſind? Gewiß iſt, daß die Nahrungsmittel großen Einfluß auf ſie haben, daß ein tägliches Reinigen derſelben nöthig ſey, daß man aber am beſten bei dem einfachſten Mittel, reinem Waſſer, bleibe, allenfalls auch die Kinder gewöhne nach Tiſche noch eine Brodkruſte zu kauen. Dabei wahre man die Kinder, daß ſie nicht Heißes und Kaltes ſchnell nach einander an die Zähne bringen, weil das dem Schmelze derſelben ſchadet.

In dem ſiebenten Jahre geht, wie früher bemerkt, eine Veränderung im Organiſmus vor, die ſich beſonders in dem Knochenſyſteme zeigt; rhachitiſche Kinder werden dann oft geſund oder verſchlimmern ſich. Auch Drüſenübel treten manchmal mit dieſer Periode ein, und pflegen ſich am Ende derſelben entweder zu verlieren oder zu andern Uebeln zu verſchlimmern. Alles dieſes muß die Aufmerkſamkeit auf die Kinder ſchärfen, um die gehörige Lebensordnung mit ihnen zu beobachten, oder allenfalls den Arzt zu Rathe zu ziehen. Die Speiſen ſind in dieſer Kriſis von bedeutendem Einfluſſe. Auch verſchone man da die Kinder mit ſtärkerer Anſtrengung am Körper und Geiſte, geſtatte ihnen mehr Ruhe, und breche ihnen nicht am Schlafe ab, ſollte er auch über die gewöhnliche Zeit von 9 — 10 Stunden dauern.

Von jetzt an giebt es auch ernſtlichere Spiele für die Kinder, welche dann gut ſind, wenn ſie Bewegung

und Nachdenken auf eine gefällige, dem reinen Sinne und den gewandten Gliedern zuträgliche Weiſe vereinigen *). Die gymnaſtiſchen Uebungen, z. B. im Laufen, geben ſolchen Spielen mehr Intereſſe; wir möchten auch Kindertänze dahin ziehen **).

Vor und während der Kriſis in dieſer Periode erſcheint in dem Knaben, und nur etwa in gemäßigterer Form, etwas Ungefälliges, weßhalb man im gemeinen Leben die Zeit die Flegeljahre zu nennen pflegt. Die Entwickelung bringt da einen gereizten, oft unbehaglichen Zuſtand mit ſich; der Knabe weiß nicht recht, was er treiben ſoll, denn es treibt etwas Unbeſtimmtes in ihm, und ſo geräth er in allerlei Unarten, meiſt Ungeberdigkeiten, die ſonſt wohl nicht einmal in ſeiner Natur liegen, und dann auch leicht wieder verſchwinden. Nun verliert ſich aber auch das Liebliche und Naive der Kindheit, es tritt mehr Reflexion, Blödigkeit und auf der andern Seite Dreiſtigkeit ein, der Knabe zieht, wie man ſo gewöhnlich ſagt, die Kinderſchuhe aus, ohne noch den Verſtand zu beſitzen, um nicht mehr als Kind zu leben. Da giebt es alſo etwas in ſeiner Natur, das äußerlich und innerlich gegen einander treibt, und ihn auf eine Zeit lang unharmoniſch macht, oft bis zu den widrigſten Diſſonanzen. Die Eltern ſehen mit Wehmuth oder Aerger auf ihn: ſie haben ihr liebenswürdiges Kind verloren, und dafür ein unliebliches erhalten. Das dauert

*) Die Lehrer der Gymnaſtik, Mercurialis, noch mehr aber Gutsmuths, und eigens in einem Werke Vieth, Verſ. einer Encyklopädie der Leibesübungen, lehren hierzu Treffliches.

**) Die Levana unterſcheidet Kindertänze von Kinderbällen I. Cap. 4. und zieht erſtere mit Recht vor, weil der Tanz der Tanzkunſt der Natur nach vorausgeht, und in dem Kinde noch die Freude ganz mit Leib und Seele tanzt. Ueber das müſſen wir die Kinderbälle als ein zu frühes Repräſentiren verwerfen. Die Bewegung im Kreiſe iſt dem Kinde natürlicher als dem Erwachſenen.

kürzer oder länger, manchmal Jahre lang, wenn man den Knaben so gehen läßt. Er bedarf jetzt mehr als je der festen Hand, die ihn durch diese Krisis mit einer gewissen Ruhe und Schonung, um nicht seinen gereizten Zustand zu verdoppeln, aber mit Ernste und Bestimmtheit leiten soll. Ganz besonders muß da die Schulthätigkeit helfen. Dann pflegt die Gährung bald vorüber zu gehen und einen guten Wein zu geben.

Am Ende dieser Periode, mit dem Eintreten der Pubertät, wiederholt sich leicht diese Krisis, in schwächerem oder stärkerem Grade, je nachdem sie sich vorher gut oder schlecht verlaufen hat. Die Erziehung hat also bei den erstern die Hauptsache zu thun, und auch hier beruht der gute Ausgang auf dem, was sie früher und im Ganzen gethan. Uebrigens wirke man alsdann mehr im Stillen durch Sicherung gegen üble Eindrücke und durch unmerklichen Einfluß. Man mache in diesen Uebergangszeiten, wo besonders die Knaben der herben Frucht gleichen, ehe sie reift, nur keine Forderungen von Liebeswärme an sie; man sey auch nicht zu besorgt, wenn sich da Symptome von Kälte, Neckſucht *), sogar von Schadenfreude einfinden; das ist meist vorübergehend, doch darum nicht zu billigen. Ueberhaupt geschieht nur dann auch in solchen schwierigen Zeiten und Erscheinungen das Rechte, wenn die Erziehung im Ganzen die rechte ist, und aus dem richtigen Principe ihren festen Gang verfolgt. Nie mache sie einen Sprung; ohne eine Lücke zu lassen sey immer die folgende Bildung durch die vorhergehende vorbereitet. Nichts werde auch übertrieben, sondern genau werde in dem Entwickelungsgange der Natur fortgefahren. Wo nun die Natur Ruhepuncte setzt, da halte auch das Antreiben etwas inne, z. B. wenn ein Wachsthumsknote bricht, und die

*) „Der neckende Halbjüngling wird ein liebender Jüngling.“ Lev.

Kraft zum körperlichen Treiben ſtark in Anſpruch genommen wird. Ein krankhafter Zuſtand macht dann oft junge Leute an Leib und Seele ſchwach; insbeſondere aber erſt im 3ten Jahrſiebend *). Würde auch in ſolchen Perioden eben nichts weiter geführt, und das Eingeſammelte nur erhalten und vor Verderben verwahrt, ſo iſt damit doch nichts in der Erziehung verloren, und bald hernach gehen die Fortſchritte deſto beſſer.

Auf ähnliche Art verhält es ſich mit kranken Kindern Sind ſie anhaltend ſiech, ſo leidet alles darunter, Frohſinn, Folgſamkeit, Fleiß, und dafür finden ſich eine Menge Unarten ein, gegen welche man nicht einmal hart ankämpfen darf. Der Erzieher kann da nur, gleich dem Schiffer bei widrigem Winde, laviren. Indeſſen läßt ſich doch vieles thun, wenn ſich Schonung mit Feſtigkeit vereinigt, und beides durch Einſicht in den Charakter des Kindes, um ihm auch nicht zu viel nachzugeben, geleitet, und durch Gewandtheit, um immer gute Erregungsmittel aufzufinden, ausgeführt wird. Es iſt merkwürdig, was die Erfahrung hierin lehrt, daß ſolche Verſchuldungen der Natur auch bald wieder durch die Natur gut gemacht werden. Nie ſah ich bedeutende Unarten durch Krankheiten allein entſtehen, und die da etwa entſtanden waren, verloren ſich bei dem geneſenen Kinde bald wieder, wenn die Erziehung überall das Ihrige that. Sie ſind wenigſtens lange nicht ſo ſchlimm und ſo bleibend, als die in dem geſunden Zuſtande ſich erzeugen.

*) Die Franz. Aerzte nehmen mit Recht maladies, fiebres de croissance an; was D. Friedländer a. a. O. S. 80. darüber ſagt, ſollten Eltern ſich bekannt machen.

Wie von dem zweiten Jahrſiebende an die 24 Stunden naturgemäß einzutheilen ſeyen, mag folgende tabellariſche Ueberſicht im Allgemeinen angeben:

Für Kinder von	Zum Schlafen	Zum Spielen, Eſſen, Ruhen, Bewegen	Zum Lernen
7 Jahren	10 Stunden	12 Stunden	2 St.
8—9 „	9 „	8—10 „	4—6 „
10—12 „	8—9 „	7—8 „	7—8 „
13—15 „	8 „	6 „	10 „
16—20 „	8 „	4—6 „	10—12 „

Indeſſen ſoll das mehr als Hinweiſung auf die Mittellinie wie als feſte Regel gelten, denn Zeit und Umſtände, Anlagen, Wachsthum, Entwickelungsperioden, u. dgl. nöthigen bald hier, bald da von derſelben abzugehen.

So läßt ſich auch über Beiſpiele und Aufmunterungen nur im Allgemeinen die Regel angeben und auf Folgendes hinweiſen.

Während der ganzen Jugendzeit ſind die umgebenden Menſchen gleichſam das Klima, oder auch Sonnenſchein und Gewölk für die heranwachſende Pflanze. Der Nachahmungstrieb bedarf der guten Beiſpiele *); aber nur dann dringen dieſe in das junge Leben ein, wenn ſie mit Liebe aufgenommen werden, und das werden ſie nur dann, wenn ſie mit einem freundlichen Lichte entgegen leuchten. Sonſt wirken ſie eher abſtoßend, und es giebt kein ſicheres Mittel, um auch das beſte zu vergiften, als wenn man dem jungen Menſchen ſolche zum Muſter vorſtellt, vielleicht gar ihn ſelbſt damit verkleinernd, die ſtatt Nacheifer nur Eiferſucht, Neid und Widerwillen aufregen. Umgekehrt wirken aber auch böſe Exempel abſchreckend, z. B. ein Laſter an Eltern bemerkt. Darum kann man ohne Gefahr auch mit Kindern davon reden, z. B. in der Geſchichte, nur vermeide man das Grelle. Ja,

*) Locke ſetzt in das Beiſpiel ein Hauptbildungsmittel; auch Horatius (Sat. I. 4.) rühmt es dankbar von ſeinem Vater.

der Jugend darf man nicht die Kunde von dem B
unter den Menſchen vorenthalten, wenn man ſie
in viel größere Gefahr ſtürzen will. Denn ſie ſoll
eine Welt erzogen werden, worin Gutes und Böſes
ter einander ſich herumtreibt, hätte ſie nun da alle
paradieſiſch gehalten, und träte ſo in die rauhe Wir
keit ein, ſo wäre ſie ſchlimmer berathen als die
benpflanze, die man hinaus in den Winter brächte.
werde dieſe Kunde nie übertrieben, ſondern ſie w
immer dem Glauben an das Gute nach, und zieh
Begeiſterung für das Ideal immer etwas zur Beſo
heit zurück. Das iſt allerdings ſehr ſchwer, un
hilft kein Laviren, wie es die Erziehungslehrer anrath
die Klippen hindurch. Aber es giebt doch einen
und nur einen ſicheren, und der iſt zugleich einfach,
Eins mit der ganzen Erziehung, es iſt der, den
Evangelium lehrt, indem es die Geſinnungen der
ſchenfreundlichkeit zugleich mit ſtrengem Verabſcheuen
Sündhaften einflößt, auch will, daß man die Jugend
guten Beiſpielen umgebe, und zugleich gegen das
in der Welt verwarne, folglich auch gegen die Täuſ
gen einer falſchen Meinung von den Menſchen verw
Man würde ſie nur hintergehen, wenn man ſie nichts
dem Böſen unter den Menſchen wollte hören laſſen,

---

*) Die Levana hat das faſt ſo wenig getroffen, al
Emile, und als Campe u. A. lehren, ſo trefflich ſie
(III. 589 fgg.) warnt, der Jugend nicht ihre Ideale zu zer
mern, oder gar ihnen Teufelsbilder aufzuſtellen, und ſo gut
geln ſie giebt. Es iſt hier, ſo wie in dem Cap. 3. von der
dung zur Liebe gerade das Weſen der chriſtlichen Erzie
was fehlt, und weßhalb auch dieſes den prakt. Erzieher nic
friedigen wird. Es iſt da immer natürlicher ein Liebestrieb
nommen, der wie die Roſe wächſt und blüht, aber in des
ſchen Herzen nicht, es ſey denn, daß es geiſtiger und göt
entſtehe. Hier gerade iſt die Probe der wahren Bildung; die
tiſche — oder indiſche — vermag das nicht.

ſie vielleicht in der Folge nur deſto mehr feindſelig machen *).

Eben ſo löſen ſich die Fragen über Belohnung, Lob, Prämien, u. dgl., wo die Pädagogen vieles wollen, und mehreres nicht wollen, und in ihrem Verfahren nur ſchwanken. Da hilft es zu nichts, wenn man bald von dem Loben etwas abmarken, bald in dem Pflichtpredigen etwas nachlaſſen will: das Rechte trifft nur der Vater oder die Mutter oder der Führer, welche die chriſtliche Menſchenachtung auch gegen ihr Kind im Herzen tragen, ſich ganz in ſein beſſeres Gefühl verſetzen können, und alſo den Beifall und das Lob, da, wo es das Herz fordert, nicht verſagen, aber auch gewiß nicht durch ein Wörtchen der Eitelkeit fröhnen. Da giebt es ſich von ſelbſt, daß der junge Menſch in ſeiner Arbeit, in der Zufriedenheit derer, die ihm werth ſind, und in dem Beifalle Gottes ſeine wahre Belohnung findet.

So entſcheiden wir auch kurz die Frage, ob junge Leute Tagebücher halten ſollen? damit, daß es dem einen gut, dem andern nicht gut ſey, je nachdem die Reflexion auf ſich ſelbſt dabei ins Spiel kommt.

Die beiden Geſchlechter verlangen von jetzt an eine Verſchiedenheit der Erziehung, welche faſt durch alles hindurch geht. Was den Knaben betrifft, ſo haben wir kaum etwas zu dem Allgemeinen hinzuzuſetzen, denn das

---

*) Was die Dichter Shakeſpear und Young poetiſch ſagen, daß die Bekanntſchaft mit der Welt den Menſchen zu einem Teufel oder Engel machen könne, enthält doch die alltägliche Wahrheit, daß die Erziehung es verſteht, wenn ſie nicht durch die rechte Einführung des jungen Menſchen in die Welt ihn gegen das Unheil ſchützt, das erſte — und zu der Glückſeligkeit vorbereitet, das letztere zu werden.

Besondere folgt von selbst daraus *). Bei ihm wird jetzt schulmäßiges Lernen, mit körperlicher Anstrengung wechselnd, die Hauptsache. Seine Vergnügungen sind im früheren Alter der Art wie Schmetterlingsjagden, Herumspringen mit andern Knaben, später Fußreisen, muthige Unternehmungen, muntere Gesellschaft von seines Gleichen; sorge man nur, daß er gute Spielgenossen finde, und bilde übrigens seine Gesinnung für das Edle. Diese Sorgfalt begleite ihn bis in das Jünglingsalter und halte schlechte Gesellschaft von ihm entfernt. Jenen Trieb, den älteren jungen Leuten es nachzuthun, der z. B. manchen zu frühzeitig zur Tabakspfeife bringt, wird man für das Bessere gewinnen, wenn von frühem an seine Erziehung im Ganzen und fortwährend das Rechte thut; außerdem ist er mehr den Gefahren mancher Verirrung Preiß gegeben, oder blos seinem Schutzgeiste befohlen.

Mehr müssen wir das Besondere der Töchtererziehung bemerken. Und hier müssen wir vor allem einen unseligen Fehler rügen, der in unserm Zeitalter seine traurigen Folgen immer zu vermehren und doch nicht genugsam erkannt zu werden scheint. Ehedem war das Mädchen im häuslichen Leben vielleicht zu viel vergraben und vergessen, jetzt ist es schon früh hervorgehoben zu einer vielseitigen Bildung, und die Aufmerksamkeit wird auf das drei- bis vierjährige Töchterchen schon so im ganzen Hause und von den Besuchenden in Anspruch genommen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn das siebenjährige schon von allen, und zuerst bemerkt seyn will, das vierzehnjährige selbst die Ansprüche einer Dame zu machen versucht, und endlich die Hausfrau sich als die Hauptperson des Hauses fühlen muß, wenn sie nicht wie an einem langsamen Gifte sich innerlich verzehren,

*) Wir verweisen zugleich auf die trefflichen Worte des Rousseau gegen die klösterliche Zucht, Gesch. d. Erz. II. S. 374.

vielleicht ihre ganze Umgebung vergiften ſoll. Wir reden hier allerdings zunächſt von den ſogenannten gebildeten Ständen, aber das Uebel ſcheint ſchon bis in die niederen um ſich zu greifen *).

Bedenke man doch, was weibliche Bildung iſt, wie hoch ſie, wenn ſie die wahre iſt, das Weſen erhebt, das ohne ſie theils eigner Schwäche, theils den Stürmen des Lebens erliegt. Wir erinnern hier nur an das, was in der vorigen Abtheilung darüber geſagt worden. Das Mädchen lerne vom Früheſten an darin froh ſeyn, wenn es den Seinigen durch reine, ſtille, wohlgeordnete Thätigkeit Liebe beweiſen, durch Gefälligkeit, Nachſinnen, Verſtand, ihren Wünſchen zuvorkommen kann, ihre Freude ſey ſein Leben. Das iſt in Kurzem die Aufgabe. Was die Erziehung weiter zu thun habe, betrachten wir näher.

Das Mädchen bedarf vornehmlich der mütterlichen Hand, damit ſeine zartere Natur gehörig geſchont, in ihrer Reinheit nicht geſtört, und in ihrer weiblichen Richtung nicht irre gemacht werde. Sein Sinn und Gefühl ſoll unangetaſtet bleiben, wie die Roſenknoſpe, um ſich ſchön aus dem reinen Innern zu entfalten, und wie die keuſche Mimoſe ſchon vor der leiſeſten Berührung ſich zurückziehen. Nur mütterliche Milde verſteht das. Dem Manne iſt es nicht möglich, das ſtrengere Weſen des Beſtimmenwollens ganz abzulegen, und wenn er es thut,

*) Die Gemälde weiblicher Erziehung von Karoline Rudolphi 2 Bde, 2te Aufl. 1815, (mit einer Vorrede vom Schreiber dieſes) enthalten ſchöne Schilderungen und treffliche Winke, beſonders um den weiblichen Zartſinn zu bilden; aber ſie ſind nicht ganz frei von jenem Fehler, welcher ſchon dem kleinen Mädchen das Gefühl einflößt, als ſey es die Hauptperſon. — Was J. P. Richter in der Levana mit Liebe über die weibliche Erziehung ſagt, enthält noch anderes Treffliche, aber iſt ebenfalls nicht frei von einem Idealiſiren, das nur ſchöne Seelen vor ſich hat, aber nicht die Wirklichkeit ſo kennt, daß er praktiſch genug lehre.

wie man oft bei Vätern sieht, die ihre Töchter allein zu erziehen haben, so wissen sie selten das Rechte zu treffen, und thun dann vielleicht gar nichts*). Daß der Sinn des Weibes so häufig geirrt, oder seine Reinheit und Wahrheit verloren hat, kömmt größtentheils von solchem allzuvielen Einmischen her; man unterrichtet und behandelt das Mädchen gewöhnlich wie den Knaben, und kennt oder schont die Weiblichkeit zu wenig. Das Mädchen bleibe demnach immer und hauptsächlich unter mütterlicher Führung. Diese sollte denn auch auf seine Gesundheit und Körperstärke mehr bedacht seyn, als gewöhnlich, und die Aerzte sollten Rath geben, damit statt der schwächlichen Frauen mit angegriffenen Nerven künftige Kindermütter erzogen würden, und die Mütter sollten lieber blühende als geputzte Töchter zeigen.

Die Unterhaltungen, womit man das kleine Mädchen beschäftigt, sowohl in der Lehre, als im Spiele, müssen alle den sanfteren Charakter haben. Es wird sich leicht durch stilles Anschauen der Blumen oder auch der Menschen vergnügen; es wird zwar auch gern hüpfen und fröhlich mit den Kleinen herumlaufen, und dazu soll man es auch erwecken, aber auch hier muß man es nicht in das Knabenhafte gerathen lassen. Was dem Knaben noch wohl ansteht, wäre vielleicht bei dem Mädchen schon Wildheit. Es wird daher auch größere Sorgfalt in der Wahl der Gespielen nöthig seyn, und überhaupt wird es nur wenigere bedürfen, da es sonst zu leicht in das äußerliche Herumtreiben geräth und an Innigkeit ver-

*) „Die Erziehung der Töchter bleibt den Müttern die erste und wichtigste, weil sie unvermischt und so lange dauern kann, daß die Hand der Tochter aus der mütterlichen unmittelbar in die mit Ehrungen geleitet." Lev. „Es giebt keinen höheren Triumph des Mutterherzens, als ihre Tochter in Lilienreinheit aufblühen sehen." Karol. Rud. Nur vergesse man nicht die Kraft, die sie für das Leben bedarf; auch ihre Unschuld bedarf des festen Willens, womit sie ruhig und sicher steht.

liert, vielleicht die Ursache, warum es so viele herzlose Weiber und Koketten giebt. Das Gärtchen draußen und das Puppenschränkchen im Zimmer giebt dem Mädchen stundenlange Unterhaltung und Uebung. Man versorge es also allerdings mit der Puppe und was dazu gehört, aber man gebe ihm ja nicht mehr, als es zu bewahren und zu gebrauchen weiß, damit es räthlich mit seinen Sachen umgehen lerne, und sich zur Haushältigkeit gewöhne. Auch wird es erwünscht seyn, wenn es eine oder ein Paar Gespielinnen hat, mit welchen es täglich zusammen ist, und kleine dramatische Unterhaltungen ersinnt. Dabei gebe man ihm seine bestimmte Zeit zum Stricken, Anhören, Erzählen, welche freilich im Anfange kurz, aber bald bis zu Stunden ausgedehnt ist, und lasse es hierauf immer wieder kleine Bestellungen u. dgl. ausrichten, damit ihm durchaus Ordnung und häusliche, stille Geschäftigkeit zur Natur werde *). Auch ist es mehr als der Knabe für das Zusammenseyn mit Erwachsenen geeignet; nur sollen sie nicht zu viel auf es hinsehen, um es zu loben, und überhaupt es nicht gewöhnen, daß es bemerkt seyn will. Uebrigens lasse man sich durch den häuslichen Fleiß des Mädchens nicht verleiten, es zu viel in der Stube zu halten, und ihm die Erheiterung und Bewegung in der freien Luft zu versagen. Recht früh mag man es in die Blumenwelt einführen **).

*) Goldene Worte sind es in Göthe, Herm. und Doroth. (7ter Ges.) welche von dieser edlen Jungfrau gesprochen, und die von Müttern und Töchtern auswendig gelernt werden sollten:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung.
— — — — — — —
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Geben und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre“ ꝛc.

**) Die interessante Vergleichung alles dessen, was von alten Zeiten her über Erziehung der Töchter gesagt worden, bei den Grie-

Bei dem 7jährigen Mädchen muß ſchon der Sin für häusliche Beſchäftigung entſchieden ſeyn. Von jet an lerne es in dem häuslichen Leben ſelbſt alle die Th tigkeiten, die darin vorkommen; es fange an in der Küch im Garten, im Nähzimmer, in der Kinderſtube ꝛc. ſein Luſt zu finden, um in allem dieſem recht eingeübt z werden. Die Sinnenübungen werden wie bei dem Kn ben fortgeſetzt, und es kommt nun auch zu den Büche denn dieſe ſind einmal das Bedürfniß unſerer Kultu Schreiben, Rechnen, Naturkunde, Erdkunde, Geſchichte ꝛc. wird nach und nach auch ſein Unterricht, ſo auch ei franzöſiſche Sprache jetzt ſchon. Nur ſchone man die fl ßige Kleine um ſo mehr mit Anſtrengung der Art, da ſ ohnehin gern zu viel darüber hinſitzt. Wie manches Mä chen hat ſich ungeſund geleſen, ungeſund an Leib und Seel wie manches verlor ſeine Geſundheit an dem Spinnrad, da es ſich in dem vielen ſchon ſelbſtgeſponnenen Gar gefiel! Daher möge man es zu körperlicher freier Bew gung, ſelbſt zu mancher gymnaſtiſchen, und ſo zu angemeſ nen Tanzübungen immer wieder auffordern, auch zu den

---

chen, bei Sirach, bei Vincent v. Beauv. (welches in dem Geſch d. Erz. II. S. 213. angeführten Werke, mit einem Auszuge au Hieron. nachzuleſen iſt, vgl. II. S. 296., Luis Vives, Fenelon u. a. bis auf J. P. Richter, Moritz Arndt und Karoline Rudolphi geſchrieben worden, vereinigt ſich darin, daß die Jungfräulichkeit rein gehalten und ſchön ausgebildet werde: aber die Mittel ſind meiſt zu engſinnig, und ohne die rechte Kenntniß der Weiblichkeit angegeben. Das klöſterliche Einſchränken ſeit Hieron. iſt bei Vinc. v. B. zum Hauptmittel empfohlen, bei Fenelon gemildert, in der Levana zwar beſtritten mit dem beſſeren Mittel freier Häuslichkeit, aber auch allzu idealer Gefühligkeit, und mit ſehr getrübten Blicken in die weibliche Natur, die in Arndts Pſychidion eben ſo zart, aber viel wahrer und nur zu allgemein aufgefaßt iſt; und ſelbſt Karol. R. idealiſirt mehr das Mädchen zur Blume, als ſie die Kraft für das wirkliche Leben ſtählt; ſie giebt Gemälde weiblicher Erziehung, die ſchön ſind, und gewiß auch belehrend, und die beſten Mittel nicht überſehen laſſen.

fröhlichen Spiele mit andern Mädchen. Recht gut ist es, wenn es einige kleine Freundinnen hat, mit welchen es seltenere Besuche unterhält, um desto weniger das Zartgefühl in der Achtung geliebter Personen abzustumpfen, wie so leicht durch den alltäglichen Umgang geschieht. Im Ganzen kann man nicht genug dafür sorgen, daß über dem Lernen und Anhalten ja nicht der liebliche Frohsinn verloren gehe; es ist schön, wenn man das Mädchen überall im Hause herumsingen hört; schön ist sein munteres Wesen und erheitert oft das ganze Haus; ist ihm die Gabe lieblicher, unschuldiger Scherze verliehen, so erhalte sie ihm der Himmel auch für ihren künftigen Kreis.

Die Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Sittsamkeit, so wie alle andere weibliche Tugenden, werden zwar von selbst in dem Mädchen erscheinen, wenn es nicht in der Kindheit schon verdorben worden, allein sie müssen doch alles Ernstes gehegt und gepflegt werden, und gerade in dem Alter nach 7 Jahren ist es, wo sie leicht verkümmern, weil dann ein gereizter Zustand für die geselligen Verhältnisse eintritt, wodurch die kindliche Unbefangenheit leidet. Also bedarf es doch auch im Alter des Spiels etwas mehr positiver Behandlung, nämlich einer solchen, wodurch ihm von außen die innere gute Natur durch Festhalten an den guten Gewohnheiten gesichert wird. Dieses verlangt die Weiblichkeit allerdings, wie man an ihrer Heilighaltung der Sitte bemerkt. Es ist schwer, hievin das Mittel zu treffen, damit nicht auf der einen Seite die schöne Naivetät verscheucht werde, und auf der andern Seite nicht die nunmehr in dem zweiten Triebe begriffene Natur sich selbst überlassen verwildere*).

*) Auch in den Vorschriften der Levana finden wir das nicht immer getroffen. Sehr zu billigen ist die: „Das Mädchen treibe statt der träumerischen einseitigen Dreifingerarbeiten die vielseitigen Geschäfte des Hauswesens, welche das Träumen und Selbstverlie-

Nur ein zartes mütterliches Gemüth, das, ſelbſt v
Eitelkeit und Egoiſmus frei, mit reinem Blicke in d
Seele des Kindes ſchaut, verſteht auch hier durch l
leiſen Tact des kindlichen zu erwecken. Umgang mit r
hen Geſpielen, und noch mehr öffentliches Auftreten d
Mädchens, z. B. im Konzerte, würde geradezu dies
Zwecke zuwider wirken; ſelbſt die Mädchenſchule hat b
halb leicht ihre Nachtheile. Man denke nur daran, w
leicht der reine Sinn durch fade Geſchwätzigkeit, o
durch nichtſchonende Behandlung, oder durch Wohlgef
len am Figuriren und Repräſentiren verloren geht; u
man ſehe nur auf die vielen Beiſpiele von weiblich
Leerheit, Eitelkeit und Koketterie, ob ſie nicht aus d
Vernachläſſigung während der jetzigen Periode ſchon g
nugſam erklärbar ſind. Kurz, das Mädchen bedarf ein
Schonung, die ihm das Gefühl von körperlicher Heil
haltung ſeiner Perſon hervorhebt und ſchärft.

Aber darum ſoll es nicht zu einer hinfälligen Zi
pflanze oder Zierblume erzogen werden. Auch das Mä
chen hat ſeine Lebensbahn zu gehen, die oft genug d
nig iſt, und wo es rauhe Luft muß ertragen können
und doch im Hauſe ſein milderndes und wärmendes Lic
ſoll leuchten laſſen*). Dazu gehört hohe Selbſtverläu
nung, und dazu hilft eine chriſtliche Erziehung am ſich

---

ren jede Minute durch neue Aufgaben und Fragen aufhalten, v
der Kochkunſt an bis zur Gärtnerei, in den ſpäteren Jahren v
der Statthalterſchaft über die Bedienten (Mägde) an, bis z
Rechenkammer des Hauſes.“ Wie aber damit beſtehen ſoll, daß e
viel ſchreibe, viel leſe, auch Engliſche Werke, und ſonſt eine fa
männliche Schule mache, ohne jenen Hausſinn und ohne die Nai
tät zu verlieren — das ſetzt in Verlegenheit.

*) Gerade keine Spartanerinnen, aber auch keine zierlich
Athenerinnen, auch keine in Schönheitskünſten erfahrne Iſraelitin
nen (Geſch. d. Erz. S. 361.), u. dgl., ſondern geſunde, fromm
geſchäftige, gebildete, heitre Mädchen, welche den Hausgenoſſen d
Leben erleichtern, Hinderniſſe wegräumen, u. dgl.

sten. Daher ist seine Schule für das Leben das elterliche Haus mit seinen Freuden, und vielleicht noch öfter mit seinen Leiden; daher ist es ein vortreffliches Mittel, seine sanfteren Gefühle zu entwickeln und in seine schönen Thätigkeiten einzuführen. Eine der schönsten ist die Beschäftigung mit kleineren Kindern, besonders Geschwistern, und so der Mutter zur Hülfe *).

Der Ton des Hauses und der ganzen Behandlung ist für Knaben und Mädchen derselbe natürliche, ernste und freundliche Familienton, wenn die Erziehung gut gedeihen soll. Daher sollen auch Hauslehrer in denselben eintreten. Nichts Affectirtes, nichts Steifes, nichts Pedantisches, sondern überall freie Herzlichkeit, bis auf das unbefangene und gegenseitige Du, auch mitunter kleine Scherze ohne Tändeleien und Liebkosungen, guter Humor mit Ernste und Festigkeit in allem, was der Erzieher fordern muß, das verlangt die Natur des Kindes und der Eltern. Dann wird auch nichts von den Ziereréien vorkommen, womit man die beiden Geschlechter äußerlich von einander trennt, aber innerlich desto nachtheiliger in der Einbildungskraft annähert. Die Natur hat in unserer besseren Cultur sie zum freisittlichen Umgange bestimmt, und dazu gehört das Zusammenseyn nicht nur der Geschwister, sondern auch der Gespielen von beiderlei Geschlechte, welches bei übrigens guter Aufsicht unbedenklich ist, und in der Regel eine günstigere Erfahrung für sich hat, als ängstliches Zurückhalten.

Aber in allem sollen Eltern, Erzieher und umgebende

*) Sehr gut schlägt die Levana als Bildungsmittel für die ältere Tochter vor, daß sie die jüngeren erziehen helfe; „nur bleibt diese geistigste Erwerbschule dem jüngsten Kinde verschlossen.“ Daher wohl die Erfahrung, daß diese meist mehr verwöhnt sind, als die älteren; man sollte also auf einen Ersatz sinnen. — „Liebe Mutter, wolle nicht an der Empfindsamkeit deiner jüngsten Tochter schwelgen ꝛc.“ — „wecke und pflege doch vor allem in deiner Tochter Achtung und Liebe gegen ihr eignes Geschlecht.“

Perſonen in der heiligen Gegenwart Gottes vor den Kindern leben, und dieſe ſelbſt in derſelben zu leben gewöhnen. In dieſem Alter kann das zur Gewöhnung für die ganze Lebenszeit werden. Und was wäre wünſchenswürdiger? Wenn der Allgegenwärtige in dem Herzen des Kindes wohnt, ſo befindet es ſich ſchon auf dem Pfade der Weisheit.

Das dritte Jahrſiebend.

Erziehung des Jünglings und der Jungfrau.

Von dem Phyſiſchen iſt nicht Noth hier noch weiter zu reden. Die rechte Lebensordnung iſt mit allen guten Gewohnheiten nunmehr zur Natur, und wie wir bereits bei der Bildung dieſes Alters ſahen, mit der ſittlichen Freiheit Eins geworden. Dieſe wird jetzt übrigens durch den Unterricht zugleich geleitet. Nur Weniges haben wir da noch beſonders anzugeben *).

1) Der Jüngling muß eben dadurch erzogen werden, daß man ihn ſelbſt das Gute erwählen und das Böſe meiden läßt **). Dieſes wird auch alsdann

---

*) Seelenblicke mit wichtigen Rathſchlägen und wahrhaft erbaulichen Ermahnungen, beſonders um die Herzen dieſes Alters gegen Böſes zu wahren, giebt J. M. Saller, über Erz. an Erz. in einem eignen Cap. auch an die Mütter gerichtet.

**) Selbſt in dem mönchiſchen Mittelalter wurde das erkannt. Vincent v. Beauvais (Hand- und Lehrb. überſ. v. Schloſſer, ſ. Geſch. d. Erz. II. S. 213 fgg.) ſagt: „Wenn der Knabe nach ſeinen Kinderjahren ins Jünglingsalter tritt, ſo hat er auch dann, weil ſich dieſes Alter eben ſo leicht dem Böſen zuwendet, den Zügel der Zucht nöthig; doch mit dem Unterſchiede, daß er ſich dieſen Zügel nicht blos von Lehrern und Aufſehern anlegen laſſe, ſondern ihn ſich ſelbſt nach und nach anpaſſe, wie er mehr und mehr zum Vernunftgebrauche gelangt. — — Das Jüng-

zu erwarten seyn, wenn er bis dahin nach obigen Angaben vorbereitet worden, und immer noch geleitet wird. Auf der einen Seite muß die Vernunft durch seine wissenschaftliche Bildung in ihm zur herrschenden Thätigkeit, auf der andern Seite sein Herz durch die edlen Gefühle erhoben werden. Der zutrauliche Umgang mit den Eltern, die Geschwisterliebe, dabei auch die Zärtlichkeit gegen die Kleineren, dann vornehmlich Freundschaft — auch wohl Liebe — lasse sie in dem Jünglinge heran blühen. Dann tritt er bewaffnet in das Leben, und weihet sich dann Gott und der Menschheit. Die Leitung, deren er dabei immer noch bedarf, bestehe nicht nur in der Lenkung durch vernünftige Vorstellungen, sondern auch in Verwahrung gegen bösen Einfluß. Einer gewissen Strenge kann der Jüngling jetzt noch nicht ganz entbehren. Er muß z. B. schlechte Gesellschaft gar nicht wollen, und bei jeder Gelegenheit muß er den festen Entschluß haben, sich nicht hinreißen zu lassen. Mitunter bricht er vielleicht noch seine Vorsätze, und auch der beste Jüngling überschreitet leicht im Tanzen, in dem Trinken mit froher Gesellschaft das Maß, und wir wollen es nicht hoffen, aber es geschieht doch auch zuweilen, geräth ans Spiel, oder sonst in Zerstreuungen, und verliert die Lust am Arbeiten! Hier bedarf er des Mentors, der ihm mächtig zur Seite steht, und ihn er-

---

lingsalter ist zu dreierlei Arten von Abweichungen geneigt — zur Heftigkeit oder dem Jähzorne — zur ungeregelten Liebe — zur völligen Schlaffheit der Lüste ꝛc. in üppigen Vergnügungen. — — In diesem Alter muß man einen rüstigen Kampf mit den Lastern beginnen, welche, so lange sie noch nicht an stete Siege gewöhnt sind, leichter besiegt werden. — — Des Jünglings Sünde ist schwerer als die des Knaben, weil er einen freien Gebrauch seiner Vernunft hat und des Gebots und Verbots empfänglich ist — — wenn er in jenem Kampfe unterlegen ist, so ist Reue das Rettungsmittel. Gegen jene drei Hauptfehler muß man der Jugend anbilden Demuth, Keuschheit, Ernst.“

forderlichen Falls nicht ſchont. Nein, auch der 18jährige Jüngling darf noch nicht ſo geradehin völlige Freiheit haben, es muß immer noch eine Strenge über ihm walten. So müſſen z. B. in jeder guten Schulanſtalt gegen Jünglinge unerbittliche Geſetze gegen Karten- und Würfelſpiele und gegen gewiſſe Arten von Zuſammenkünften ſtatt finden. Am beſten iſt es freilich, wenn er ſich ſeinem Führer vertrauend ſelbſt übergiebt, wie das der edle und charakterfeſte Jüngling thun wird: aber hierauf iſt doch nicht ganz zu rechnen; der Führer muß alſo mit einem gewiſſen Anſehen, das er ſich nie vergeben darf, dem entgegen kommen, der zur Selbſtbeherrſchung noch nicht ganz gereift iſt. Ein Andrer wird alſo in manchen Fällen noch die Stelle ſeines Genius ernſtlich vertreten müſſen. Die große Schwierigkeit, welche ſo die Behandlung des Jünglings hat, löſet ſich nur dadurch, daß derſelbe vorher richtig und naturgemäß behandelt worden iſt, und daß alles hierzu zuſammengreife. Wir verweiſen hierbei auf das, was oben über die Bildung zur Begeiſterung für das Ideal geſagt worden.

Mit dem Eintritte in das Jünglingsalter verlangt die höhere Natur eine Art Weihe, weßhalb wir faſt überall bei den Völkern etwas der Art finden *): aber welches Wehrhaftmachen iſt würdiger als der chriſtliche Gebrauch der kirchlichen Einſegnung? Auch in dieſer Hinſicht ſey ſie Confirmation, Beſtätigung der Taufweihe zur Wiedergeburt. Sie werde alſo auch nicht früher vollzogen, als der Jüngling von dem Ideale der edelſten Menſchheit ergriffen wird; aber auch nicht ſpäter, damit die Stunde für die wichtigſte Saat nicht ungenutzt vorüberziehe.

Wahrheiten ausdenken, Rechenſchaft von ſeinen Handlungen wenigſtens ſich ſelbſt geben, überlegſam ſeyn, das

*) Geſch. d. Erz. S. 206; die ἐφηβία S. 358; die Liberalia S. 454. II. S. 105. 135 fgg.

alles mag uns an ihm erfreuen, und wir sollen ihn dazu anhalten, selbst so, daß wir ihm z. B. Zweifel erregen, wenn wir sehen, er nimmt allzu lebhaft etwas für wahr an: aber auch hier gehe man nicht über die Linie, und ehre zugleich das jugendliche Herz, das mit Liebe etwas ergreift.

Sein Herz glühe für das Gute, Wahre und Schöne. Die Erziehung hat hiernach zu sorgen, daß sein sittliches Gefühl, mit ihm selbst erwachsen, durch Lehre und Leben geübt, in allen Tugenden des Jugendalters entfaltet, erstarke. Die ganze Umgebung, das Beispiel, der Lehrunterricht und vornehmlich die Bildung in der Religion, wirken im Ganzen dazu, aber das zurechtweisende oder aufmunternde, und selbst das strenge Wort darf doch auch nicht fehlen. Zur Wahrheit führt zwar unmittelbar die Wissenschaft, aber der Durst nach ihr muß auch stets erregt werden. Der Geschmack muß als der Schönheitssinn gegen alles, was ihn verdirbt, geschützt werden. Man dulde also durchaus keine Fratzen; man zerreiße den Augenblick das Papier, wo man etwas Schlechtes der Art findet; und man sey unerbittlich in der Correctur ihres Schreibens, Zeichnens ꝛc., ja selbst Ordnung in ihrem Anzuge, gute Haltung des Körpers und Reinlichkeit fordre man streng. Nicht zu jenem gezirkelten Wesen soll das führen, das allerdings dem männlichen Geschlechte am wenigsten ziemt, und der nette Jüngling, wenn er auch nahe an dem gezierten, eitlen, modischen Gecken zu stehen scheint, soll sich nicht ins Kleinliche verlieren. Darum soll er sich nicht gerade so von der äußerlichen Reinlichkeit abhängig machen, wie man es von dem Mädchen verlangen muß, und nicht seine Bestimmung darüber im mindesten vernachlässigen. Genug, der Sinn für das Anständige, Schöne und Würdevolle soll in ihm herrschend werden. Die Geschmacksbildung muß dabei ihren stufenweisen Gang gehen; auch hier darf man nicht voreilige Früchte hervortreiben wollen, sonst

lernt der junge Menſch kritiſiren, ehe er lieben lernt; er wird ein fader Schwätzer, der über Kunſtſachen in Phraſen wie die Tagesblätter zu reden weiß. Nein, er lerne vorerſt geſund und natürlich empfinden; dann wird er ſeiner Zeit, ſo wie ſich ſein Sinn in der Natur und bei fortgehender Kunſtbildung mehr erſchließt, ſein geſundes Urtheil haben, das man von dem 18jährigen Jünglinge noch kaum erwarten darf. Denn er befindet ſich noch viel zu ſehr im gereizten Zuſtande, als daß er es haben könnte; man befördere alſo keinen Dünkel in ihm, der ihm ſein Schönſtes, ſeine Beſcheidenheit, räubt.

Und alsdann, wann der Jüngling das Wahre mit dem Guten, und das Gute mit dem Schönen in ſeine Seele aufnimmt, wird ihm ſeine höchſte Idee in ihrer Herrlichkeit aufgehen. Er findet in der Andacht ſelige Stunden, er will mit ſeinem Freunde zum Göttlichen hinanſtreben, er will zur Beglückung der Menſchheit ſich weihen, er will einen Himmel auf Erden ſehen, und die beſſeren Zeiten herbeiführen. Fängt er an zu ſchwärmen, ſo bedarf er nicht nur des beſonnenen Freundes, ſondern auch ſeines guten Genius, der ihn zum beſcheidnen Achten auf die Zurechtweiſung der älteren Lehrer anhält *). Nur gehe die Geiſtes- und Herzensbildung im Ganzen ihren feſten Schritt fort, nur dann kann ſich das Höchſte der Menſchheit in dem Jünglinge herausbilden, ſo mächtig es irgend in ihm treibt.

Unſer Zeitalter iſt der Erziehung des Jünglings höchſt ungünſtig **). Man überläßt ihn zu früh ſich

*) Dieſer Agathodämon fehlte zu ſehr der Generation, in welcher unſere begeiſterten Jünglinge ſich zum politiſchen Umſchaffen hinreißen ließen, und ſo mancher für ſeinen Dünkel und Uebermuth büßen mußte, aber auch mancher edlere Jüngling für ſeine Unbeſonnenheit. Wie es ganz anders im freien Sparta einſt war, ſagt uns die Geſch. d. Erz. S. 282 fg.

**) Die Erziehung des Philanthropinismus hat den ſchlimmen Anfang hierzu gemacht; und wie der übrigens an trefflichen Er-

ſelbſt, eine ganz naturwidrige Emancipation. Dieſes Grundübel geht durch alle Stände hindurch. In den höheren und da, wo viel gebildet wird, iſt alles darauf angelegt, ihm mehr Prätenſion als Beſcheidenheit, mehr Egoiſmus als Liebe, mehr Phantaſterei als Wahrheitsdurſt, und mehr Götzendienſt des Zeitgeiſtes als Gottesfurcht einzuflößen; und die Erſcheinung eines großherzigen Jünglings läßt man da kaum gelten. In den niederen Ständen iſt es noch ſchlimmer. Nichts hält da die Lehrjungen und Handwerksgeſellen und andere Geſellen in der Stadt, nichts die Bauerburſche in den Dörfern von Rohheiten, Ausſchweifungen faſt aller Art, von faſt gänzlicher Verwilderung zurück, wenn es nicht mancher edlen Familie gelingt, und wenn ſich nicht ſchon ein vorzüglicher Charakter in dem jungen Menſchen befeſtigt hat.

Die Polizei thut da ſelten hinlänglichen Einhalt, und es fragt ſich, ob ſie nach unſern Lebensverhältniſſen viel thun kann, die Schulen thun auch wenig genug, und die Väter, wenn ſie auch zu den verſtändigen gehören, ſind kaum im Stande etwas auszurichten, da das elterliche Anſehen von dem Zeitgeiſte ſo ſehr entkräftet worden, und der Strom auch ſo manche der Gebildeteren und Beſſeren dahin reißt. Und wo kommt noch frommen Müttern die Kirche zu Hülfe, wenn der Knabe confirmirt, und der, wenn auch laxen, Schulzucht nun gänzlich

---

ziehungsgrundſätzen ſo reiche Roman von Göthe, Wilh. Meiſt. Lehrjahre, ſeinen Helden in ſpäteren Jünglingsjahren noch ſeinem Lebensſpiele hingiebt, beweiſet eine noch ſchlechtere Tendenz des Zeitalters, als Tom Jones von Fielding, und wie ſehr verſchieden von der Anſtrengung im Alterthume, wo Virgilius den Jüngling lobt: multum tulit fecitque puer, sudavit et alsit. Man höre daher von einem der neueſten Dichter, Byron (Child Har. Pilgr. c. 3.), der warnend ruft:

And thus untaught in youth my heart to tame,
My springs of life were poisoned.

entlassen ist? So ist denn gerade das Alter, welches innerlich den stärksten Tugendkampf bedarf, nicht nur hülflos hinaus in die Welt geschickt, sondern auch den furchtbarsten Seelengefahren Preiß gegeben; nicht viel besser, als wenn das neugeborne Kind in die Wildniß, wo reißende Thiere sind, ausgesetzt wird. Wenn nicht besser für die Zucht der Jugend in dem Alter von 14 bis 18 oder 20 Jahren in Stadt und Land, in und außer den Schulen, im häuslichen und öffentlichen Leben gesorgt wird, so haben wir uns kein Heil von der Erziehung in einem cultivirten Volke zu versprechen. Ja, das Unheil wächst fürchterlich mit der Cultur. Das beweisen alle Nachrichten, besonders aus größeren Städten, und das beweisen noch immer — unsere Universitäten *). Ein anderes Uebel ist die gewöhnlich so unrichtig geleitete Wahl des Standes, oder der Lebensbestimmung, zu welcher sich der Jüngling mit ganzer Seele, wie zu einer Braut, und mit der edelsten Besonnenheit, wie zum heiligen Zwecke seines Strebens, wenden sollte. Wie sehr bedarf er da des leitenden Genius! Man hüte ihn also vor aller voreiligen Bestimmung. Es ist oft eine unglückliche Vorbedeutung, wenn man fragt: „Was willst du werden?" Die dictatorischen Entscheidungen: — „Ich habe den Knaben zum Kaufmanne bestimmt;" „er soll ein Oekonom, ein Handwerker, ein Künstler, ein Geiß-

*) Das harte Wort Luthers über die Universitäten, Gesch. d. Erz. II. S. 304, mag unsere Zeit so weich aussprechen als sie will, wahr bleibt es in dem Grunde; nicht die Freiheit des Studirenden ist zu tadeln, sondern die Einrichtung wird immer dringenderes Bedürfniß, daß bei dem Andrange auch vieler ungesitteter Jünglinge — und wird nicht oft auf Schulen das Verderben erzeugt? — der Licenz gewehret, und der künftige Religionslehrer, Rechtsmann, Arzt ꝛc. gegen ein Verderben geschützt werde, worin so viele physisch und moralisch zu Grunde gehen, und Gesundheit, Rechtschaffenheit, Achtung des Heiligen, und sich selbst verlieren. Solche Einrichtung ist nicht unmöglich, und zu einer standhaften Verbesserung des Volkes nothwendig.

licher werden;" — „er muß Jura ſtudiren, dabei kommt heutiges Tags noch allein etwas heraus!" u. dgl. iſt nicht einmal ſo unglücklich als jene. Denn die Eltern haben doch gewöhnlich noch eine erwogene Rückſicht, vielleicht auch ein dunkles Gefühl von dem innern Berufe ihres Sohnes, aber dieſer hat gar nichts, was ihn richtig leitet, ehe ſich die Ideen in ihm entwickelt haben, und ehe er die Stände auch kennt. Er wird alſo kindiſch wählen in Sachen des Mannes. Er wird wählen nach dem Kleide, nach dem Geſichte, nach dem Pferde, u. dgl., wie er ſeinen Mann erblickt, oder nach der Stimmung, in welcher er von den Geſchäften des Standes hörte u. ſ. w., er wird wählen wie das unmündige Kind, vor das man allerlei glänzende Sachen unter den gebräuchlichen, und Gift neben dem geſunden Getränke hinſtellt. Daher ſollte man den Jüngling ſelbſt überzeugen, daß er noch nicht wählen kann; und Erfahrungen giebt es genug, daß dieſe Ueberzeugung bei einer ordentlichen Behandlung leicht erfolgt. Aber man lerne von ſeiner frühen Jugend auf die Idee, die mit ihm geboren iſt, ſelbſt erſt recht kennen; man thue alles, daß ſie nicht durch etwas Fremdartiges verdrängt werde, ſondern ſich ſo kräftig und rein wie möglich entwickele, und endlich leite man ihn zu dem Bewußtſeyn und zu den Einſichten, daß man ſich gar nicht einmal mit ihm darüber zu berathen braucht, ja daß es gar nicht einmal zur Wahl mit ihm kommt, ſondern daß er beſtimmt iſt, und ſich beſtimmt, ſich zu dem, was er werden ſoll, von Gott erwählt fühlt*). Doch wir verweiſen in allem dieſem auf das, was oben über die Bildung zum Ideale gezeigt worden. Die Erziehung des Jünglings erfordert

*) Cicero, Off. I. 31. Id enim maxime quemque decet, quod est cujusque maxime suum. Suum igitur quisque noscat ingenium, acremque se bonorum et vitiorum suorum judicem praebeat. — — Ad quas igitur res aptissimi erimus, in iis potissimum elaborabimus.

übrigens nur ein allmähliges Freilassen, begleitende, meist stille Aufsicht und ganz besonders Sicherung gegen schlechte Gesellschaft, dafür aber finde er seinen würdigen Freund.

2) Das Mädchen vom 13ten Lebensjahre an. Nie bedarf das Heiligthum mehr der Sicherung, als wenn das Mädchen sich zur Jungfrau entwickelt. Ein stilles Fest der Weihe; entfernt seyen böse Worte, entfernt sey schlechte Gesellschaft! die mütterliche Freundin sey die Priesterin. Sie sey öfter um das Mädchen, sie verdoppele die Zutraulichkeit, sie rufe ihm alles Gute und Erheiternde hervor, sie unterhalte sich fromm und fröhlich mit der Tochter, sie lasse ihr Herz wärmer für die reine Menschheit und für das Göttliche glühen; und glücklich wird die heilige Weihe vollbracht werden, wenn die vorhergehenden Jahre gute Vorbereitung waren. Jetzt gehe das Mädchen mit neuerweckter Freude an die häuslichen Geschäfte, es strenge sich mehr an, sowohl in den weiblichen Geschicklichkeiten, als in der Verstandesbildung, es werde allmählig in die geselligen Verhältnisse eingeführt, und es lerne sich auch mehr an das Widrige und Harte unter den Menschen gewöhnen. Vorher mußte es darin noch mehr geschont werden, jetzt hat es aber auch mehr Stärke gewonnen, womit es die rauheren Begegnungen und Lebensstürme ertragen kann. Denn das Weib besitzt gerade in seinem reinen Gefühle eine allbesiegende Kraft und Würde. Die Erziehung wird dabei nur zu sorgen haben, daß es nichts Seelenverderbliches erfahre und daß Glaube, Hoffnung und Liebe nicht verloren gehen. Von jetzt an besonders sind religiöse und andere Unterhaltungen, auch mit dem Vater, erwünscht.

Auf diese Weise entwickelt sich der weibliche Sinn rein und natürlich; das Mädchen gelangt zu dem klaren Bewußtseyn von seiner Bestimmung.

Welches nun auch sein Schicksal seyn werde, so lerne es irgend etwas; wodurch es auch, wenn es un-

verheirathet bliebe, ein nützliches und würdiges Bestehen finden möge. Ueberhaupt erhalte es eine seinen Verhältnissen angemessene Bildung. Wir verweisen hier ebenfalls auf die vorige Abtheilung, und geben nur noch einzelne Winke. Man halte z. B. das gemüthvolle Mädchen nicht zurück, Gedichte zu machen, seine Gedanken schriftlich auszudrücken, herzliche Briefe zu schreiben: man lasse dieses alles aber nur die freieste Gabe seines Herzens seyn, und verhüte, daß es nicht im mindesten gegen seine innere Wahrheit dazu aufgeregt werde. Zeichnen und Musik sollte jedes in den gebildeteren Ständen wenigstens einigermaßen lernen; denn gerade diese schönen Künste entwickeln seine innere Wahrheit und sein Gemüth; auch dienen sie den andern weiblichen Geschicklichkeiten. Eben darum werde aber keine Repräsentation geduldet; im gewöhnlichen Falle nur unter Freunden möge das Mädchen singen oder das Instrument spielen, und keineswegs um des Beifalls willen, sondern um die Gesellschaft zu vergnügen, oder vielmehr um sein Gemüth gesellig auszusprechen. Sollte es sich irgend einmal öffentlich hören lassen, so versichere man sich vorerst, ob es über alle Gefallsucht dabei erhaben sey, ob es die Kunst um der Kunst willen liebe, und ob es gern der Gesellschaft dieses Opfer bringe. Das Weib ist nicht dazu geboren, um sich öffentlich zur Schau zu stellen, und das fühlt das edle natürliche Mädchen so sehr, daß es eher zu Grunde geht, als sich dem Volke vorzeigen läßt, und wäre es auch als Göttin der Unschuld. Welche Jungfrau mag eine Schauspielerin werden, welcher Vater mag seine Tochter auf dem Theater sehen wollen! Es läßt sich zwar ein Grad von Seelenhoheit auch bei dem weiblichen Geschlechte denken, welche die Schaubühne ohne Verlust der inneren Wahrheit zu betreten erlaubt, und durch die Erhaltung der weiblichen Würde wahrhaft adelt: aber bewahret Eure Töchter, es ist große Gefahr dabei. Ihr meint auch bei dem gemeinen

Tanze ſey Gefahr? Wohl iſt auch da einige, aber lernt das Mädchen dieſe Kunſt nur recht und von würdigen Lehrern, lernt ſie das Schöne darin erkennen, nicht aber ein Mittel toller Luſtigkeit oder der Gefallſucht finden, und ſorgt die ganze Bildung dafür, daß es das Edle und Sittſame liebe: ſo habt Ihr bei Eurer begleitenden Aufſicht nicht mehr zu befürchten, als wegen der Putzſucht bei einer Gewöhnung an anſtändige Kleidung. So viel wird allerdings die treue Mutter zu beſorgen haben, daß ſie ihre heranwachſende Tochter nicht allein an einen öffentlichen Ort gehen läßt, denn das edelfühlende Mädchen würde von ſelbſt eine ſolche Unſchicklichkeit, bei allem Zutrauen zu ſich ſelbſt, nicht einmal ertragen. Es iſt ſogar oft in unſern geſelligen Verhältniſſen nöthig, daß das Mädchen ſich ſchön kleiden lerne, und daß es Bälle u. dergl. anſtändige Luſtbarkeiten beſuche, theils damit es nicht darin eine ihm verſchloſſene Seligkeit vermuthe, theils damit es auch in dieſe ſchwereren Verhältniſſe allmählig eingeführt werde, ſeine Würde darin behaupten lerne, und die Genugthuung erhalte, daß es dieſe auch an ſolchen Orten behaupten kann. Kurz, es muß über alle dieſe Weltlichkeiten hinauskommen, und ſeinen edleren Sinn darin bewähren; und dieſes geſchieht, wenn nur im Ganzen die Erziehung zum Guten zuſammenſtimmt.

Indem nun ſo die Jungfrau das Ideal ihrer Natur fühlt und in vielſeitiger Bildung ihre ſchöne Natürlichkeit entfaltet, ſo ſteht ſie immer lieblicher da in Sanftheit und Anmuth, und ſie gewinnt zugleich etwas Ehrfurchtgebietendes, das ihrer Jungfräulichkeit den allgemeinen Schutz als einem Heiligthume ſichert. So zieht ſie auf würdige Weiſe an, und denjenigen jungen Mann am ſtärkſten, dem gerade dieſes Gemüth zu ſeiner eigenen Vollendung zu ſuchen beſtimmt iſt, alſo, ohne es zu wiſſen, gerade den rechten Mann an. Dieſes kann freilich nur da, wo ſie nur in mehrere Bekanntſchaften

alles mag uns an ihm erfreuen, und wir ſollen ihn dazu anhalten, ſelbſt ſo, daß wir ihm z. B. Zweifel erregen, wenn wir ſehen, er nimmt allzu lebhaft etwas für wahr an: aber auch hier gehe man nicht über die Linie, und ehre zugleich das jugendliche Herz, das mit Liebe etwas ergreift.

Sein Herz glühe für das Gute, Wahre und Schöne. Die Erziehung hat hiernach zu ſorgen, daß ſein ſittliches Gefühl, mit ihm ſelbſt erwachſen, durch Lehre und Leben geübt, in allen Tugenden des Jugendalters entfaltet, erſtarke. Die ganze Umgebung, das Beiſpiel, der Lehrunterricht und vornehmlich die Bildung in der Religion, wirken im Ganzen dazu, aber das zurechtweiſende oder aufmunternde, und ſelbſt das ſtrenge Wort darf doch auch nicht fehlen. Zur Wahrheit führt zwar unmittelbar die Wiſſenſchaft, aber der Durſt nach ihr muß auch ſtets erregt werden. Der Geſchmack muß als der Schönheitsſinn gegen alles, was ihn verdirbt, geſchützt werden. Man dulde alſo durchaus keine Fratzen; man zerreiße den Augenblick das Papier, wo man etwas Schlechtes der Art findet; und man ſey unerbittlich in der Correctur ihres Schreibens, Zeichnens ꝛc., ja ſelbſt Ordnung in ihrem Anzuge, gute Haltung des Körpers und Reinlichkeit fordre man ſtreng. Nicht zu jenem gezirkelten Weſen ſoll das führen, das allerdings dem männlichen Geſchlechte am wenigſten ziemt, und der nette Jüngling, wenn er auch nahe an dem gezierten, eitlen, modiſchen Gecken zu ſtehen ſcheint, ſoll ſich nicht ins Kleinliche verlieren. Darum ſoll er ſich nicht gerade ſo von der äußerlichen Reinlichkeit abhängig machen, wie man es von dem Mädchen verlangen muß, und nicht ſeine Beſtimmung darüber im mindeſten vernachläſſigen. Genug, der Sinn für das Anſtändige, Schöne und Würdevolle ſoll in ihm herrſchend werden. Die Geſchmacksbildung muß dabei ihren ſtufenweiſen Gang gehen; auch hier darf man nicht voreilige Früchte hervortreiben wollen, ſonſt

Die Mutter, die Freundin, die väterliche Lehre sollte ihr Gefolge in gefährlichen Stunden seyn.

Obgleich die Erziehung der männlichen Jugend hauptsächlich durch Männer und die der weiblichen durch Frauen geschehen soll, so müssen doch eigentlich zu jeder beide Geschlechter sich verbinden. Der Knabe bedarf der mütterlichen Milde, damit nicht sein Gefühl verhärte; er bedarf weiterhin immer einiges Umganges mit Personen weiblichen Geschlechts, mit jüngeren sowohl als erwachsenen, so wie er dieses in Familien findet, weil er sonst zu leicht in Rohheiten sich verliert, ohne den Sinn für die feineren Empfindungen der Humanität zu entwickeln. Der Jüngling würde ohne solchen Einfluß rauh und roh werden. Da er nämlich schon weniger als der Knabe die positive Behandlung verträgt, und da sein Führer hauptsächlich durch Belehrung auf ihn wirken muß, so würde zu besorgen seyn, daß sein Gemüth nicht so viel Herzlichkeit gewönne, oder daß er seine Empfindungen nicht so gut äußern lerne, ja, daß er eine schlechte Richtung nehme, und in die Ausschweifungen des Ehrgeizes oder der Wollust gerathe. Denn in dem Umgange mit edlen Frauenzimmern erscheint dem Jünglinge die Tugend von der liebenswürdigsten Seite, und er wird am ersten gefällig und bescheiden, auch wirkt nichts stärker gegen wollüstige Regungen als gerade solcher Umgang; selbst Wüstlinge sind dadurch gebessert worden. Ist nun der unschuldige Jüngling so glücklich, solchen Umgang zu finden, so wird dieser nicht nur seinen Sitten das gefällige Aeußere geben, sondern auch sein Inneres für das Edle desto mehr begeistern. In manchen Lagen, wo sein Herz sich vertraulich aufschließen muß, ist ihm sogar eine verständige mütterliche Freundin zu wünschen. — Nicht gerade in der Art, aber doch in ähnlicher, bedarf das Mädchen von frühem an zu seiner

Erziehung der Mitwirkung eines Mannes, damit es nicht verweichliche, und damit es, so weit es sich mit seiner Weiblichkeit verträgt, Energie annehme; besonders aber wird es bei einem Lehrer in der Regel besser lernen, als bei einer Lehrerin. Im menschlichen Leben befinden sich, wenigstens nach unserer europäischen Kultur — und will es die Humanität wohl anders? — beide Geschlechter zusammen, also muß auch die Jungfrau an den Umgang mit Mannspersonen gewöhnt seyn, soll sie aber dieses, so durfte man sie als Mädchen nicht davon zurückhalten. Sie wird, bei übrigens guter Erziehung, alsdann desto weniger von der Außenseite eines leeren oder unwürdigen Jünglings sich täuschen lassen; überhaupt wird sie das Edle der Menschheit in allen seinen Formen alsdann desto mehr anerkennen, und das gehört doch wohl zur vollendeten Bildung. Auch ist es wohl zu beachten, daß der Geist der Jungfrau sich höher und schöner erhebt, wenn ihr durch einen geistvollen Mann das ausgesprochen wird, was sie dunkel ahndete. Das ist für sie der Weg zum höheren Wissen und Leben. Wie viel könnte hierin der Vater seiner Tochter seyn! — Wir erkennen also in der Natureinrichtung, welche beiden Eltern das Kind übergab, die Winke der Weisheit, daß zwar zunächst mit der männlichen Jugend das männliche Geschlecht, mit der weiblichen das weibliche sich bildend beschäftige, aber bei jeder doch beide Geschlechter zur vollendeten Erziehung zusammen wirken. In jenem wird die Kraft leicht unbändig hinaustreiben, wenn nicht die sanftere sie zurückzieht: und in diesem verliert sie sich leicht in sich selbst, wenn sie nicht durch die stärkere erweckt und gehoben wird.

Auch in dem ganzen Gange der Erziehung läßt sich die Verschiedenheit derselben bei der männlichen und weiblichen Jugend bemerken. Der Knabe wird für das öffentliche Leben gebildet, das Mädchen für das häusliche. Er muß in die Welt, das Mädchen bleibt

zu Hauſe. Aber indem der Knabe vielleicht früh das elterliche Haus verläßt, ſo muß man ſorgen, daß er ſich nicht verliere, und darum komme er auch außer dem elterlichen Hauſe in eine Familie, wo er wie zu Hauſe ſey. Das Mädchen, damit es ſich nicht verſitze, komme ebenfalls in andere Familien, worin es einheimiſcher ſey, und die Häuslichkeit von mehreren Seiten kennen lernt. Gut iſt es, wenn befreundete Eltern in der Stadt und auf dem Lande ſich gegenſeitig ihre Töchter auf eine Zeitlang übergeben; und ganz nach Wunſche iſt es, wenn eine Freundſchaft zwiſchen dieſen Mädchen ſich bildet, während ſie auf dem Lande ihre Blumenkränze flechten, oder ihre Gewächſe begießen, oder in der Stadt an ihrem Nähtahmen ſitzen, und ihre Bekannten beſuchen. Die Theilnahme an der Erziehung der kleineren Kinder *), wir wiederholen es hier, iſt für die heranwachſende Tochter des Hauſes ſehr wünſchenswerth. Aber überſehen dürfen wir nicht jenen wichtigen Beruf des weiblichen Herzens, die Krankenpflege.

Das Mädchen, welchem eine vollendete Bildung zugedacht iſt, muß auch weiter in der Welt kommen, um die Menſchen weiter kennen zu lernen, und ſich in alle Verhältniſſe würdig zu finden **). Allerdings muß dieſes ſtufenweiſe geſchehen, ſo daß bei jedem Schritte ihre Tugend geſichert bleibe, und gerade jetzt dieſes Schrittes bedürfe, um ſich weiter zu entfalten und zu ſtärken, bis ſie in den ſchwierigſten Fällen des häuslichen und öffentlichen Lebens mit weiblicher Würde und Anmuth erſcheine. Die gebildete Jungfrau wird ſo in einer armſe-

*) „Wo iſt ein ſchönres Leben für das weibliche Herz als unter Kindern? Spreche mir da keins von Opfern ꝛc. — Es giebt für ein ſolches reines Herz keine ſchönere Bedeutung, als ein Kind, das wir zu erziehen haben.“ Karol. Rud. Gem. w. Erz.

**) Wir verweiſen hier über Erziehung einer Prinzeſſin an die Levana II. Cap. 5.

ligen Landhaushaltung wie an dem glänzenden Hofe Lebensgeſchicklichkeit gewinnen. Und ſo hat das Mädchen auch ſeine höhere Schule. Von den kleinſten häuslichen Geſchäften an bis dahin, daß ihm die Mutter die Küche, oder den Garten, oder den Weißzeugſchrank u. dgl. anvertraut, und von der Stille des elterlichen Hauſes bis zum geräuſchvollen Leben in einem größeren Kreiſe.

Ueberſicht.

Die Erziehung iſt in allem dieſem Vielerlei doch ein einfaches Ganzes vom Anfange bis zum Ende. Sie beginnt mit der Geburt des Kindes und endigt mit der Reife des jungen Menſchen, wo er denn ſelbſtſtändig und vernünftig ſeine Bildung durch das Leben hindurch fortſetzt. Zuerſt iſt ſie faſt blos phyſiſche, zuletzt faſt blos geiſtige, im ganzen Verlaufe immer pſychiſche Behandlung.

Die drei erſten Lebensjahre ſind, anerkannt, die wichtigſten in der Erziehung *). Da wird das Kind zum geſunden Leben gewöhnt, und gewinnt ſein Gemüth.

Von dieſer Zeit an vertheilt ſie ſich mehr in das Einzelne der Bildung, und mit dem beendigten ſiebenten Lebensjahre noch mehr, indem ſie da ſich mehr in den Unterricht verzweigt.

---

*) So urtheilt auch Platon, Geſch. d. Erz. S. 401. — „Die Früchte rechter Erziehung der erſten drei Jahre — ein höheres Triennium als das akademiſche — könnt ihr nicht unter dem Säen ernten; und ihr werdet oft gar nicht begreifen, warum nach ſo vielem Thun noch ſo viel zu thun verbleibe; aber nach einigen Jahren wird euch der hervorkeimende Reichthum überraſchen und belohnen.“ Levana.

Von dem funfzehnten Lebensjahre an wird ſie mit Unterricht, und erhält alſo die Einfachheit der erſten Kinderjahre, wie ſie dort im Phyſiſchen war, ſo jetzt im Geiſtigen.

Mit etwa achtzehn Jahren tritt der junge Menſch ganz in das Verhältniß des erwachſenen, aber noch durch elterliche und belehrende Leitung ſich zur Reife vollendenden Jünglings; die Jungfrau etwa mit ſechzehn Jahren.

Zu keiner Zeit iſt die Erziehung blos negativ, wenigſtens iſt die Gewöhnung das Poſitive, aber in den erſten drei Jahren und im dritten Jahrſiebend erſcheint ſie mehr von dieſer Seite, in den zwiſchenliegenden Jahren mehr von der poſitiven; dort ſoll die reine (edle) Natur und dann die reine (edle) Freiheit hervorſtreben, in der mittleren Zeit ſoll dieſe letztere aus der erſteren entwickelt und vorgebildet werden. Immer aber iſt ſtetiger Uebergang, bis ans Ziel Gewöhnung, vom Anfang an Tugend.

Die Zeit der Erziehung iſt die Jugend; mit ihr iſt der dritte Theil der Morgenzeit am Lebenstage verfloſſen *). Aber nur die Minderzahl der Gebornen erreicht das Ziel, das die Natur dem Menſchen geſetzt hat.

---

*) Zu den bereits in der Geſch. d. Erz. a. m. O. angegebenen meiſt trübſinnigen Lebensanſichten fügen wir noch folgende. In einem Homiliarium aus dem 9ten Jahrh. (I. G. ab Eckhart Comment. de reb. Franc. t. 2. App.) werden 5 Weltalter mit den 5 Zeiten des Menſchenlebens verglichen; ſie heißen im Altdeutſchen Wila; die erſte die fria (die Frühe) mit der chindiska (Kindheit); die 2te, der mittimorgan mit der jugente; die 3te, der mittetac, mit der tugent, d. i. die mittelſchaft des menſchlichen Alters, in dem er am ſtärkſten iſt; die 4te, die nona, mit dem Alter; die 5te, der abant mit dem bibit olter (Greiſenalter). — Auch Shakeſpear hat eine ſchauſpieleriſche, vielleicht ältere, Vergleichung der Lebensperioden mit 7 Acten (As you like it. A. II. Sc. 7.): die Welt eine Bühne, die Menſchen die Spieler, die ihre Rollen aufführen; zuerſt das Kind, welches ſchreit

Während des erſten Zahnens ſtirbt, nach Einigen, der 20ſte Theil, d. i. 5 Kinder von 100. Nun vermindert ſich von Jahr zu Jahr die Sterblichkeit, ohne daß das Umzahnen viel darin zu bewirken ſcheint. Am wenigſten ſterben Mädchen gegen das 11te Jahr, und Knaben gegen das 15te; ſo in nördlichen Ländern. Nun nimmt die Sterblichkeit wieder etwas zu, und verſtärkt ſich gegen das 21te Jahr. Zwiſchen 6 und 11 Jahren ſterben auf 1000 Kinder 150 mehr, als zwiſchen 11 und 16 Jahren, alſo wird gegen das 3te Jahrſiebend die Todesgefahr größer, wie gegen das 2te; die Entwickelung der Mannbarkeit iſt alſo ebenſo, wie die erſte Zahnentwickelung eine gefährlichere Periode.

Wenn in Frankreich Duvillard beobachtet hat, daß von den Gebornen zwiſchen dem 5ten und 4ten Theile ſchon im erſten Lebensjahre ſtirbt *), und wenn man die Sterblichkeit bis zu dem 11. Jahre hinzunimmt, ſo könnte leicht das übrigens ſehr unſichere Verhältniß herauskommen, daß nur 2 Drittheile das 2te Lebensjahr zurücklegen, und das 10te gar nur die Hälfte. Ob das nun ſo auf der ganzen Erdkugel ſtatt finde? Gewiß iſt es, daß ſich in der Sterblichkeit der Kinder nach Zeiten, Nationen, Behandlungsweiſen vieles ändert, und gewiß iſt es auch, zur Freude der jetzigen cultivirteſten Völker, daß ſich Mittel gefunden haben, welche dieſe Sterblichkeit ſehr vermindern. Schon die beſſere Behandlung der Säuglinge gab, wie wir oben ſahen, ein erfreuliches Re-

---

und geifert, 2tens der Schulknabe, weinend und unwillig, mit ſeinem Sacke, wie eine Schnecke zur Schule ſchleichend, 3tens der ſeufzende Liebhaber, 4tens der fluchende Soldat, 5tens der wohlgenährte Richter, 6tens der eingeſchrumpfte Alte mit der Brille und in Pantoffeln, 7tens der kindiſche Greis, dem Zähne, Sinne und alles fehlt.

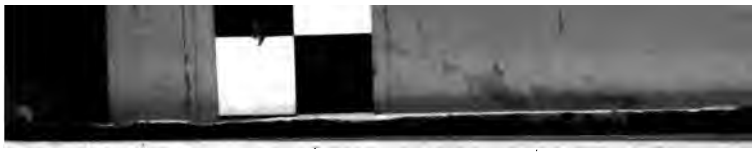
*) Die Liſten zu Berlin v. J. 1826 gaben das Verhältniß, daß beinahe der 4te Theil der Gebornen im 1ten Lebensjahre ſchon geſtorben war.

ſultat, aber bei weitem das wichtigſte die Impfung der Schutzpocken.

Vorher ſtarb an den Blattern vielleicht der 7te Theil der davon befallenen Kinder, und, da höchſt wenige davon befreit blieben, wenigſtens der 8te Theil der Gebornen bis zum 15ten Lebensjahre. Jetzt iſt dieſe Sterblichkeitsurſache in mehreren der cultivirteſten Länder faſt ganz ausgetilgt, und in unſeren Gegenden fängt dieſe beſſere Periode mit dem 19ten Jahrhunderte an. Die mit jedem Jahre zunehmende Zahl der Schuljugend beweiſet für den Erfolg augenſcheinlich. Wir ſehen in einer Schule, die vor 10 Jahren etwa 100 Schüler zählte, nunmehr, und zwar bei übrigens nur wenig geſtiegener Bevölkerung, gegen 180 bis 200 Schulkinder. Eine Beobachtung Duvillards liefert das Ergebniß von Beſançon, daß, als die Impfung noch nicht einmal allgemein war, ſchon blos die Zahl der unter 7 Jahren geſtorbenen Kinder ſich um etwa den 4ten Theil vermindert hatte.

Würden nun noch andere heilſame Fortſchritte in den Sicherungsmitteln und in der geſunden Kinderpflege gemacht, was doch zu hoffen ſteht, und würden dieſe Verbeſſerungen Volksſitte werden, ſo iſt eine große Verminderung der Sterblichkeit unter den Kindern zu erwarten, und wenn man bis jetzt ein ſchulfähiges auf etwa 6 Seelen rechnen kann, ſo möchte bald auf 5 eins zu rechnen ſeyn. Das führt zu manchen weiteren Ausſichten.

Zunächſt möchten da die Sterbeliſten in den Jahren nach der Jugend ſtärker werden, da nicht vorauszuſetzen iſt, daß alle die, welche während derſelben gerettet ſind, Lebenskraft genug beſitzen, um alt zu werden. Aber eine ganz andere weitere Folge könnte entſtehen. Die Fortſchritte in der phyſiſchen Behandlung entdecken gewiß noch manches, wodurch das Naturell, die Individualität, die Entwickelung bis ins Alter hin, beſſer ge-



leitet und geſichert wird, und ſie geben eine Gewöhnung, welche nicht anders als zur Geſundheit und Verlängerung des Lebens dienen kann.

Ueberſehen wir aber nicht die Schattenſeite! Mehr wie eine zeigt ſich. 1) Es drohen Krankheiten aus fremden Ländern, und erzeugen ſich neue; und ſo wird das Sterben und Geborenwerden immer wieder in das alte Verhältniß zurückkehren. Indeſſen auch dagegen laſſen ſich Vorkehrungen erwarten *). — 2) Unſere Länder werden bald mehr als China übervölkert werden, und wohin wird das führen? Dahin, was die Vorſehung für ihr Menſchengeſchlecht zum Beſten bereitet, wenn es ihr nur vernünftig folgt. Verbeſſerungen der Landescultur und der Gewerbe, einfachere Lebensweiſe, und vor allem Reinheit in der Geſinnung und Geſittung werden vieles erleichtern, und manches wirklich machen, was jetzt unmöglich ſcheint. — 3) Aber nun die höchſt traurige Erfahrung der neueſten Zeit: mit der Civiliſation nehmen die Laſter und Verbrechen zu, und zwar vornehmlich bei der Jugend! Es iſt wahr; aber das iſt nur die Strafe der Länder, welche das einzige Sicherungs- und zugleich höchſte Bildungsmittel der Menſchheit vernachläſſigen, das Chriſtenthum **). Der Unglaube ſtürzt unvermeidlich Städte und Völker in den Abgrund; nur der Glaube an das Evangelium rettet aus dem Verderben und macht ſelig. Dieſe göttliche Wahrheit wird ſich ewig

*) Die Beiſpiele großer Städte ꝛc. beſtätigen dieſe Erwartung; man ſ. Friedländer a. a. O. S. 130 fg., wo auch auf die Geſundheitspolizei im Bauen u. dgl. aufmerkſam gemacht wird, wie ſchon Vitruvius viel Werth auf die Sitte legte, den Boden für das Gebäude zu unterſuchen, und wie die Nordamerikaner ihre Städte der Sanität gemäß anlegen. „Die Peſt von Marſeille im Anfange des letzten Jahrh. hat die Aufmerkſamkeit der medicin. Polizei erregt, welche ſo eng mit den Fortſchritten der phyſiſchen Erziehung verbunden iſt.“

**) Vgl. Geſch. d. Erz. S. 537. und II. S. 508 fg.

bewähren. Wenn in einem Lande wirklich der 6te Theil der Bevölkerung seine guten Schulen besucht, und wenn es dabei mit der Kirche wohl steht und der Christenglaube in den Herzen lebt, dann wird die Vermehrung der Menschen und ihrer Cultur nicht eine Zunahme des Bösen, sondern des Guten, der inneren und äußeren Glückseligkeit seyn.

Und das ist das Ziel der christlichen Erziehung. Auf ihrem Wege werden sich, wir möchten fast sagen, neue Kräfte entwickeln. Schon sieht man ein, wie ein Kind durch naturgemäße Behandlung über seine gemeine Natur erhoben werden kann, wie andere Nahrungsmittel, Thätigkeiten, Umgebungen ꝛc. Vieles in ihm umändern, wie es sich fast zu allem, so auch zur rechten Lebensweise in jedem Klima und in jeder Lage gewöhnen läßt. So ist es auch mit ganzen Völkern, wie die Culturgeschichte lehrt *). Welche wundersame Veränderungen bewirkten da der Pflug und die Gabe der Ceres! welche schon die Viehzucht, welche die humanisirtere Speise, Kleidung, Wohnung! welche die Gewerbe und der Handel! welche die Wissenschaften, die Künste! welche das geordnete häusliche und bürgerliche Leben! Und welche heitere Aussicht eröffnet nicht die christliche Religion zur Erziehung im Großen!

*) Familien und Nationen ändern nach Perioden selbst manche Grundzüge; wie nun, wenn man die Mittel kennt, sie zu verbessern, und die Ursachen, wodurch sie schlimmer geworden, z. B. den Branntwein, wegzuschaffen? Was waren einst die Peruaner und Mexikaner? was die Babylonier und Inder? was die Aegypter und Aethiopier? u. s. w., und was könnte in der heißen, was in der kalten, was in der gemäßigten Zone ein Volk werden, das die rechte Bildung in sich entwickelte? und was könnten durch solche Völker die verschiedenen Erdzonen selbst werden? Diese Fragen führen weiter. Erklärt sich vielleicht auch hierbei die diätetische Ordnung der alten Aegypter und das problematische Volk der Makrobier? Gesch. d. Erz. S. 129. Vgl. Dict. des sc. med. t. XI. p. 211.

Nicht blos im Großen, ſondern auch im Kleinen; denn es iſt Ein Organiſmus. Das Kind wird durch ſeine Familie, Nation, Zeit, Weltlage erzogen, und wird wieder ein mehr oder minder einwirkendes Glied des Ganzen. So iſt die Erziehung des Einzelnen von der Volkserziehung unzertrennlich, wie die Geſetzgeber des Alterthums wohl wußten, und ſo vollendet ſich der Begriff der Erziehung in den, welchen wir vom Anfange vorausnahmen: ſie iſt die durch ihre Individuen hindurch ſich entwickelnde Menſchheit.

Daher iſt die Vorſehung die höchſte erziehende Hand, und nur von ihr geleitet kann ihr der Menſch die ſeinige leihen, und das Rechte thun; und daher iſt ſie auch bei dem einzelnen Zöglinge unendlich mehr als ein Regelwerk; daher erwächſt aber auch die Erziehungsidee einer, freilich noch aus unabſehbarer Ferne leuchtenden, Vollendung entgegen. Wir können aber eben darum vorerſt nicht der Regeln entbehren, und ſo laſſen wir noch eine Reihe derſelben, gleichſam zur Probe, daß man damit nicht fertig würde, hier folgen.

1) Die Erziehung fängt an mit Gewöhnung, und zwar als Pflege, hierzu kommt dann die Zucht, dann die Lehre, und ſo bildet ſie im Ganzen den Charakter.

2) Sie ſtärkt die Kraft im Gleichgewichte der Empfänglichkeit und Feſtigkeit, im Fühlen, Denken, Wollen, zur Harmonie der Tugend.

3) Sie macht jeden Tag der Jugend zur Ausſaat- und Erntezeit zugleich; und wo ſie die Gegenwart der Zukunft aufopfert, da führt ſie auch alsbald den Erſatz in der Luſt an der Anſtrengung herbei; ſo macht ſie die Kindheit bis zur Reife der ſchönen Lebenszeit froh.

4) Sie bildet die körperlichen und geiſtigen Kräfte zugleich für die Entwickelung der Vernunft, dem Alter gemäß.

5) Vom Anfange an faßt ſie das Gute, aber auch das Böſe des Kindes ſcharf und unbefangen in das Auge,

um es zu ſehen, wie es wirklich iſt, und ſein Ideal zu erſchauen, wie es werden kann und ſoll.

6) Und ſie ſichert ſich gegen jede Täuſchung, ſowohl der Vorliebe als der Ungunſt, indem ſie dem Egoismus des Kindes in der Wurzel nachſpürt, und deſſen Eigenthümlichkeit, nach Geſchlecht, Naturelle, Individualität, ſchon in dem Aufkeimen der Unarten zu entkräften und jeden böſen Eindruck abzuwehren ſucht *).

7) Sie macht ihren Plan ſo, daß er ſich mit dem Kinde ſelbſt immer beſtimmter entwickelt, und befolgt ihn liebevoll, naturgemäß, und ſtetig bis zum Ziele.

8) Sie verlangt zwei Kräfte, wodurch ſie wirkt, die väterliche und die mütterliche; fehlt die eine in Perſon, ſo muß die andere Perſon ſie noch zu der ihrigen beſitzen **).

9) Wenig Worte, viel Kraft; das Lob ſelten, der Tadel aufrichtend; es rede möglichſt die Sache, aus dem Leben in das Herz.

10) Jedem Alter was ihm zukommt; dem Kinde die treueſte Sorgfalt, nicht aber die Gewöhnung, ſich als Hauptperſon anzuſehen, und die Aufmerkſamkeit eines jeden auf ſich zu ziehen; es ſoll ſeine Pfleger nicht für ſeine Diener halten, ſondern ihnen dienen lernen, nicht zu dem Wahne verleitet werden, als ſeyen die Erwachſenen um ſeinetwillen da, ſondern die heilige Beſtimmung fühlen, ſie zu ehren, insbeſondere die Eltern, welche deßhalb vor den Augen des Kindes ſich gegenſei-

*) „Wer Unreines in ſeiner Jugend aufgefaßt — — und es auch nach ſeiner Art veredelt hat, — an dem wird es ſich rächen.“ Göthe Meiſt. Lehrj. I. S. 308, wo man auch einfach wahre Gedanken lieſet, wie nothwendig eben darum frühe Bildung ſey, damit keine Eindrücke entſtehen, die man ſich abgewöhnen müſſe.

**) Die Strenge mit der Milde; Ares und Aphrodite, die Erzeuger der Harmonie in der Mythologie der Griechen.

tig und den andern Perſonen umher ihre Achtung bezeugen müſſen.

11) Das Kind lebt noch mehr in der Außenwelt, und ſo werde es behandelt, ohne zu früh auf ſich ſelbſt reflectiren zu lernen, indem man ſeinen Bedürfniſſen zuvorkommt, aber die Erziehung führt doch zur Selbſterkenntniß, Selbſtthätigkeit und rechter Freiheit.

12) Die ſpielende Thätigkeit führt ſie allmählig in ernſte über, ohne die Kraft zu überſpannen oder erſchlaffen zu laſſen, und ſo bildet ſie durch Unterricht.

13) Sie iſt freundlich, aber auch ernſt, und giebt ſelbſt im Strafen Beweiſe ächter Liebe *).

14) Sie behandelt jedes Geſchlecht nach ſeiner Beſtimmung.

15) Sie geht von dem Allgemeinen immer mehr und mehr zu dem Beſonderen über, wie es die Verhältniſſe nach Stand u. ſ. w. erfordern.

16) Gute Geſellſchaft iſt in jeder Hinſicht für die Jugend wichtig; Perſonen, die ungeſittet oder ſchwachſinnig oder ſonſt gemüthskrank ſind, halte man von Kindern entfernt.

17) Auch um ältere und gebildetere Menſchen zu ſeyn, ſollen die jungen Leute gewöhnt werden, und zwar ſo, daß ſie lernen, ſich nach ihnen fügend und doch un-

*) Der Jugend die Strenge der Zucht verſagen, wo ſie Noth thut, iſt liebloſe Weichlichkeit und unverſtändiger Egoiſmus der Eltern (Sprchw. 13, 24.) — „Eine ſtrenge Diſciplin in der Jugend, welche dem jungen Menſchen Entbehrungen und Kampf auflegt, hat die größten Männer gebildet, welche oft leichter über die Pyrenäen und Alpen ſchritten als Andere, denen in der Jugend nur auf weichen Flaumen gebettet wurde, einen geebneten Spaziergang zurücklegten.“ Dieſterweg, über Erziehung. — „Wird das Animaliſche im Menſchenkinde nicht in Zucht genommen, ſo wird ein Wildling, ein Wilder, ein Wildfang daraus.“ Sailer, üb. Erz. an Erz.

gezwungen, sich in solcher Gesellschaft zu befinden; also auch in die äußeren Formen der Gesitteten sollen sie sich hineinleben, daß sie ihnen wie die Sprache natürlich seyen *), das Conventionelle nicht achten ist Rohheit oder Hochmuth und verdient selbst keine Achtung.

18) Die gewonnene Kraft werde immer die Knospe einer neuen; sie werde nie wieder verloren, das Gute, das bereits aufgeblüht ist, verstärke den Trieb und die Hoffnung für die weiteren Jugendjahre und die ganze Lebenszeit.

19) Die künftige Lage des jungen Menschen werde in seiner Bildung wohl beachtet.

20) Alles, was die Erziehung thut, stehe im Zusammenhange und Einklange; und so sey die Liebe selbst die Bildnerin, und wer irgend erzieht, ziehe auch als Vorbild an. Doch genug der Regeln! Sie würden ins Unendliche gehen, wenn man alles bestimmen wollte, und würden dann nur um so weniger helfen. Wir verweisen nur an das, was Locke darüber sagt, und zugleich an die Regeln von ihm, von Rousseau, Basedow, u. A. Lieber lassen wir noch einige kurze, kaum etwas idealisirte, Beispiele und Winke folgen **); auch einige der

---

*) Also nicht wie Mamsell La Regle hofmeistert: „Fein gerade! Brust heraus! Schultern zurück! Bauch herein! hübsch Füße auswärts!“

Bürger.

**) Möchten nur die Väter und Mütter, — und die letzteren besonders — so über ihre Kinder denken und sinnen, wie sie es oft über die nichtigen Dinge thun, welche Freuden könnten sie sich bepflanzen! Wenn die Mutter nur z. B. die schönen Aeußerungen ihres Kindes aufzeichnete, so sammlete sie sich damit die lieblichsten Blumen; und hat nicht jedes, wenn es nur einigermaßen erweckt wird, seine Naturpoesie? — Die Levana hat einige aufgezeichnet: „Ein 2jähriges Mädchen personificirte z. B. der Stock hat sich zum Fenster hinausgeworfen — das Wasser kriecht im Glase

Während des erſten Zahnens ſtirbt, nach Einigen, der 20ſte Theil, d. i. 5 Kinder von 100. Nun vermindert ſich von Jahr zu Jahr die Sterblichkeit, ohne daß das Umzahnen viel darin zu bewirken ſcheint. Am wenigſten ſterben Mädchen gegen das 11te Jahr, und Knaben gegen das 15te; ſo in nördlichen Ländern. Nun nimmt die Sterblichkeit wieder etwas zu, und verſtärkt ſich gegen das 21te Jahr. Zwiſchen 6 und 11 Jahren ſterben auf 1000 Kinder 150 mehr, als zwiſchen 11 und 16 Jahren, alſo wird gegen das 3te Jahrſiebend die Todesgefahr größer, wie gegen das 2te; die Entwickelung der Mannbarkeit iſt alſo ebenſo, wie die erſte Zahnentwickelung eine gefährlichere Periode.

Wenn in Frankreich Duvillard beobachtet hat, daß von den Gebornen zwiſchen dem 5ten und 4ten Theile ſchon im erſten Lebensjahre ſtirbt *), und wenn man die Sterblichkeit bis zu dem 11. Jahre hinzunimmt, ſo könnte leicht das übrigens ſehr unſichere Verhältniß herauskommen, daß nur 2 Drittheile das 2te Lebensjahr zurücklegen, und das 10te gar nur die Hälfte. Ob das nun ſo auf der ganzen Erdkugel ſtatt finde? Gewiß iſt es, daß ſich in der Sterblichkeit der Kinder nach Zeiten, Nationen, Behandlungsweiſen vieles ändert, und gewiß iſt es auch, zur Freude der jetzigen cultivirteſten Völker, daß ſich Mittel gefunden haben, welche dieſe Sterblichkeit ſehr vermindern. Schon die beſſere Behandlung der Säuglinge gab, wie wir oben ſahen, ein erfreuliches Re-

---

und geifert, 2tens der Schulknabe, weinend und unwillig, mit ſeinem Sacke, wie eine Schnecke zur Schule ſchleichend, 3tens der ſeufzende Liebhaber, 4tens der fluchende Soldat, 5tens der wohlgenährte Richter, 6tens der eingeſchrumpfte Alte mit der Brille und in Pantoffeln, 7tens der kindiſche Greis, dem Zähne, Sinne und alles fehlt.

*) Die Liſten zu Berlin v. J. 1826 geben das Verhältniß, daß beinahe der 4te Theil der Gebornen im 1ten Lebensjahre ſchon geſtorben war.

und Schreien erhoben hatte. So was war ihm noch nie vor Augen oder in die Gedanken gekommen. Die Mutter ſagt ihm über ſolches Unglück einiges, daß er in Thränen ausbricht, ihr um den Hals fällt, und Gott für ſeine guten Eltern dankt. Bald darauf ruft ſie ihn von einem Spiele ab, und trägt ihm etwas auf: er macht eine verdrießliche Miene, ſie ſagt ihm ein Wort das er in jenem Dankgefühle ſelbſt ausgeſprochen, und ſetzt ernſt hinzu: „Du wirſt das thun.“ Er geht langſam, aber mit jedem Schritte verliert ſich ſein Unmuth, und er richtet es fröhlich aus. Er ſammelte gern Inſecten, und ließ ſich darüber belehren; als 7jähriger Knabe beſaß er ſchon ziemliche Kenntniſſe in der Naturkunde, und ſein Vater, der ihn manches ſelbſt entdecken ließ, hat ſo ſeinen Eifer nun auch für andere Lehrgegenſtände erweckt. Mitunter erwachte eine poetiſche Regung in ihm; ſo begrüßte er ſeine jüngere Schweſter an ihrem Geburtstage mit den Worten:

„Schweſter in den jungen Jahren,
Sind wir jungen Bäumchen gleich,
Und wenn Eltern uns bewahren,
Werden wir an Früchten reich.“

Als 12jähriger Knabe unternahm er einmal von freien Stücken einen Weg in Wind und Wetter und einſam, um ſeinen Eltern etwas zu beſorgen, das ihnen in einer dringenden Angelegenheit aushalf; und bei ſeiner Rückkunft überraſchte er ſie damit. Als 14jähriger gab er ſeinen Geſchwiſtern eine eigene ſchöne Idee zur Geburtstagsfeier des Vaters an, die er mit einer guten Schularbeit noch erhöhete.

Um jene Zeit erhielt er die Erlaubniß, eine Fußreiſe einige Meilen weit zu einem Freunde allein zu machen. Vor Tage iſt er ſchon auf dem Wege. Es war an einem ſchönen Maimorgen; die Sonne geht auf; welch ein Anblick für den angehenden Jüngling! Er fühlt etwas Wunderbares, ſetzt ſich auf einer einſamen Wald-

wieſe nieder, nimmt ſeine Schreibtafel, es gelingt ihm, ſeine Empfindungen über Gott und die Natur und ſeine Lieben in ein Gedicht zu bringen. Fröhlich verfolgt er weiter ſeinen Weg, und überraſcht die befreundete Familie bei dem Frühſtücke. Die Seinigen unterließen aber auch nicht, ihm bei Gelegenheit Achtung und Liebe zu beweiſen. Als 20jähriger Jüngling bezog er die Univerſität. Da wurde er nicht etwa mit Ermahnungen und ängſtlichen Beſorgniſſen überladen, ſondern ſein Vater nahm ihn in einer feierlichen Stunde allein, und machte ihn noch ganz mit allen häuslichen Verhältniſſen bekannt, und unter vertraulichen Herzensergießungen verſicherte er ihm ſeine hohe Vaterfreude in ſeinen Hoffnungen zu ihm. Die Mutter entläßt ihn unter Freudenthränen von ihrem mütterlichen Herzen. Da iſt mächtig der Gedanke in ſeiner Seele: „ja, ihr theuren Eltern, ihr ſollt euch an mir nicht geirrt haben; Gott wird es geben, daß es mir gelinge!“ Dieſer Gedanke iſt ſein ſchützender Begleiter, der ihn nie verläßt, und ſo kommt er als ein herrlich ausgebildeter junger Mann ins elterliche Haus wieder zurück. Aber er findet ſeinen Vater ſchwach, und auch nicht lange hat er die Freude, ihn zu unterſtützen, denn der Vater ſtirbt. Der Sohn wird der Verſorger der Familie.

2) Wilhelm befand ſich in ſeinen früheren Jahren in einem Dorfe, das tief in einem romantiſchen Gebirgsthale lag. Hier kletterte er auf Felſen, beſtieg die Höhen, ſchauete durch die Zweige nach fernen Gegenden, oder ſaß in dem Schatten der Eiche über dem rauſchenden Waldbache, und las Geßners Idyllen; oder er machte Anlagen in dem Garten; oder in den Winterabenden las er Campe's Robinſon vor, während die Eltern und kleinen Geſchwiſter in häuslichem Frieden zuſammen ſaßen; oder er verſuchte ſich im Zeichnen; dann wanderte er mit dem Vater durch den tiefen Schnee, oder fand eine Schlittenfahrt u. dergl. Stiller, ernſter

und froher Sinn, trauliches und heimisches Gefühl, m
kräftiger Unternehmungsgeist mit unzerstreutem Fleiße v
folgte aus dieser Art zu leben in seinem Charakte
Bald aber erfuhr er häusliche Leiden in Krankheiten m
anderer Noth der Seinigen. Dieses machte ihn oft sch
traurig, aber sein Entschluß entschied sich desto schn
den Seinigen alles zu thun, und ein tüchtiger Mann z
werden. Nachher wurde sein Leben wieder freundliche
Er kam in ein gutes Haus in der Fremde, wo er sic
Anfangs zwar in einer gezwungenen Lage fühlte, m
auch wohl mit verheimlichten Thränen nach Hause z
rücksehnte, aber sein Trieb zur Bildung besiegte da
Heimweh, und er fügte nun zu seiner Treue eine gewiß
Feinheit des Lebens; und indessen gewann er immer
noch unter manchem Seufzer seinen heiligen Ernst. Sein
Eltern ließen ihn gern zu Zeiten, obwohl nicht zu oft
nach Hause zurückkommen, damit sich hier die guten J
gendeindrücke erneuerten. Hier besuchte er seine gelie
ligten Plätze, und feierte im Kreise der Seinigen al
jährlich das Fest seiner kindlichen Unschuld und Lieb
Als bei seinem ersten Besuche seine Eltern etwas von
einem fremdartigen Wesen an ihm bemerkten, womit e
den roheren Schulton affectirte, so hörten sie das in den
ersten Tagen mit einem gewissen Lächeln an, dann brach
ten sie ihn wieder ganz in den alten Familienton zurück, und
nun wußten sie manches von affectirten jungen Leuten zu
erzählen; sie führten ihn ferner zu einigen ihrer gebilde
ten Freunde. Da war er bald wieder ganz der bescheis
dene, natürliche, liebenswürdige Wilhelm, und er sah nun
selbst auf seinen Modeton mit Lächeln herab. Auf einer
solchen Heimreise in den Schulferien wurde er als
16jähriger Jüngling von einem Menschen unversehens
angefaßt, der an ihm den ersten Versuch machen wollte.
Wilhelm wendet sich rasch um, hat Gegenwart des Gei
stes, und macht den jungen Mann so muthlos, daß die
ser selbst ihm als seinem Retter dankt, der ihn dann

vahrt, ein Straßenräuber zu werden. Seine ſpäteren gendjahre führten ihn in den Krieg und auf Reiſen. ſammelte er Bilder von lachenden Fluren, von düſte- Thälern, von mächtigen Gebirgen und von mancher- edlen Charakteren, die er mitten in dem Weltverder- überall fand und liebte.

3) Karl ſoll nach dem Wunſche ſeines Lehrers eine neſungsfeier ſeiner Mutter, welche gefährlich krank ge- ſen iſt, veranſtalten, und dabei ſeine Empfindungen irgend eine Art darlegen. Der Lehrer ſagt ihm nun ht, daß er eine Rede, oder ein Gedicht machen, er mit ſeinen Geſchwiſtern ein ſchönes Plätzchen, a im Walde, auserſehen und zubereiten ſolle u. dgl.: ſagt ihm überhaupt nicht, daß eine Feierlichkeit an- ellen ſey; ſondern er weiß ſeine Aufmerkſamkeit ſo in zu lenken, daß in ihm der Gedanke von ſelbſt ſteht. Und auch das hat er nicht einmal nöthig. nn wirklich kommt ihm Karl mit dem Gedanken entge- , da er überall gewöhnt iſt, ſelbſt auf etwas zu ſin- , und er ein ſchön gebildetes kindliches Herz hat. theilt dem Lehrer ſeinen Plan mit, und beſpricht mit ihm und ſeinen Geſchwiſtern. Er hat ſchon längſt einem kleinen Gedichte gearbeitet, auch darauf gedacht, ſeiner Flöte, begleitet von der Guitarre ſeiner Schwe- ein kleines Concert zu geben. Auch die Geſchwiſter durch ihn erregt worden, obgleich die Schweſter h ſchon an ſo etwas gedacht hatte. Nun wird raſch das Werk Hand angelegt, und es kommt vortrefflich, über die Wünſche des Lehrers, zu Stande. Die tter wird mit einem Geneſungsfeſte überraſcht, wel- s als das eigene Werk ihres 13jährigen Sohnes und r jüngeren Kinder, zugleich als das Bildungsfeſt elben ſie himmliſch erfreut.

4) Ein Mädchen zeigt die Erſcheinungen der leb- ten Natur. Der Vater nimmt es oft auf ſeine Arme, mit ihm zu ſpringen, und es zur lebhaften Bewe-

gung anzuregen, doch nur ſo viel, als ſeine Luſtigkeit bewies, daß es ſeiner Natur nicht zu ſtark war. Wird es nicht an Ausbildung ſeines Naturells auf dieſem Wege gewinnen? „Wenn es noch ein Knabe wäre!“ wendet jemand ein, — „mit dem Knaben muß man rauher umgehen, um ihn zur kräftigen Thätigkeit zu erwecken; das Mädchen ſollte man zum ſanfteren Sinne zurückziehen; da wäre ein ruhiges Herumtragen, Hindeuten auf Gegenſtände, und freundliches Vorſprechen viel beſſer.“ Ein anderer Freund glaubt, man müſſe ein Gegengewicht bei dem Knaben ſowohl als bei dem Mädchen auf die andere Wagſchale der Kraft legen, damit die Natur nicht zu ſtark nach Einer Seite hin vordringe; denn die innere Harmonie ſey doch das Hauptziel; alſo möge man ſich vielmehr jene Kinder lebhafter Art ruhig zu beſchäftigen, und ſie ja nicht zu größerer Lebhaftigkeit aufzufordern bemühen. „Ob man damit etwas ausrichten werde,“ erinnert ein dritter, „iſt die Frage. Denn die Unterhaltung, welche die Natur will, wird auch nur allein das Kind befriedigen, und ihr gemäß, nicht zuwider, ſoll man es behandeln.“ Aber man könnte doch leicht die Natur in ihrer Haupttendenz überſpannen und übertreiben. Man hat alſo dabei folgende Rückſichten zu nehmen: Nicht über das Bedürfniß hinaus darf die Kraft in ihrer Richtung erregt, ſie darf nicht überreizt, und nicht zur ungelegenen Zeit ins Spiel geſetzt werden. Die andern Richtungen darf man nicht verwahrloſen; darin liegt der Fehler. Das Kind von lebhafter Art werde ja recht ſorgfältig in ſeinen ruhigen Momenten bemerkt, um alsdann ſeinem ſtilleren Sinne ſo viel möglich Nahrung zu geben. Dann unterhalte es die Mutter oder der Vater mit ruhigfreundlicher Miene, mit ſanftem Vorſprechen, mit Hinweiſen auf Gegenſtände, die ſeinem Auge lieb ſind. Läßt es ſich, unmittelbar nach den Aeußerungen ſeiner Lebhaftigkeit, zu dieſer ſtillen Unterhaltung bringen, ſo iſt es deſto beſſer. Der Grundſatz des Gegengewichts

bleibt immer mißlich; denn z. B. das ruhigere Kind ſo viel möglich zur Lebhaftigkeit auffodern, ohne es zu überreizen, und alſo ſeine Kräfte aufzureiben, ſcheint kaum möglich zu ſeyn.

5) Ein Knabe zeigt die Erſcheinungen der empfindlichen Gemüthsart. Seine Mutter achtet weniger auf ſein Schreien, befriedigt nicht ſogleich ſeine Bedürfniſſe, giebt ſeinem Sinne weniger Stoff. Sie will ihn dadurch abhärten. Wird ſie ihren Zweck erreichen? Wird ſie nicht vielmehr ihn erbittern? d. h. wird ſie nicht ſeine Kraft gewöhnen, nur widrig erregt zu werden? wird ſie alſo nicht gerade die bösartige Empfindlichkeit in ihm hervorbringen?

6) Eine andre Mutter behandelt ihr empfindliches Mädchen deſto ſanfter, um es bei der Innigkeit zu erhalten. Sie behandelt es durchaus freundlich, um dieſe natürliche Eigenſchaft ſeiner Kraft recht zu erheben. Denn ſo aſſociirt ſich wo möglich jede Erregung mit Freundlichkeit, und die Stimmung wird für das ganze Leben liebend und heiter. Und hat ſie nicht recht, daß ſolche Naturen, die ganz beſonders zur Sanftheit und Zartheit beſtimmt ſind, durch dieſe frühe Behandlung am erſten zu ihrem Ziele gelangen?

7) Ein Knabe verräth mehr Feſtigkeit als leiſe Erregbarkeit. Seine Mutter ſucht deſto öfter dem kalten hingewandten Blicke mit Freundlichkeit zu begegnen; ſie hält ihm oft etwas Helles und glänzende Farben vor, ſie trägt ihn munter herum u. dergl. m. Aber ſie macht ſich das zum Ziele, daß er einſt mit Stärke im Ertragen deſſen, was das menſchliche Leben mit ſich bringt, ausdaure; denn das iſt das Ziel ſeiner Natur. Sie hütet ſich darum wohl, auf ſeine unangenehmen Empfindungen ihn aufmerkſam zu machen, welches etwa durch die Miene des Bedauerns oder durch ängſtliches Zurufen geſchähe.

8) Eine gebildete Wärterin verſuchte eine Art von Unterricht ſchon mit dem Wochenkinde, z. B. Uebung des

Armes, vornehmlich des rechten. Sie sah das Kind in der Dämmerung, oder sonst bei schwachem Lichte, nach dem bei hellerem seine Augen genugsam geübt sind, freundlich an, oder ließ es selbst auf einen Gegenstand, der es reizte, hinsehen, und lenkte seine Aufmerksamkeit darauf; so suchte sie die Sehkraft auch für schwächere Reize zu gewöhnen. — Blumen von lebhaften Farben, oder andre Gegenstände der Art zeigte sie dem Kinde bald neben einander, bald einzeln, und nannte dann auch wohl die Farbe; so hatte sie nachmals das Kind in lebhafter Anschauung, wenn sie genannt wurde. Auch ließ sie das Kind Klänge von verschiedener Art vernehmen, nur nicht zu starke, wenn sie dem Ohre nahe waren, um so seinen Gehörsinn zur scharfen Unterscheidung zu erwecken. Dann vernahm es auch wieder sanften Gesang. Die Wiegengesänge sollten lieblich das Musikalische des Gehörs erwecken und den höheren Sinn mit dem Beginnen der Aufmerksamkeit anregen. Sie sprach zu dem Kinde immer in einem liebreichen, nie in einem unfreundlichen Tone, um es zum Gleichartigen zu stimmen. Die articulirten Worte sprach sie rein und richtig aus. Alle dergleichen Lectionen ertheilte sie nur zu der Zeit, wenn es sich in seiner Behaglichkeit befand und nicht ermüdet war, z. B. des Morgens nach seinem Erwachen, oder wenn es vergnügt auf ihrem Schooße lag.

9) Eine gefühlvolle Mütter saß an einem heiteren Sommertage in der Laube, der Säugling lag an ihrer Brust, sie sang und sprach ihm kosend vor. Der Vater trat hinzu und rief dem Kinde mit seinem Namen, das Kind ließ die Brust fahren, und wandte sich nach dem Vater, und in den Blicken begegnete sich Freundlichkeit und freudiges Lächeln. Gleichsam in scherzhafter Laune wandte sich das Kind wieder nach der Brust, und sog mit holder Miene wieder den süßen Nahrungssaft. Da rief ihm der Vater zu: „die Mutter!“ und es sah wieder freundlich nach der bekannten Stimme hin; die Mut-

tig und den andern Perſonen umher ihre Achtung bezeugen müſſen.

11) Das Kind lebt noch mehr in der Außenwelt, und ſo werde es behandelt, ohne zu früh auf ſich ſelbſt reflectiren zu lernen, indem man ſeinen Bedürfniſſen zuvorkommt, aber die Erziehung führt doch zur Selbſterkenntniß, Selbſtthätigkeit und rechter Freiheit.

12) Die ſpielende Thätigkeit führt ſie allmählig in ernſte über, ohne die Kraft zu überſpannen oder erſchlaffen zu laſſen, und ſo bildet ſie durch Unterricht.

13) Sie iſt freundlich, aber auch ernſt, und giebt ſelbſt im Strafen Beweiſe ächter Liebe *).

14) Sie behandelt jedes Geſchlecht nach ſeiner Beſtimmung.

15) Sie geht von dem Allgemeinen immer mehr und mehr zu dem Beſonderen über, wie es die Verhältniſſe nach Stand u. ſ. w. erfordern.

16) Gute Geſellſchaft iſt in jeder Hinſicht für die Jugend wichtig; Perſonen, die ungeſittet oder ſchwachſinnig oder ſonſt gemüthskrank ſind, halte man von Kindern entfernt.

17) Auch um ältere und gebildetere Menſchen zu ſeyn, ſollen die jungen Leute gewöhnt werden, und zwar ſo, daß ſie lernen, ſich nach ihnen fügend und doch un-

---

*) Der Jugend die Strenge der Zucht verſagen, wo ſie Noth thut, iſt liebloſe Weichlichkeit und unverſtändiger Egoiſmus der Eltern (Sprchw. 13, 24.) — „Eine ſtrenge Disciplin in der Jugend, welche dem jungen Menſchen Entbehrungen und Kampf auflegt, hat die größten Männer gebildet, welche oft leichter über die Pyrenäen und Alpen ſchritten als Andere, denen in der Jugend nur auf weichen Flaumen gebettet wurde, einen geebneten Spaziergang zurücklegten.“ Dieſterweg, über Erziehung. — „Wird das Animaliſche im Menſchenkinde nicht in Zucht genommen, ſo wird ein Wildling, ein Wilder, ein Wildfang daraus.“ Sailer, üb. Erz. an Erz.

die mit meinem älteren Bruder ſpielten, auch ein junger Vetter, der eine beſondere Freude hatte, mich zu necken. Der erzählte mir, wenn wir im Halbdunkel ſpielten, allerlei ſchauerliche Dinge, und begleitete ſeine Erzählung mit ſolchen Tönen und Bewegungen, daß ich in eine entſetzliche Angſt gerieth. — — Meinen herrlichen Vater hatte ich verloren. Niemand arbeitete der Furcht bei mir entgegen: ſie nahm bald ſo überhand, daß ich keiner Freude mehr fähig war. Oft wünſchte ich mir den Tod, weil mir ein Leben voll ſteter Angſt unleidlich ſchien. — — Aber noch bis in mein 17tes, 18tes Jahr hatte ich mit den Reſten dieſer Eindrücke zu kämpfen, die erſt ſpät völlig verlöſchten."

Karoline Rudolphi Erziehungsgem. I.

Seit Rouſſeau's Emile hat man viel von veranſtalteten Situationen in der Erziehung geſprochen. Wir laſſen einige aus dieſem Buche hier folgen.

„Ich hatte einige Wochen lang die Aufſicht über ein Kind übernommen, das nicht allein ſeinen Willen zu haben, ſondern auch über den Willen Andrer zu herrſchen gewöhnt war, und alſo auf die wunderlichſten Capricen gerieth. Es wollte gleich am erſten Tage ſo was an mir verſuchen, und mich nöthigen, um Mitternacht aufzuſtehen. Ich liege eben in meinem beſten Schlafe, da ſpringt das Bürſchchen aus ſeinem Bette, wirft ſein Nachtkleidchen um, und ruft mich auf. Ich ſtehe wirklich auf, und zünde ein Licht an, gerade das hatte er gewollt. Nach einer Viertelſtunde kommt ihm wieder der Schlaf, und vergnügt darüber, daß es ihm ſo gelungen, legt er ſich wieder zu Bette. Zwei Tage nachher wird das Stückchen wiederholt, es geht wieder ſo gut, ich laſſe nicht das mindeſte von Ungeduld blicken. Er legt ſich wieder, und küßt mich; „gut," ſage ich, „lieber Kleiner, aber nun komme mir nicht wieder ſo." Das Wort

regt ihn auf, um gleich die andere Nacht zu verſuchen, ob ich mich getraute, ihm nicht zu Dienſte zu ſeyn. Er kommt um dieſelbe Zeit wieder, und ruft mich wieder auf: ich frage, was er wolle? er ſagt, er könne nicht ſchlafen; ich: deſto ſchlimmer! und damit ſchwieg ich ſtill. Nun bat er, ich möge ein Licht anzünden; ich: „warum das?“ und nichts weiter. Dieſe lakoniſche Sprache machte ihn verlegen. Er tappte herum, ſuchte das Feuerzeug, that als ſchlüge er an, ſchlug aber immer nur auf ſeine Finger, und ich hätte faſt laut gelacht. Wie er merkte, daß das nicht ging, brachte er mir Stahl und Stein an mein Bette, ich aber ſagte, ich hätte etwas anders zu thun, und legte mich auf die andere Seite. Jetzt fing er an, wie toll im Zimmer herum zu laufen, ſchrie, ſang, lärmte, ſtieß ſich ſelbſt an Tiſch und Stühlen, doch mit Sorgfalt, um ſich nicht wehe zu thun, ſchrie jedoch darüber unmäßig, um mich in Noth wegen ſeiner zu verſetzen. Allein, das alles half nichts; er meinte ich würde ihm vorpredigen, oder gar in Zorn gerathen — von allem dem nichts, ich blieb bei kaltem Blute, und das war ihm unerträglich. Deſto hartnäckiger fuhr er fort, um doch meine Geduld zu beſiegen, er lärmte noch ärger, bis mir es endlich kochte. Aber ich beſann mich, da ich bald fühlte, ein unzeitiges Aufbrauſen würde alles verderben, und ſtehe auf, ſuche nach dem Feuerzeuge, finde es nicht, fordre es dann von ihm, er giebt mirs wie im Triumphe, ich ſchlage ein Licht an, nehme den kleinen Burſchen bei der Hand, führe ihn ganz ruhig in ein nahes Cabinet, worin die Fenſterladen zugemacht waren, und ſich nichts Zerbrechliches befand, gehe zurück, laſſe ihn allein ohne Licht, ſchnappe das Schloß hinter mir ab, ohne ein Wort geſagt zu haben, und lege mich wieder in mein Bette. Da gab es nun erſt ein Lärmen und Toben! Das hatte ich erwartet, und ließ mich es nicht anfechten. Endlich wird es ſtill, er hatte ſich zur Ruhe gegeben, und ſo

war ich auch beruhigt. Frühmorgens gehe ich in das Cabinet, da finde ich meinen kleinen Starrkopf im Seſſel im tiefen Schlafe, der ihm nach allen den Arbeiten wohl nöthig ſeyn mochte.

Aber damit war die Sache nicht zu Ende. Die Mutter hatte gehört, daß ihr kleiner Liebling zwei Drittheile der Nacht außer Bette zugebracht. Das war nun ein Unheil! Da war kein anderer Gedanke, als das Kind hätte nun ſeinen Tod geholt. Der Burſche merkte ſich das, konnte nun Rache üben, und ſtellte ſich krank, ohne zu überlegen, daß ihm das die Sache eben nicht gut machen werde. Man ruft den Arzt. Der war aber, zum Leidweſen der Mutter, arg genug, um ihre Angſt zu vermehren, und ſie ſo etwas zum Beſten zu haben; mir aber flüſterte er ins Ohr: „Laſſen Sie mich nur machen, der Junge ſoll ſobald nicht wieder Luſt bekommen, krank zu ſeyn, verlaſſen Sie ſich darauf, davon wird er geheilt;“ und nun ſchrieb er ihm eine Diät vor, wobei er das Zimmer hüten mußte, und eine Arznei, die ihm eben nicht lieblich einzunehmen war. Wirklich that es mir wehe, die arme Mutter ſo von Allen, außer mir, herumgeführt zu ſehen, dafür aber, daß ich offen gegen ſie war, bekam ſie auf mich einen Zahn. Sie machte mir die bitterſten Vorwürfe, und ſagte, wie ihr Sohn von zarter Natur, wie er der einzige Erbe ſeiner Familie ſey, wie man ihn erhalten müſſe, was es auch koſte, und wie ſie nimmermehr zugeben würde, daß man ihm entgegen ſey ꝛc. Ich dachte: die Mutter, wie das Kind, und ſagte ganz kalt: „ich weiß nicht, wie man einen Erben erzieht, und — ich will es auch nicht lernen“ ꝛc. — Da der Knabe ſah, daß er mit allem dem nichts gewann, ergriff er endlich die beſſere Partei: er ſchlief und befand ſich wohl. Dieſer kleine Tyrann hatte bisher ſeine armen Hofmeiſter mit ſeinen Launen unglaublich geplagt und ſich unterwürfig gemacht. Nun wollte er den Tag über, gleichſam zur Rache we-

gen der ruhigen Nacht, ſeine Herrſchaft über mich ausüben. Ich bewies mich gefällig, bis es galt, ſeinen Eigenſinn zu brechen. Dazu mußte etwas veranſtaltet werden, damit er ſein Unrecht fühle, und nichts war leichter. Kinder denken nur an die Gegenwart, ich aber ſah auf das, was erfolgen werde. So verſchaffte ich ihm eine angenehme Unterhaltung im Hauſe, und wie er ſo recht nach Herzensluſt darin begriffen war, ſchlug ich ihm einen Spaziergang vor. Wer nicht wollte und mich abfertigte, war er, wer nach mehrerem vergeblichen Andringen nachgab, das war ich. Er hielt das für Unterwerfung, aber nun kam die Reihe an mich. Als ihm den andern Tag die Zeit lang wurde — ich hatte nämlich dafür geſorgt, und mich in Beſchäftigung vertieft. Er kommt, will mich losreißen, ich ſoll mit ihm ſpazieren gehen. Ich ſchlage es ab, er dringt darauf; „nein," ſage ich, „geſtern hatteſt du deinen Willen, heute habe ich meinen, das habe ich von dir gelernt; ich will nicht ausgehen." — „Ah, ſo gehe ich allein aus!" ruft mir der Kleine entgegen; ich: „nun, wie es beliebt!" Damit wende ich mich zu meiner Arbeit, er kleidet ſich an, doch nicht ohne einige Unruhe, weil er ſieht, daß ich das geſchehen laſſe, und es doch nicht auch thue. Jetzt iſt er fertig, kommt zu mir, ſagt ſein Adieu, ich erwiedre es, er ſpricht von gewaltigen Zügen, die er vorhabe, als gehe es bis ans Ende der Welt; ſo meint er mich zu ängſtigen. Ohne mich zu ſtören, wünſche ich ihm Glück auf die Reiſe. Das macht ihn noch mehr verlegen, indeß führt er ſein Vornehmen fort, und befiehlt dem Bedienten, ihm zu folgen. Der hatte ſchon ſeine Ordres; er antwortet, daß er keine Zeit habe, er habe etwas für mich zu thun, und mir müſſe er eher gehorchen als ihm. Da ſtand nun der junge Herr: ihn allein ausgehen laſſen! ihn, die Hauptperſon, ihn, der meinte, Himmel und Erde ſeyen um ihn in Noth! Das war zu arg! So mitunter kommt ihm ein Gefühl ſeiner

wieſe nieder, nimmt ſeine Schreibtafel, es gelingt ihm, ſeine Empfindungen über Gott und die Natur und ſeine Lieben in ein Gedicht zu bringen. Fröhlich verfolgt er weiter ſeinen Weg, und überraſcht die befreundete Familie bei dem Frühſtücke. Die Seinigen unterließen aber auch nicht, ihm bei Gelegenheit Achtung und Liebe zu beweiſen. Als 20jähriger Jüngling bezog er die Univerſität. Da wurde er nicht etwa mit Ermahnungen und ängſtlichen Beſorgniſſen überladen, ſondern ſein Vater nahm ihn in einer feierlichen Stunde allein, und machte ihn noch ganz mit allen häuslichen Verhältniſſen bekannt, und unter vertraulichen Herzensergießungen verſicherte er ihm ſeine hohe Vaterfreude in ſeinen Hoffnungen zu ihm. Die Mutter entläßt ihn unter Freudenthränen von ihrem mütterlichen Herzen. Da iſt mächtig der Gedanke in ſeiner Seele: „ja, ihr theuren Eltern, ihr ſollt euch an mir nicht geirrt haben; Gott wird es geben, daß es mir gelinge!“ Dieſer Gedanke iſt ſein ſchützender Begleiter, der ihn nie verläßt, und ſo kommt er als ein herrlich ausgebildeter junger Mann ins elterliche Haus wieder zurück. Aber er findet ſeinen Vater ſchwach, und auch nicht lange hat er die Freude, ihn zu unterſtützen, denn der Vater ſtirbt. Der Sohn wird der Verſorger der Familie.

2) Wilhelm befand ſich in ſeinen früheren Jahren in einem Dorfe, das tief in einem romantiſchen Gebirgsthale lag. Hier kletterte er auf Felſen, beſtieg die Höhen, ſchauete durch die Zweige nach fernen Gegenden, oder ſaß in dem Schatten der Eiche über dem rauſchenden Waldbache, und las Geßners Idyllen; oder er machte Anlagen in dem Garten; oder in den Winterabenden las er Campe's Robinſon vor, während die Eltern und kleinen Geſchwiſter in häuslichem Frieden zuſammen ſaßen; oder er verſuchte ſich im Zeichnen; dann wanderte er mit dem Vater durch den tiefen Schnee, oder fand eine Schlittenfahrt u. dergl. Stiller, ernſter

Schwäche, eine Beſorgniß, er könne ſich verirren unter fremde Leute, er fürchtet allerlei Gefahren, aber er beharrt doch bei ſeinem Willen, und ſo ſteigt er langſam und bange die Treppe hinab, auf die Straße hinaus, da wird es ihm ſchon leichter, und am Ende tröſtet er ſich damit, ich müſſe doch für alles ſtehen.

So hatte ich alles erwartet, und darauf ſchon alles veranſtaltet, und das mit Einwilligung des Vaters. Kaum iſt er einige Schritte gegangen, ſo ruft es rechts und links: „da geht der junge Herr ſo allein! dem kann etwas Uebels begegnen, wir wollen ihn lieber herein rufen.“ — „Ei ja doch,“ wird entgegnet, „um den geben Sie ſich keine Mühe, das wird ſo ein böſes Bübchen ſeyn, das man aus des Vaters Hauſe gejagt hat, weil es nicht hat gut thun wollen, ſolche Vögel nimmt man nicht auf — den laſſen Sie nur laufen.“ — „Nun, meinethalben, aber es wäre mir doch leid, wenn ihm etwas zuſtieße.“ Das muß er hören, geht dann weiter, da ſind Gaſſenbuben ſeines Alters, die necken und ſpotten ihn; ſein Verdruß nimmt mit jedem Schritte zu. Da ſieht er ſich endlich allein, ohne Beſchützer, dem Geſpötte der Leute Preiß gegeben, und muß leider erfahren, daß ſein Achſelband und galonirtes Röckchen ihm bei keinem Menſchen etwas helfen. Einer meiner Freunde, den er aber nicht kannte, iſt ihm von weitem gefolgt; jetzt geht er auf ihn zu und ſpielt ſeine Rolle trefflich, nimmt ſich übrigens wohl in Acht, ihn nicht zu ſehr in Schrecken zu ſetzen — kurz, er macht ihn ſo geſchmeidig wie ein Ohrwürmchen, und bringt ihn nach Verlauf von einer halben Stunde zurück. Beſchämt tritt er ins Haus, und zu allem Leidweſen muß ihm gerade ſein Vater auf der Treppe begegnen. Da mußte er denn Rede ſtehen und beichten; er hätte ſich lieber hundert Fuß tief unter die Erde gewünſcht. Der Vater ſagte ihm nichts, als ganz trocken: „wenn du ein andermal wieder allein ausgehen willſt, ſo ſteht es bei dir, weil ich aber keinen

Gaſſenbuben in meinem Hauſe haben will, ſo hüte dich, es dann wieder zu betreten. Ich empfing ihn hierauf, ohne ihm etwas zu verweiſen, aber auch ohne ihn auszulachen, nur etwas ernſt, damit er nicht das Spiel, das man mit ihm getrieben, argwöhne, und ließ mich auch nicht bewegen, mit ihm ſpazieren zu gehen. Den andern Tag giengen wir zuſammen, und ich hatte die Freude zu bemerken, wie er gleichſam triumphirend an meiner Seite die Leute anſah, die ſich den Tag vorher über ihn aufgehalten hatten; und von jetzt an drohte er nicht wieder, ohne mich auszugehen. Durch dieſe und ähnliche Mittel brachte ichs in der kurzen Zeit, als ich bei ihm war, dahin, daß er alles that, was ich wollte, ohne ihm zu gebieten oder zu verbieten, zu moraliſiren und ihn mit unnützen Lehren zu betäuben."

Dieſe Situationsgeſchichte in dem Emile hat ein gewiſſes pädagogiſches Anſehen zu dergleichen Nachahmungen erhalten. Könnte ſie auch ſo in der Wirklichkeit veranſtaltet werden, — denn das Erdichtete ſieht überall hervor — ſo würde mit dergleichen wenig oder nichts gewonnen. Das Höchſte wäre, daß man eine einzelne üble Gewohnheit abgewöhnte, von einer einzelnen Verbildung entbildete, wie der Bandagiſt eine Verkrüppelung heilt; das wäre allerdings viel, und oft erwünſcht. Aber auch das iſt ſehr zu bezweifeln, denn dergleichen pſychiſche Künſteleien wirken nur auf heute und morgen, auf den Grund gehen ſie nicht, und bald bricht das Uebel wieder aus, vielleicht ärger als vorher. Denn der junge Menſch hatte ſich nur aus Zwang gefügt, etwas heucheln gelernt, oder Ingrimm in ſich verſchloſſen, und ſo würde es bei obigem Knaben natürlich ſeyn, daß er ſeinen feſten Sinn zu einem noch bösartigeren Charakter verdrehte. Dafür hätte ſich bei einer geraden ungekünſtelten, feſten Behandlung etwas ganz anderes, vielleicht ein edelkräftiger Charakter, entwickeln laſſen. Die wahre Erziehung iſt durchaus wahr und einfach. Daß Rouſ-

seau hier seinem Grundsatze so ungetreu geworden, ist eben aus diesem Grundsatze begreiflich. Er zieht nämlich die sogenannte negative Erziehung vor, diese aber kann im Praktischen keinen Schritt thun, ohne positiv werden, und es fehlt für diese Princip, Plan und Gränze; und da er eigentlich unter dem Negativen das Naturgemäße versteht, so fehlt auch dafür der deutliche Begriff und die klare Unterscheidung dessen, wohin die niedere Natur treibt, und was die höhere fordert. Da kommt er denn in Widersprüche mit sich selbst, und das ganze Erziehungsgeschäft wird eine eigene theatralische Uebung für vornehme Leute. Für das junge Herrchen muß das ganze Haus da, die Eltern müssen ihm, nur auf versteckte Weise, zu Dienste seyn, und alles ist Unnatur und Unwahrheit. Wie ganz anders bei den Alten! Solche Künsteleien konnten einem da kaum einfallen. Nein, wir wollen naturgemäß und nach Gottes Gesetz erziehen, da bedarf es dessen nicht. Das Kind erwachse in seinem wahren Verhältniß unter Eltern und Gebietern. So ist es in armen Hütten eben so gut möglich, als in reichen Häusern, für welche doch der Emile eigentlich allein geschrieben zu seyn scheint, wenigstens in welchen allein dergleichen anwendbar seyn könnte.

Noch einige solcher Veranstaltungen könnten wir aus diesem jetzt freilich weniger gelesenen Buche anführen, um dasselbe zu beweisen, so z. B. was R. selbst von sich erzählt, wie er als Knabe auf dem Lande bei Nacht die Bibel aus der Kirche holen mußte *). Er spricht hierauf von der Gewöhnung ohne Furcht im Finstern zu seyn, schlägt Spiele dazu vor, warnt aber selbst gegen das Ueberfallen der Kinder zur Nachtzeit,

*) Verf. dieses hat einst einen ähnlichen Versuch gemacht, der sehr glücklich ablief; er war der Furchtlosigkeit des 8jährigen Knaben gewiß, dennoch hätte er nie wieder so etwas wagen mögen.

womit man, ſtatt ihnen den Schrecken abzugewöhnen, denſelben vielmehr verſtärkt, u. dergl. m. Doch jene andere künſtliche Veranſtaltung, die man noch oft rühmen hört, dürfen wir nicht übergehen.

„Emile nimmt Beſitz von einem Gartenbeete, indem er es mit Hülfe ſeines Führers umgräbt und Bohnen in daſſelbe ſteckt. Er begießt ſie täglich, ſie kommen heraus, welche Freude! Dieſe wird noch größer, da ich ihm ſage: „das gehört dir zu,“ und ihn bemerken laſſe, wie er da durch ſeine Zeit und Arbeit etwas von ſeinem Ich verwandt habe, das in dieſer Erde ſtecke, wie ſein Arm etwa unter andern, mit denen er ſich verſchlungen. Eines Tages eilt er wieder mit der Gießkanne zu ſeinem Ländchen, — aber ach! alle Bohnen ſind herausgewühlt, alles iſt umgegraben! „Wer hat das gethan? Wer hat mich um meine Bohnen gebracht, meine Arbeit zerſtört?“ Emile jammert; er fühlt zum erſten male, was es heißt, Ungerechtigkeit erleiden. Der Gärtner wird gerufen. Dieſer ſagt alsbald, er ſelbſt habe das gethan, und weit entfernt ſich zu entſchuldigen, beklagt er ſich noch dazu, daß ihm ſein Land, in das er Melonenkerne gepflanzt habe, ſeine ganze Mühe, ſein Aufwand zu Grunde gerichtet worden.“ Da giebt es nun ein weiteres Nachdenken. Man muß erſt ein Recht auf den Grund und Boden haben, ehe man Hand anlegen darf, und ſo wird denn der Begriff von Eigenthume in die Seele des Kindes recht lebendig gepflanzt. Ob wahrhaft gründlich? ob ganz richtig? möchten wir bezweifeln. Aber das hängt zuſammen mit R. Grundſätzen von Geſellſchaftsvertrage und dem Culturübel.

Um auch von einem unſerer neueſten Erziehungslehrer einen ſolchen Verſuchsvorſchlag anzureihen, ſtehen hier folgende aus der Levana.

„Ich gehe mit meinem neunjährigen Paul in einem

Armes, vornehmlich des rechten. Sie sah das Kind in der Dämmerung, oder sonst bei schwachem Lichte, nachdem bei hellerem seine Augen genugsam geübt sind, freundlich an, oder ließ es selbst auf einen Gegenstand, der es reizte, hinsehen, und lenkte seine Aufmerksamkeit darauf; so suchte sie die Sehkraft auch für schwächere Reize zu gewöhnen. — Blumen von lebhaften Farben, oder andre Gegenstände der Art zeigte sie dem Kinde bald neben einander, bald einzeln, und nannte dann auch wohl die Farbe; so hatte sie nachmals das Kind in lebhafter Anschauung, wenn sie genannt wurde. Auch ließ sie das Kind Klänge von verschiedener Art vernehmen, nur nicht zu starke, wenn sie dem Ohre nahe waren, um so seinen Gehörsinn zur scharfen Unterscheidung zu erwecken. Dann vernahm es auch wieder sanften Gesang. Die Wiegengesänge sollten lieblich das Musikalische des Gehörs erwecken und den höheren Sinn mit dem Beginnen der Aufmerksamkeit anregen. Sie sprach zu dem Kinde immer in einem liebreichen, nie in einem unfreundlichen Tone, um es zum Gleichartigen zu stimmen. Die articulirten Worte sprach sie rein und richtig aus. Alle dergleichen Lectionen ertheilte sie nur zu der Zeit, wenn es sich in seiner Behaglichkeit befand und nicht ermüdet war, z. B. des Morgens nach seinem Erwachen, oder wenn es vergnügt auf ihrem Schooße lag.

9) Eine gefühlvolle Mütter saß an einem heiteren Sommertage in der Laube, der Säugling lag an ihrer Brust, sie sang und sprach ihm kosend vor. Der Vater trat hinzu und rief dem Kinde mit seinem Namen, das Kind ließ die Brust fahren, und wandte sich nach dem Vater, und in den Blicken begegnete sich Freundlichkeit und freudiges Lächeln. Gleichsam in scherzhafter Laune wandte sich das Kind wieder nach der Brust, und sog mit holder Miene wieder den süßen Nahrungssaft. Da rief ihm der Vater zu: „die Mutter!“ und es sah wieder freundlich nach der bekannten Stimme hin; die Mut-

ter ſagte hierauf ſanft: „der liebe Vater!“ und da wandte ſich der Säugling nach dem Angeſichte der Mutter hin. Seine Augen ſchwammen. Laue Lüfte wehten überhin. Ein Zweig bewegte ſich vor den Augen des Kindes, es faßte ihn mit ernſtem Blicke auf, und ließ ihn nicht fahren. Die Eltern riefen ihm mit ſeinem Namen, und nun ſieht es wieder hold nach der Mutter. Jetzt umarmen ſich Vater und Mutter und drücken ſanft den Säugling an ihre Wangen. — Wie vermiſcht ſich in dieſen ſeligen Momenten alles umher, um Ein unendliches Gefühl in ſeiner Seele anzulegen! Laßt ihn nachmals einen Zweig ſich bewegen ſehen, laßt ihn die milden Lüfte athmen, laßt ihn den Namen Vater oder Mutter hören, oder ſeinen eigenen, laßt ihn den Duft der Gartenblumen aufnehmen, und ein Paradies wird ihm aufgehen, er wird ſich vereinigt fühlen mit der Natur und mit Gott, und was aus dieſer ſeligen Vergangenheit nachtönt, zieht ihn zur Unendlichkeit hin.

10) „In meiner früheſten Kindheit nahm mich mein trefflicher Vater oft auf ſeine Arme, hüllte mich in ſeinen Schlafrock, ging mit mir hinaus im Dunkeln in den Garten, zeigte mir den heraufſteigenden Mond, und das kindliche Herz fühlte nur Freude und ahndete nichts von Furcht. So ging er zur andern Zeit, wenns dunkel ward, mit mir in den Zimmern und Gängen des Hauſes umher und ſang mir vor. Auch forderte er von meiner Mutter, wenn ſie mich ſchlafen legte, und mir mein kurzes Abendgebet vorgeſprochen und mich geküßt, daß ſie ſogleich von mir ging, und das Licht mit hinwegnahm. Dann durfte keine Magd und niemand in mein Schlafzimmer. Rief ich dann: Mutter, oder Vater, küſſ' mich noch einmal! ſo kamen ſie und befriedigten das kleine Herz. Hierbei aber blieb es, ich durfte dann nicht mehr rufen, ſchlief auch meiſtens gleich ein, und erwachte vor Morgens ſieben Uhr nicht wieder. So ging es bis ins 3te, vielleicht 4te Jahr. Da kam unter den Kindern,

die mit meinem älteren Bruder ſpielten, auch ein junger Vetter, der eine beſondere Freude hatte, mich zu necken. Der erzählte mir, wenn wir im Halbdunkel ſpielten, allerlei ſchauerliche Dinge, und begleitete ſeine Erzählung mit ſolchen Tönen und Bewegungen, daß ich in eine entſetzliche Angſt gerieth. — — Meinen herrlichen Vater hatte ich verloren. Niemand arbeitete der Furcht bei mir entgegen: ſie nahm bald ſo überhand, daß ich keiner Freude mehr fähig war. Oft wünſchte ich mir den Tod, weil mir ein Leben voll ſteter Angſt unleidlich ſchien. — — Aber noch bis in mein 17tes, 18tes Jahr hatte ich mit den Reſten dieſer Eindrücke zu kämpfen, die erſt ſpät völlig verlöſchten."

Karoline Rudolphi Erziehungsgem. I.

Seit Rouſſeau's Emile hat man viel von veranſtalteten Situationen in der Erziehung geſprochen. Wir laſſen einige aus dieſem Buche hier folgen.

„Ich hatte einige Wochen lang die Aufſicht über ein Kind übernommen, das nicht allein ſeinen Willen zu haben, ſondern auch über den Willen Andrer zu herrſchen gewöhnt war, und alſo auf die wunderlichſten Capricen gerieth. Es wollte gleich am erſten Tage ſo was an mir verſuchen, und mich nöthigen, um Mitternacht aufzuſtehen. Ich liege eben in meinem beſten Schlafe, da ſpringt das Bürſchchen aus ſeinem Bette, wirft ſein Nachtkleidchen um, und ruft mich auf. Ich ſtehe wirklich auf, und zünde ein Licht an, gerade das hatte er gewollt. Nach einer Viertelſtunde kommt ihm wieder der Schlaf, und vergnügt darüber, daß es ihm ſo gelungen, legt er ſich wieder zu Bette. Zwei Tage nachher wird das Stückchen wiederholt, es geht wieder ſo gut, ich laſſe nicht das mindeſte von Ungeduld blicken. Er legt ſich wieder, und küßt mich; „gut," ſage ich, „lieber Kleiner, aber nun komme mir nicht wieder ſo." Das Wort

regt ihn auf, um gleich die andere Nacht zu verſuchen, ob ich mich getraute, ihm nicht zu Dienſte zu ſeyn. Er kommt um dieſelbe Zeit wieder, und ruft mich wieder auf: ich frage, was er wolle? er ſagt, er könne nicht ſchlafen; ich: deſto ſchlimmer! und damit ſchwieg ich ſtill. Nun bat er, ich möge ein Licht anzünden; ich: „warum das?“ und nichts weiter. Dieſe lakoniſche Sprache machte ihn verlegen. Er tappte herum, ſuchte das Feuerzeug, that als ſchlüge er an, ſchlug aber immer nur auf ſeine Finger, und ich hätte faſt laut gelacht. Wie er merkte, daß das nicht ging, brachte er mir Stahl und Stein an mein Bette, ich aber ſagte, ich hätte etwas anders zu thun, und legte mich auf die andere Seite. Jetzt fing er an, wie toll im Zimmer herum zu laufen, ſchrie, ſang, lärmte, ſtieß ſich ſelbſt an Tiſch und Stühlen, doch mit Sorgfalt, um ſich nicht wehe zu thun, ſchrie jedoch darüber unmäßig, um mich in Noth wegen ſeiner zu verſetzen. Allein, das alles half nichts; er meinte ich würde ihm vorpredigen, oder gar in Zorn gerathen — von allem dem nichts, ich blieb bei kaltem Blute, und das war ihm unerträglich. Deſto hartnäckiger fuhr er fort, um doch meine Geduld zu beſiegen, er lärmte noch ärger, bis mir es endlich kochte. Aber ich beſann mich, da ich bald fühlte, ein unzeitiges Aufbrauſen würde alles verderben, und ſtehe auf, ſuche nach dem Feuerzeuge, finde es nicht, fordre es dann von ihm, er giebt mirs wie im Triumphe, ich ſchlage ein Licht an, nehme den kleinen Burſchen bei der Hand, führe ihn ganz ruhig in ein nahes Cabinet, worin die Fenſterladen zugemacht waren, und ſich nichts Zerbrechliches befand, gehe zurück, laſſe ihn allein ohne Licht, ſchnappe das Schloß hinter mir ab, ohne ein Wort geſagt zu haben, und lege mich wieder in mein Bette. Da gab es nun erſt ein Lärmen und Toben! Das hatte ich erwartet, und ließ mich es nicht anfechten. Endlich wird es ſtill, er hatte ſich zur Ruhe gegeben, und ſo

war ich auch beruhigt. Frühmorgens gehe ich in das Cabinet, da finde ich meinen kleinen Starrkopf im Seſſel im tiefen Schlafe, der ihm nach allen den Arbeiten wohl nöthig ſeyn mochte.

Aber damit war die Sache nicht zu Ende. Die Mutter hatte gehört, daß ihr kleiner Liebling zwei Drittheile der Nacht außer Bette zugebracht. Das war nun ein Unheil! Da war kein anderer Gedanke, als das Kind hätte nun ſeinen Tod geholt. Der Burſche merkte ſich das, konnte nun Rache üben, und ſtellte ſich krank, ohne zu überlegen, daß ihm das die Sache eben nicht gut machen werde. Man ruft den Arzt. Der war aber, zum Leidweſen der Mutter, arg genug, um ihre Angſt zu vermehren, und ſie ſo etwas zum Beſten zu haben; mir aber flüſterte er ins Ohr: „Laſſen Sie mich nur machen, der Junge ſoll ſobald nicht wieder Luſt bekommen, krank zu ſeyn, verlaſſen Sie ſich darauf, davon wird er geheilt;“ und nun ſchrieb er ihm eine Diät vor, wobei er das Zimmer hüten mußte, und eine Arznei, die ihm eben nicht lieblich einzunehmen war. Wirklich that es mir wehe, die arme Mutter ſo von Allen, außer mir, herumgeführt zu ſehen, dafür aber, daß ich offen gegen ſie war, bekam ſie auf mich einen Zahn. Sie machte mir die bitterſten Vorwürfe, und ſagte, wie ihr Sohn von zarter Natur, wie er der einzige Erbe ſeiner Familie ſey, wie man ihn erhalten müſſe, was es auch koſte, und wie ſie nimmermehr zugeben würde, daß man ihm entgegen ſey ꝛc. Ich dachte: die Mutter, wie das Kind, und ſagte ganz kalt: „ich weiß nicht, wie man einen Erben erzieht, und — ich will es auch nicht lernen“ ꝛc. — Da der Knabe ſah, daß er mit allem dem nichts gewann, ergriff er endlich die beſſere Partei: er ſchlief und befand ſich wohl. Dieſer kleine Tyrann hatte bisher ſeine armen Hofmeiſter mit ſeinen Launen unglaublich geplagt und ſich unterwürfig gemacht. Nun wollte er den Tag über, gleichſam zur Rache we-

gen der ruhigen Nacht, ſeine Herrſchaft über mich ausüben. Ich bewies mich gefällig, bis es galt, ſeinen Eigenſinn zu brechen. Dazu mußte etwas veranſtaltet werden, damit er ſein Unrecht fühle, und nichts war leichter. Kinder denken nur an die Gegenwart, ich aber ſah auf das, was erfolgen werde. So verſchaffte ich ihm eine angenehme Unterhaltung im Hauſe, und wie er ſo recht nach Herzensluſt darin begriffen war, ſchlug ich ihm einen Spaziergang vor. Wer nicht wollte und mich abfertigte, war er, wer nach mehrerem vergeblichen Andringen nachgab, das war ich. Er hielt das für Unterwerfung, aber nun kam die Reihe an mich. Als ihm den andern Tag die Zeit lang wurde — ich hatte nämlich dafür geſorgt, und mich in Beſchäftigung vertieft. Er kommt, will mich losreißen, ich ſoll mit ihm ſpazieren gehen. Ich ſchlage es ab, er dringt darauf; „nein," ſage ich, „geſtern hatteſt du deinen Willen, heute habe ich meinen, das habe ich von dir gelernt; ich will nicht ausgehen." — „Ah, ſo gehe ich allein aus!" ruft mir der Kleine entgegen; ich: „nun, wie es beliebt!" Damit wende ich mich zu meiner Arbeit, er kleidet ſich an, doch nicht ohne einige Unruhe, weil er ſieht, daß ich das geſchehen laſſe, und es doch nicht auch thue. Jetzt iſt er fertig, kommt zu mir, ſagt ſein Adieu, ich erwiedre es, er ſpricht von gewaltigen Zügen, die er vorhabe, als gehe es bis ans Ende der Welt; ſo meint er mich zu ängſtigen. Ohne mich zu ſtören, wünſche ich ihm Glück auf die Reiſe. Das macht ihn noch mehr verlegen, indeß führt er ſein Vornehmen fort, und befiehlt dem Bedienten, ihm zu folgen. Der hatte ſchon ſeine Ordres; er antwortet, daß er keine Zeit habe, er habe etwas für mich zu thun, und mir müſſe er eher gehorchen als ihm. Da ſtand nun der junge Herr: ihn allein ausgehen laſſen! ihn, die Hauptperſon, ihn, der meinte, Himmel und Erde ſeyen um ihn in Noth! Das war zu arg! So mitunter kommt ihm ein Gefühl ſeiner

Schwäche, eine Beſorgniß, er könne ſich verirren unter fremde Leute, er fürchtet allerlei Gefahren, aber er beharrt doch bei ſeinem Willen, und ſo ſteigt er langſam und bange die Treppe hinab, auf die Straße hinaus, da wird es ihm ſchon leichter, und am Ende tröſtet er ſich damit, ich müſſe doch für alles ſtehen.

So hatte ich alles erwartet, und darauf ſchon alles veranſtaltet, und das mit Einwilligung des Vaters. Kaum iſt er einige Schritte gegangen, ſo ruft es rechts und links: „da geht der junge Herr ſo allein! dem kann etwas Uebels begegnen, wir wollen ihn lieber herein rufen.“ — „Ei ja doch,“ wird entgegnet, „um den geben Sie ſich keine Mühe, das wird ſo ein böſes Bübchen ſeyn, das man aus des Vaters Hauſe gejagt hat, weil es nicht hat gut thun wollen, ſolche Vögel nimmt man nicht auf — den laſſen Sie nur laufen.“ — „Nun, meinethalben, aber es wäre mir doch leid, wenn ihm etwas zuſtieße.“ Das muß er hören, geht dann weiter, da ſind Gaſſenbuben ſeines Alters, die necken und ſpotten ihn; ſein Verdruß nimmt mit jedem Schritte zu. Da ſieht er ſich endlich allein, ohne Beſchützer, dem Geſpötte der Leute Preiß gegeben, und muß leider erfahren, daß ſein Achſelband und galonirtes Röckchen ihm bei keinem Menſchen etwas helfen. Einer meiner Freunde, den er aber nicht kannte, iſt ihm von weitem gefolgt; jetzt geht er auf ihn zu und ſpielt ſeine Rolle trefflich, nimmt ſich übrigens wohl in Acht, ihn nicht zu ſehr in Schrecken zu ſetzen — kurz, er macht ihn ſo geſchmeidig wie ein Ohrwürmchen, und bringt ihn nach Verlauf von einer halben Stunde zurück. Beſchämt tritt er ins Haus, und zu allem Leidweſen muß ihm gerade ſein Vater auf der Treppe begegnen. Da mußte er denn Rede ſtehen und beichten; er hätte ſich lieber hundert Fuß tief unter die Erde gewünſcht. Der Vater ſagte ihm nichts, als ganz trocken: „wenn du ein andermal wieder allein ausgehen willſt, ſo ſteht es bei dir, weil ich aber keinen

Gaſſenbuben in meinem Hauſe haben will, ſo hüte dich, es dann wieder zu betreten. Ich empfing ihn hierauf, ohne ihm etwas zu verweiſen, aber auch ohne ihn auszulachen, nur etwas ernſt, damit er nicht das Spiel, das man mit ihm getrieben, argwöhne, und ließ mich auch nicht bewegen, mit ihm ſpazieren zu gehen. Den andern Tag giengen wir zuſammen, und ich hatte die Freude zu bemerken, wie er gleichſam triumphirend an meiner Seite die Leute anſah, die ſich den Tag vorher über ihn aufgehalten hatten; und von jetzt an drohte er nicht wieder, ohne mich auszugehen. Durch dieſe und ähnliche Mittel brachte ichs in der kurzen Zeit, als ich bei ihm war, dahin, daß er alles that, was ich wollte, ohne ihm zu gebieten oder zu verbieten, zu moraliſiren und ihn mit unnützen Lehren zu betäuben."

Dieſe Situationsgeſchichte in dem Emile hat ein gewiſſes pädagogiſches Anſehen zu dergleichen Nachahmungen erhalten. Könnte ſie auch ſo in der Wirklichkeit veranſtaltet werden, — denn das Erdichtete ſieht überall hervor — ſo würde mit dergleichen wenig oder nichts gewonnen. Das Höchſte wäre, daß man eine einzelne üble Gewohnheit abgewöhnte, von einer einzelnen Verbildung entbildete, wie der Bandagiſt eine Verkrüppelung heilt; das wäre allerdings viel, und oft erwünſcht. Aber auch das iſt ſehr zu bezweifeln, denn dergleichen pſychiſche Künſteleien wirken nur auf heute und morgen, auf den Grund gehen ſie nicht, und bald bricht das Uebel wieder aus, vielleicht ärger als vorher. Denn der junge Menſch hatte ſich nur aus Zwang gefügt, etwas heucheln gelernt, oder Ingrimm in ſich verſchloſſen, und ſo würde es bei obigem Knaben natürlich ſeyn, daß er ſeinen feſten Sinn zu einem noch bösartigeren Charakter verdrehte. Dafür hätte ſich bei einer geraden ungekünſtelten, feſten Behandlung etwas ganz anderes, vielleicht ein edelkräftiger Charakter, entwickeln laſſen. Die wahre Erziehung iſt durchaus wahr und einfach. Daß Rouſ-

seau hier seinem Grundsatze so ungetreu geworden, ist eben aus diesem Grundsatze begreiflich. Er zieht nämlich die sogenannte negative Erziehung vor, diese aber kann im Praktischen keinen Schritt thun, ohne positiv werden, und es fehlt für diese Princip, Plan und Gränze; und da er eigentlich unter dem Negativen das Naturgemäße versteht, so fehlt auch dafür der deutliche Begriff und die klare Unterscheidung dessen, wohin die niedere Natur treibt, und was die höhere fordert. Da kommt er denn in Widersprüche mit sich selbst, und das ganze Erziehungsgeschäft wird eine eigene theatralische Uebung für vornehme Leute. Für das junge Herrchen muß das ganze Haus da, die Eltern müssen ihm, nur auf versteckte Weise, zu Dienste seyn, und alles ist Unnatur und Unwahrheit. Wie ganz anders bei den Alten! Solche Künsteleien konnten einem da kaum einfallen. Nein, wir wollen naturgemäß und nach Gottes Gesetz erziehen, da bedarf es dessen nicht. Das Kind erwachse in seinem wahren Verhältniß unter Eltern und Gebietern. So ist es in armen Hütten eben so gut möglich, als in reichen Häusern, für welche doch der Emile eigentlich allein geschrieben zu seyn scheint, wenigstens in welchen allein dergleichen anwendbar seyn könnte.

Noch einige solcher Veranstaltungen könnten wir aus diesem jetzt freilich weniger gelesenen Buche anführen, um dasselbe zu beweisen, so z. B. was R. selbst von sich erzählt, wie er als Knabe auf dem Lande bei Nacht die Bibel aus der Kirche holen mußte *). Er spricht hierauf von der Gewöhnung ohne Furcht im Finstern zu seyn, schlägt Spiele dazu vor, warnt aber selbst gegen das Ueberfallen der Kinder zur Nachtzeit,

*) Verf. dieses hat einst einen ähnlichen Versuch gemacht, der sehr glücklich ablief; er war der Furchtlosigkeit des 8jährigen Knaben gewiß, dennoch hätte er nie wieder so etwas wagen mögen.

womit man, ſtatt ihnen den Schrecken abzugewöhnen, denſelben vielmehr verſtärkt, u. dergl. m. Doch jene andere künſtliche Veranſtaltung, die man noch oft rühmen hört, dürfen wir nicht übergehen.

„Emile nimmt Beſitz von einem Gartenbeete, indem er es mit Hülfe ſeines Führers umgräbt und Bohnen in daſſelbe ſteckt. Er begießt ſie täglich, ſie kommen heraus, welche Freude! Dieſe wird noch größer, da ich ihm ſage: „das gehört dir zu,“ und ihn bemerken laſſe, wie er da durch ſeine Zeit und Arbeit etwas von ſeinem Ich verwandt habe, das in dieſer Erde ſtecke, wie ſein Arm etwa unter andern, mit denen er ſich verſchlungen. Eines Tages eilt er wieder mit der Gießkanne zu ſeinem Ländchen, — aber ach! alle Bohnen ſind herausgewühlt, alles iſt umgegraben! „Wer hat das gethan? Wer hat mich um meine Bohnen gebracht, meine Arbeit zerſtört?“ Emile jammert; er fühlt zum erſten male, was es heißt, Ungerechtigkeit erleiden. Der Gärtner wird gerufen. Dieſer ſagt alsbald, er ſelbſt habe das gethan, und weit entfernt ſich zu entſchuldigen, beklagt er ſich noch dazu, daß ihm ſein Land, in das er Melonenkerne gepflanzt habe, ſeine ganze Mühe, ſein Aufwand zu Grunde gerichtet worden.“ Da giebt es nun ein weiteres Nachdenken. Man muß erſt ein Recht auf den Grund und Boden haben, ehe man Hand anlegen darf, und ſo wird denn der Begriff von Eigenthume in die Seele des Kindes recht lebendig gepflanzt. Ob wahrhaft gründlich? ob ganz richtig? möchten wir bezweifeln. Aber das hängt zuſammen mit R. Grundſätzen von Geſellſchaftsvertrage und dem Culturübel.

Um auch von einem unſerer neueſten Erziehungslehrer einen ſolchen Verſuchsvorſchlag anzureihen, ſtehen hier folgende aus der Levana.

„Ich gehe mit meinem neunjährigen Paul in einem

dicken Walde ſpazieren. Plötzlich fallen drei geſchwärzte und gewaffnete Kerle hervor, und uns an, weil ich mit ihnen Tages vorher gegen eine kleine Diebs-Prämie den Ueberfall abgekartet habe. Wir beide ſind nur mit Stöcken gerüſtet, die Räuberhorde aber mit Stechgewehre und einer blindgeladenen Piſtole. Hier gilt nun nichts, als Gegenwart des Geiſtes und Entſchloſſenheit. Einer ficht gegen Drei — Paul iſt für nichts zu rechnen, ob ich ihm gleich zurufe, einzuhauen — aber dadurch, daß ich dem einen Schnapphahne die abgedrückte Piſtole ſeitwärts ſchlage, damit ſie mich verfehlt (ſah denn der geängſtete Paul ſo ſcharf auf das Einzelne?), dem andern mit dem Stocke den Degen aus der Hand legire, den ich dann ſelber aufhebe, um damit auf den dritten loszudringen, dadurch, hoff' ich, ſoll das Gauner-Geſindel geworfen und in die Flucht gejagt werden von einem einzigen, rechten Manne und deſſen Föderativ-Sohne. Wir ſetzen dem zerſtreuten Heere noch ein wenig nach, kehren aber, da es ein lebendiges Lauf-Feuer iſt, bald um; und ich laſſe unter fortwährendem Geſpötte über die feindliche Marſchſäule — — nun meinen Verbündeten ſelber ſchließen, wie viel bloße Tapferkeit gegen Ueberzahl ausrichte, beſonders gegen Spitzbuben, welche nach allen Erfahrungen ſelten Muth beſitzen. Allerdings ſind ſolche Spiele ſchon ihrer Unwahrheit wegen bedenklich; auch könnten ſie nur durch Wiederholung den Nachtheil verwiſchen, welchen immer ein nachher auch in Nichts aufgelöſtes Erſchrekken ausdrückt. — Wohl bedächtlich ſetzt aber der Verf. hinzu: „Recht viele Erzählungen von ſiegendem Muthe ſind vielleicht beſſere Stärkmittel.“

Aber wozu alle dergleichen Künſteleien? Es bedarf deren nicht; das Leben bringt ſelbſt die Lagen, welche man für das Kind nur benutzen möge.

Was heißt nun erziehen? Die Welt im grauen Alterthume erzog, und ſo geſchah es fort und fort, und wir erziehen noch. Iſt damit etwas geworden, und wird damit etwas für die Menſchheit? Haben wir uns der Fortſchritte zum Beſſeren zu erfreuen?

Wir zögern nicht zu antworten mit einem offenen Ja. Die Geſchichte legt uns viel Treffliches in alter Zeit vor. Die Jugenderziehung, wie ſie z. B. bei den Griechen eingerichtet war, und wie ſie von ihren Weiſen gelehrt worden, zeigt uns viel Treffliches, und wir müſſen ſogar beklagen, manches hierin verloren zu haben. Aber darum darf unſere Zeit doch den Vergleich nicht ſcheuen. Denn auch das Herrlichſte, was die alte zum Ziel der Erziehung aufſtellt, die Seelenharmonie und Selbſtbeherrſchung im Einklange mit dem Volksleben wird durch die Idee der chriſtlichen, welche das alles in ſich ſchließt, aber vervollſtändigt, läutert, verklärt, unendlich übertroffen *). Wir dürfen nur nicht, wie es theilweiſe leider zu viel geſchehen iſt, und immer geſchieht, jenes Gute in der Jugendbildung verſchwinden laſſen, ſondern auch hierin die Alten als unſere Lehrer fortwährend vernehmen.

Man pflegt eine Menge Regeln, Handgriffe, Beobachtungen als Fortſchritte der Erziehungskunſt zu rüh-

*) „Das Chriſtenthum lehrt die beſte, die ewig ſichere und wahre Erziehung. Sie iſt ganz einfach. Das Kind ſoll chriſtlich erzogen werden, heißt: Eltern und Erzieher ſollen nicht ihr, ſondern Gottes Bild in die Seele des Kindes pflanzen, und darin wieder zu erneuern ſuchen; — — nicht ihren Idealmenſchen hineinkünſteln. Dadurch erſchweren ſie die harmoniſche Entwickelung von Innen aus, und verderben den ſchönen, den Kinderſeelen natürlichen Wahrheitsſinn noch obendrein oft für das ganze Leben. Dieſem Unheile ſteuert die chriſtliche Erziehung rein und durchaus.“

Horſt, Elona.

Erziehung? Wenn der Philoſoph Kant bemerkte: „Eltern erziehen gemeiniglich ihre Kinder nur ſo, daß ſie in die gegenwärtige Welt, ſey ſie auch noch ſo verderbt, paſſen. Sie ſollten ſie aber beſſer erziehen, damit ein zukünftiger beſſerer Zuſtand der Menſchheit dadurch hervorgebracht werde;" ſo führt das unmittelbar zu der Forderung an die Eltern, daß ſie ihre Fehlerhaftigkeit und das Bedürfniß eigener Beſſerung ernſtlich einſehen. Ja, wären einmal die Mütter recht Mütter, die Väter recht Väter, die erziehenden Perſonen alle edle Menſchen, die Lehren alle vernünftig, die Sitten durchaus rein, das häusliche Leben und das öffentliche in beſter Ordnung und Segensfülle — welches herrliche Menſchengeſchlecht würde uns dann in unſern Kindern, welches noch herrlichere in unſern Kindeskindern heranblühen, und welche himmliſche Nachwelt würde in der Menſchheit heraufgehen! Weil es aber mit dem Jetzt nicht ſo iſt, ſo können wir auch das Kommende nicht ſo erwarten. „Wie niederſchlagend!" — Das wäre es, wenn wir nicht eine höhere Ermuthigung hätten, und allerdings eitel genug zeigt ſich das ganze Thun und Treiben im Erziehungsgeſchäfte für diejenigen, die ſie nicht haben und nicht im Reiche Gottes wirken.

Die Menſchheit bedarf der Heilsanſtalt, und ſie iſt da, und wir brauchen nicht erſt zu ſinnen, wie wir ſie durch und für die Erziehung beachten, und könnten das auch nicht, und die ganze Weisheit der alten und neuen Denker, und alle Bildungsvereine, die großartigen wie die pedantiſchen, vermöchten es nicht. Aber eintreten ſollen wir in die von Gott geſtiftete Heilsanſtalt, wenn wir uns ſelbſt, unſere Kinder, die Nachwelt bilden wollen. Im Reiche Gottes geht auch nichts verloren, und da iſt die Arbeit auch der bekümmerten Mutter und des ſorgenvollen Vaters nicht vergeblich, wenn ſie durch den Geiſt, der in dieſem Reiche regiert, geleitet wird. Die

göttlichſte von allen Künſten iſt das Bilden nach dem Ebenbilde Gottes oder das Erziehen in dem chriſtlichen Geiſte.

Achtung und Liebe eurem Kinde! es iſt Gottes Kind. Achtung und Liebe jedem Kinde! auch dem armen und verlaſſenen! auch ihm werde eine gute Erziehung zu Theil! Fürſorge der Erwachſenen für die Jugend zu ihrer Bildung, nicht zur Ueberhebung, zu Hauſe, in der Schule, überall! laſſet euer Licht ihr leuchten! umgebt ſie mit edler Sitte, mit anziehendem Beiſpiele! Das Kind ſey Kind, Knaben und Mädchen ſeyen, was ihr Alter verlangt, der Jüngling wie die Jungfrau ſey beſcheiden heranſtrebend; von dem erſten Tage des Auflebens an durch das ganze Jugendalter hindurch rufe die erziehende Sorgfalt das Ebenbild Gottes hervor! Wie die Außenwelt in die Sinne des Kindes einſtrömt, ſo wachſe aus dem Grunde der Seele der Bildungstrieb ihr entgegen! wie ſich im weiteren Spiele der hervortreibenden Kraft die Eindrücke vielfach geſtalten, erzeugen, befruchten, erſtarke die innerlich bildende Kraft zum Geiſtesleben in Körperſtärke! wie die umgebende Welt die Jugendblüthe aufruft und bewegt, ſchaue der erſtarkte Menſch zu ſeinem Ideale hinauf, und bilde ſich ſelbſt aus, gottgefällig und der Welt wohlthätig! das iſt der Verlauf der Erziehung. Sie führe jeden zu ſeiner Beſtimmung, auch im kleinen Kreiſe, auch in niederem Stande, wie Gott es fügt. Auch ungekannt und äußerlich beengt kann dein Kind im Reiche Gottes groß und innerlich reich werden. Trachtet alſo nicht nach hohen Dingen für eure Söhne und Töchter, ſondern haltet ſie ihrer Lage gemäß eher zu den niedrigen, aber laſſet ſie darin nicht ſelbſt niedrig werden, ſondern lehret ſie auch mit wenigem zufrieden, im Kleinen groß, im Seelenadel erhöht werden! Faſſet vom früheſten an in euren Kindern den böſen Feind in die Augen, und laſſet ihn nicht im mindeſten aufkommen! Es iſt der

Egoismus, der im Knaben gern zum Stolze, im Mädchen gern zur Eitelkeit erwächſt *). Wachet für ſie, ihre ganze Jugendzeit hindurch, lehret aber ſelbſt, wie Chriſtus ſeine Jünger, euer Kind, jetzt noch eines der Kleinſten in ſeinem Reiche, wachen und beten! Und ſo ſey jede ſeiner Lebensſtunden von dem dämmernden Morgen an in der Gegenwart des Ewigen geheiligt, und wie die Stunde vorübergezogen bleibe ihr Licht wie ein Engel in der Seele, ſo begleite eine lichte Schaar daſſelbe bis in ſeinen vollen Tag, und durch ſein ganzes Erdenleben bis jenſeits hinauf.

Das will der Geiſt, welcher in Wahrheit erzieht, und alſo für Zeit und Ewigkeit. Wollen wir es denn anders? Wollt ihr denn nur für die Zeit erziehen? Für die gegenwärtige? Für eine zukünftige? Dann erreicht ihr vielleicht dieſes oder jenes nahe geſteckte Ziel, öfter aber verfehlt ihr auch das, und dann habt ihr alles verfehlt. Das eben iſt die Trauer ſo vieler Eltern und Erzieher **).

---

*) Und ſo iſt es eine unglückſelige Eitelkeit der Mütter, wenn ſie (wie eine Deborah in dem Vicar von Wakefield) die Eitelkeit ihrer Töchter, und eine noch unglückſeligere, wenn ſie den Stolz der Söhne ernähren. Hätte eine Cornelia, ſo preißwürdig auch übrigens dieſe Römiſche Matrone war (Geſch. d. Erz. S. 452.), nicht ihre Knaben als ihren Juwelenſchmuck vorgezeigt, und hätte ſie dafür die Frömmigkeit gehabt, lieber die Tochter des Scipio als die Mutter der Gracchen zu heißen, ſo wäre ſie in dieſen ihren Söhnen eine heilbringende Patriotin geworden, und in ihnen wäre nicht das Unheil Roms heraufgerufen worden. Das fing mit eben dieſer Cornelia an.

**) Und — der Familien, da ſie doch nicht einmal ein Mittel dabei finden, ihre zeitlichen Güter bis über das 3te Glied hinaus zu vererben. Ja, iſt es nicht die Trauer der Völker, der Reiche, der Welt in ihrer ganzen nichtigen Herrlichkeit? Wo anders als im Göttlichen wird das bleibende Heil auch der Erziehung verheißen?

Möge man sich also das Bild der christlichen Erziehung ausmalen, wenn auch begeistert wie durch einen Blick auf ein Meisterbild einer heiligen Familie: es ist keine Poesie, sondern Lebenswahrheit, wenn man nur wollte, Lebenswahrheit, die zur alltäglichen werden kann.

Wollt ihr sie in eurem Hause sehen? Nun wartet und pflegt und erzieht nur eure Kinder nach jenem Geiste, da werdet ihr sie bald erfahren, und vielleicht wird eure Erwartung noch übertroffen. Wird dann so eine Familie das Beispiel für die andern, erwacht so der schönste Wetteifer, — statt jenes unheilbringenden im heutigen Luxus — dann bildet sich in eurem kleineren oder größeren Kreise eine Sitte, gleich einem Garten, worin eure Kinder aufblühen, und aus welchem Para-

---

Wir möchten hierbei noch den Blick auf einige Bilder der alten Welt werfen, während wir ihn gern auf eine bessere Zukunft richten. Dort erwuchs der Sohn der Thetis bei einem Cheiron mit Lyra und Bogen: er bringt den Untergang jener blühenden Stadt und findet da den seinigen. Ein Scipio muß die weltbandelnde Stadt Karthago in Schutt umstürzen: er weint bei diesem Anblicke, er denkt an den Wechsel der Dinge, der auch seiner Roma bevorstehe (wie er selbst seinem Lehrer Polybius sagte, s. dessen Reliqu. 39, 3.), er trauert über das Schicksal der Menschen, der Städte, der Völker, der Reiche — „wie einst auch Ilium, die wohlgebaute Stadt, wie die größten Mächte alter Zeit, der Assyrer, Meder, Perser, wie die in neuer Zeit über alle aufglänzende der Makedonier — wie alle, alle dieses Schicksal erfuhren, und er bricht, war es absichtlich oder unwillkürlich, in die Verse Homers aus (Il. 6, 448 fg.):

Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst, und das Volk des waffenkundigen Priams."

So im Großen, so im Kleinen! Also erzieht zum Höheren der Menschheit das Volk und das Kind! Und dazu ist uns der rechte Quell eröffnet.

dieſe ſie nicht vertrieben werden, müßten ſie auch im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod eſſen, und die Nachwelt wird in eurem hinterlaſſenen Segen euch danken. Denn das geht weiter und weiter in größere Kreiſe, und ſo erwächſt aus der chriſtlichen Familienerziehung die wahre National- und Volkserziehung, und die höher ſteigende Bildung der Menſchenwelt.

Wir gaben überall Winke, wie z. B. die einfache Lebensweiſe, die naturgemäße Gewöhnung des Kindes in Speiſe und Trank, die Uebung der Sinne und Körperkraft, die ſittliche und überhaupt die geiſtige Bildung durch die einzelnen jungen Leute hindurch in das ganze heranwachſende Geſchlecht bildend einfließt, und es iſt leicht einzuſehen, wie ſich auf dieſem Wege nicht nur der Familienſchlag, ſondern auch die Nation ſelbſt veredeln müſſe. Allerdings iſt die Erziehung, wir meinen die wahre, auch nach den Nationen verſchieden, ſelbſt nach den Europäiſchen gebildeteſten, wenn ſie ſich gleich gegenſeitig ihre Cultur mittheilen, und die Deutſchen und andere Germaniſche Völker müſſen dieſes und jenes in der Behandlung der Jugend anders haben, als z. B. die Franzoſen und Engländer; ja die Stammverwandten ſelbſt haben mit Recht ihre Eigenthümlichkeit, ſo gut, wie ſie jedem einzelnen Kinde in der Erziehung zuerkannt wird. Aber der Geiſt der wahren Erziehung iſt derſelbe, die Geſetze ſind dieſelben, die Hauptregeln dieſelben, das Ziel der Menſchheit daſſelbe. Das Einzelweſen und das Ganze ſeines Volkes ſteht in einem lebendigen Organiſmus, dieſen eben ſoll jener Geiſt verſtehen und bilden. Darin waren die Geſetzgeber des Alterthums groß, ſie einigten die Erziehung ihres Volkes mit der jedes Kindes; uns aber iſt das Größere geworden, das die jedes Kindes mit der unſeres Volkes und mit der der ganzen Menſchheit innigſt vereint, und

den glücklichſten Erfolg, wenn auch erſt in langſam Sternenbahn, verheißt. Das zu erlernen iſt die Aufgal unſerer Erziehungslehre. Hierzu müſſen wir uns de auch ihren Hauptzweig bekannt machen, den Unterri der Jugend.

Nachwort.

Mit demſelben Gefühle ſchließen wir dieſes Syſtem der Erziehung, wie wir uns die Grundſätze derſelben in ihrem Zuſammenhange zu nennen erlaubten, mit welchem wir die Geſchichte der Erziehung beendigten. Das Streben, das durch Verſuche und Erfahrungen hindurchgegangen, um die Menſchheit von Geſchlechte zu Geſchlechte durch die Jugendbildung ihrem Ziele näher zu führen, begleitet uns auch bei dem Nachdenken darüber, wie ſo etwas von uns am beſten geſchehen möge, und bei den Vorſchriften, die wir hierzu ertheilen. Aber wie vor uns, ſo iſt es heute: die Idee der Erziehung ſoll ſich fortwährend entwickeln, und fortbildend immer in das Leben eingehen. Wer hierin wirkt, möge ſich alſo durch ein unverdroſſenes Studium das aneignen, was die Hiſtorie und die Theorie bis jetzt an die Hand geben; beſeelt ihn dann Liebe zur hochwichtigen Sache, ſo wird er auch einſehen, daß der Buchſtabe wenig hilft, wenn der belebende Geiſt fehlt. Der Verfaſſer fühlt alſo, wie viel da noch zu thun und zu lehren iſt, und ſo gewiß er in der Ueberzeugung lehrt, daß er den rechten Weg vorgezeichnet habe, ebenſo ſieht er auch, daß noch vieles zu lehren ſey, weiß, daß noch vieles zu berichtigen ſeyn wird, und möchte nur jede Abirrung, zu welcher er etwa, obwohl unbewußt, verleiten könnte, wenigſtens durch

dieſe Erinnerung verhüten *). Darum bittet er denn die Eltern, Erzieher und Lehrer, ſo wie er ſie als ſeine

*) Wir führen bei dieſer Gelegenheit noch etwas an, das in die Geſchichte der Erziehung, jedoch auch hierher, gehört, aus zwei Engliſchen Claſſikern, der eine noch vor Lockes Werke, der andere nachher (Geſch. d. Erz. II. S. 407.) Der erſte iſt der berühmte Dichter des Verlornen Paradieſes, der zweite der berühmte Verf. des Dorfpred. von Wakefield. Jener, Milton, ſchrieb gegen das J. 1650 a small tractate of education to Mr. Hartlib, worin er auf wenigen Blättern hauptſächlich eine beſſere Wahl und Behandlung der Lehrgegenſtände empfiehlt. Es waren damals die großen Bewegungen ſeit Cromwell, und er erwartet die Rettung ſeines Vaterlandes hauptſächlich von einer verbeſſerten Erziehung. Dabei bekennt er: „es iſt nicht meine Liebhaberei nachzuforſchen, was manche moderne Janua's und Didaktica's (das geht wohl auf die Jan. reser. und Nova Did. Comenii, vgl. Geſch. d. Erz. II. S. 397.), und mehr als ich je leſen werde, projectirt haben ꝛc. — ich will mittheilen, wozu mich die Nachforſchungen in religiöſer und politiſcher Erkenntniß gebracht haben. Das Endziel alles Lernens iſt, den Ruin (ruins) unſerer erſten Eltern zu repariren, indem man die rechte Erkenntniß Gottes wieder gewinnt, und hierbei Gott lieben, ihm nachahmen und ähnlich zu werden lernt ꝛc.“ Dieſer Gedanke, der ſeine Erläuterung durch Miltons relig. Grundſätze erhält, ſteht übrigens dort im Zuſammenhange nicht ſo engſinnig da, als er ſo einzeln erſcheinen mag. — Der andere Schriftſt. Oliver Goldſmith ſchrieb ebenfalls eine nur kleine Abhandl. on the education of youth (S. Essays etc. 1821. p. 21 fgg.), worin er ſagt: da wenige Gegenſtände ſo wichtig für die Geſellſchaft ſind, ſo iſt auch über wenige häufiger geſchrieben worden. Indeſſen iſt es etwas befremdend, daß dieſes faſt von allen nur in declamatoriſcher Weiſe geſchehen. Sie haben ſich über den Nutzen, den die Erziehung für das Individuum und für die Geſellſchaft hat, weitläuftig ausgelaſſen, und in das Lob einer Sache verbreitet, das doch niemand ſo keck iſt, nur in Frage zu ſtellen. Statt daß jeder ſeinem eignen und ſonderbaren (whimsical) Syſteme ſich nur hingiebt, hätten ſie beſſer gethan, wenn ſie mehr mit Wiſſenſchaft und Beobachtung klar und einfach gelehrt hätten. In dieſer Sache iſt ſchon der kleinſte Irrthum von den gefährlichſten Folgen, und wer darüber ſchreibt, bedenke, daß man ſich ſchon bei der kleinſten Abirrung von dem rechten Wege an dem heranwachſenden Geſchlechte vergreife.“

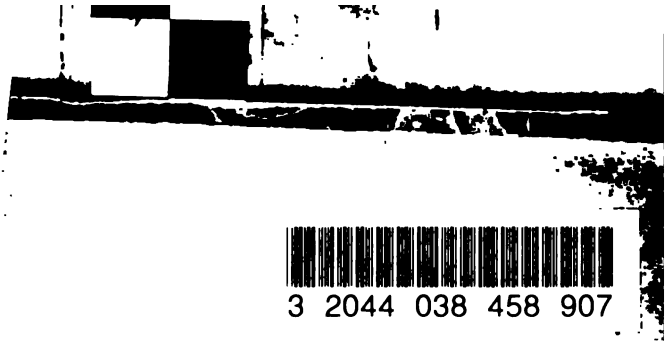
Leſer denkt, daß ſie alles Einzelne durch das Ganze erklären, und ſich überhaupt den Geiſt der wahren Erziehung aneignen. Zu dieſem hinzuweiſen war unſer Zweck, und iſt es auch im folgenden Bande. Man wird hierbei manchen Grund finden, warum in dem erſten mehreres vorkommt, das in Nebenſachen unſerer Geſchichte abzuſchweifen ſchien, und wird auch lieber Wiederholungen als Auslaſſungen nachſehen. Der Verf. hat daher in dem Syſteme, ſo wie weiterhin im Unterrichte der Erziehung, häufig auf die beiden Theile der Geſchichte hingewieſen, mit I. und II. bezeichnet, bei dem erſten Th. öfters ohne ausdrücklich I. hinzuſetzen — weil er es für dienlich hält, die citirten Stellen dabei nachzuleſen.

Verbeſſerungen.

Seite 4 Zeile 7 in d. Anm. ſtatt wieder, lies wider.
— 6 — 12 v. u. iſt vor den Abſatz zu ſetzen 2)
— 9 — 14 v. u. fehlt hinter verwerf und S. 17 Z. 6 v. u. hinter Kopf das Zeichen »
— 17 — 6 v. u. in d. Anm. ſt. Gaert l. Geert.
— 18 — 6 ſt. ihnen l. ihm.
— 22 — 8 v. u. in d. Anm. ſt. Schulverlaufe l. Jahrm.
— 33 — 9 ſt. Phil= l. phil»
— 39 — 3 ſt. anorganiſchen l. anorgiſchen.
— — — 8 ſt. Zoolyten l. Zoolithen.
— 41 — 4 v. u. wie auch
— 45 — 3 iſt ſt. des; ein, zu ſetzen.
— 51 — 1 ſt. worauf l. hierauf.
— 53 — 1 u. 2 ſt. jene als — — dieſe als — — lies dieſe als — — jene als.
— 56 — 9 ſt. Embrio l. Embryo.
— 64 — 4 fällt das , hinter Menſchen weg.
— 70 — 19 iſt ein , hinter Gebirn zu ſetzen.
— 80 — 3 v. u. in d. Anm. iſt hinter ſey ein " zu ſetzen.
— 82 — 6 v. u. iſt hinter Allgemeinen ein : zu ſetzen.
— 84 — 19 iſt hinter $(\frac{497}{7})$ ein , zu ſetzen.
— 89 — 8 v. u. fehlt hinter Muſkeln das „
— 101 — 5 in d. Anm. ſt. denn l. den.
— 118 — 15 iſt vor Einſehen der Art wegzuſtreichen das
— 122 unterſte Z. iſt vor Blutumlauf zu ſetzen Veränderter.
— 212 — 14 iſt vor Thätigkeitstrieb zu ſetzen den.
— 221 — 15 iſt hinzuzuſetzen und umgekehrt ꝛc.
— 247 — 18 ſt. in den l. in dem.
— 250 — 11 ſt. welche — — verloren gehen, l. welche er — — verliert.
— 251 — 3 v. u. ſt. und frei l. ſondern frei.
— 266 — 6 in d. Anm. ſt. Schnurhaare l. Schnurrhaare.
— 277 — 2 iſt das zweite von wegzuſtreichen.
— 285 — 10 fällt hinter mehr das als weg.

Seite	286	Zeile	12 ſt. ein l. im.
—	290	—	5 v. u. ſt. Qualität l. Quantität.
—	525	—	11 fällt ihm weg.
—	526	—	5 v. u. ſt. in l. im.
—	536	—	4 v. u. ſt. das l. dem.
—	541	—	10 und 17 ſt. über l. unter.
—	545	—	4 v. u. ſt. Barks l. Banks.
—	571	—	7 ſt. gleich viel l. gleichviel.
—	586	—	10 v. u. ſt. vereinigte l. vereinigt.
—	591	—	14 v. u. fällt hinter Grundtugenden das , weg.
—	409	—	5 v. u. ſt. Junige l. innige.
—	442	—	6 v. u. iſt nach Das zu ſetzen Verbieten.
—	—	—	4 v. u. iſt hinter Rohheit ein ; zu ſetzen.
—	466	—	1 in der Anm. ſt. ein l. kein.
—	486	—	10 u. 11 in d. Anm. das " hinter Menſchenbildung zu ſetzen, und hinter ein wegzuſtreichen.
—	501	—	5 v. u. ſt. hates l. hat es.
—	523	—	13 v. u. ſt. welchen l. welchem.
—	541	—	8 v. u. ſt. ſicheres l. ſichreres.
—	568	—	3 v. u. ſt. der Morgenzeit am iſt zu ſetzen —, die Morgenzeit, am.
—	—	—	5 v. u. in d. Anm. ſt. olter l. alter.

Ein bedeutendes Verſehen iſt, daß S. 536 die Hauptüberſchrift fehlt Zweiter Abſchnitt und S. 552 ebenſo Dritter Abſchnitt; daraus iſt denn weiter das Unrichtige im Columnentitel entſtanden: Erſter Abſchnitt, wo es heißen ſollte: Zweiter Abſchnitt v. S. 536—552 und Dritter Abſchnitt v. S. 552—566; auch iſt von S. 537 an Kinderjahre immer wegzuſtreichen, und von S. 568 an alles auf dem Columnentitel außer Ueberſicht.


3 2044 038 458 907